Digitized by Google

1840 Bibl. Mont

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1817.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 1.

Anblick der europäischen Welt im Anfang des Jahres 1817.

(Als Einleitung.)

Christina von Schweden stand zu Rom einst entzückt vor der marmornen Bildsäule der Wahrheit, von Bernini's Meissel. Ein schöngeisterischer Kardinal näherte sich lächelnd der Königin, und sagte: „Ich bewundere mehr noch eine Fürstin, welche, was bei gekrönten Häuptern selten ist, die Wahrheit liebt." — „Aber es sind auch nicht alle Wahrheiten von Marmor!" erwiederte die Königin.

Wann hat die Weltgeschichte zu Fürsten und Völkern die Wahrheit furchtbarer und mannigfaltiger geredet, als in den letzten vierzig Jahren? Welch eine Verkettung von ungeheuern Schicksalen seit dem 21. Christmonds 1773, da das Volk von Boston in Nordamerika die Theeladungen zweier britischen Schiffe über Bord ins Meer stürzte, bis zum Sturz des riesenhaften Napoleon, der eine Welt verwüstete, die er zu beglücken berufen war? Aber die Wahrheiten gefielen nicht; vermuthlich weil sie nicht von Marmor waren zur Augenweide.

Seit mehr denn zwanzig Jahren erfüllten Frankeich und England den Welttheil mit Kriegen. Heut ruhn die Waffen. Ist Frieden?

Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien haben ihre alten Fürsten, diese beinah sämmtlich ihre alten Gebiete und Rechte wieder. Was durch den allesumwälzenden Sturm der Zeit aus den Fugen alterthümlicher Ordnungen gerückt war, hat sich wieder in das vormalige Geleis zurückgeworfen. Ist nun Ruhe?

Es ist kein innerer Friede, es ist keine wahre Ruhe. Die Fürsten stehen mit dem Schicksal ausgesöhnt; noch sind es die Völker nicht. Die Formen, welche vor einem halben Jahrhundert galten, sind gut oder schlecht, ganz oder theilweis, wieder ausgeflickt und hergestellt: aber die Menschen sind nicht mehr, die vor fünfzig Jahren lebten. Es regt sich ein anderes Geschlecht, mit einem andern Geist und Willen; so am Tajo, so am Ebro, so an der Seine und Tiber, so an der Elbe und Donau. Das ganze Innere des Welttheils zittert von fieberhaften Gährungen. Nur die Aussenenden, als gehörten ihre Bewohner nicht zur großen europäischen Familie, werden in jener Ruhe erblickt, die man daselbst schon vor einem Jahrhundert fand, und welche nur durch Angelegenheiten oder Leidenschaften der Beherrscher, nicht durch den Entwickelungstrieb der Beherrschten unterbrochen wird. So stehen ringsumher Dänen, Normänner, Schweden,

Digitized by Google

Russen, Polen, Ungarn, Griechen und Türken wie Zuschauer da; als Schauspieler die Nationen von England, Spanien mit Portugal, Frankreich, Italien, Deutschland, Helvetien und Niederland. Das Schauspiel selbst ist noch lange nicht beendet; der Knoten hat sich nur enger geschürzt. Der amerikanische Freiheitskrieg, dann die französische Staatsumwälzung, darauf die napoleonische Weltherrschaft, waren die drei ersten Aufzüge; das Jahr 1817 will den Vorhang zum vierten aufrollen.

„Nicht zuweit vor!“ rufen die Fürsten, oder vielmehr deren Höflinge, und die weiland bevorrechteten Stände. „Nicht zuweit zurück!“ rufen die Völker, oder vielmehr deren Sprecher, die Gebildetern aller Staaten. Jene stämmen sich auf das Recht des Herkommens, diese auf das Recht einer ewigen Wahrheit; jene haben die Gewalt der Waffen, diese die Gewalt der öffentlichen Meinung; jene möchten mit Kerkern, Verbannungen und Censuranstalten Schweigen gebieten, diese aber sprechen: Ihr könnet die Gedanken nicht tödten, und den Schrei der Natur nicht mit dem Wirbelschlag der Trommeln überlärmen!

Mit dem Mißmuth und Gehader der Geister verbindet sich alles Ungemach des Irdischen, wie es der Krieg herbeiführte. Der Handel und die Gewerbe stocken; die Auflagen sind allenthalben zu schwer; die Staatsschätze sind erschöpft; die meisten Länder liegen tief verschuldet. Noch brachte der regnerische Himmel des Jahres 1816 wo nicht Gefahr, doch die Furcht der Hungersnoth, als wollte er Ausbrüche der Verzweiflung beschleunigen helfen.

Die Nationen haben ihren Fürsten große Opfer gebracht. Wer läugnet's? Was haben Spanien, was Deutschland zur Rettung oder Sicherheit ihrer alten Thronen hingegeben? Sie gaben, zum Theil bis zur bittersten Verarmung. Wer hilft nun ihnen? Man muß den Reichthum und Wohlstand der Völker nicht nach dem Prunk ihrer Hauptstädte beurtheilen, sondern in den Haushaltungen der Dörfer und Landstädte erforschen. Denn das Volk ist das Volk; die Höflinge, die Minister, die Beamten und Soldaten sind es nicht. Herstellung oder Verbesserung der zerrütteten Staatshaushaltungen ist überall die große Aufgabe des Tages. Sparsamkeit an den Höfen wird am besten die Lücken ausfüllen, welche sich in Grundsteuern, Mauth- und Zolleinkünften immer mächtiger zeigen. Mit Vergnügen erinnert man sich des Wortes einer deutschen Fürstin, als sie an die reich besetzte Tafel eines ihrer Großen trat, und der Leiden ihrer Unterthanen gedachte: „Ich fürchte die vielen ausländischen Leckerbissen werden zu vielen inländischen Bemerkungen Anlaß geben. Mir würde noch wohler gewesen sein, hätte mich die Festlichkeit mehr an unser Land, als an Paris gemahnt.“

Jene allgemeinen Züge vom Zustand Europens zeigen sich uns in allen einzelnen Staaten, nur von den örtlichen Umständen anders geartet, wieder. — Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf sie. Solches scheint uns der würdigste Eingang zu einer Zeitschrift zu sein, deren Bestimmung ist, eine Reihe von Zügen zur Bezeichnung des großen Lebensgemäldes der heutigen Menschheit zu sammeln. — Am nächsten und wichtigsten unter den selbstthätigen Nationen steht uns die deutsche.

Digitized by Google

Seit Zertrümmerung der alten, morschen, schwerfälligen Reichsverfassung war Deutschland ein haltungsloses Staatengemenge; früher schon der Auflösung reif; längst ihrer werth. Die Völkerschaften hatten sich nie lieben, die fürstlichen Höfe einander nur in kleinlicher Staatskunst täuschen gelernt. Alle Vorurtheile, welche einen Staat verderben können, halfen hier verderben: Kastenunterschied, Stolz der Stände; Alleinerhebung des Geschlechtsadels; Verachtung der Sitteneinfalt und Gottesfurcht; Verfolgung freisinniger Schriftsteller; Lähmung der Preßfreiheit.

Aber der Kern des Volkes blieb unvergiftet, der Bürgerstand. In ihm war die meiste Kraft, die meiste Gottesfurcht, das meiste Licht. Daher, was durch die Fehlgriffe der fürstlichen Räthe, meistens von hohem, altem Adel, selten von hohem, altem Geist, oder durch Erschlaffung der Heere verloren gegangen war, rettete die Macht und Begeisterung des Volks.

Vor allen herrlich that Preußen: Es wusch die Schmach seines Heldenruhms in Frankreichs Blut rein ab. Lange sah man hier ein Volk stolz auf seinen vortrefflichen König; nun erblickt man hier einen vortrefflichen König stolz auf sein Volk. Es erwartet den Lohn seiner Opfer von der Gerechtigkeit seines Throns — ein freies, ehrenvolles Sein durch Stellvertretung vor dem Selbherrscher. Nachdem aber Frieden und Ruhm errungen war, traten die vom Augenblick der Noth zurückgeschreckten Anmaßungen des Vorurtheils und Herkommens wieder keck hervor gegen des Volkes Hoffnungen und Anrechte. Darüber erhob sich langes nicht immer mit Würde geführtes Streiten unter den Rednern der Parteien. König Friedrich Wilhelm, der Bürgerfreund, ließ schweigend die brausenden Meinungen vergähren, eh' er das große Wort sprach, dessen Werth nur von der Leidenschaftslosigkeit erkannt werden mag. Und schweigend hofft die Nation.

Auf wiedergewonnener breiten Ländermasse ruht Habsburgs altherrlicher Stuhl, fest durch Lieb' und Ergebenheit wackerer Völkerschaften, die, seit Jahrhunderten einer milden Staatsführung gewohnt, im Unglück geprüft, sich nur herzlicher um ihren Kaiser vereinigen. Die zerrüttete Staatshaushaltung ordnet sich wieder. Die ungeheuern Summen ausgegebenen Papiergeldes vermindern sich gemach. Der alte Glanz kehrt wieder zum Thron, die alte Behaglichkeit zur Nation zurück, und eine höhere, wissenschaftliche Bildung, eine ungefährliche Freiheit des Gedankens giebt dem Volke Oesterreichs immer mehr jene Spannkraft, welche der Staaten bester Schutz und Reichthum ist.

Was Sachsen an Umfang seines Gebietes eingebüßt hat, scheint es durch erhabeneren Gemeinsinn und innigere Liebe zu seinem Könige wieder gewonnen zu haben. Noch nie kam das Glück einer Nation aus der Größe ihres Landes, sondern ihrer Tugenden. Diese haben oft den Verlust äußerer Mittel reich ersetzt; nie hat die Menge der äußern Mittel den Mangel der innern dauerhaft vergüten können.

Glücklicher und größer ging Baiern aus den alles zerreissenden Stürmen des Krieges hervor; denn die feste angestammte Liebe des Volks zu seinem Vater, dem Könige, zerriß nie.

Digitized by Google

Der Heldenmuth der baierischen Heere, die Klugheit des Hofes in Würdigung des Augenblicks, und die Begeisterung der Volksmenge, die freudig jedes Opfer für das Vaterland und den Thron der Schyren brachte, machten diesen Staat unter allen Wechseln der Umstände bedeutsam. Er hat eine weise Verfassung, die auch Stellvertretung des Volks verheißt. Noch waren in der Ebbe und Flut des Glücks die Theile und Gränzen des Königreichs ungewiß geblieben; darum blieb die Verfassung in allen ihren Theilen einsweilen unausgeführt. Viel wird von Landständen geredet. Die Landstände des Alterthums, ihrem Zeitalter angemessener, waren in unsern Jahrhunderten des Untergangs würdig, weil sie nicht des Volkes, sondern nur ihrer Persönlichkeitsvorrechte Stellvertreter und Fürsprecher waren.

Darum verschwanden einst die alten Landstände Würtembergs, vom Volke unbeklagt. Um die Einführung neuer ist lange und eitel gehadert worden. Der letzte König von Würtemberg, vielleicht der geistvollste Mann unter den gekrönten Häuptern seiner Zeit, erkannte, daß in der allgemeinen Gefahr der Umwälzungskriege nur Diktatur das Vaterland vom Untergange retten konnte. Er rettete es durch eine Kraft, deren Spielraum ein größeres Reich, als das seinige, zu erfordern schien. Durch ungemessene Vielthätigkeit und Eigenmacht entfernte er sich viele Herzen; bereitete er aber seinem Thronfolger, Friedrich Wilhelm Karl, der sich unter den Helden des Befreiungskrieges auf Frankreichs Boden Ruhm erwarb, eine offnere Bahn zum Glück und ächtem Fürstenruhm.

Unter Deutschlands Herrschern steht Karl August, Großherzog von Sachsenweimar, herrlich ausgezeichnet. Er gab nach Nassau's edelm Vorgange seinem Volk das demselben gebührende Recht, ohne von einer andern Stimme dazu aufgerufen worden zu sein, als von der Stimme des ewigen Rechtes und der Liebe zu seinen Unterthanen. In dieser Liebe von seiner Gewalt und Freiheit aufopfernd, um die Einwohner seines Landes zu beglücken, gab er das Grundgesetz über die landständische Verfassung. Hier sind nicht die Landstände des Alterthums zum Schirm verworrener Vorrechte gegen einander und gegen den Thron; nicht jene Volksstände, Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand, deren Rechtsame immer mehr verwischt werden von der Hand der Zeit, — vor dem Gesetz soll Edelmann und Handwerker, Priester und Bauer gleich stehen; ein guter Staat soll keine Schooß- und keine Stiefkinder haben! — sondern eigentliche Landesstände: Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern, alle von selbstgewählten Stellvertretern dargestellt. Der Geistliche, der Krieger, der Edelmann, der Gelehrte, der Kaufmann, flicht sich in diese Reihen ein, wie vermuthlich noch ein organisches Gesetz bestimmter entwickeln wird, also, daß des Staates geistige und irdische Kraft im richtigen Ebenmaaße ihre Stimme vor dem Thron empfängt. Als erstes Kleinod in diesem Grundgesetz glänzt, vom Großherzog aus freiem Trieb und mit eigner Hand eingefügt, die Anerkennung des Rechtes auf Freiheit der Presse. Dieses gilt für sich allein so viel, als die breiteste magna charta libertatum.

Unaussprechlich litt in den Kriegsstürmen das Großherzogthum Baden. Das Gebiet der hochedeln Zäringer schien nur erweitert worden zu sein, um die Leiden des Staats zu ver-

Digitized by Google

größern. Das Volk von Kriegslasten niedergebeugt, ward noch durch die Unbill der Natur in rauhen Gegenden, durch Mißerndten vieler Jahre, zur tiefen Verarmung erschöpft. Wenn manches den Wechseln der Staatseinrichtung, oder den Mißgriffen der Staatsführung selbst zuzuschreiben ist, mehr noch und das meiste von allen Uebeln, den Kriegen und Fehljahren. Aber in der Volksliebe und Gerechtigkeit, die seit Jahrhunderten die Fürsten des Hauses Baden vor allem auszeichnete, ruht auch jetzt die Bürgschaft einer bessern Zeit für das Land. Selbst die Großherzogin nimmt an der Seite ihres Gemals lebendigen Antheil an Wiederherstellung des öffentlichen Glücks. Man weiß von ihrem Aufenthalt in den Bädern zu Griesbach, von ihren Reisen durch das Land, wie sie unaufgefordert, in Begleitung weniger Vertrauter, in die Hütten der Landbewohner ging. Hier füllten ihr die Ueberzeugung von des Volks unerschütterlicher Treue gegen seinen angestammten Fürsten, hier die Erzählung des gegenwärtigen Drangsals, oft das Auge mit köstlichen Thränen, und mancherlei gestaltete sich vor ihrem Geiste in der Mitte des Volkes anders, als es, vom Throne herabgesehen, erschienen sein mogte.

Mit schonender Milde waltet der Großherzog von Hessendarmstadt, geräuschlos, weise; mit strenger Vorliebe zum Alten der Kurfürst von Hessenkassel, welcher, alles Neuerthums Feind, selbst die Denkfreiheit bindet, und die Freiheit der Presse, wie kein anderer deutscher Fürst, einzwängt, um das Volk von Bedürfnissen zu entwöhnen, die er dessen Wohlfahrt nachtheilig erachtet.

Gränz- und Rechtebestimmungen nach außen, und Wiederausbesserung des Staatshaushalts im Innern beschäftigt die meisten Fürsten Germaniens vorzugsweis. Dazu werden zahllose Pläne entworfen und verworfen, die zuletzt alle auf neue Besteurungsarten der Unterthanen hinzielen, welche erst um neuen Wohlstand seufzen. Wohl nur wenige deutsche Länder mögen sich des Glückes freuen, welches das Fürstenthum Lippe genießt, wo noch heute nicht mehr Abgaben verlangt werden, als im Anfang vorigen Jahrhunderts bezahlt wurden, und Accise- Kopf- oder Stämpelabgaben nur dem Namen nach, aus den Klagen andrer Völker bekannt sind.

Mit der Eröffnung des Bundestages zu Frankfurt am Main regen sich neue Erwartungen der gesammten germanischen Nation. Die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung sind gezogen, durch welche die acht und dreißig verschiedenen Staaten Deutschlands ein Ganzes bilden sollen, für Sicherheit gegen außen, für Handhabung der Gerechtigkeit und Freiheit im Innern. Es erhebt sich das Geschrei von vielerlei Meinungen im Volk. Die einen, stolz auf ihr Deutschthum, wünschen die gesammten deutschen Stämme zu dem gemacht und verschmolzen zu sehen, was sie nie waren, zu einer großen Nation; wünschen Auflösung der vielen kleinen Theile in einzelne, mächtige Gesammtheit. Dawider sträubt sich Recht und Stolz der Fürsten und das Leben selbstständiger Völkerstämme, und das bessere Wissen derer, welche erkennen, daß Deutschlands Freiheit, wissenschaftlicher Aufschwung und weltbürgerlicher Hochsinn die Folge seines Bestehens in mancherlei Staaten und im Verein durch Sprache, Gemüth und Thronenverkettung war. — Andere fordern einen engen Bundesstaat, vielleicht dem nordamerikanischen oder helvetischen ähnlich gestaltet, wo alle Theile des Ganzen soviel von ihrer

Selbherrlichkeit aufopfern, als genügt, um die Stärke des Ganzen gegen das Ausland, und im Innern ein wohlthätiges Gleichgewicht Aller zur Eintracht ungebrochen zu erhalten. — Wieder andere verzweifeln an der Möglichkeit einer so innigen Bundesschaft, wegen der Ungleichheit der Bestandtheile. In einem Bunde soll die möglichste Rechtsgleichheit der Glieder obherrschen; dazu ist die möglichste Gleichheit der Gewalt unentbehrliche Grundlage. Diese fehlt. Zween, gegen die andern übermächtige, Staaten, der eine im Norden, der andere im Süden, heben die Gleichheit auf. Nur ihr Gleichgewicht schirmt Germaniens Freiheit und innere Sicherheit. Die zwischen beiden Reichen gelegenen kleinern Staaten sind nur die Zunge der entgegengesetzten Wagschaalen. Daher schien manchen gerathener, oder natürlicher, aus Deutschland keinen Bundesstaat, sondern einen Staatenbund geschaffen zu sehen, und zwar also, daß der doppelköpfige Adler des Reichs ein Sinnbild der Gesammtheit würde, indem sich der Norden und Süden unter Preußens und Oesterreichs Vorstand vereinigten.

Auf einen Staatenbund, zwar vielleicht aber nicht auf einen solchen, deutete der Graf von Buol-Schauenstein hin, am Eröffnungstage der Bundesversammlung am 5. Wintermonds 1816. Mögte es denn endlich nur wesentlich-wahrer Staatenbund sein, nicht blos Fürstenbund werden. Denn in jenem wären Fürsten und Völker zugleich gedacht, und beide, als Theilnehmer am großen Vertrage, dargestellt. Ein Bund der Fürsten, in welchen ihre Familienrechtsame alles, die Rechte der Völker nur sehr untergeordnet gelten, überlebt selten nur das Leben derer, die ihn schlossen. Ein deutscher Fürstenbund, — das ist ohne höhere Weissagungsgabe zu weissagen, — wird kaum einige Jahrzehende bestehen; dann neuer Zerfall erblickt werden. Völker haben längeres Leben, als Fürsten, und ihre Grundverhältnisse zu andern sind bleibender, als die Angelegenheiten eines Fürstengeschlechts. Darum soll, wenn für Jahrhunderte gerechnet wird, Staatenbund sein. Aber noch einmal sei es gesagt: so wenig ein Volk ohne Haupt, eben so wenig ist ein Fürst ohne Volk, ein Staat. Fügen wir übrigens hinzu: Zu dem, was Völker werden können, reifen sie langsam. Die Natur schreitet mit gemessenem Schritt, doch unaufhörlich vor. Die Urbilder vom Vollkommensten mögen den Weisen der Nation zusagender sein, als die Unvollkommenheiten der Gegenwart. Aber die vollkommenste Verfassung ist nicht die, welche sich dem Urbilde der Staatsweisen, sondern dem Bedürfniß und Gesittungszustand der Nation am gemessensten anschmiegt. Keine Verfassung ist allen Völkern und Zeiten, kein Kleid jedem Menschen in seinen verschiedenen Altern und Beschäftigungen, gerecht.

Preiswürdig steht das neue Königreich der Niederlande da; preiswürdig, nicht wegen der persönlichen Vortrefflichkeit des Königs oder seiner Räthe, denn ein König ist sterblich! — sondern wegen seiner edeln Verfassung, dem Jahrhundert gemäß, und daß Fürst und Staatsversammlung fest und treu an einer solchen Verfassung halten. Denn wir haben in vergangenen Jahrzehenden wohlerfahren, daß freisinnige Staatseinrichtungen oftmals nur den Völkern gegeben wurden, um diese, unter dem glänzenden Mantel von jenen, frecher

aussaugen und würgen zu können; oder daß man wohl Lust hatte, den Ruhm des Guten zu tragen, aber keinen Muth hatte, ihn zu behaupten. Es hat den Anschein, der König der Niederlande werde andern in Europa zeigen, wie man es anfangen müsse, Völkerschaften, verschieden in Sprachen, Glauben, Sitten, Gewohnheiten und Denkarten, Völkerschaften die sich selten zu lieben geneigt waren, nun unter einer Krone verbunden, mit einander auszusöhnen und in Einheit zu verschmelzen. Das hielt man bisher für schwer. Das Geheimniß der Fürstenkunst liegt in der eignen Tugend der Staatsführer nicht allein, sondern auch in der Güte der Verfassung, die den Völkern das Gefühl ihres Selbstwerths läßt. Holländer und Flamänder hatten dieses noch nie verloren.

Die helvetischen Völkerschaften, die vor Zeiten auch nur einen Staatenbund ausmachten, haben sich gegenwärtig mehr dem Begriff und Wesen eines wahren Bundesstaates genähert. Alle vereint nun, nach langen Entzweiungen, ein Vertrag, ein Schwur, ein Gemeininteresse. Was auf ihren Tagen die Mehrheit entscheidet, ist des ganzen Bundes Gesetz. Vorherrschend ist der Wille keines Einzelnen, darf es nicht sein, kann es nicht sein, weil alle mächtiger sind, als der Stärkste unter ihnen. So stehen zwei und zwanzig Freistaaten, von verschiedenen Verfassungen, Sprachen, Kirchen, Sitten, und Bedürfnissen, als ein Einziges da. Die Armuth des Bodens und tausendjähriges Herkommen macht diesen Völkerschaften die Freiheit zum unwandelbaren Bedürfniß. Hätte Napoleon jemals die Schweiz mit Frankreich vereint: von hier aus würde in blutigen Aufrühren seine Gewalt zum ersten gebrochen, und die Gährung übe̊r Frankreich verbreitet worden sein. — Die eigenthümliche Stellung Helvetiens zwischen vielerlei Staaten und nebenbuhlerischen Nationen, führte schon seit Jahrhunderten die Neigung zur Unpartheisamkeit bei den europäischen Händeln in das Gemüth der Eidsgenossen. Der Werth schweizerischer Unpartheisamkeit für die großen Mächte ist selbst von diesen oft, und neulich auf dem Fürstentag zu Wien feierlich noch und auf immer anerkannt. Ungestraft hätte sie Napoleon nicht verletzt. Die Schweizer, ohne Begierde nach Erweiterungen ihres Gebietes, sogar jeden Zuwachs desselben fürchtend, scheuen in den Angelegenheiten des Weltalls eine Rolle zu spielen. Nicht stark genug, ihren Nachbarn furchtbar zu werden, sind sie redlich und wissenschaftlich gebildet genug, ihnen achtbar zu sein, und immer durch angestammte Tapferkeit bedeutsam in Tagen der Noth. Es kommen Stunden, in welchen auch der Schwächere von den Umständen eine Stärke empfängt, die ihn zum Entscheidenden machen kann.

Im Innern der Eidsgenossenschaft herrscht Friede; wenn schon nicht aller Orten Zufriedenheit mit dem empfangenen Loose. Noch regt sich hin und wieder der Partheigroll aus den Zeiten der Staatsumwälzung; aber er ist ungefährlich und wird aussterben. Zwiste der Meinungen um das Bessere sind die Würze, welche die Freiheit erhält, daß sie nicht faul werde. In Despotien waltet in todtenhafter Stille nur einerlei Wille und nur eine Meinung — darum sind es Despotien. Aus der Zerstörung erblühen die kleinen Freistaaten mit verjüngter Kraft hervor; einige lebendiger, andere träger, je nach dem Maas vorhandener Geistesreife im Volk.

Mehrere haben vortreffliche Bildungsanstalten für ihre Bürger; einige sogar Preßfreiheit; alle bessere Einrichtungen ihres Haushalts, denn zur Zeit der alten Eidsgenossenschaft. Zürich führte in schicksalsvollen Zeiten den Vorsitz auf den Tagsatzungen mit Würde; mit dem ersten Januar 1817 empfängt Bern für zwei Jahre die Leitung der Bundesangelegenheiten.

Seit das alte Rom einst, in der Beute einer von ihm ausgeplünderten Welt schwelgend, die Einfalt der Sitten und die Freiheit vergaß, hat Italien die Freiheit oft wieder gerufen, nie wieder finden konnen. Es fehlte nicht an einzelnen, die wohl von den Erinnerungen einer herrlichen Vorwelt berauscht, deren Ruhm zu erneuen wünschten. Gleichwie in Deutschland es viele gegeben, (doch waren es weder Fürsten noch Reichsritter) welche, hochherzig mit reinster, großsinnigster Vaterlandsliebe, ganz Germanien gern zu einem einzigen Staatsganzen verschmolzen gesehen hätten: so gab es dieser gutmüthigen, begeisterten Träumer auch in Italien viele, welchen Italiens Einheit das Höchste alles staatsbürgerlichen Strebens war. Sie sprachen, sie schrieben, sie handelten dafür seit Napoleons Sturz mit verdoppelter Lebhaftigkeit. Sie mißbrauchten dafür selbst den altehrwürdigen Orden des Maurerthums, und hofften, als dessen Carbonari, um so wirksamer zu sein, je geheimnißvoller sie dem Ziel entgegenschritten. Aber die Masse des Volks lag träg und schwer unter den Urbildern des Besten. Es begehrte Herren. Ein neues Bild, ein neuer Sang auf den Bühnen, galt ihm mehr, als die rauhe Tugend der Catonen und Cincinaten; oder Kraft und Glanz eines einzigen Throns für die gesammte schöne Halbinsel.

Die weiland cisalpinischen und venedischen Freistaaten gehorchen dem väterlichen Gebot Oesterreichs. Das Sträuben der Wenigen, welche Italiens Selbstständigkeit wünschten, ward ohne Mühe vereitelt. Des deutschen Kaiserhauses Macht und Güte zähmt oder gewinnt alle. Tiefes Schweigen herrscht in den sardinischen Landen. Ein bedeutungsreiches! — Noch hat Genua sein Dasein nicht vergessen. Auch die Lumpen des Bettlers dünken der Lebenslust reizender, als ein goldner Todtensarg. Und in Savoien und Piemont hat, durch vieljähriges Theilnehmen an den Welthändeln, sich eine Ansicht und Klarheit vom Wie und Warum der Dinge, von öffentlichen Pflichten und Rechten, mit einem Wort ein Geist gemein gemacht, der vielleicht keinem Kloster entflammt ist, und wohl schwerlich in ein Kloster zurückkehrt. — Den frommen Papst, den Märtyrer des Zeitalters, panem et circenses, Wallfahrten und sogar einige Kunstwerke haben die Römer wieder. Mehr bedürfen sie zu ihrer Glückseligkeit nicht. Papst Pius der Siebente verdient vielleicht noch weit höhere Beachtung als Staatsmann, denn als Haupt der altgläubigen Kirche. Er ist einer von den Wenigen, die aus der Schule des Unglücks Weisheit heimbrachten. Weit entfernt alles zu verwerfen und auszutilgen, was die staatsumwälzerischen Zeiten Lobwürdiges gebracht, eben weil sie es gebracht hatten: behielt er Motu proprio das Bessere zum Glück seiner Unterthanen gern bei. Wahrlich wenn einmal die Fürsten volkischer denken lernen, werden die Völker fürstlicher gesinnt sein. Daran hatte es bisher gefehlt in vielen Gegenden; darum die Zwietracht an manchen Orten. — Neapel hat seinen

Fürsten zurück. Es scheint nicht geläugnet werden zu können, daß die Staatsführung Joachim Murats, des ehemaligen napoleonischen Königs, wohlthuend auf diesen Staat eingewirkt, wenigstens die Straße zum Bessern angebahnt habe. Wir wissen, was dieses Land vor dem gewesen. Eine Feuersbrunst zwar ist ein grosses Unglück, wenn sie eine Ortschaft in Asche legt; doch pflegt auf der Brandstätte sich das Verlorene prächtiger herzustellen, als es gewesen, und ein Wohlstand zu erzeugen, der den ersten übertrifft. Denn das Unglück reizt die im Glück erschlaffte Kraft, und macht den Menschen seiner selbst würdiger. Kein Glück hat der Welt noch je so viel Gutes gebracht, als das Unglück.

Diese Frucht des Uebels, die in bittrer Schale süßen Kern verschließt, scheint auch den Kindern Portugals heilsam zu werden. Soults und Massena's Waffenzüge bis zu des goldnen Tajo Mündung rüttelten ein weiland rüstiges Volk aus dem hundertjährigen Schlummer wach, und binnen zehn Jahren erwarb es mehr neue Erfahrungen, Begriffe und Einsichten von andrer Nationen seitdem gemachten Fortschritten, als vormals in eben so viel Jahrzehenden. — Sein König zwar, seitdem er über das Weltmeer entfloh, verweilt in dem brasilischen Paradiese, ohne Sehnsucht Lissabon wieder zu sehen. Doch eine milde Staatsverwaltung tröstet über sein Fernsein. Spanische Briefe belehren uns, wie im Gewande alter Ordnungen ein neuerer, lebendiger Geist im Lande sich bewegt; Hinfälliges edler baut; Mängel verbessert; sich der Fremde treffliche Einrichtungen aneignet. England wirkt thätig dazu mit, und hegt, seines Vortheils willen, gern das edle Pflegkind. Im freisinnigen London werden die portugisischen Zeitschriften gedruckt, die am Minho und Duro gelesen werden sollen.

Abgeschlossener von fremdem, auch von Englands Einfluß, steht Spanien, mißtrauisch gegen das Künftige, wegen des Vergangenen; in sich selbst zwistig gespannt. Der König hasset die vormals in Spanien unerhörten Begriffe eines neuen Zeitalters, das ihm schmerzenvolle Jahre gebracht hat. Die Priesterschaft, in ihren alten, ungeheuern, doch beschädigten Reichthum wieder eingesetzt, leitet die glaubensvollen, starkmüthigen, genügsamen untern Klassen zum alt gewohnten Gehorsam gegen Kirche und Thron zurück. Die Inquisition, wenn sie gleich dem Himmel kein Auto da fé mehr darzubieten wagt, wirkt still. Ihre Diener ziehen geschäftig umher, doch minder schreckbar denn sonst, weil sie durch ausgezeichnete Kleidung kennbar für jedermann sind. Wo sie erscheinen, verstummt mitten im Kreise der Freude, das freie Wort.

Die schwere Verfolgung, welche über die Freisinnigen ergangen ist, die, weil sie für Spaniens Ruhm und des Thrones Rettung stritten und bluteten, dem Reiche das Bessere foderten: schreckte das Murren der Mißvergnügten in sich selbst zurück. Sie haben die widerspenstigen Begehren abgethan; niemand weiß, ob auch ihre Grundsätze?

Spanien ist durch den Aufruhr seines Amerikas, und durch die kriegerischen Verheerungen seines Innern tief verarmt. Der regsame Gewerbfleiß fehlt; aber auch die Wimpel der Silberflotten wehen nicht mehr nach den Küsten Europa's zu. Peru und Mexico wieder zu

erobern und zu bändigen, beut der König die Kraft seiner Heere auf, und fodert er das Geld des Mutterlandes. Daraus lassen sich viele Klagen erklären, die über die Pyrenäen her in den öffentlichen Blättern durch Europa gehen, selbst die von der Noth der unbezahlten Beamten, oder von der Verlegenheit der Kriegshauptleute in den Besatzungen bei rückständigem Solde.

Der altkastilische Stolz trägt sein Loos mit schweigendem Ernst. Ungestümer gebehrdet sich Frankreich unter seinem Schicksal. Herabgestürzt aus der alten Höhe, gebeugt in seinem Uebermuth, gemeistert von den Europäern, die es sonst mit seinen Waffen, Moden und Begriffen beherrschte, liegt es elend in tiefer Erniedrigung da. — Was Frankreich geworden, ist es durch die Schlechtigkeit einer langen Reihe seiner Beherrscher und durch ein unvermeidliches Verhängniß geworden. Aber die Nation ist, und bleibt, eine große, feurige, geistvolle, feinsinnige Nation, der Achtung anderer Völker würdig. Dieses tapfern, leicht entflammbaren, edeln Volkes in seiner Noth öffentlich spotten, ist abermals sträflicher Uebermuth; keinen Großsinn verrathend, sondern Stumpfsinn derer, welchen heut das wankelmüthige Glück lächelt. — Lasset uns edelmüthig, wenigstens gerecht sein, und nie vergessen, daß die französische Nation lange die Bildnerin Europens gewesen! — Jetzt ist sie unglücklicher, als sie jemals gewesen, und es ist kaum abzusehen, wie sie sobald zum innern Frieden gelangen soll, da sie größtentheils von dem Groll anderer Völker verbannt wird, zum Theil sich in den vorgefaßten Meinungen ihrer eignen Selbstsucht selber verkennt, weil sie die andern zu wenig kennt. — Sie ist von vieljährigen Umwälzungen, bürgerlichen und auswärtigen Kriegen erschöpfter, als sie selbst glaubt; verwilderter, und entsittlichter, als sie selbst weiß; zum kräftigen Wiederaufschwung gelähmter, als sie sich selbst eingestehen mag. Man muß Frankreich nicht nach Paris und den Pariser Zeitungen beurtheilen und messen. Nirgends ist weniger das Alles Gold, was glänzt, als hier. Es wüthet der Grimm der Partheien öffentlich und im Stillen durchs ganze Reich fort. Der Nachbar vertraut dem Nachbar nicht, und gewöhnt an plötzliche, fast unglaubliche Umschwünge aller bürgerlichen Verhältnisse, trauen wohl nur wenige dem, was heute ist, langen Bestand zu. Fremde Heere stehen, als siegerische Besatzungen, auf französischem Boden, von ihm ernährt, wie sonst Frankreichs Heere andere Länder bewachten. Ungeheuere Kriegszahlungen müssen dem Auslande gemacht werden. Die Abgaben bei allem jenen Ungemach und beim Stocken des Gewerbfleißes und Handels sind schwer drückend.

Unter Napoleons Staatsverwaltung betrug die jährliche Staatsausgabe bei günstigern Verhältnissen gewöhnlich sieben- und achthundert Millionen. Das Reich hatte eine größere Ausdehnung, und gegen vierzig Millionen Seelen. Die Beamten waren wohlbezahlt; empfingen ihren vollen Gehalt. Die Gewerbe blühten durch Abwehrung britischen Handels mitten im Kriege wieder auf. Jetzt sind die meisten, außer Dienst lebenden Hauptleute beim Heer kärglich auf halben Sold gesetzt; die Beamten müssen sich Abzug an ihrem Gehalt gefallen lassen, und die Staatsbedürfnisse, zu deren Bestreitung im Jahr 1816 beinahe neunhundert

Millionen Franken gefodert wurden, verlangen für das Jahr 1817 über tausend und acht und achtzig Millionen.

Der König sanft und von Herzen milde, in vielem dem unglücklichen Ludwig XVI. gleich, steht, gelehnt auf sein Erbrecht, geschirmt durch den Arm des verbündeten Europas, unterstützt von den Bessern des Volks, die sich nach des Vaterlandes Frieden sehnen, mitten unter den Gährungen der großen Menge tröstend, mahnend, warnend. Inzwischen ist kaum bald auf Frankreichs vollkommene Beruhigung zu zählen. Denn ungerechnet die Beweglichkeit und Unbeständigkeit französischer Gemüthsart, ungerechnet den allgemein empfundenen Schmerz der großen Demüthigung nach so vieljährigen Siegen, ungerechnet den Druck der Umstände, welcher, jede Kraft erschöpfend, auf Allen lastet, regen sich im Volke noch Ueberbleibsel fast jeder Parthei, die seit dem Jahre 1789 ihr Wesen getrieben.

Da sieht man noch den wegwerfenden Adelstolz und die Rache schreiende Wuth der ehemaligen Höflinge und heimgekehrten Auswanderer. Sie werden jetzt Ultra-Royalisten genannt, wie man sonst Ultra-Revolutionair sah. Sie wollen keinen friedlichen Abschluß der Staatsumwälzung, sondern Genugthuung in einer vollkommenen Gegenumwälzung. Sie fodern für ihre Gegner Verbannungen, Kerker, Blutgerüste; für sich Hoheit, Entschädigung, verlornes Eigenthum. — Da sieht man die Freunde einer gemäßigten Einherrschaft, die dem König aufrichtig ergeben sind, um der Karte der Freiheiten und Rechtsamen willen, die er gab. Sie vergessen den ihnen seit ihrer Jugend eingeimpften Haß oder die Verachtung gegen das bourbonische Haus, um des Vaterlandes willen. — Da sieht man noch viele der alten Schwärmer, welche ihren Glauben nicht verlieren können, daß Frankreich früher oder später doch wieder zur Gestalt eines Freistaates zurückkehren müsse. Bonaparte war ihnen als Mörder der Freiheit ein Gegenstand des Abscheues; noch weniger hat sie die Wiederkehr der vertriebenen Bourbonen erfreut. — Da sieht man die Menge stiller Verehrer Bonapartes. Sie nennen ihn nur „den großen Unglücklichen;“ geben zu, „ein großer Mann habe große Fehler.“ Frankreichs gegenwärtiger Zustand erhöht in ihren Augen noch den Glanz desselben unter Napoleons Herrschaft. Sie verzweifeln wohl an seiner Rückkehr und an seinem gewichenen Glück; wünschen dieselbe auch wohl kaum, aus Furcht vor dem Haß des übrigen Europas — aber ihr Gedanke grüßt um so lebhafter den Sohn desselben, den jungen Napoleon zu Wien; so wie andere, welche sich weder mit den Bourbonen noch den Napoleonen vereinbaren mögen, ihre stille Wünsche dem Herzog von Orleans zuwenden. —

Wer mag entscheiden, welche neue Erscheinungen früher oder später aus der Gährung aller dieser feindselig gemengten Stoffe hervortreten werden? Inzwischen läßt sich daraus das Räthsel lösen, warum man heut eben so entzückt das „lebe der König!“ wie sonst das „lebe Napoleon!“ oder das „lebe die Republik!“ schreit? Die besiegende, überwältigende Parthei schreit es von Herzensgrund; andere rufen aus Mangel an Grundsätzen, aus Leichtsinn oder aus schüchterner Klugheit nach. So scheint bei jeder Umwälzung das gesammte Volk plötzlich verwandelt, und sonach veränderlicher zu sein, als es ist. Nichts ist trüglicher, als die

staatsbürgerliche Freudenbezeugung der Franzosen; man nimmt die Heuchelei nur an der Uebertreibung ihrer Aeußerungen wahr. So sieht man jetzt Napoleons Bild ganz verschwunden, wenigstens öffentlich; hingegen Ludwig des Achzehnten Bild in jeder Stube. Bei jedem festlichen Anlaß wird das königliche Brustbild, selbst im Kaffehaus oder beim Speisewirth des Landstädtchens mit Bändern und Blumen geschmückt; man grüßt es abgöttisch, man küßt es mit Begeisterung; man steckt weiße Fähnlein aus allen Fenstern und Löchern. Jeder will den Ruf haben, gut königisch zu sein; keiner will hinter dem andern zurückbleiben, und sich durch einen Schein von Gleichgültigkeit bei der triumphirenden Parthei verdächtigen.

Ein anderer Geist waltet in Großbritanien. Der König, ein wahnsinniger Greis, blind, gehörlos, verschlossen in seinen Zimmern, weis längst nichts mehr von seinem Volke. Doch alles geht den großen gewaltigen Gang fort, unter der Leitung des staatsführenden Erbfürsten, seines geheimen Rathes und des Parlamentes.

Schon längst ward das Wesen und Dasein dieses Reichs vielen einsichtsvollen Männern zum Räthsel. Es hat in mehr als zwanzigjährigen, ununterbrochenem Riesenkampfe das nebenbuhlerische Frankreich überwunden, daneben mit seinem Golde andere europäische Könige zum Mitstreite unterstützt, und läßt kaum ein Zeichen der eignen Erschöpfung wahrnehmen, während andere Staaten des Festlandes ermattet ruhen. Es hält ein trefflich geprüftes Landheer, dem besten irgend einer europäischen Krone gleich, und daneben eine ungeheure Seemacht, der alle vereinte Flotten des Erdballs nicht gewachsen sind, weder an Stärke noch seemännischer Uebung. Und doch war längst geweissagt, diese unermeßlichen Anstrengungen würden Britanien in den Abgrund niederreissen. Es ruht auf der breiten Grundlage seiner Reichsschuld so fest und stolz und sicher, wie andere Staaten kaum auf der Fülle ihrer Schatzkammern. Es hat den Welthandel in seiner Gewalt; dadurch sind ihm alle Welttheile zinsbar; und doch herrscht Theurung im Innern des Landes; Abgaben und Anleihen sind unbegränzt und fast jedes Zeitungsblatt von der Insel meldet uns Aufstände und wilde Bewegungen der nahrungslosen Arbeiter. Es rühmt sich der vollkommensten oder gepriesensten Staatsverfassung und ausgezeichneter Staatsmänner: und doch ist sein Erbland der ewige Schauplatz des öffentlichen Elends, der Verwirrung und Empörung, seit Jahrhunderten; kein anderes europäische Land ist so unzufrieden und glückslos.

England hat wohl nie Furcht vor Frankreich gehabt; aber sie vor dem mächtigen Geist eines einzigen Mannes, der alles überwältigen zu konnen schien, vor Napoleon nicht verbergen mögen, der dem britischen Handel beinahe tödtliche Wunden schlug, die noch heut bluten. In der That ist zweifelhaft, welches der Ausgang des Kampfes gewesen sein würde, hätte Napoleon die wahre Größe besessen, welche er schauspielerisch glücklich in öffentlichen Aeußerungen vorspiegelte; hätte er im Glück mehr Mässigung, in den Mitteln mehr Rechtlichkeit und über kleinliche Leidenschaften der Eitelkeit, Rachgier und Eifersucht mehr Erhabenheit gehabt.

Nun Frankreich gestürzt ist, wird England allein walten in den großen Weltangelegenheiten. Unantastbar auf seinem Eilande, Beherrscher aller Meere und Indien, den Großhandel der Welttheile leitend, sieht der Britte stolz auf die übrigen Reiche. Möge er sich von einigen gehaßt, von andern gefürchtet fühlen: sein Gold macht ihm, wie es auch komme, Freunde und Diener. Er herrscht nicht mit dem Schrecken der Erobererwaffen, wie Napoleon, sondern durch freundlich-ernste Winke, wie der reiche Mann unter Weniger-Bemittelten, oder armen Zins- und Lehenleuten. Er droht kein Unglück; aber Entziehung seiner Gnaden. Er kennt keinen gefährlichen Gegner, keinen Nebenbuhler seiner Größe auf Erden mehr. Nichts ist ihm furchtbar, als das wachsende Verderben in seinem eignen Innern. Er empfindet seine Krankhaftigkeit und hält sich mit Arzeneien empor. Seinen Zorn scheut jeder. Er zeigt ihn selten, aber furchtbar. Das Unglück **Kopenhagens**, die Verwüstung **Washingtons**, die Beschießung **Algiers** sind entsetzliche Denkmale.

In allem, was Großbritaniens Staatsklugheit will, hat es durch die unzählbare Menge seiner Mittel leichtes Spiel. Selbst Napoleon in St. Helena und sein schrecklicher Name sind ihm unterthan; selbst die Raubstaaten der nordafrikanischen Küsten sind nur seine Werkzeuge. Es macht diese geschmeidiger, wird sie aber nie zerbrechen wollen.

Da steht **Europa** beim Anfang des Jahrs 1817, in dem Augenblick, da England ein neues Parlament, Deutschland einen neuen Bundestag, Frankreich eine neue Versammlung der Reichsabgeordneten eröffnet hat; in dem Augenblick, da überall die fremdartigsten Grundsätze, die unter sich widersprechendsten Ansichten der Dinge ihren Krieg erneuert haben: in dem Augenblick, da der Papst durch **Nuntien** und **Breve's** sein unsichtbares Reich wieder herzustellen trachtet, wo er Schwäche genug findet; in dem Augenblick, da der lieblose Sinn der **katholischen** und **protestantischen** Kirchen hier und dort wieder geweckt wird; in dem Augenblick, da man bald von Mördereien im südlichen Frankreich gegen die Evangelischen straflos verübt, bald von Klagen der Reformirten in Savoien, bald von Verfolgungen oder Unterdrückungen der Katholischen in Irland hört; in dem Augenblick, da die katholischen Fürsten Deutschlands zum Schirm ihrer Selbherrlichkeit an Abschließung freier Kirchenverträge mit Rom, die evangelischen hinwieder an Vermehrung der Feierlichkeit ihres Gottesdienstes, alle an größere Duldung jeder Glaubenspartheі denken, — in dem Augenblick, da der römische Edelmann freiwillig seine verderblichen **Lehenvorzüge aufopfert**, der russische sein Recht über **Leibeigenthum** hingibt, während in andern Gegenden der Adel nach **Herstellung alter Vorrechte** geizt, welche die Zeit verwirft; in dem Augenblick, da man hier den Fürsten alle **grenzenlose Gewalt** über ihre Völker einräumen will, während sich weisere Selbstherrscher anderer Orten, zur Sicherstellung öffentlichen Glücks, **freiwillig beschränken**.

Mit diesem Augenblick der Weltgeschichte beginnt auch gegenwärtige Sammlung von Beiträgen zur Geschichte unsers Zeitalters, von sehr achtungswürdigen Männern der verschiedensten Gegenden, den Zeitgenossen zur Verständigung der Gegenwart überliefert und der Nachwelt und ihren Geschichtsschreibern, als Stoff zum Gemälde unserer Tage. In dem was wahr ist, vermält sich jederzeit von selbst die Anmuth mit dem Nutzen. Darum soll auch Wahrhaftigkeit das erste Gesetz der Ueberlieferer sein, in so fern die Wahrheit schon im Kampfgewühl und unter dem aufliegenden Staub des Schlachtfeldes erkannt werden mag. —

Wenn Partheilosigkeit an sich unmöglich ist: haben wir doch das volle Recht, die Entfernung unedler Leidenschaftlichkeit von allen Ueberlieferern zu fodern. Unpartheiisch ist noch kein Sterblicher gewesen, und selbst die entfernteste Nachwelt wird es so wenig über uns sein, als wir es über die Schicksale vergangener Jahrhunderte sein können. Was ewig gut und recht ist, Glückseligkeit und Veredlung der Menschen durch Freiheit des Geistes, und diese durch Tugend und Wissenschaft, — dies war von jeher die Parthei, welche seit den ältesten Zeiten die Weisesten der Völker gegen die Freunde der Finsterniß, der Tirannei und des Tagesvortheils ergriffen haben. Noch am heutigen Tage bestehen diese Partheien; sie werden fortbestehen bis zu den letzten Augenblicken der Welt. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte vom Streit des Göttlichen und Ewigen gegen das Irdische und Vergängliche in ihr.

Wahrheit ist göttlich und des Preisens werth; Irrthum ist menschlich und der Verzeihung werth; Leidenschaftlichkeit ist rein thierisch und der Verachtung werth. Nach dem ersten sollen wir anringen; und können wir das zweite nicht meiden, sollen wir des dritten nicht schuldig werden. Dies mögte der Sammler gegenwärtiger Ueberlieferungen den Verfassern der Beiträgen zum Wahlspruch empfehlen, so wie er voraus erklärt, daß er gehässigen Ausfällen und persönlichen Beleidigungen in dieser Zeitschrift durchaus keinen Raum gestatten wird. Man tadle das Werk, aber schelte nicht die Person des Urhebers; man tadle das schlechte Gesetz, aber richte nicht das Gemüth des Gebers; man möge ein Buch elend finden, aber nicht die Person des Verfassers; man möge einer öffentlichen Verwaltung Nachtheile entschleiern, aber nicht die Denkweise oder Rechtschaffenheit der Verwalter verdächtigen. Für die Schlechtigkeit einer Sache läßt sich aus ihren Wirkungen der Beweis führen; für die Schlechtigkeit eines Gemüths keiner, wenn man nicht mit den Blicken eines Gottes sieht. Wer aber einen Verbrecher anklagen will, der klage ihn muthig vor der Behörde an, die ihn zu richten hat. Die Lesewelt ist keine Richterin. Sie kann den verschmitzten Verläumder nicht vom redlichen Mann unterscheiden. Wer aber zu feig ist für die Wahrheit oder Tugend, geräth billig in Verdacht, daß es ihm mit der Tugend und Wahrheit schlechter Ernst sei.

Aarau. H. Zschokke.

Berlin und der preußische Staat.

Staatsbürgerliche Geistesregsamkeit — Der König. Der Fürst von Hardenberg. Die Ministerien. — Neues Aufblühen der Hauptstadt; ihre Verschönerung; Museum; Gemäldesammlungen. Fabriken. Neue Wendung des Handelswesens. — Deutschthümerei. Turnanstalt. Getandel in kirchlichen Dingen. Weises Benehmen der Regierung.

Es ist wohl entschieden, daß seit dem Frieden von Paris ein anderer Zustand in den völkerrechtlichen Verhältnissen eingetreten ist, und man jetzt die Größe jeder Nation nicht nach dem Maaßstab der vormals großen Nation, welches ein Jahrzehend der Fall war, berechnen darf, sondern an einer jeden das ihr eigenthümliche Große erfasse, und aus diesem Standpunkt, den Gang, das Bestreben und das Wirken derselben, im Lauf der Zeit verfolgen muß, um zu erfahren, ob sie über den Punkt ihrer wahren Größe sich zu erheben oder unter denselben zu fallen begriffen ist.

Wahre Völkerwürdigung muß sich allmälig im Kreislaufe der Ideen entfalten. Es ist dem Beobachter ein weites Feld für seine Thätigkeit eröffnet; er hat, obgleich nicht solche berauschende oder betäubende Erscheinungen, wie diejenigen, welche Frankreich seit mehreren Jahrzehenden selbst dargeboten, doch aber für den Geist geeigneter, der ruhigen Beobachtung ansprechbarere Erscheinungen in der politischen Welt zu verfolgen.

Sehr richtig kann nun der denkende Beobachter entscheiden, was jedem Volke jetzt erb- und eigenthümlich an Nationalität ist, oder was diesem durch alle Prozesse, die die Natur oder der Lauf der Begebenheiten mit ihm vorgenommen, in Einigkeit verblieb. Er kann ermessen, ob es sich in dem ihm eigenthümlichen Kreis bewegt, oder über den angewiesenen Punkt emporzudrängen bestrebt.

Als die vormals sogenannte große Nation auch das Urbild für die Ansicht von einem Volke war, als sie den Namen abgab, wonach man jede andere Erscheinung, die man Volk nennt, beurtheilte, da mußte Volkseigenheit ganz untergehen, die Völker alle mußten sich bestreben, nach dem ihnen vorgestellten Muster sich ganz zu bequemen.

Nun dieser Maasstab zertrümmert ist, bleibt jedem Volke das Recht, in seiner Selbstständigkeit und Eigenheit zu erscheinen. Dem Beobachter ist nur anziehend, das Treiben und Wirken der Völker zu verfolgen, in wiefern jedes in seinem Bestreben sich als etwas Eigenes aufstellen, und die Ueberreste der Gleichmachung oder des Verähnlichungssystems, das die große Nation durch ihren Staatseinfluß zu bewirken suchte, verdrängen oder erhalten will, was sie überhaupt von ihren ehemaligen Ueberwindern an Sitte und Formen beibehält, und wie sie es in ihre Volksthümlichkeit einzureihen versucht.

In diesem Bestreben der Völker, wo jedes sucht eines Kernpunktes seiner Betriebsamkeit sich zu bemeistern, ist es nun wichtig, die Kräfte ins Auge zu fassen, die dieses Bestreben leiten: die Wirksamkeit der Regierungen und ihre Stellvertreter, die Staatsdiener.

Die Regierung und das von ihr bestellte Personale bilden gleichsam den Hebel oder die Abstoßungskraft, wodurch jede Nation abgehalten wird, in sich selbst auf einen Punkt zusammen zu fallen, und sie in dem Kreise der Nationen als eine wirksame Triebfeder für ihre Selbsterhaltung zu erhalten.

Hier zeigt sich nun dem Beobachter in dem Gange der Regierungen ein eignes Schauspiel. Die meisten sind unter dem Einfluß eines Hofes gestanden, wo ihnen alles Selbstthun und Ordnen gleichsam versagt war. Es ward ihnen das Maas für ihre Betriebsamkeit vorgelegt, und Napoleon brachte es endlich dahin, daß er in dem größten Theil seiner Verbündeten den Abglanz oder Abdruck seiner eignen Form sah, so, daß der größte Theil der Regierungen, durch dieses eingeschnürte Dasein außer Gewohnheit gesetzt, selbstständig oder zum wenigsten eigenthümlich den Gang der Regierung zu betreiben, gleichsam aller Regententugend entfremdet werden mußte.

Jetzt sind diese Banden oder Fesseln unerwartet durch die Schlachten bei Belle Alliance und Waterloo gelößt worden. Die Regierungen haben ihre Selbstständigkeit erlangt und es ist merkwürdig, die Handlungsweise der Fürsten sowohl in ihren innern als äußerlichen Verhältnissen zu verfolgen. Einer jeden Regierung liegt es ob und sie laßt es sich gewiß, oder sie müßte von einem bösen Geiste geblendet sein, angelegen sein, das Heil der ihr untergegebenen Völker zu befördern und zu erhalten. Allein sie wird stets mit kluger Umsicht berechnen, ob und inwiefern das Heil, das sie ihren Völkern bereitet, nicht in Zerwürfniß mit dem Heil anderer Völker geräth. Eine jede Regierung hat daher ganz andere Rücksichten als ein Volk. Sie muß für die Ruhe und Sicherheit des Volkes gleichsam wachen, die Tugenden und Kräfte der Staaten gegeneinander stets vergleichen, und das Heil ihres Volkes weder Preiß geben noch aufs Spiel sehen, wenn sie sich auf ihren hohem Standpunkt erhalten will.

Leicht wird man nun ermessen können, wie viel wir uns unterziehen, wenn wir in einer fortlaufenden Reihe von Bemerkungen und Beobachtungen uns vorsetzen, unsere Ansichten über die Neugestaltung des preußischen Staats und seiner Hauptstadt Berlin darzulegen. Aus den eben angezeigten Vorbemerkungen wird man den Standpunkt abzunehmen haben, welchen wir uns zu unsern Beobachtungen angewiesen, und leicht daraus im voraus berechnen können, was wir zu leisten haben, und wie schwierig und zugleich lohnend die Ausbeute von Beobachtungen und Bemerkungen sein wird, die wir zu machen vermögen.

Wahrhaftigkeit ist indeß das Ziel, das wir uns gesetzt. Wir werden es nicht aus den Augen verlieren und es soll uns die lohnendste Entschädigung gewähren, wenn man unsere Unbefangenheit anerkennen wird.

Der geübte Leser wird aber wohl einsehen, daß wir hier keinen geringen Anspruch machen. Denn für einen unbefangenen Beobachter allgemein gehalten zu werden, ist wirklich das Schwierigste, was man erwarten kann. Wenigstens ist man in der Hauptstadt Preußens, trotz dem, daß das Haupt der vielköpfigen Hydra, der Umwälzergeist, gefallen ist, trotz dem, daß man eines Sinnes und Geistes gegen die Fessel gekämpft, welche die Unbefangenheit im Denken und Handeln beein-

trächtigt, doch bei weitem noch nicht über die Grundsätze, Ansichten und Ideen einig, nach welchen die wieder errungenen Kräfte und Rechte gehandhabt werden sollen.

Man stößt daher in Berlin auf so mancherlei Parteien in Hinsicht aller Fächer der Staatsverwaltung, als vielleicht in irgend einer der großen Hauptstädte. So hat sich der politische Geist noch nie in Berlin geregt und regen können. Der Zeitraum von 1806 bis 1814 war für Berlin der Anfang der staatsbürgerlichen Gährung. Was Paris, London und Wien schon seit Jahrhunderten mehrmals erlebt hat, ist in dem Laufe der Begebenheiten jenes Zeitraums für Berlin erst hervorgegangen.

Noch nie ist aber der Gang der Begebenheiten und ihr Erfolg in dem Grade von den Begriffen, die der Fortschritt des Wissens bis ins neunzehnte Jahrhundert aufgeregt und welche die Reibung der Meinungen im Volke verkündet, scharf erwogen worden, als jetzt. Es herrscht im Allgemeinen, vorzüglich aber in Berlin, das immer den Ruf hatte, daß daselbst die Meinung vorherrschend wäre, eine gewandtere und höhere Ansicht von dem Zusammenhang der verschiedenen Zweige, aus welchem sich das gesellschaftliche Leben bildet. Man findet allgemein eine bald deutliche, bald ahnende Kenntniß von dem Einfluß, den ein Glied der Staatsmaschiene auf das andere hat, und dieß bildet nun auch in der Hauptstadt Preußens einen gewissen Geist des Urtheils, der vormals nicht vorhanden war, worin sich die Ansichten, Grundsätze und Gemüthsstimmungen aussprechen, die in der großen Masse des Volkes verbreitet sind.

Kleine Abweichungen können nicht auf Rechnung gebracht werden. Um aber eine gewisse Uebersicht von der bedeutendsten Richtung des politischen Geistes in Berlin zu erfassen, kann man ihn in die sogenannte preußische, deutsche und weltbürgerliche Partei eintheilen. Diese bilden die Hauptstimmen, die das Wort führen und gegenseitig ihren Einfluß auf Staatseinrichtung, Volksbildung und Wissenschaft und Kunst geltend machen oder zu behaupten suchen: in ihnen muß man die Hauptgegenstände staatsbürgerlicher Geistesrichtung Preußens im Auge behalten, um eine Uebersicht von dem Gang der öffentlichen Meinung im preußischen Staat zu erlangen.

Aeußerst belehrend ist es nun in der Wirksamkeit der Regierung, die sie in ihren Entwürfen, Schritten und Verordnungen aufstellt, zu erfahren, inwiefern sie sich den Ansichten einer oder aller Parteien nähert, und die Grundsätze gleichsam ausspricht, nach welchen sie die inneren Verhältnisse des Staats mit den äußern zu vereinigen beabsichtigt.

Es läßt sich leicht denken, daß die Regierung auf solche Art bei jedem Schritt gegen einen Kreis der öffentlichen Meinung aufzustehen nicht vermeiden kann, und daß daher von der einen Seite mit Jubel aufgenommen wird, was von der andern der strengsten Rüge unterworfen ist.

Indeß muß man es anerkennen, daß der Geist des preußischen Volkes in Hinsicht seiner Anhänglichkeit an die Regierung überhaupt, sich ganz seiner und seiner Vorfahren würdig ausspricht. Der Regent ist aufs höchste geachtet und verehrt. Man zollt ihm die tiefste auf Achtung gegründete Liebe, und er verdient sie. Mit eben der Bescheidenheit und Rechtlichkeit,

mit welcher er seine Laufbahn als König begonnen, schreitet er jetzt, nachdem er über ein grauses und verhängnißvolles Schicksal den Sieg errungen, im Kreise seiner Völker umher. Nicht eine Spur von anmaßendem und entscheidendem Wesen, wie es so manches ohnmächtige Opfer der Zeitbegebenheiten anzunehmen weiß, verräth sich dem forschenden Auge, selbst des schärfsten Beobachters, in irgend einem seiner Schritte. Still und eingezogen, vom Kreise seiner liebreichen Familie oft umgeben, und in mäßigem Genuß der Freude des Lebens, bringt der König die Ruhestunden hin, die ihn seine Herrscherpflichten erübrigen lassen. Der Ernst, mit dem er seinen Beruf erfüllt, flößt auch denen, die ihn unmittelbar umgeben, und seine Beschlüsse zu weiterer Ausführung befördern sollen, einen Geist der Ordnung und Pflichtmäßigkeit ein, der in dem Gang der preußischen Staatsgeschäfte neuerdings ein Muster aufstellt.

Man kann von dem jetzigen Beherrscher des preußischen Staats eigentlich vorzugsweise sagen, daß er gleichsam der Beschützer der Humanität ist. Er achtet strenge Recht und Billigkeit und drückt diesen Gemüthszug in allem seinem Thun und Lassen so bestimmt aus, daß seine ersten Staatsdiener darin gleichsam das Gesetz erkennen, wornach sie ihre Handlungsweise zu bilden suchen.

Jener dem preußischen Alleinherrscher angeborene Edelsinn findet einen mächtigen Stützpunkt an dem Fürsten von Hardenberg, diesem taktfesten und erfahrensten Staatsführer, der Preußen durch die gefahrvollen Klippen, die ihm seinen Untergang drohten, zu leiten und das Fachwerk der großen Maschiene aus dem Sturm der Zeiten zu retten das Glück hatte. Er vereinigt mit der Feinheit und Gewandheit eines Hofmanns einen Rechtlichkeitssinn, der ihn zum Muster eines ächten Staatsmanns stämpelt, welcher in dem Reiben der Parteien durch sein Benehmen das Alleinwichtige der innern und äußern Verhältnisse des Staats und der Nation festzuhalten weiß.

Auf der hohen Stelle, wo der Fürst Staatskanzler steht, ist es ihm auch möglich, auf den Geist der Parteien gleichmäßiger zu wirken, als es den Ministern der verschiedenen Staatszweige, von denen ein jeder den ihm anvertrauten Zweig der Staatsverwaltung nach einem Urgrundsatz zu behandeln genöthigt ist, wenn er nicht in den Ruf eines politischen Quacksalbers gerathen will.

Aber um so mehr sind auch diese Männer den Urtheilen und der Beleuchtung der Ton angebenden Parteien ausgesetzt. Der Minister des Innern, der Finanzen, des Kriegs und der Justiz, alle diese Häupter der verschiedenen Staatszweige treffen so mannigfach mit den verschiedenen Ansichten der Nation an einander, daß sie eigentlich Veranlassung zu der Bildung desjenigen sind, was man öffentlichen Geist (public spirit) nennt, oder den Stoff zu Reibung der Parteien hergeben. Es ist unterhaltend zu vernehmen, wie oft diese Staatsmänner in den umlaufenden Gerüchten der Parteien, bald von ihren Stellen als entlassen, bald wieder in höhern Gnaden stehend, ausgegeben werden.

Von den Ministern abwärts gewinnt das Urtheilen des Parteigeistes gegen die Staatsdiener einen großen Umfang. Und so sind denn die Vorsteher der untergeordneten Theile der Staats-

verwaltung in ihren Verfügungen einer schärfern Sichtung beim Volk unterworfen, insofern ihre Betriebsamkeit in das Gebiet des Lebens- und Taumelkreises der Nation eingreift.

Indeß ein Mißgriff, ein Versehen, ein schiefes Benehmen solcher untergeordneten Behörden gibt nur zu oft Veranlassung zu dem Urtheile, daß ihr Verfahren eine Frucht der Vorkehrungen ihrer Oberen sei, und so sind denn die Minister immer ausgesetzt, in dem Urtheil gegen die Untergebenen mit inbegriffen zu werden.

In der Folge wird sich oft Gelegenheit genug finden, den einzelnen Linien, die in diesem Hauptumriß der preußischen Regierung hingeworfen sind, durch einzelne aus dem Leben gegriffene Bemerkungen und Züge mehr Wärme und Gewicht geben zu können.

Wie sich von dem Treiben und Leben der Hauptstadt auf den Zustand der Provinzen schließen läßt, so gewinnt man beim Anblick des jetzigen Berlins die Ueberzeugung, daß der Staat im allgemeinen im Begriffe ist, die Wunden zu heilen, die ihm ein Krieg geschlagen, der ihm in den tiefsten Eingeweiden mit seinen verheerenden Krallen gewüthet. In dem weitschichtigen Berlin sieht man von allen Seiten die Eigenthümer belebt, das Aeußere und Innere der Grundstücke ausbessern und reinigen zu lassen. Dieß war auch gewiß das erste, was zu thun war. Durch die ununterbrochene Last der Einlagerungen, welche Berlins Bewohner seit einem Jahrzehend niederdrückte, war der reiche Eigenthümer gleichsam muthlos gemacht; und der von Zinsen Lebende, wegen der Entvölkerung der Hauptstadt und des dadurch entstandenen Falles der Miethe außer Stand gesetzt, auf Ordnung und Reinlichkeit in seinen Grundstücken zu halten. Die schönsten Gebäude standen unbewohnt, oder waren von Miethern besetzt, deren Mittel nicht ausreichten, um einen der äußern Pracht der Gebäude angemessenen innern Glanz zu bestreiten. Allein seitdem der Friede wiedergekommen und mit ihm der Hof, eine Menge Staatsdiener, vieles Kriegsvolk, und die Gesandten der Befreundeten sich wieder vollständig einfanden, und die wieder eingeführte Ordnung der Dinge eine große Anzahl von Fremden aus den Provinzen und dem Auslande herbeilockt, ist im Ertrag der Grundstücke in Berlin ein ganz anderes Resultat eingetreten. Die Miethen sind plötzlich um das Doppelte im Preiß hinaufgegangen, ja es sind beinahe keine Wohnungen zu haben, und eine große Anzahl von Familien hat sich entschließen müssen, sich nach den Vorstädten und den Berlin nahe liegenden Dörfern hinzuwenden, um dort ein Unterkommen zu finden.

Wesentliche Privatbauten sind aber wenig vorgenommen und man sucht allgemein den Grund hiervon in dem hohen Preiß der Baumaterialien, die um das dreifache gestiegen sein sollen. Indeß sorgt der König durch Aufführung neuer Bauten und mancherlei anderer Anordnungen zur Verschönerung der Hauptstadt und zur Belebung der zum Bau dienenden Gewerbe aufs thätigste zu wirken. Jetzt ist man lebhaft mit der Ausführung und Verdeckung eines Kunstgrabens, in der prächtigsten Gegend der Stadt, zwischen des Königs Pallast, dem Opernhause, dem Universitätsgebäude und dem Zeughause gelegen, beschäftigt. Dieser Mittelpunkt der großen und schönen Welt Berlins wird durch solche Vorkehrungen einen sehr bedeutenden Raum

gewinnen, auf dem nun mehrere Prachtgebäude und Denkmale aufgeführt werden sollen, über deren Auswahl aber der König noch nichts bestimmt zu haben scheint.

Außerdem wird das weitläuftige Gebäude, welches im obern Raum die Zimmer für die Akademien der Künste und Wissenschaften, und im untern die Ställe für mehrere Kavallerieregimenter hergiebt, eine edlere Bestimmung erhalten, wozu bereits alle Vorkehrungen getroffen werden. Es sollen fernerhin nemlich darin blos die Künste des Friedens ihren Aufenthalt unter dem Namen eines Museums erhalten. Es wird daher rüstig ausgebaut, mit großen Sälen versehen, um die schönen Bildersammlungen, welche in den Schlössern zu Potsdam und Berlin zerstreut sind, und die seit der Einnahme von Paris durch die Giustinianischen Sammlungen von Paris vermehrt worden sind, aufzunehmen. Wie es heißt, ist der König auch in Unterhandlungen begriffen, die berühmte Brabeksche Bildersammlung, die der vormalige Besitzer nicht geringer als 700,000 Thlr. anschlug, von den Erben zu erstehen, um die Kunstschätze Preußens damit zu bereichern.

Der in seiner Art einzige Spaziergang, die Linden, ist bereits durch die neue eingerichtete Erleuchtung bedeutend verschönert worden, die, wenn der Abend schön oder heiter ist, den Lustwandelnden um diese Zeit den Anblick eines schönen erleuchteten Saales gewährt.

Mit den Zerstreuungen in Berlin steht es noch auf dem alten Fuß. Die meisten Fremden finden einen großen Abstand gegen London, Paris und Wien, und dies darf nicht befremden. Berlin zählt im Verhältniß seiner Größe und Volksmenge bei weitem nicht eine solch große Anzahl von bedeutend reichen Personen, als jene Hauptstädte. Der Adel oder der reiche Stand der Güterbesitzer ist in einem erschöpften Zustand, und erliegt noch immer der Last, die der Krieg auf ihn hingewälzt. Durch den Krieg sind zwar viele Kaufleute und Gewerbtreibende reich geworden, allein dies steht in keinem Verhältniß mit der Anzahl von Leuten dieses Standes, die durch den Gang der Begebenheiten zu Grunde gegangen.

Es herrscht freilich jetzt in Berlin gegen vormals ein größerer Aufwand, und ein das Auge ergötzend glänzendes Gewühl; allein dies ist kein Beweis von der geschehenen Anhäufung einer großen Masse Staats-Wohlstandes, sondern blos von der im größern Grad jetzt nutzbaren Anwendung des Eigenthums. Darin ist es hier in gewisser Hinsicht seit einigen Jahren viel weiter gebracht worden. Es lebt alles auf höherm und glänzenderm Fuß, weil die Arbeit und Betriebsamkeit dem, der das Glück hat, einen Gewerbszweig erhascht zu haben, der den Zeitgeist anspricht, größern Ertrag als vormals daraus zieht. — Desfalls findet man doch eine große Anzahl von Menschen aller Stände, die der Noth und Bedrängniß erliegen, wie das immer der Fall ist.

Unter keinem Stande ist aber in der That der Wohlstand in höherm Grade eingetreten, als bei den Fabrikunternehmern und Kaufleuten. Es gibt eine große Anzahl Gewerbherren, vorzüglich die sich seit einigen Jahren zu reichen Leuten emporhoben. Dies konnte ihnen wohl bei der von Napoleon angeordneten Blokade des festen Landes gelingen, wo sie ihre Erzeugnisse

mit unmäßigem Vortheil an den Mann brachten. Man erstaunt, wenn man die große Anzahl bedeutender Grosgewerbe blos in Berlin ins Auge faßt.

Schon seit der aufgehobenen Blockade waren sie in Verlegenheit, wo sie mit ihren Erzeugnissen hinaus sollen, da ihnen die englischen im Absatz sehr hinderlich waren. Noch größer ist jetzt ihre Noth, da das Gerücht sich fortdauernd erhält, daß der Finanzminister beschlösse, der Industrie und den Erzeugnissen des Auslands einen freien Eingang gegen Erlegung eines Einfuhrzolles zu gestatten.

Hin und wieder will man behaupten, daß der Staat zu einem solchen Schritt genöthigt sei, um durch Erhebung des Einfuhrzolles die Ausfälle zu decken, welche bei den gewöhnlichen Staatseinnahmen jetzt Statt finden sollen. Ausserdem sind auch die Ausgaben für den Kriegs- und bürgerlichen Beamten in dem Verhältniß gesteigert, als die Mittel zum Unterhalt im Preiße gestiegen und die Empfänglichkeit für die Bequemlichkeit des Lebens (des Engländers Comfort of live) um sich gegriffen. — Die Ausfälle durch neue Auflagen und Anleihen zu decken, ist nicht allein schwierig, sondern die Anordnungen hierzu erfordern auch Zeit und geben ein langsames Resultat, das bei dem augenblicklichen Bedarf nicht ausreicht. — Was kann nun der Finanzminister thun?

Es würde natürlich ein Stand durch jene Maasregel der Staatshaushaltung sehr beeinträchtigt sein. Indeß fragen die Anhänger des Ministers: beruht das Wohlsein des ganzen Reichs auf den Fabrikanten? Sie sind nur eine kleine Triebfeder in dem Gang der großen Staatsmaschiene. Und da sie gegen andere Kräfte welche die Staatsmaschiene erhalten, ein Uebermaas haben, so können sie wohl einen solchen Stillstand an Zunahme von Kraftäußerung ertragen. Außerdem ist es nach der Ansicht dieser Stimmgeber noch gar nicht entschieden, daß bei einer erlaubten Einfuhr der ausländischen Industrieerzeugnisse dem preußischen Gewerbfleiße eine sehr bedeutende Auflößung bevorstehen dürfte.

Die Zunahme des Fabrikationsgeschäfts hat auf den Wohlstand der Geld- und Produktenhändler keinen geringen Einfluß gehabt. Der Umsatz ist in diesem Kreise von Geschäftsleuten um ein nicht zu berechnendes Maas gegen vormals gestiegen. Man gehe nur an die Berliner Börse, der Besuch hat sich dort seit einigen Jahren nur um das vierfache vermehrt. Ob aber, im Verhältniß des Gewühles daselbst, das Vermögen der Börsebesucher zugenommen? das ist eine andere Frage.

Ein zugenommenes Geschäfts- oder Handelsgewühl setzt nicht immer die Zunahme oder Vergrößerung des Handelskapitals voraus. Es gibt Kaufleute die mit kleinen Kapitalien unermeßliche Geschäfte treiben. Zutrauen ist jetzt das erste Mittel an der Börse. So war es nicht vormals. — Die königlichen Anstalten, die Land- und Seehandlung waren sonst die Diskontoquellen des Handelsstandes, diese sind jetzt erschöpft. Es ist nun dem Handelsstand gelungen ein Kreditgebäude in seinem Kreise zu schaffen, wodurch der Kreislauf der Erzeugnisse und Geldsorten nicht allein erhalten, sondern befördert wird. Es ist nun natürlich, daß der Diskontogewinn, der sonst in die königliche Kasse floß, jetzt beim Handelstande verbleibt

und einen großen Grad von Wohlstand bei ihm verbreitet, zugleich aber auch den Handelsfond vergrößern dürfte.

Noch einen andern Vortheil hat diese Wendung, die der Handel genommen, daß nämlich dadurch das Geschäft des Geldumlaufs vertheilt und mit dieser Kraft des Geldumsatzes nicht mehr Alleinhandel geführt wird, wie es sonst der Fall war. Es gibt jetzt an der Berliner Börse bei weitem nicht mehr solche große Bankiers und Fabrikunternehmer als vor 1806. Und dies rührt daher, weil vormals nur einige bedeutende Häuser in inniger Verbindung mit den Geldinstituten des Staates und im Besitz ihres Zutrauens waren. Diese hatten den Hebel aller Geldgeschäfte allein in Handen. Jetzt hat der kleine und mittlere Handelstreibende seinen Kreis von Zutrauen an der Börse, und der Verkehr ist vertheilter.

Eben aber die ins unendlich gehende Wirksamkeit des Diskontosystems bringt in Berlin die sonderbare Erscheinung hervor, daß der größte Theil der Mäkler in eignen und Lehnkutschen, des Tags durch, ihre Geschäfte betreiben, indeß die Inhaber großer Handelshäuser zu Fuß wandern. Eine Erscheinung, welche schwerlich in andern Handelsplätzen sichtbar werden dürfte.

Durch die gegenwärtige Lage der Dinge an der Berliner Börse ist nun der Vorsteher der Geldinstitute des Staates auf einen ganz entgegengesetzten Standpunkt versetzt Anstatt daß er sonst den Handelsstand erhielt, ist es jetzt der Handelsstand, der ihm größtentheils zu Hülfe kommt. Er ist es, durch den er die Summen in Baarschaft verwandelt, über die er nicht zu verfügen hat, durch den er in seinen Tresorscheinen einen bleibenden baaren Vermögensstock besitzt, durch drn er von Zeit zu Zeit die nothwendigsten Summen vorausnehmen kann, und durch den er die zinsbaren Fonds in Ansehn erhält.

Der Verkehr in letztern ist bei weitem jetzt nicht mehr so lebhaft als er vormals war. Der Glaube an eine zum wenigsten bald beginnenden Realisation derselben, hatte den Spekulationsgeist für dieselbe erhöht, und dieses trieb sie auf einen sehr hohen Preis hinauf. Die Erwartung der Spekulanten scheint aber zu ermüden; der Verkauf und Ankauf derselben hat nachgelassen; und natürlich mußten sie seit einiger Zeit beträchtlich fallen, so daß sie sich auf einem Mittelpreis behaupten. Wir wollen nun erwarten, ob sie sich auf diesem erhalten werden?

Der gesteigerte Verkehr hat indeß sehr wohlthätigen Einfluß auf die Geistesrichtung der Berliner. Sie schreiten in der unter den Hohenzollern erlangte Richtung zur Geistesbildung immer mehr vorwärts. Bei weitem ist jetzt in allen Familien eine größere Empfänglichkeit für höhere Ausbildung entwickelt, und wenn sie auch hin und wieder von schulmeisterhaften Kleinlichkeiten gefährdet wird, so liefert doch im Ganzen Berlin in Rücksicht der Wissenschaftlichkeit, ein erfreuliches und erhebendes Bild.

Eine Art jener Kleinlichkeitsspielerei zeigt sich in der Sucht einer bedeutenden Zahl gebildeter Männer, die Preußen zu entpreußen und in das Deutschthum zu versenken trachten. Vormals hieß der preußische Staat ein kriegerischer Staat; jetzt soll er aber ein deutscher Staat werden. Mit diesem Klingklang werden die Ohren des Beobachters, wie von einem chinesischen Glocken-

spiel zum Ueberdruß heimgesucht. Die Sucht sich zu verdeutschen, greift seit einiger Zeit in hohem Grade um sich, und von allen Seiten werden von den schwärmerischen Anhängern dieser Geistesrichtung Mittel hervorgesucht, das Volk empfänglich zu machen.

Indeß, Dank sei es dem deutschen Gemüth! Es findet sich in ihm nicht die flüchtige Empfänglichkeit für all die Tändeleien, die schon der Art gespielt worden sind. Man verlacht sie zwar nicht, aber man sieht sie mit Gleichmuth an, und man darf erwarten, daß der Eifer dafür auch bei denen bald erkalten wird, die sich für sie im hohen Grade begeistert fühlen.

An der Spitze derjenigen Kämpfer, welche die Jugend durch Wort und That zur Deutschheit zu begeistern sich bemühn, steht der biedere, muthige und rechtliche Jahn. Er stellt in Körper und Kleidertracht, in Sprache und Sitte der Jugend gleichsam das Vorbild des Deutschen, wie er sein soll, auf. Er zählt unter den Schulmännern und Jünglingen eine große Anzahl von Verehrern. Allein bei weitem der größte Theil sieht in ihm den für Deutschthum Hochbegeisterten, dem sie nachzufolgen sich nicht berufen glauben.

Viel beschäftigt ist Jahn mit seiner Turnanstalt. Eine Legion Knaben und Jünglinge sammeln sich des Sommers an bestimmten Tagen und bei festlichen Gelegenheiten um ihn her auf den in der Hasenheide (ein kleines Gehölz bei Berlin) zu Turnübungen eingerichteten Raum, sich unter seiner und seiner Gehülfen Aufsicht in der Turnkunst zu üben, welche die in dem Deutschen schlummerde Kräfte zu erwecken berufen sein soll. Von allen Seiten strömen an jenen Tagen aus der Stadt Zuschauer herbei, um den Turnübungen beizuwohnen.

In Hinsicht seiner deutschen Tracht zählt Jahn nur einige mündige Partheigänger. Hin und wieder stößt man auf einen Erwachsenen nur, der sich in den deutschen Rock wirft, desto häufiger sieht man aber Jünglinge und Knaben in derselben einherziehn.

Mehrere gute Köpfe haben wiederum einen höheren Standpunkt hervorgesucht, um die Deutschheit im Busen der Preußen wurzeln zu sehen. Sie nehmen nämlich die Religiosität in Anspruch und versuchen es im Christenthum eine deutsche Religion aufzustellen, oder einen Glauben, der der Gemüthlichkeit des Deutschen vorzüglich zusprechen soll. Mancherlei Rüst- und Werkzeuge werden in Bewegung gesetzt, um die Gemüther zu erregen, und wenn ihnen der Stoff nicht bunt genug im reformirten Christenthum ist, so holen sie sich Ersatz aus dem Papstthum herbei.

Würde hier ein Juvenal leben, so dürfte er das difficile est satyram non scribere in volle Anwendung bringen. Indeß hat sich ein Ausländer, D. Alvar Augustin de Liano, den die neueren Schicksale Spaniens aus seinem Vaterlande getrieben, und der hier einen Zufluchtsort suchte und fand, entschlossen, kühn über jenen Unfug sein Wort zu reden. In einem unserer jüngsten Tageblätter macht er bekannt, daß er folgende Schriften zum Drucke bereitliegen habe:

a) Raisonnirende Anzeige von römisch-katholischen Schriftstellern, im Gegensatz der Schriften eines Stollbergs, Schlegels, Marheineke, aus welchen sowohl für das katholische als für das protestantische Deutschland Gefahr erwachsen kann.

b) Beweis von der Wirksamkeit des Triumpfs des Pabstthums in Europa, und der unseligen Folgen, die dasselbe nach sich ziehen kann.

c) Ueber die neuen deutsche Päpste, oder über das Interesse für Deutschland, demselben weise Gesetze, Männer von festem Gemüthe und einen lichtvollen Plan des öffentlichen Unterrichts und der wahren Toleranz entgegen zu stellen.

So weit ist es unter uns Deutschen gekommen, daß ein Spanier — mirabile dictu — im nördlichen Deutschland und in der Wiege seiner Kultur, in Berlin, uns diese Momente in Anregung bringen muß. Doch dem sei wie ihm wolle, es ist wohl zu ermessen, daß nicht allein uns allen, sondern auch unsern Deutschlern daraus heilsame Belehrung werden dürfte. Mögen sie doch bald im Druck erscheinen, diese Ansichten des ehrlichen Spaniers! Vielleicht bringen sie die befangenen Gemüther, die nur das Vorurtheil für berühmte Namen auf Irrwege führen mag, zu vernünftigem Bewußtsein zurück.

Ein Glück ist noch, daß der Wirkungskreis dieser Leute sich im großen Gewühl einer Hauptstadt äußert, wo gleich, wie in einer Laterna magica alles bunt durcheinander wogt und ein Bild das andere verdrängt. In dem eigentlich der Religion angewiesenen Bezirke, in der Kirche, und auf der Kanzel, hört man nicht, daß sie eben lärmten.

Die eigentliche Geistlichkeit hält hier streng auf die Grundsätze ihres Glaubensbekenntnisses. Mögen unter ihr einige Glieder vorhanden sein, die sich zur päpstlenden, deutschlenden Ansicht hinneigen, bis jetzt haben sie sich noch in den Grenzen der Bescheidenheit gehalten, und das ist viel! sehr viel! Freilich ist die hiesige Geistlichkeit in den Augen der Deutschler, wie überhaupt der ganze Protestantismus, etwas Prosaisches. Indeß sie kann sich mit dem Gedanken, mit welchem sich die Mehrzahl tröstet, beruhigen: besser sich in Prosa verständigen, als in der Poesie den Menschenverstand aufs Spiel setzen.

Ueberhaupt ist es wohl nicht sehr schwer zu bemerken, daß die preußische Regierung in Hinsicht des Religionswesens auf die dem Zeitgeist und der Menschenbildung angemessene Haltung allmälig gleichsam zurückkehrt. Es hatte für den Beobachter, nach dem was im preußischen Staate zur Zeit der französischen Unterjochung geschehen und angestimmt ward, was noch geschehen sollte, das Ansehen, daß man das Volk, durch mehrere zu Gebot stehende Mittel, zu einem gewissen religiösen Geisteszwang noch ernstlicher hinzuleiten suchen dürfte. Indeß von dem allen ist nichts erfolgt.

Die Regierung scheint, nach der von ihr wieder errungenen Freiheit und Selbstständigkeit, in Hinsicht der Verwaltung der Religionsangelegenheit, die Denkart und die Grundsätze wieder aufgenommen zu haben, welche durch den Geist Friedrich des Großen in Preußen so tiefe Wurzel faßten. Sie möchte wohl darauf zurückgekommen sein, daß sie, wenn beim Volk ein

Rückgang in der Geistesfreiheit versucht werden sollte, der Grund zu einem gewaltsamen Fortschritte gelegt werden dürfte.

Unsere Deutschler machen hierzu keine gute Miene. Es gelingt ihnen nicht mit ihren überspannten Ideen durchzudringen, und ob sie es gleich von allen Seiten durch Schriften, Deklamationen und Klubanstalten versuchen. Sie versteigen sich jetzt gar so weit, selbst die Bühne als Werkzeug zu gebrauchen, ihre Ansichten zu verbreiten. Das sollte man nicht glauben, aber es ist so. Man höre! Vor kurzem ward ein spanisches Theaterstück: der standhafte Prinz von Calderon zur Vorstellung gefördert. Höchstens durfte es die Absicht der Vorsteher gewesen sein, die Berliner, welche Englands, Frankreichs, Italiens dramatische Weisen schon vor Augen gehabt, auch in die spanische Manier einzuweihen. Allein unsere Deutschler erblicken in der Darstellung einen religiösen Akt, den der Uneingeweihete nicht verunglimpfen sollte. Diese Gesinnung ließen sie durch einen ihrer Plänkler in öffentlichen Blättern abdrucken. Armseliger Behelf! Ein Theaterpublikum für eine Ansicht zu gewinnen, das von den Bühnen unterhalten, aber nicht erbaut sein will.

Die Deutschler zählen eine bedeutende Anzahl von Verehrern, allein es findet sich doch mehr ein weltbürgerlicher Sinn in der Gesammtheit, die der freien nach allen Seiten hinstrebenden Wirksamkeit, die dem Deutschen eigen ist, huldigt. — Und was beabsichtigen denn auch jene? Sie wollen uns dem französischen Leichtsinn entreißen, und uns zum spanischen Schwersinn führen; sie wollen die dem Deutschen eigne Vielseitigkeit durch Einseitigkeit verdrängen. Wer freien unbefangenen Gemüths ist, dem wird es nicht schwer zu entscheiden.

Im allgemeinen sieht und bemerkt man auch, dringt die übertriebene Lärmerei für die sogenannte Deutschheit nicht durch und kann nicht durchdringen, seitdem die Staatsverhältnisse Deutschlands zu den Höfen in und außer Europa, durch den Gang der neuesten Begebenheiten, einen andern Standpunkt erhalten. — So lange noch Deutschland, in dem Zeitpunkt des allgemeinen Drucks, die Aussicht hatte, durch seine Eigenkraft etwas für Befreiung von fremdem Joch zu bewirken, war es löblich einen Geist entstehen und fortwirken zu lassen, der von selbst hervorging und darum natürlich und ehrwürdig waltete. Jetzt aber, wo die Heiligkeit der geschlossenen Verträge, Bündnisse u. s. w. unter den Regierenden unerwartet wieder in ihre Rechte mächtiger eintreten, bedarf es keiner Künstelei, die am Ende nur mehr Zwiespalt und Hader als Einigkeit in Deutschlands vielvertheilter Regentenmacht bewirkt, und seiner Völkerschaften Geistesbildung mehr zerrütten dürfte als irgendwo.

Berlin. D . . r

Die Eide der Geistlichkeit in Frankreich.

Der Priestereid von 1791 — von 1803 — von 1815.

Man hat von jeher über das richtige Verhältniß der Kirche zum Staat viel gesprochen, geschrieben und gestritten; nicht, weil die Sache an sich schwierig zu begreifen war, sondern, weil man sie nicht gern begreifen wollte. Was der gesunde Menschenverstand ohne Mühe entscheiden kann, ist darum noch lange nicht entschieden; weil auch der Eigennutz und Stolz, die Herrschbegier und Rechthaberei ihr Wörtchen geltend machen wollen.

Der gesunde Menschenverstand mag immerhin sagen: „Staat und Kirche haben eigentlich mit einander wenig oder nichts gemein. Die Kirche sei vom Staat so unabhängig, als das Gewissen, der Glaube und der Gedanke. Auf Denk- und Glaubensfreiheit beruht die kirchliche Freiheit. Liebet oder verabscheuet ihr jene, so liebet oder verabscheuet ihr diese. Die Kirche liegt im großen Freistaat des Geisterreichs, wohin kein Richterstab, kein Königszepter, keines bürgerlichen Gesetzgebers eherne Tafel reicht. Nur was die Glieder einer Kirche, als leibliche Menschen, als Genossen einer bürgerlichen Gesellschaft gelten, haben und sind: das ist der weltlichen Macht angehörig!" — Selbstsucht und fromme Schwärmerei werden euch ganz andre Dinge lehren; werden von einem Lande die Katholiken verbannen, weil sie nicht das lautere Wort Gottes verkünden; von einem andern Lande die Evangelischen vertreiben, weil sie abtrünnige Ketzer sind. Noch häufiger aber sind dergleichen gottesfürchtige Redensarten nur eine Art zu reden, um nicht geradezu auszusprechen, man gelüste nach des andern baarem Geld und Gut. In der französischen Staatsumwälzung kam jener Gegenstand sehr natürlich auch zur Sprache. Die Weise, mit der man ihn behandelte, hatte den wichtigsten Einfluß auf den Gang der Schicksale des unglückseligen Volkes.

Die Zerrüttung der französischen Staatshaushaltung führte den Umsturz des bourbonischen Thrones herbei. Dem Volke war nicht mehr möglich, die ungeheuern Abgaben zu leisten. Um den Sturm zu beschwören, hob man die drückendsten Lasten auf. Nun war das Volk zwar für den Augenblick mit seinem Loose versöhnt; aber der Staat ohne Mittel des kräftigen Fortlebens.

Die Frage, woher Geld nehmen? beschäftigte alle guten Köpfe. Den gesunden Augen derselben konnten die prächtigen Palläste, Klöster und Stiftungen, die reichen Ländereien, Zehenden und Rechtsame der Priesterschaft unmöglich geheim bleiben. Man schätzte die Güter der französischen Geistlichkeit auf dreitausend Millionen Pfund Werthes. Schon weit früher war vorgeschlagen worden, das Vermögen der Kirche in Staatsgut zu verwandeln, und die Diener des Altars vom Staat aus zu besolden, wie andere Beamte. Der Vorschlag kam aufs neue, und fand im Gefühl der allgemeinen Noth größern Beifall, denn jemals. Er ward ausgeführt, und der Staat in der That damit gerettet.

Allein die Geistlichkeit war natürlich mit dieser Maaßregel nicht zufrieden. Sie kannte nur eine Kirche, aber kein Vaterland. Sie schrie über Kirchenräuberei, und forderte Rache. Ihr frommer Wunsch blieb eitel. Wo Alles sündigt, ist kein Richter, kein Rächer.

Eine Staatsverfassung, durch welche sie ihres alten Vorrangs und Reichthums verlustig gehen sollte, konnte sie unmöglich lieben. Sie begehrte nur ihr Recht. Und nie war wohl das bekannte Fiat justitia pereat mundus aufrichtiger und in buchstäblicherm Sinn genommen worden, als von ihr; mogte die Welt umkommen, nur ihr Recht nicht.

Trotz dem begehrte man von ihr den Eid; jenen Eid zur Verfassung, den sie, als leibliche Menschen, als Bürger, nicht als Priesterschaft schwören sollte. Man weiß, welches Sträuben es gab? Man weiß, welches Unheil und Blutvergiessen die eidscheuen Geistlichen im Lande bewirkten? Alle Ströme Blutes, welche die Vendee färbten, waren meistens Frucht ihres heiligen Eifers. Aber hunderte und tausende von ihnen hatten dafür auch den in unsern Zeiten seltenen Genuß, die Märtyrerkrone zu empfahen. Wer nicht nach derselben gelüstete, schwor.

Seitdem sind fünf und zwanzig Jahre verstrichen. Das Alte verging. Ein neues Priestergeschlecht betete seitdem an den französischen Altären. Es war zuletzt im weiten Umfang des ganzen Reichs kein Kirchsprengel, keine Pfarrei, in welcher nicht verfassungsmäßige, beeidigte Geistliche den Gottesdienst verwalteten. Plötzlich erfolgte mit der Rückkehr der Bourbonen der große Umschwung der Dinge. Und wie man seit Jahrzehenden rüstig vorwärts geschworen hatte, schwor die Priesterschaft nun wieder rückwärts.

Die Eide der französischen Priesterschaft, wie sie auf einander folgten, hier beisammen zu finden, ist nicht allein für die flüchtige Neugier, sondern auch in mancher andern Beziehung wichtig. Man weiß sehr gut, daß der Eid, welcher der Staatsverfassung geleistet werden mußte, fast alle Geistliche empörte; aber man hat nicht gehört, daß der Widerrufungseid Verstand, Gewissen und Gefühl auch nur eines einzigen merklich beleidigt hätte. Dies könnte wenigstens, als ein unläugbarer Beweis von der Göttlichkeit seines Inhalts, gelten. Auch wird man daraus erkennen: aus welchem Gesichtspunkt ein heutiger französischer Geistlicher Staat und Kirche betrachtet.

Also die Eide!

1.

Verfassungsmäßiger Priestereid vom Jahre 1791.

Ich schwöre und gelobe die mir anvertraute Heerde getreulich zu führen; dem Volke, dem Gesetze, dem Könige treu zu sein; aus allen meinen Kräften die Staatsverfassung zu handhaben, welche von der Reichsversammlung beschlossen, und vom Könige genehmigt worden ist.

2.

Eid aller Priester vom Jahr 1803, vor den Statthaltern und Unterstatthaltern, mit der Hand auf den heiligen Evangelien knieend abgelegt:

Ich gelobe und schwöre zu Gott auf seinem heiligen Evangelium, Gehorsam und Treue zu leisten der durch die Verfassung des französischen Freistaates angeordneten Regierung. Ich verspreche auch, kein Einverständniß zu unterhalten, keinem Rath beizuwohnen, keine Verbindung einzugehen, weder inner noch außer Landes, so der öffentlichen Ruhe zuwider sein könnte. Und wenn ich in Erfahrung bringe, daß in meinem Sprengel, oder anderswo irgend etwas dem Staate Schädliches angezettelt wird, werde ich es der Obrigkeit zu wissen thun.

3.

Widerruf des Eides, den einige (?) Priester (im Bisthum Straßburg) auf die sogenannte bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit geschworen haben. J. 1815

Es ist nur ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Ephes. 4, 5.

Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Amen.

Ich bekenne von Herzen und öffentlich, daß ich auf dem Glauben und in der Einigkeit unserer heiligen Mutter der katholischen, apostolischen und römischen Kirche, zu leben und zu sterben verlange: ich bekenne, daß dies die einzige wahre Kirche ist, die Jesus Christus gestiftet hat, die von dem heiligen Geiste regiert wird, und außer der es keine Seligkeit gibt; ich bekenne, daß diese Kirche nie irren kann; daß sie sowohl in allgemeinen Versammlungen, als auch ohne versammelt zu seyn, in ihren Entscheidungen, die Glaubens- und Sittenlehre betreffend, untrüglich, unfehlbar ist; ich bekenne, daß sie in ihrem Unterrichte, in ihrer Verwaltung und in der allgemeinen Kirchenzucht von keiner weltlichen Macht abhängt; ich bekenne, daß der römische Papst als Nachfolger des heiligen Petrus, ihr sichtbares Oberhaupt, der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, der Hirt der Hirten und der Heerde ist, welcher nicht nur den Vorrang, einen Vorzug der Ehre, sondern auch eine wahre Obergewalt und Gerichtsbarkeit in der ganzen Kirche hat; ich bekenne, daß die Bischöfe einen Charakter und eine Gewalt haben, die den Priestern von dem zweiten Range nicht gegeben sind; ich bekenne, daß zwischen der geistlichen Weisung und der kanonischen Sendung ein wesentlicher Unterschied statt hat, und daß, wo die geistliche Gerichtsbarkeit erfordert wird, die erste nicht hinlänglich, sondern auch die zweite unumgänglich nothwendig ist; trid. Sess. 23, Con. 7.

Da nun die sogenannte bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit vom Jahr 1791, diesen Grundsätzen und Glaubenspunkten zuwider ist: so verwerfe und verdamme ich diese bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, so wie sie das sichtbare Oberhaupt, Papst Pius der Fünfte, und die rechtmäßigen mit ihm vereinigten Bischöfe, schon in den Jahren 1791 und 1792, als irrig, schismatisch und ketzerisch erklärt, verworfen und verdammt haben.

Demnach widerrufe ich den Eid und alles, was ich, dieser von der Kirche verdammten Verfassung gemäß, gesprochen, gelehrt oder gethan habe; und ich betheuere vor Gott dem Allmächtigen, daß ich mich den Entscheidungen und Aussprüchen der römisch-katholischen Kirche vollkommen und unbedingt unterwerfe: überzeugt, daß wer nicht mit ihr einsammelt, zerstreut; wer sich nicht an den Mittelpunkt hält, den der Herr gesetzt hat, vom Himmelreiche ausgeschlossen ist.

Dies ist das feierliche Bekenntniß, das ich hier ablege; dies sind meine aufrichtigen und hinführo unveränderlichen Gesinnungen; in diesen bin ich entschlossen zu leben, und somit das Aergerniß, das ich durch meine Verirrungen mag gegeben haben, zu verbessern. Ich beschwöre den Vater der Barmherzigkeit, mir dieselben zu verzeihen, und bitte unsere heilige Mutter, mich den Bannstrafen, in welche ich gefallen bin, zu entheben.

St * g.

Mannigfaltiges.

Aus England.

Kunde von Ithaka. — Einnahme der Londner und Pariser Bühnen. — Einimpfung der Pest.

— — Auch Ithaka oder Theaki, die Heimath des schlauen vielgewanderten Odüsseus, ist durch die napoleonischen Kriege wieder bekannter geworden. Der englische Arzt Harry Holland, besuchte im Jahr 1812 und beschrieb die Insel in seiner voriges Jahr zu London herausgekommenen Reise zu den jonischen Inseln. Ithaka, sagt er, ist im Grunde nur eine kurze Kette von Kalkfelsen, die aus dem Meer heraufsteigt, kaum 60 englische Meilen lang. Das Eiland macht mit seinen Buchten und Berggipfeln, darunter der Stefano und Nerito die höchsten sind, einen ganz artigen Anblick, ist aber so rauh und dürftig, daß Cicero recht hatte, wenn er vom Odüsseus sagt, der habe sein Vaterland geliebt non quia larga, sed quia sua. Doch wird auch noch von den Einwohnern mit etwas Wein und Oehl Ausfuhrhandel getrieben. Der Wein von Ithaka wird für den besten der jonischen Inseln gehalten. Die Bevölkerung der ganzen Insel, mit Inbegriff der Bewohner von Kalanco, Kasto, Atako und andern kleinen Eilanden übersteigt kaum 8000 Seelen.

— — Im Dezember 1815 betrug die Einnahme der Pariser Schaubühnen 426,000 Franks; die Einnahme von den beiden Londner Bühnen, einen Abend im Durchschnitt zu 800 Pfund Sterling gerechnet, ohngefähr 20,000 Pf. Sterling.

— — Es wurde neulich in französischen Blättern, bei Gelegenheit der morgenländischen Pest und ihrer neuern Erscheinung zu Konstantinopel frischerdings an die Möglichkeit ihrer Ausrottung oder doch Milderung, vermittelst der Einimpfung erinnert. Aber man hat doch endlich der Erfahrungen dieser Art genug, um den Werth der Pesteinimpfung höchst zweifelhaft zu machen. Das bekannte Beispiel des Arztes Desgenettes, ist zwar an sich richtig. Aber Assalini, der von der französischen Armee in Aegypten die Pestkrankheit schilderte, bemerkt doch, daß Desgenettes sich nur zwei leichte Richtungen mit einer in den Eiter der Beule eines Genesenden getunkten Lanzette machte, was nur eine kleine Entzündung verursachte. Auch ist eine andere Thatsache von Guthrie in den edinburgischen medical commentaries bekannt gemacht, daß sich Matthias Deggio, einer von den Wundärzten im Krankenhause zu Bucharest, während dort die Pest in dem russischen Heer große Verwüstungen anrichtete, vermittelst eines Lanzettenstichs am Arm die Pest glücklich einimpfte. Das Fieber trat den vierten Tag ein; er genaß und hatte von keiner Ansteckung zu leiden. Hingegen hat man eben so häufige Beispiele von entgegengesetzter Wirkung dieser Maaßregel.

So erzählt Wilson in seiner Geschichte des brittischen Zugs nach Aegypten, daß sich Doctor Whyte, während der Pest zu Rosette im J. 1802, dieselbe, theils durch einen Lanzettenstich am Arm, theils durch Einreiben des Pesteiters am Schenkel, einimpfte. Es geschah am zweiten Jänner; den sechsten bekam er das Fieber; den neunten gab er den Geist auf. — Noch schauderhafter ist der von Sonnini in den Reisen nach Griechenland und der Türkei erzählte Versuch. Ein russischer Wundarzt, zu Constantinopel kriegsgefangen, sah die Pest unter seinen mitgefangenen Landsleuten herrschen, und kam auf den Gedanken, sie sich selber und allen übrigen künstlich einzuimpfen. So gab er bei zweihundert Menschen den Tod, und er selbst ward das Opfer seiner Keckheit.

Aus der Schweiz.

Der Sommer von 1770 und 1816.

— Betagte Leute mögen sich wohl noch der Theurung von dem Jahr 1770 und 1771 erinnern. Es war für ganz Deutschland eine Zeit des Hungers und Wehklagens; nicht minder in der Schweiz. Die regnerische Witterung vom Jahr 1770 hatte beinahe alle Früchte

des Feldes verdorben; viele wurden gar nicht reif und blieben uneingeerndtet. Das Heu hatte keine nährende Kraft für das Vieh; das Obst war nicht ganz ausgereift und wässerig. Die Kartoffeln wurden damals noch weit mehr für Nahrung des Viehs, als der Menschen angesehen, auch weit weniger angepflanzt, als in unsern Zeiten. Genug, liest man die Witterungsgeschichte von 1770 und ihre Wirkungen, man glaubt die Witterungsgeschichte des Jahrs 1816 zu lesen.

Herr Professor Bohnenberger hat im Würtembergischen die Regentage in den Sommermonaten von beiden genannten Jahren verglichen; es fanden sich der Regentage ihrer Anzahl nach folgende.

Mai	Im Jahr 1770	19	Im Jahr 1816	20
Juni	" " "	14	" " "	15
Juli	" " "	23	" " "	24
August	" " "	11	" " "	19
September	" " "	24	" " "	17
Summe der Regentage		91		95

Nach Witterungsbeobachtungen, die im Jahr 1770 zu Zürich, und im Jahr 1816 zu Aarau in der Schweiz angestellt wurden, beide Städte liegen ohngefähr acht Wegstunden von einander, war das Verhältniß der Regentage beider Jahre folgendes.

April	Im Jahr 1770	16	Im Jahr 1816	18
Mai	" " "	20	" " "	25
Juni	" " "	19	" " "	21
Juli	" " "	24	" " "	28
August	" " "	13	" " "	18
September	" " "	27	" " "	19
Oktober	" " "	15	" " "	8
Summe der Regentage		134		137

Die Hungersnoth, welche das regnerische Jahr 1770 begleitete, erhob sich erst im Winter und dem darauf folgenden Frühjahr. In der Schweiz war das Elend an vielen Orten über alle Beschreibung groß, weil das Land am Getraide arm ist, und Schwaben und Baiern selbst daran Mangel litten. Die Zufuhr von Frankreich und Deutschland war gesperrt. Man ließ aus Afrika über Marseille viele Früchte kommen; aber dies minderte, wegen des ungeheuern Aufkaufs, die Preise nicht. Die Fracht dazu vertheuerte alles noch mehr. Von Cläven bis Chur ward für den Saum vier bis fünf Gulden Fracht über das Gebirg bezahlt. Die Baumwollenspinnereien, damals zahlloser Familien reicher Nahrungszweig, waren in Abnahme gekommen, und die Arbeiten äußerst schlecht bezahlt. Die allgemeine Noth zu vergrößern, begingen die eidsgenössischen Regierungen jener Zeit den großen Irrthum, daß sie gegen einander auf sehr unbundesbrüderliche Art Ausfuhr aller Lebensmittel verboten. Glarus untersagte sogar eine Zeitlang den Verkauf von Molken, und beschränkte den Verkauf von Vieh. Die so geängstigten Menschen nahmen zu vorher unbekannten Nahrungsmitteln Zuflucht. Sie aßen im Frühling junge Nesseln, Spaltgraß, guten Heinrich und andere Arten Feldkräuter. Viele kochten und buken nur Kleien. Die sonst dem Vieh hingeworfene Erdäpfel oder Kartoffeln wurden Leckerbissen. Man zahlte für ein Viertel derselben einen Gulden und mehr.

Eine Folge dieser Noth war vermehrter und verbesserter Anbau der Erde; allgemeinere Einführung der Kartoffeln, deren Werth man kennen gelernt hatte. Gebüsche wurden ausgereutet, Oeden urbar, leere Allmenden zu Aeckern vertheilt. So wie man jetzt an Urbarmachung der entsumpften Linthgegenden denkt, wurden damals die weitläuftigen Moorgegenden des Rheinthals, das große Bauried, das 2080 Juchart haltende Isenried vertheilt und in Aecker und Wiesen verwandelt.

Das Jahr 1771, welches dem vorangegangenen Regenjahr folgte, war sehr fruchtbar und und gesegnet. Die Trockenheit und große Hitze des Maies that zwar dem Heu beträchtlichen Schaden, aber ward nachmals durch die Menge des Emds ersetzt. Nur die vom Schrecken verursachte Furcht vor neuer Theuerung und Noth hielt noch im ganzen Jahr den Preiß des Getraides hoch.

Ueberlieferungen.

Nro. 2.

1.

Der Zustand des europäischen Handels.

Abnahme der Bevölkerung. — Bedeutsamkeit der Auswanderungen nach Amerika. — Verlust des portugiesischen und spanischen Goldes und Silbers. — Uebermenge der Gewerbs- und Handelsleute. — Bevorstehende Gefahr allgemeiner Verarmung. — Ueber die Mittel dagegen.

In England Lärmen um Lärmen, selbst blutige Auftritte arbeitsloser Handwerker und Gewerbsleute in großen und kleinen Städten; — in Deutschland und in der Schweiz und in Italien zahlreiche Auswanderungen verdienstloser Menschen in andere Länder und Welttheile; Klage über Verfall der Gewerbschaften und des Handels überall. Die Briten seufzen über schlechten Absatz ihrer Waaren; die Deutschen seufzen über die ungeheure Waarenverschleuderung der Briten, und daß sie den Alleinhandel an sich reißen, alle festländische Großgewerbe zerstören, sich alle Völker zinsbar machen. In Leipzig soll ein Zusammentritt von Gewerbsherrn und Kaufleuten aller Gegenden Deutschlands und Helvetiens gehalten werden, um dem Bundestag in Frankfurt die allgemeine Klage, von zahlreichen Unterschriften begleitet, vorzutragen, und Mittel zur Abhülfe anzuzeigen. — Man hört ein verworrenes Geschrei von wider einander streitenden Stimmen. Die einen begehren bedingte, die andern unbedingte Handelsfreiheit; wieder andere wünschen sich Napoleons mailändische Beschlüsse zurück, oder daß die Mächte des festen Landes in freundschaftlichem Einverständniß gegen England das ausführen möchten, was Napoleon mit Gewalt der Waffen nicht erzielen konnte. Jeder spricht zu Gunsten seiner Werkstätte oder Bude, je nachdem ihm der britische Handel Nachtheil oder Vortheil bringt.

Ich möchte hier gar nicht untersuchen, auf wessen Seite das Recht liege? Ohne Zweifel haben sie alle Recht. Der Verfall der Gewerbe und des Handels ist erschütternd groß. Niemand läugnet es. Wie aber dem Uebel wehren? — Die Beantwortung dieser Frage ist für jeden Staatswirth von höchster Wichtigkeit. Um sie gründlich zu beantworten, muß der Grundquell des Uebels aufgedeckt werden.

Ist der Markt schlecht: so sind mehr Waaren, als Käufer vorhanden. Das Uebermaas der Waaren entsteht aber daher, daß entweder derselben mehr hervorgebracht und ausgestellt werden, als das Bedürfniß der Käufer begehrt, oder daß die Käufer zu arm sind, die Waaren zu kaufen, die ihnen wohl nöthig wären.

Eine andere Ursache vom Verfall der Gewerbe und des Handels gibt es nicht. Und ohne Schwierigkeit läßt sich eben sowohl nachweisen, daß in Europa die Menge Käufer abgenommen, als daß die Zahl der Verkäufer zugenommen hat. Eins ist so schlimm für den Handel, als das andere. Beides vereint, muß das Verderben des öffentlichen Gewerbverkehrs aufs höchste steigern.

Woher nun die Verminderung der Käufer und des Waarenbedürfnisses?

Sie entstand durch die Abnahme der Bevölkerung unsers Welttheils. Man hat kaum nöthig, Volkszählungen in allen Ländern anzustellen, und sie mit denen, die vor dreissig Jahren gemacht wurden, zu vergleichen, um sich von der Richtigkeit dieser Thatsache zu überzeugen. Eine fünfundzwanzigjährige Reihe von mörderisch geführten Kriegen der meisten Staaten Europens, Kriege, in welchen mit ungeheuren Heermassen gegen ungeheure Heermassen zu Wasser und zu Land gefochten ward, rafften eine außerordentliche Menge Volks hinweg. Eben ein großer Theil der gesündesten, kräftigsten Männer ward in zahllosen Schlachten das Opfer. Was das Schwert nicht fraß, kam in den Heerkrankenhäusern und an Nervenfiebern um. Allerdings kann man sich wohl damit trösten, die Natur ersetze die Lücken der Bevölkerung schnell. Inzwischen muß man doch nicht vergessen, daß viele tausend Töchter unvermält bleiben müssen und nicht Mütter werden; nicht vergessen, daß an die Stelle der im besten Lebensalter vom Kriege Hingewürgten nur Säuglinge und Kinder getreten sind, die erst nach einem und zwei Jahrzehenden brauchbare Männer werden können; nicht vergessen, daß eben auch das Stocken der Gewerbe wieder nachtheilig auf die Zunahme der Bevölkerung zurückwirkt, weil weniger Ehen geschlossen werden, indem sich die Mittel anständigen Unterhalts verringern.

Die Zahl der Käufer nimmt nach Beendigung der Kriege fortdauernd auch durch die häufigen Auswanderungen nach Amerika ab. Diese wiederholen sich jährlich, weil die Staatsbedürfnisse, Auflagen und Steuern aller Art nicht aufhören, während der Stillstand der Handelsgeschäfte Tausenden unmöglich macht, sich und die Ihrigen kümmerlich zu erhalten. Wen der hungernde Magen nicht aus Europa entfernt, den treibt sein Geist hinweg, welcher sich mit den neuen Zuständen der Reiche und den Grundsätzen der Thronen nicht vereinigen mag. Spanien und Frankreich, England, Irland, Italien haben eine ungezählte Menge ihrer trefflichsten Männer verloren, oder vielmehr von sich ausgestoßen. Man sage nun nicht, daß der, welchen der hungernde Magen in andere Welttheile zieht, auch in Europa keiner von den Käufern gewesen sein würde. Nein, die eigentlichen Bettler bleiben bei uns zurück, weil sie nicht so viel haben, die Kosten der langen Reise und einer ersten Ansiedelung jenseits des Weltmeers zu bestreiten. Dorthin wandert nur der aus, welcher so viel hat, daß er es noch kann. Und auch derjenige, welcher nur vom täglichen Fleiß seiner Hände bei uns lebt, gehört zu den Waarenkäufern. — Ich bitte meine Leser die Masse der Auswandernden keineswegs für unbedeutender zu zu halten, als sie ist. Man darf nur die unglaublich schell anschwellende Volksmenge der nordamerikanischen Freistaaten von Jahrzehend zu Jahrzehend bedenken. Zum Beispiel im Jahr 1790 betrug die Zahl der Einwohner in den vereinigten Staaten drei Millionen 76,118 Seelen; —

im Jahr 1800 betrug sie fünf Millionen 305,666; — im 1812 betrug sie sieben Millionen 239,903 Seelen. Welche Wunder auch der ennetatlantische Himmelsstrich hervorbringen möge: zu so schneller Vermehrung des menschlichen Geschlechts hätte er doch nicht Kraft genug, wenn ihn nicht unser europäischer Himmelsstrich sehr gefällig unterstützte. Man sage auch nicht, wenn jährlich 10,000 Personen nach Amerika wandern, diese Zahl sei im Verhältniß zur europäischen Bevölkerung von 180 Millionen klein. Die Auswanderungen kommen nicht aus Dalmatien und Lappland, sondern aus den angebautesten Ländern, wo man am meisten zu kaufen pflegt. Und zehntausend Käufer in einem Jahr weniger machen in einem Jahrzehend hunderttausend weniger, ungerechnet ihre Nachkommenschaft binnen zehn Jahren.

Nicht in Europa allein, auch in Amerika schwächte die Länge der Kriege die Anzahl der Käufer. Noch stehen Süd- und Nordamerika in vollen Flammen der Aufrühre und Bürgerkriege. Zufrieden mit den unentbehrlichsten Lebensmitteln, mit Eisen und Pulver, will man dort Unabhängigkeit und Freiheit. Der Krieger im Felde vergißt den Marktplatz; die Frau daheim sammt den Kindern hat mit Bestreitung der ersten Nothwendigkeit, mit Abgaben und Einlagerungen durchziehender Heerhaufen überflüssige Arbeit und Noth.

Die Anzahl der Käufer hat folglich sehr auffallend abgenommen; und der größere Theil derer, die wohl noch vorhanden wären, und Käufer sein sollten, hat nicht mehr das Vermögen dazu. — Europa ist bestimmt ärmer geworden. Dazu wirkte der Krieg auf mannigfaltige Weise. Welche unzuberechnende Summen kosteten den Bewohner der Städte und Dörfer die Ernährung fremder und einheimischer Krieger, welche blos verzehrend, aber auf keine Weise den Volksreichthum mehrend waren! Wieviel ging durch Rohheit und Plünderungswuth der Soldaten, ohne Nutzen für sie selbst, verdorben und verloren! — Und welch ein erschreckliches Gemälde baaren Verlustes würde es sein, wenn man die Namen und Werthe aller Gebäude, Höfe, Weiler, Dörfer, Flecken und Städte vom Tajo an bis Moskau, von Calabrien bis Finland erführe, welche in den Greueln der Empörungen, Schlachten und Bürgerkriege zerschossen, oder in Schutt und Asche gelegt wurden! — Obdach aber ist dem Menschen nöthiger, als der größte Theil von den Erzeugnissen derer, die für Lebensgenuß und Schmuck und Bequemlichkeit arbeiten. Jene Verluste haben das Grundvermögen der Völker geschwächt. Sie müssen sich erst wieder die zerbrochenen Werkzeuge anschaffen, um Geld gewinnen zu können, entbehrlichere Waaren zu kaufen.

Daneben wollen doch die Fürsten nicht darben. Sie fahren fort Auflagen zu machen, Steuern, Zinse, Zölle u. s. w. zu fordern; ermahnen zur Sparsamkeit, ohne selbst immer zum Sparen geneigt zu sein. Sie sind an einen gewissen Aufwand gewöhnt, und verschwenden zuweilen in einer Woche soviel, als zum Emporbringen des zerrütteten Hauswesens von hundert Familien des Handwerkstandes und der Landleute hinreichen würde. Sie hören es auch daher ganz gern, wenn ihnen ihre Finanzminister und Hofmarschälle beweisen, daß ein fürstlicher Aufwand nicht wenig zum Flor des Landes beitrage; daß damit Geld im Umlauf gebracht, und eine große Menge von Künstlern und Handwerkern (eigentlich Dienern der Ueppigkeit),

Junkern, Lakaien, Jägern, Kammerdienern, Köchen, Vorreitern, Läufern, Wäschern und andern dergleichen Leuten in Nahrung gesetzt werde. Sie erfahren aber von Finanzministern und Hofkammerräthen schwerlich, daß man die arbeitsame, nützliche Volksklasse aussauge und an Kraft lähme, um mit Flittern behangene Nichtsthuer zu mästen; daß man einen guten Theil der Unterthanen für den nichtswürdigsten Prunk des Hofes aufopfere. So muß das Volk verarmen. Der Wohlstand der Völker aber, und nicht die Schwelgerei der Höflinge und einzelner Großwürdeträger belebt den Handel.

Mit allem jenen Unheil, welcher den Vermögensstock der Reiche geschwächt hat und fort und fort schwächt, verbindet sich noch der baare Verlust an Geld, welchen die Auswanderer verursachen. Wie schon gesagt: die Bettler bleiben uns zurück, und vergrößern nur die Abnahme des öffentlichen Wohlseins, weil sie lediglich daran zehren helfen, aber nichts hinzuschaffen. Die über das Weltmeer hinziehen mit ihren Familien, nehmen, was sie haben und retten wollen, mit sich. Die dadurch dem festen Lande entzogenen Summen sind sehr bedeutend, und befördern das Aufblühen des amerikanischen Anbaues und Gewerbfleißes. Es sind nicht blos verdienstlose Fabrikarbeiter, die der neuen und bessern Welt zuflüchten: auch Handwerker, auch Kaufleute, Gelehrte, kirchlicher oder bürgerlicher Meinungen willen zurückgesetzte Beamte, vermögliche, zuweilen reiche Leute, verabschiedete Offiziers, verabschiedete Fürsten sogar: — und welche Maasregeln ihr auch anwenden möget, beim Auswandern der Leute das Auswandern ihres Gutes zu verhindern: eure Gesetze dagegen sind eitel, und spielend zu umgehen, sowie, wer aus dem Leben gehen will, eure Gesetze gegen den Selbstmord und die Bestrafung desselben verspottet.

Inzwischen das Vermögen der Völker durch alle diese Umstände jährlich sichtbarer schwindet, versiegen die alten Goldquellen immer mehr, besonders die, welche bisher für Europa in Amerika flossen.

Don Juan, König von Portugal und Brasilien, denkt für den Augenblick an keine Heimkehr nach Europa. Das alte Mutterland wird nun ein bloß dienstbares Nebenland des Tochterstaates. Der Hof von Rio-Janeiro behält die Ausbeute seiner amerikanischen Bergwerke für sich jenseits des Meers zurück.

Die Menge des ehemals aus den portugiesischen Pflanzungen nach Europa gebrachten Goldes betrug, seit Aufschließung der brasilischen Bergwerke zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts:

1. An einregistrirtem Golde:	bis zum Jahr 1755 . . .	480,000,000	Piaster
	Von 1755 bis 1803 . . .	204,344,999	—
2. An nicht einregistrirtem Golde		171,000,000	—
	Zusammen:	855,544,000	Piaster

oder 4,491,375,000 französische Pfunde. Mit dem 27. Wintermonat 1807 entfloh das Haus Braganza über das Meer, und Brasilien ward von dem Tage an für Europa unfruchtbar. Im J. 1810 wurde der Werth alles in Brasilien vermünzten und verarbeiten Goldes auf 120 Millionen französische Pfund geschätzt. Was davon nach Europa kömmt, geht in die Hand der Briten.

Die spanischen Besitzungen in Amerika, seit Mexiko's und Peru's Aufständen, hören ebenfalls auf ihr Gold und Silber an die alte Welt zu spenden. Der Werth von diesen edeln Metallen, betrug, seit Eröffnung der dortigen Gold- und Silberbergwerke im sechszehnten Jahrhundert bis zum Jahr 1803:

1. An einregistrirtem Gold und Silber Von Nord- und Südamerika	4,035,156,000	Piaster
2. An uneinregistrirtem	816,000,000	—
Zusammen:	4,851,156,000	Piaster

oder 30,936,810,000 französische Pfund.

Wenn man auch dem vielerfahrnen Alexander von Humboldt zugeben muß: daß ein großer Theil des in Amerika ausgebeuteten Goldes und Silbers gar nicht nach Europa kommt, sondern unmittelbar von da nach Afrika und Asien übergeht: so bleibt doch nach Abzug von allem auch nach Humboldts Schätzungen, eine Masse Goldes und Silbers übrig, deren jährlicher Betrag am Ende vorigen und zu Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts beinahe 80,000 Mark Goldes und beinahe vier Millionen Mark Silbers geschätzt ward. Soviel kam jährlich aus der neuen Welt nach Europa. Von dieser Masse, oder einer Summe von 43,500,000 Piastern, flossen aber alljährlich 25,500,000 wieder durch den russischen, levantischen und ostindischen Handel nach Asien ab. Nur etwa 18 Millionen bleiben zurück, die zu Geschirr aller Art, zu Münzen u. s. w. verbraucht wurden.

Die verminderte Zufuhr des Goldes und Silbers nach Europa hat keinen geringen Einfluß auf die Schwächung des Handelsverkehrs. Die gesammten Bergwerke Europens und des asiatischen Rußlands werfen heutiges Tages, nach guten Berechnungen, nicht viel über vier Millionen Piaster (oder einundzwanzig Millionen französische Pfund) ab. Und zählt man dazu auch noch die vier bis fünftausend Mark Goldes, welche aus dem Goldstaub der guineischen Küsten von Afrika jährlich zu uns gelangen mögen: so ist dies Alles auch vor den französischen Kriegen und den Empörungen Amerikas gewesen, neben der Einfuhr von dessen Gold und Silber. Hingegen die Bedürfnisse der Europäer, welche nur mit Erzeugnissen fremder Welttheile zu stillen sind, haben nicht abgenommen. Sie verlangen z. B. im Jahr 1817 eilfmal mehr Thee, als im Jahr 1717 gebraucht wurde.

Das baare Geld in unserm Welttheile, welches ehmals überhaupt zunahm, und dessen Vermehrung jährlich um eins vom Hundert hoch geschätzt ward, muß daher nothwendig in Abnahme sein. Und wenn man noch vor zehn Jahren die Gesammtsumme alles in Europa vorhandnen Geldes auf 1637 Millionen Piaster (oder 8,603,000,000 franz. Pfund) anschlagen konnte, also beinahe auf den Betrag von der Hälfte der britischen Staatsschuld: so ist nicht zu zweifeln, sie müsse seitdem beträchtlich geschwunden sein.

Was für den ganzen Welttheil gilt, gilt auch für Deutschland, Preußen und Helvetien. Mit dem Vermindern der Geldmasse im Allgemeinen, vermindert sich auch die Zahl der Käufer. Eine Reihe regnerischer Fehljahre, Mißwachs der Korn und Weinerndten, ungeheure Summen,

die für Brod nach der Küsten Afrika's und des schwarzen Meeres ausflossen, trugen zur Mehrung des Verarmens der Käufer nicht wenig bei.

Dagegen ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß während der Käufer weniger geworden sind, die Anzahl der Verkäufer zugenommen habe.

Nach Herstellung des neuen Gleichgewichts der Staaten im Hubertsburger Frieden vom Jahr 1763 war der Ruhestand von Europa allgemein. Die Bewohner des Welttheils schritten still im Beruf ihrer Väter einher; Ackerbau, Viehzucht und die unentbehrlichsten Gewerbe beschäftigten die größere Menge; was das Wohlleben und die Ueppigkeit erfreut, nur noch die kleinere. Die Fürsten aber ermunterten zu Großgewerben und Handel; die Wissenschaften blühten schneller auf; die Erweiterung der Kenntnisse im Volk vermehrte die allgemeine Regsamkeit. Wer ein Pfund hatte, legte es an, um damit zu wuchern. Die Könige trachteten nach möglich größter Bevölkerung ihrer Lande, um ansehnlichere Heermassen aufbieten zu können. Dazu war die Anlegung von Fabriken und Manufakturen nothwendig. Allenthalben stiegen wetteifernd Großgewerbe jeder Art auf in Seiden und Linnen, in Baumwollen- und Wollentüchern, für Tabak und Zucker, für Getränke, Arzneien, Farbestoffe, Metall-, Glas-, Porzellanwaaren u. s. w. Der Abfall der englischen Kolonien in Nordamerika von ihrem Mutterlande erhöhte das Streben des festländischen Kunstfleißes in Europa um Vieles. So wuchs die Zahl der Verkäufer, doch nicht außer Verhältniß mit Zunahme der Käufer.

Die französische Staatsumwälzung, mogten auch die aus ihr erwachsenden Kriege den Handel hin und wieder stöhren, verringerte doch die Menge der Gewerb- und Handelslustigen nicht. Vielmehr trug sie zu deren Anhäufung nicht wenig bei. Eine bedeutende Anzahl Franzosen zerstreute sich mit den Trümmern ihres Vermögens über Europa. Wer von ihnen nicht Waffen gegen das Vaterland, oder den Bettelstab tragen mogte, legte sich auf Handel und Gewerbe in Gegenden, wo dafür noch eine Lücke zu sein schien. In Frankreich selbst wurden die Kirchen- und Staatsgüter veräußert. Was vormals träger Mönche und Edelleute Gut gewesen, ward bald zum Eigenthum thätiger Landmänner und Städter. Die Klöster verwandelten sich in Fabriken. Jeder trachtete, schnell mit wohlfeil erworbenen Gütern größere zu gewinnen. Ein in der Flut und Ebbe der bürgerlichen Umwälzungen wechselndes Heer von Beamten, von guten Gehalten und Erbeutungen schnell bereichert, sann sein Erworbenes im Handel und Verkehr zinsbar zu machen. Glückspilze aller Art, durch Raub und Diebstahl bereicherte Heerpfleger, Hauptleute und Feldherrn, in Schlechtigkeit groß geworden, in Fülle und Genuß ihren Himmel findend, begannen, wußten sie nichts besseres, Handel und Wandel, um ihr ins Trockne gebrachtes Schäflein wohl zu hegen.

Zu dem allen kam endlich Napoleons kecker Gedanke, Englands Handel vom festen Lande zu verbannen, das heißt, den Europäern fast alle Erzeugnisse fremder Welttheile entbehrlich zu machen. Anfangs erhob sich dagegen allgemeines Geschrei. Es schien ganz unmöglich, den Zucker und Tabak Westindiens, den Thee Chinas, den Kaffe der Levante, die Kunsterzeugnisse Englands

entbehren zu können, ohne umkommen zu müssen. Dennoch starb Europa noch nicht aus. Nur England und die übrigen Welttheile verloren dabei; aber Europa behielt ungeheure Summen. Jetzt lehrte die Noth erfinderisch werden. Es war kein Land, in welchem nicht neue Fabriken errichtet wurden, oder ältere zum Theil schon abgelebte, sich nicht wieder verjüngten. Es konnte, bei der Menge der Käufer nicht genug Waare geschafft werden. Dies hielt ihren Preis hoch, ungeachtet sie selten der englischen oder nichteuropäischen an Werth gleich stand. Daher Theurung und Klage aller Orten, und Heimwünschung der Handelsverbindungen mit England; daher immer neuer Anwachs von Großgewerben und Unternehmern. Der öffentliche Waarenverkehr begann schon eine ganze neue Gestalt und Richtung anzunehmen, wobei freilich tausende verloren, aber hinwieder tausende gewannen. Selbst Viehzucht und Landbau erfuhren dabei wesentliche Veränderungen.

Es kam darauf an, ob England oder Europa diesen Zustand länger ertragen könne? Wäre es möglich gewesen, Europa zwanzig Jahre lang vereinzelt und in sich abgeschlossen, vom Seehandel getrennt, zu erhalten: der Anbau und Kunstfleiß würde zu einer wunderhaften Höhe gesteigert, aber Großbritanien in sich selbst und in den Abgrund seiner Schulden, unter den Trümmern seiner verödeten Staatseinrichtungen untergegangen zu sein. Daran zweifeln jetzt auch die stolzesten der Briten kaum.

Ein Paar nordische Nächte, dann die Schlachten bei Leipzig und Waterloo endeten Napoleons gemißbrauchte Herrschaft. Die verrückten Staaten traten in ihre alten Fugen zurück. Großbritanien schloß sich wieder an Europa und brachte seine jahrelange aufgehäuften Waarenvorräthe zu Markt. Es fand mit Erstaunen Nebenbuhler im Kunstfleiß und Verkehr, wo es ehmals keine gesehen hatte, und sich in mehrern Stücken gewerblicher Geschicklichkeit übertroffen, wo es vormals, als unerreichbares Muster, gegolten. Der Waaren und Verkäufer waren von allen Seiten nun zuviel, und der Käufer überall zu wenig geworden.

Das ist heut die Klage. — England ist zu früh im europäischen Verkehr wieder erschienen. Viele Fabriken des festen Landes, viele Handelshäuser wanken; andere stürzen zusammen. Der Waarenzug nimmt abermals neue Richtungen. Die Landwirthschaft muß neue Umänderungen leiden. Es entsteht Verwirrung und Noth aus der erschütternden, tiefgreifenden Umwälzung des Verkehrs. Der alte Zuwachs der Gold- und Silbermassen in Europa bleibt aus; aber unermeßliche Summen fließen durch die Hand der Briten wieder vom festen Lande hinweg, den andern Welttheilen zu, deren Erzeugnisse hier verzehrt werden. Rechnet man, daß ehemals die in Europa bleibende baare Summe Geldes durch die Einfuhr der Gold und Silberbarren von Mexiko, Peru, Buenos-Ayres, Neugrenada, Chili und Brasilien jährlich, nach Abzug alles dessen, was durch Handel mit andern Welttheilen, durch Geschirre, Geschmeide und Geflechten von den edeln Metallen verloren ging, jährlich um 15 Millionen Piaster, (oder 78,700,000 franz. Pfund) zunahm, und nun nicht mehr, oder in äußerst vermindertem Grade; berechnet man

hingegen jährlich, wie vormals, wieder, die Ausfuhr baaren Geldes nach Asien zu 25 bis 26 Millionen Piaster: so kann ohne Mühe jedermann die trostarmen Folgerungen für den künftigen Wohlstand des festen Landes daraus herleiten. Ich habe aber die Verhältnisse jener Summen und der übrigen, nicht mit leichtsinniger Willkühr, sondern nach den Forschungen und auf Thatsachen begründeten, scharfsinnigen Angaben Adam Smiths, Raynals, Neckers und Humboldts bestimmt.

Am richtigsten über die bevorstehenden Verhältnisse des deutschen Gewerbs- und Handelsverkehrs zu urtheilen, muß die Lage der Dinge nothwendig aus diesem großen Gesichtspunkte, nicht aus der engbeschränkten Tiefe einzelner Gewerbs- und Handelsleute mit krämerischer Kleinklugheit gefaßt werden.

Man streitet für und wider allgemeine Handelsfreiheit, für und wider Beschränkung der Einfuhr britischer und übermeerischer Waaren. Man will dem deutschen Bundestag das Räthsel zu lösen geben, wie der sinkende Wohlstand wieder zu heben sei oder gar von ihm erwarten, daß er helfe? — Aber Maasregeln, nur von einem der europäischen Reiche ergriffen, können demselben, ohne Einklang mit der übrigen europäischen Welt, wenig frommen; man kann vielleicht einzelnen Fabriken und Handelshäusern nützliche Verordnungen machen, aber andere im Lande werden wieder beeinträchtigt werden. Es wird dem Ganzen nicht geholfen sein, wenn man sich in untergeordneten einzelnen Theilen flickend verliert, und den Stand der Gesammtheit vergißt.

Das Kunststück, welches gemacht werden soll, besteht darin, das Gleichgewicht zwischen der Menge der Waaren und des Bedürfnisses derselben, oder des Vermögens, sie zu kaufen, herzustellen. Es muß also die Masse der Verkäufer auf dem Markt und ihrer Waaren vermindert, und die Menge der Käufer vermehrt werden.

Die Masse der Verkäufer und ihrer Waaren wird mit der Zeit von selbst abnehmen, weil sie bei ihrem dürftigen Verkehr größtentheils verderben müssen. Es ist nur die Frage: wer soll verderben? Der Bewohner des festen Landes, oder der Brite? Können sich die europäischen Fürsten nicht untereinander in Freundschaft zu derselben Maasregel gegen den englischen Handel vereinigen, welche Napoleon ihnen gewaltthätig aufzudringen versuchte: können sie nicht den britischen Waarenverkehr durch Sperrung ihrer Häfen, Bewachung ihrer Küsten, oder durch ungeheure Einfuhrgebühren vom festen Lande verdrängen! So werden die inländischen Handels- und Gewerbsleute verderben und die Engländer allein den Markt besetzen. Alle Staaten werden mehr oder weniger gegen England, Amerika und Asien einen ungeheuern Passivhandel führen; das Geld wird immer von Jahr zu Jahr seltner werden; man wird die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Brod, Bier, Wein, Fleisch, Holz, Stein, Taglohne u. s. w. in ungeheuern Preisen gegen ehmals zahlen, und Colonialwaaren, im Verhältniß zu vorigen Zeiten, um Spottgeld erhalten. Es könnte dann die Zeit kommen, daß man Napoleon Bonaparte's allzufrühen Sturz allgemein beklagte. Denn das Leben eines Despoten und Welt-Twingherrn ist am Ende doch

nur ein kurzes Menschendasein; aber das Leben eines Staates, wie Großbritanniens, welches mit Mark und Kraft eines ganzen Welttheils genährt wird, dauert Jahrhunderte fort.

Billig ist aber an jener freundlichen und starkmüthigen Eintracht der Fürsten zu zweifeln, ungeachtet des heiligen Bundes. Denn die Bedürfnisse der Staaten sind unter sich allzuverschieden. Was der eine entbehren kann, fordert der andere. Theilweise Einfuhrverbote oder Einfuhrerschwerungen werden daher zur Folge haben, daß zuletzt im Ganzen nichts oder wenig erschwert und verboten wird. Ein Land wird mit dem andern im Schleichhandel wetteifern, und die Sittlichkeit der Völker damit noch mehr verschlimmert werden.

Es giebt noch ein anderes, weit durchgreifenderes Mittel. Man wird es aber leider für so chimärisch halten, wie das erste. Die Fürsten haben ihren heiligen Bund geschlossen; auch die Völker sollten einen schließen, und schwören, freiwillig allen fremden Waaren zur Stillung der Bedürfnisse des Wohllebens zu entsagen, und sich mit den im eignen Vaterlande erzeugten Dingen zu begnügen. Das wäre die wirkungsreichste Maasregel, inländische Gewerbe emporzubringen, und das Ausströmen des Goldes und Silbers nach Asien zu verhindern. Jeder Staat des festen Landes tauschte seinen Ueberfluß nur gegen den Ueberfluß des andern aus: aber Colonial- und englische Waaren blieben verstoßen, wie verpestete Baumwollenballen, an den Ufern des Meeres liegen. Das wäre der schönste Beweis hochherziger, allesüberwindender Vaterlandsliebe. Leider, lächelt jeder Leser dazu, und zweifelt am Dasein dessen, was er weder in sich selbst, noch am andern findet.

Die Menge der Verkäufer also zum Vortheil der festländischen Handels- und Gewerbsherrn zu verringern, wird schwerlich ausführbar sein; stückweis und kraftlos versucht werden, und im Ganzen eitel bleiben, bis die Noth aufs höchste getrieben sein wird, und sich unter den hundert und achtzig Millionen Europens ein Scipio gegen England findet, der den Beinamen des Britannikers erwirbt. — Fehlt er: so wird die allesüberwindende Zeit Meisterin werden; den britischen Koloß einst in sich zerfallen lassen; Englands Herrschaften und Pflanzstätten in fremden Welttheilen von ihrem Mittelpunkt losreißen, selbstständig machen oder unter andere Seemächte versplittern; und so mit ebenmäßiger Vertheilung der Goldquellen, das Gleichgewicht des Handels in der Welt und des Wohlstandes herstellen. Doch müssen wir der goldenen Zeit mit Geduld harren können!

Auf diesem etwas langwierigem Wege wird das Uebermaas der Waaren und ihrer Feilbieter bald von selbst in ein bescheidenes Verhaltniß zurücktreten. Gegenwärtig hort man freilich noch aller Enden klagen: „Alles will Kaufmann werden, handeln, fabriziren!“ In wenigen Jahren wird der Schreiber und Ladendiener Ellenstecken und Zahlbuch mit Gewehr und Patrontasche vertauschen. Noch schreien die Meister: unser Handwerk ist allzu übersetzt. Jeder Fuscher treibts; einer verdirbt dem andern den Verdienst, weil jeder gelebt haben will! In wenigen Jahren wird man sich nicht mehr so stark in die armseligen Werkstätten eindrängen, um Hunger leiden zu helfen. Der Landmann wird beneidenswerth heißen, und jeder, der ein Paar Juchart Landes bauen kann, das beste Theil erwählt haben. Es wäre vielleicht nicht übel, wenn die

Fürsten früh anfingen, Heinrichs des Finklers Herrschergedanken in umgekehrter Art zu nehmen und auszuführen, und statt diejenigen, welche sich in die Städte begeben, Handwerke lernen, Fabriken anlegen, mit Rechtsamen auszustatten, dieselben denen zu gewähren, welche sich mit Glück dem Landbau, Bergbau und der Viehzucht weihn. Wahrlich, Deutschland hat der Oeden noch genug. Wir würden ein minder weichliches, kräftigeres, mannhafteres Volk, mit größerer Einfalt und Sittlichkeit empfahen.

Fast eben so traurig sind die Aussichten, mehr Käufer, als bisher waren, auf den Markt zu führen. — Woher wollt ihr sie nehmen?

Die fortwährenden Auswanderungen gelähmter Kaufleute, brodloser Handwerker und rüstiger Landleute geben keine große Hoffnung für Europa. Es sind Tausende auf den Schlachtfeldern umgekommen, und doch ist für die Uebriggebliebenen nicht genug Nahrung oder Vermögen vorhanden, sie zu erwerben. Denn der Druck der Abgaben dauert mit dem Aufwand der Staaten fort, als wären Handel und Wandel noch im reichsten Herbst. So nimmt einer um den andern den Stab in die Hand und das, was er binnen wenigen Jahren dem Staat zahlen müßte, als Zehrpfennig in die Tasche, um Amerika zu erreichen. Sonst zog man wegen des Goldes in die neue Welt; jetzt sucht man das Eldorado nur des lieben Brodtes willen. Weil der Staat dieses nicht allen seinen Bürgern zusichern kann, da die bisherigen Erwerbsquellen versiegen, kann er, ohne unmenschlich zu sein, und ohne sein eignes Verderben zu beschleunigen, die Auswanderungen nicht hindern. Hindert er sie: so vergrößert er die Anzahl seiner Bettler und Hungerleider unfehlbar. Ohne große Noth verläßt niemand gern Heimath und Verwandte und altgewohnte, liebe Verhältnisse.

Man hört nicht, daß die europäischen Bergwerke mehr Gold und Silber, als vorzeiten, liefern, um den Verlust der amerikanischen Gold- und Silberbarren zu ersetzen. In dem Maaße sich die edeln Metalle auf dem festen Lande nothwendig durch den britischen Alleinhandel vermindern: schmilzt auch die Anzahl der Käufer auf immer geringere Menge ab. Die Briten selbst werden dabei so viel leiden, als die Völker des festen Landes. Indem sich diese begnügen müssen, einige Fabriken und Handwerker für den dringendsten Hausbedarf zu haben, übrigens vorzüglich dem Landbau anzugehören, verlieren die Engländer einen großen Theil der ehmaligen Kunden. Geben ihnen andere Welttheile keinen Ersatz für den verminderten Waarenverschleiß in Europa: so steigen auch sie wieder von ihrer glänzenden Höhe zur vormaligen Mittelmäßigkeit nieder. — Endlich bringt sich mit diesem Allen von selbst ein gerechtes Ebenmaaß zwischen Verkäufern und Käufern hervor, welches freilich nicht mehr das Alte sein wird.

Am unbehaglichsten dürfte das neu eintretende Verhältniß glanzgewohnten Fürsten werden. Wo vormals die Rede von großen Unternehmungen war, wird nur von Sparsamkeit und Einschränkungen die Rede sein müssen. Die gewohnten Steuern und Abgaben müssen verringert

werden, wenn nicht des Volks noch mehr auswandern, oder aber verzweifeln soll. Denn was sonst viele, bei leichterem Erwerb, trugen, können nicht wenige, bei mäßigem Erwerb, tragen.

Der gegenwärtige Bruch bisheriger Handels- und Gewerbsverhältnisse; ihre eintretende Neugestaltung; der Einfluß dieser Erscheinungen auf Leben, Beschäftigungsart und Behaglichkeit ganzer Nationen, wie einzelner Familien, bereitet den europäischen Staaten unvermeidliche, große Verhängnisse neuer Art vor. Glaubet mir, es ist nicht blos die höhere Bildungsstufe, auf welcher die Völker gegenwärtig stehen, welche zur Besserung der Staatsverfassungen die Wünsche aller hinlenkt: nein, es ist das dunklere oder klarere Gefühl von bevorstehender Noth und fortschreitender Verarmung des Ganzen; es ist Naturschrei nicht nur moralischen, sondern auch physischen Bedurfnisses in der europäischen Menschheit, was man Stimme des Zeitgeistes zu nennen pflegt! Hier hilft kein Zögern, kein Sträuben, kein Drohen, kein Strafen. Die Natur will ihr Recht; sie leitet unser Geschlecht vorwärts auf der ewigen Bahn der Entwickelung, nicht nach Willkühr, sondern im abschüssigen Geleise der Nothwendigkeit. — Wie vom Instinkt geleitet, fordern die Völker Freiheit im häuslichen und bürgerlichen Verkehr, Denkfreiheit, Landstände, Ausgleichung des Kastenunterschiedes. — Das sind in der That Rettungsmittel für die Zukunft; nicht Wirkungen philosophischer Bücher, sondern des Dranges der Umstände; nicht Gelüste zu Staatsumwälzungen, sondern instinktmäßige Regungen, sie abzuwehren.

Sollen die Staaten den nothwendigen und erschütternden Wirkungen widerstehen, welche dem Umschwung des großen Handelsverkehrs und aller Verhältnisse zwischen Europa und den andern Welttheilen folgen müssen: so bleibt nur das eine, wahre Mittel zu ergreifen übrig: daß fortan die Regierungen nicht getrennt von den Völkern, sondern in ihnen leben; daß die Völker in ihren Regierungen leben; daß beide eins sind; nicht wie Herrn und Knechte, sondern wie Patriarchen und erwachsene Söhne und Enkel, in wechselsweiser Hochachtung, Liebe und Rathgebung.

Und der prophetische Schluß von dieser über den Zustand des europäischen Handels angestellten Betrachtung? Jeder Leser von einigem Klarsinn kann ihn leicht selbst ziehn: Was man wünscht, wird nicht geschehen. Die vereinzelten Reiche Europens sind durchaus zu ohnmächtig, die ehmaligen Weltverhältnisse herzustellen. Sie werden merklicher oder unmerklicher verarmen. Man wird mit Prämien und Ein- und Ausfuhrverboten hin und wieder flicken und bessern, und im Ganzen nichts am gewaltigen Gang der Dinge ändern. Einer wird, wie im Schiffbruch, auf die Schultern des andern steigen, ohne darum der Macht der Schicksalswogen zu entgehen.

Beluchistan.

Jedermann erinnert sich noch des riesenhaften Einfalls von Napoleon Bonaparte, (vorausgesetzt, er hab ihn wirklich gehabt), mit einem Kriegsheer zu Lande in des macedonischen Alexanders Fußtapfen nach Ostindien zu wandern. Der Argonautenzug unterblieb, war auch wohl nie im Ernst gemeint, und die Briten behielten ihr goldenes Vließ.

Die Deutschen schrieben damals viele gute Räthe, den kürzesten und besten Weg durch Asien zu nehmen. Die Engländer hingegen, welche die Sache am nächsten betraf, schrieben wenig oder nichts; sandten aber sogleich unternehmende Männer in die unbekannten Gegenden Asiens, durch welche Napoleon hätte ziehen müßen, um den Besuch in Bengalen zu machen. Diese Kundschafter mußten die Natur der Länder und deren Vortheile und Nachtheile für einen europäischen Heerzug erforschen. Herr Malcolm ging nach Persien, Herr Elphinstone in das ostpersische oder afghanische Kabulistan, Herr Smith in das Land am Sind oder Indus, und die Herren Christie und Pottinger in das unbekannte Beluchistan, welches seit den Zeiten des macedonischen Alexanders kein Europäer mehr besuchte, oder beschrieb. So gelangte die Welt durch ein bloßes Drohwort Napoleons zur Kenntniß von Ländern und Völkern, von denen sie seit Jahrtausenden nichts gewußt hatte.

Beluchistan gränzt nordwärts an Kabul und Seistan, südwärts ans indische Meer, gegen Morgen an den Sind und Scherkapuhr, gegen Abend an die persischen Landschaften Kerman und Laristan; ist ohngefähr hundert geographische Meilen lang und gegen siebenzig breit. Die Einwohner dieses weiten Landstrichs, den hohe, wilde Bergketten von den indischen Ebenen trennen, sind fromme Bekenner Muhameds, und ihr Fürst oder Kan wohnt in der Stadt Khelat, die auf dem Gebirg in einer Höhe von 8000 Schuh über dem Meere liegt.

Hauptmann Christie und Statthalter Pottinger, beide im Dienst der ostindischen Gesellschaft, verkleideten sich als Pferdehändler, und reiseten in das unbekannte Land. Aller Berge ungeachtet stießen sie auf keinen Fluß; litten vielmehr oft Mangel an Wasser und fanden meistens nur seichte Bäche, die von Zeit zu Zeit unter Regengüßen anschwellen. Landstraßen fehlten ebenfalls; deren Stelle vertreten in dieser Weltgegend gewöhnlich die ausgetrockneten Betten der Waldströme. Eben so mangelt es am Holz. Ausgenommen Gesträuche an den Ufern und Felswänden sieht man nichts Waldartiges.

Die Beluchen, den Gesichtszügen nach vielleicht Abkömmlinge eines turkmannischen oder seldschukischen Stamms, reden verdorbenes Persisch, und halten sich selbst für Kinder Arabiens und der ersten muhamedanischen Eroberer Persiens. Die eigentlichen Urbewohner des Landes scheinen aber die Brähu's zu sein, welche in kleinen Gemeinden zu höchst in den Bergen wohnen, ihre eignen Häupter haben und sich gar nicht mit den Beluchen vermischen. Noch giebts eine andere Gattung Einwohner, Dewers genannt, die das reinste Persisch reden und Ackerbau treiben.

Sehr gut lassen sich bei den Beluchen drei Hauptstämme, oder Kasten unterscheiden. Die
Näro's sind darunter der Krieger- oder Heldenstamm, Erzspitzbuben und Räuber vom Haus aus.
Die Dörfer der Nachbarländer überfallen, plündern, verbrennen, die Heerden entführen, und
sich mit der Beute auf den Kameelen wieder schnell davon machen; das ist ihnen das adlichste
Gewerbe. Sie sind blutdürstig und grausam; dabei aber gegen Fremdlinge, die zu ihren Dörfern
kommen, die gastfreundlichsten Leute. Immer steht zum Empfang der Fremden in jeder Ort-
schaft ein Haus bereit; stets ein Teppich vor demselben ausgebreitet und der Ortsvorgesetzte
oder Serdar hat nichts Angelegneres, als den Reisenden höflich zu empfangen und sich nach
seinem Wohlbefinden zu erkundigen. Man spielt, man raucht Tabak, kaut Opium, besucht sich
einander; ißt Kuchen, Reis, Datteln, Käse, Fleisch und trinkt frische oder saure Milch dazu.

Die Weiber, deren ein Mann soviel heurathet, als er ernähren kann, sind bei den Beluchen
ganz artig; sie tragen ein blaues oder weißes grobbaumwollenes Hemd, dazu seidene oder baum-
wollene Langhosen, und wenn sie alt sind, um den Kopf ein Tuch gewunden, sonst das Haar
anmuthig in einen Knoten geschürzt, nachdem es, wie ein Tuch um das Haupt gewickelt war.
Oeffentlich dürfen sich diese Schönen nicht zeigen. Die Männer tragen sich ohngefähr eben so;
auf dem Kopf eine seidene Mütze oder einen Turban von gewürfeltem oder blauem Baumwollen-
zeuge, und um den Leib eine Schärpe von ähnlichem Stoffe. Im Kriege führt der Held eine
gewaltige Rüstung mit sich; eine Büchse mit Luntenschloß, einen Spieß, einen Degen, einen
Dolch, einen Schild u. s. w. Die beluchischen Sklaven und Sklavinnen, auf Raubzügen ge-
machte Kriegsgefangene, werden sehr menschlich behandelt, Gliedern der Familie gleich.

Durchaus nicht so wild und roh sind die Brâhu's, doch herzhaft, thätig, arbeitsam;
meistens Hirten, klein, untersetzt, stämmigt; haben mehr runde Gesichter, wie die Beluchen
mehr langköpfigt sind; leben auch nicht, wie diese, von ihren Frauen abgesondert.

Der Kan zu Khelat ist Oberrichter und Kriegshaupt. Die Herren Christie und Pot-
tinger schätzen in ihrer Reisebeschreibung (Travels in Beloochistan and Sinde. London 1816.)
seine Einkünfte auf 350,000 Rupien oder 43,700 Pf. Sterl. — Er behauptet ein Kriegsheer von
120,000 Mann zu besitzen; einem seiner fürstlichen Nachbarn gab er sogar einmal in morgen-
ländischer Hochtrabenheit die Menge von 250,000 Mann an. Wenn man aber die unermeßlichen
Sümpfe, die weiten Wüsten, die rauhen Berge, die seltnen Dorfer oder Städte seines Landes
sieht: so sollte man meinen, er habe Noth, fünfzig bis sechszigtausend Krieger aufzubringen.

Wie jedes Dorf seinen Vorsteher, so hat ein ganzer Bezirk oder ein großer Gau wiederum
sein Oberhaupt, oder Jâm, das den Kans-Namen führt. Gewohnlich ist das großte Dorf der
Wohnsitz des Kans, und drum ganz oder auch nur zum Theil mit schlechten Erdenwällen
umgeben. So fanden unsere Reisenden, als sie im Jänner 1810 in der Hafenbucht des indischen
Dorfes Sonmini (sie scheint der Beschreibung Arrians nach Alexanders Hafen gewesen zu
sein, wo sich Nearchos Flotte sammelte) gelandet hatten, im Innern des Landes die Stadt
Bela, mit ohngefähr 2000 Häusern; tiefer hinein die Stadt Kosdar mit ohngefähr 500
Wohnungen in einem Thale, welches Mandeln, Trauben, Feigen, Aprikosen, Pfirsiche u. s. w.

in den Gärten der Einwohner hervorbringt. Endlich erreichten sie auch Khelat, oder die Stadt. Sie liegt in einem wohlangebauten engen Thal, das etwa drei englische Meilen breit, acht Meilen lang, und fast ganz mit Gärten angefüllt ist. Khelat ist auf drei Seiten mit Mauern umgeben, durch welche drei Thore führen. An der vierten Seite steigt eine schroffe Felswand auf; droben liegt der Pallast des Mahmud-Kan, des Hauptes von Khelat, des Fürsten von Beluchistan. Innerhalb der Stadtmauern mögen ohngefähr 2500, außerhalb derselben etwa 1400 Häuser stehen. Die Straßen sind breit; auf den Seiten für Fußgänger bequem gemacht; in der Mitte von einem bedeckten Kunstgraben durchflossen, der alle Unreinigkeiten abführt. Fleisch, Gemüse, und andere Lebensmittel findet man täglich frisch in billigem Preis feilgeboten. Die Stadt liegt hoch im Gebirg, wie schon früher gemeldet worden; daher ist der Winter ziemlich rauh. Nach den Beschreibungen der Engländer muß im Hornung die Kälte selbst zur Mittagszeit gegen 10 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkt gewesen sein.

Von Khelat nahmen die Wandrer, überall gastfreundlich genug empfangen, ihre Richtung gen Kandahar durch wilde Bergschlünde, und weitläuftige Einöden. Das Land besser zu erkundschaften, trennten sie sich, und nahmen verschiedene Wege. Pottinger, der gegen die Abendgränzen Beluchistans reisete, mußte durch eine ungeheure kahle Sandwüste, mit Steppenland abwechselnd, pilgern. Er schätzte die Wüste 300 engl. Meilen lang, 200 Meilen breit. Am Ende der Wüste kam er in das enge, liebliche Thal Mukran zum Dorf Kullugan. Hier ist ein kleiner, häßlicher, aber kräftiger Menschenschlag; ein wildes räuberisches Volk. Je weiter der Wanderer vordrang, je reicher fand er das Land wieder bevölkert, zum Theil auch besser angebaut. So kam er nach Persien, durch Kerman, Schiras nach Ispahan, wo er den Herrn Christie wiederfand.

So schätzbar diese Entdeckungsreise immerhin sein mag, muß man doch bedauern, daß sie von Männern angestellt wurde, die ohne die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Werkzeuge sich auf den Weg machten. Das ist fast immer der Fall bei den Briten. Sie haben nur ihren Handel im Auge; die Erweiterung der Wissenschaften kömmt selten in Anschlag. Welche Entdeckungen hätten hier Männer wie die Humbolds, die Forster, die Seetzen in den unbekannten Gefilden machen können! Wie dürftig ist noch alles, was Pottinger zu erzählen weiß! Wie viel hätte die Welt durch Alexander Makenzies kühnen Zug im nördlichsten Amerika, oder durch des unwissenden Mungo Park Reisen erfahren können! Wie gering war im Ganzen die Ausbeute von allen ihren Anstrengungen! Az.

Des sächsischen Weinbaus Vorzeit und Gegenwart.

Der sächsische Weinbau ist nun fast tausend Jahre alt, denn die ersten Spuren davon finden sich im zehnten und eilften Jahrhundert. Auch muß er stets ein ganz gutes Glas geliefert haben,

denn die Geistlichkeit des Mittelalters, welcher Kenntniß in diesem Fache gewiß nicht abzusprechen ist, legte sich mit großem Eifer auf den Weinbau selbst, sondern empfahl ihn auch den Laien, damit es ja nicht an Weinzinsen, Weinschenkungen u. s. w. fehle.

Zu Luthers Zeiten schienen die Meisner Bischöfe nicht selten gar tief ins Meisner Glas gesehen zu haben; denn als z. B. jener große Reformator über die bekannte Predigt vom heiligen Abendmal mit dem Meisner Bischof Johann VII. besonders mit dessen Offizial zu Stolpen, in offne Fehde gerieth, schrieb er unter andern 1519 dem Offizial: „Er solle auf ein andermal zu nüchtern Morgen Zeddul schreiben, ehe er noch des Weines von Köbber*) zuviel genossen, auf daß nicht Noth sei, zu argwöhnen, er habe sein Gehirn zu Köbber verloren, daß er selbst nicht wisse, was er sage."

Etwa fünfzig Jahre später schickte der Kursächsische Hof alle Jahre ganze Fuder Meisner Wein an fremde Höfe als einen erquickenden Tischtrunk. So erhielt z. B. der braunschweiger Hof allemal im Herbst sechs Fuder solchen Weines aus Dresden, und schenkte dafür wieder sechs Fuder Eimbecker Bier.

Noch später, am Ende des siebenzehnten und bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ehrten die sächsischen Regenten den vaterländischen Weinbau fast jährlich durch große Weinlesefeste, und die wohlhabenden Unterthanen bewiesen ihre Anhänglichkeit für die vaterländischen Reben unter andern dadurch, daß sie auf der fünf Meilen langen Weinbergkette von der Meisner bis zur Pillnitzer Gegend so viele und so herrliche Landhäuser bauten, daß jene ganze Bergpflege, nach der Bemerkung eines englischen Reisenden, fast einer einzigen ungeheuern Bergstadt gleicht. —

Und doch ist jetzt der Weinbau, dieser herrliche Zweig der ökonomischen Industrie, in Sachsen dem gänzlichen Verderben nahe, wenn nicht bald ein milder Himmel Bergherren und Winzer durch reichlichere Weinerndten wieder ermuntert.

Seit dem letzten großen jedem Bergbesitzer unvergeßlichen Weinjahr 1783 wo die Stöcke in Quantität und Qualität sich gleichsam erschöpft zu haben scheinen, hat es nämlich fast nur Mittelerndten, wie 1790. 1797 und 1798 größtentheils aber schlechte Erndten und nicht selten Jahre gegeben, wo auch nicht ein einziges Faß trinkbaren Weins erbeutet worden ist. Kein Wunder also, wenn eine Menge Weinberge ganz vernachlässigt und viel Weingärten in Korn- und Erdäpfelfelder verwandelt worden sind.

Ein traurigeres Weinjahr aber als das heurige dürfte in den Annalen von sächsischer Weinkultur wohl fast nicht zu finden sein. Die meisten Berge haben nicht eine einzige reife Traube gegeben; in manchen sind nicht einmal Weinbeeren zu sehen gewesen, und manche der größten Berge von vorzüglich guter Lage, wo allenfalls noch einige Lesehoffnung sich zeigte, sind nicht soviel Kannen Most als sonst Fässer erbeutet worden.

*) Ein Flecken unfern Dresden, Kötzschenbrode jetzt genannt, wo besonders guter Wein wächst.

An fröhliche Weinlesen war also natürlich nicht zu denken. Und doch ward eine solche von einem Bergherrn, der nicht zehn reife Trauben erndete, auf eine ganz eigne Art gehalten.

Der wackere Mann hatte nämlich während einer schweren Krankheit im Frühjahre, seinen Winzern und Freunden, wenn er genesen sollte, ein recht frohes Weinlesefest versprochen und wenn er auch nur ein Dutzend Trauben erndten sollte. Der Herr des Bergs genas, der Berg aber ward krank, so krank durch die entsetzlich schlechte Witterung, daß an eine Weinlese nicht zu denken war. Ein Dutzend reife Trauben ließ sich indeß doch auffinden, vielleicht auch etwas mehr. Um also sein gegebenes Wort zu halten, lud der Bergherr Freunde und Bekannte zu einer fröhlichen Weinlese. Anfangs hielt man die Einladung für Spott. Allein sie ward so ernstlich wiederholt, daß man sich schon einstellen mußte; und dies geschah denn auch männiglich in der Meinung, daß der Berg doch noch eine bessere Erndte gegeben haben müsse, als man befürchtet.

So war es nun freilich nicht, denn der Berg gab nicht mehr, als eine halbe Butte genießbarer Trauben, und doch fehlte es nicht an einer fröhlichen Weinlese. Der Bergherr hatte nämlich in der Stadt reife Trauben gekauft, soviel sich nur von den Weingeländen der Gärten aufbringen ließen, und jene recht natürlich an die ersten fünfzig bis sechszig Stocke seines Berges binden lassen, daß es fast schien, als habe die Natur ihren Bergsegen mit üppiger Hand zu spenden angefangen und dann auf einmal im Segen innegehalten.

Dorthin nun führte der ehrliche Worthalter seine Gäste und ermunterte sie zur fröhlichen Lese. Man staunte — kam aber bald hinter die Wahrheit und — die kleine künstliche Weinlese veranlaßte mehr Freude und Scherz, als so manche bessere Zeiten, wo der Berg den Herrn, aber nicht der Herr den Berg beschenkt hatte.

Dergleichen originelle Weinlese ist gewiß in all den Jahrhunderten nicht gehalten worden, seitdem die erste Rebe vom Rhein auf die Bergländer der Elbe verpflanzt ward — wird auch wohl so leicht nie wieder gehalten werden in der kommenden Zeit. Kein Wunder wenn die Weinbauern der umliegenden Gegend die künstliche Lese für Frevel und Spott erklärten, den der Geber alles Bergsegens nicht ungestraft bleiben lassen werde. — Welch Weinbergloos kann aber härter sein, als wenn seit mehreren Jahrzehenden schon kein Bergsegen, wie ehedem erfolgte — wenn besonders, wie in diesem Jahre, fast keine Traube reift und ein großer Theil der Rebenstücke erfriert? — Der Bergfluch muß also gleichsam pränumerando der scherzhaften Weinlese vorangegangen sein.

Wenn im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nur einige magere Weinlesen einander folgten, ermangelten die sächsischen Prediger nicht, dies von den Kanzeln herab als eine gerechte Strafe des Himmels zu erklären, dafür, daß man zuviel ausländischen Wein trinke und den vaterländischen Becher verachte — man trank nämlich besonders Rheinwein und Malvasier, als damals die wohlfeilsten fremden Weine — und doch war damals und blieb der vaterländische Becher, bis vor etwa dreißig Jahren — die Keller reicher und vornehmer Schlemmer abgerechnet — in den meisten Kellern noch immer so in Ehren, daß bei den größten

Ehrengelagen nur Meisner oder sogenannten Landwein kredenzt wird. — Was für Strafpredigten mußten aber jetzt von den Kanzeln erschallen, wenn damit etwas ausgerichtet wäre — jetzt, wo der vaterländische Wein auf keiner modernen oder vornehmen Tafel, ja selbst auf der des Bürgers nicht mehr mit Ehren erscheinen kann — wo man ihn nur achtet, wenn er ausgeführt, in fernen Weinfabriken verfälscht und ihn mit ausländischen Namen getauft wieder in unsere Keller geschafft worden ist.

Der feine Züngler, durch rheinisches und burgundisches Rebenblut verwöhnt, entschuldigt sich damit, daß der vaterländische Wein auch gar nicht mehr genießbar sei. — Der vaterländische Himmel aber scheint sich der heimischen Rebe nicht mehr annehmen zu wollen, seitdem er bemerkt, daß die fremde den Vorrang behauptet. — Was Wunder, wenn dann die Industrie endlich sich ins Mittel schlägt und einen Wein ohne Wein erfindet, welche die ausländische, wie die vaterländische Rebe wenn auch nicht entbehrlich macht, doch beiden sich an die Seite zu stellen versucht.

Dies ist jetzt in Dresden durch einen dasigen Staatsdiener den geheimen Kriegsregistrator Krägen geschehen, welcher seit Jahren schon die Chemie, als Steckenpferd betrieben hat, und nun auf dem chemischen Wege, aus Erdäpfel mehrere Sorten Weine, von den sogenannten sauren bis zu den süßen verfertigt, welche in Farbe, Geschmack und Geruch den natürlichen ganz nahe kommen. Der Erfinder ist dabei von der eben so einfachen als unverwerflichen Idee ausgegangen: daß so gut wie der Wein in seine Bestandtheile chemisch aufgelößt werden könne, auch eine Zusammensetzung oder gleichsam Weinschöpfung auf demselben Wege möglich sein müsse — und der Erfolg hat diese Idee gerechtfertigt.

Von dem Könige, welchem der geniale Weinkünstler Proben seines Fabrikats hat überreichen lassen, ist demselben nach vorgängiger Prüfung von Seiten der Gesundheits-Polizeibehörde, nicht nur eine Gratifikation bewilligt, sondern auch die Erlaubniß zur Fabrikation im Großen ertheilt worden, welche nun bereits im Gange ist.

Dieser künstliche Wein hat seine Most- und Brausezeit so gut, wie der natürliche, und gewinnt, gleich letzterm, durch längere Liegezeit. Das wohlthätig Charakteristische desselben aber, als eines chemischen Fabrikats, liegt besonders darin, daß er aus einem Produkte gefertigt wird, welches überall in Menge zu haben ist — und daß es deshalb ungemein wohlfeil verkauft werden kann.

So gut also, wie unsere Pharmazeuten die Wasser von Karlsbad, Spaa, Pyrmont, Eger u. s. w. nachzuahmen gelehrt haben, werden wir künftig die Surrogate der Reben von Würzburg, vom Rhein, von Malaga u. s. w. in unsern Erdäpfelfeldern finden.

Dresden.

N. N.

Mave's Nachrichten vom gegenwärtigen Zustand Brasiliens

Ein Land, dessen Innres völlig unbekannt geblieben, seit es von Christoph Colombs Reisegefährten Vinzenz Yanez Pinçon im Jahr 1499 zum erstenmal gesehen worden war; ein Land welches zwei Fünftel des gesammten Südamerika's einnimmt, indem es über 500 Wegstunden in der Länge, über 300 in der Breite hat: ein Land so reich an Gold und Diamanten, wie Brasilien, wohin ein europäischer König seinen Thron verpflanzt hat, verdient allerdings unsere Aufmerksamkeit gegenwärtig um so mehr, da es zu Europa in ganz neue Verhältnisse tritt, und allen Fremdlingen zu ihrer Niederlassung aufgeschlossen ist. — Raum genug ist für diese offen; die Bevölkerung noch gering, so fruchtbar auch der Boden ist. Der Himmelsstrich, welcher alle Vortheile des heißen und gemäßigten Erdgürtels verbindet, begünstigt das Gedeihen des Zuckers, Kaffees und der Baumwolle und vieler andern im Handel wichtigen Gegenstände. Alle Pflanzengattungen, die zur menschlichen Nahrung dienen konnen, erzeugt der angebaute Boden. Ungeheure Waldungen, voll der köstlichsten Holzarten, bedecken noch ganze Provinzen des Innern. Zahlreiche Flüsse und Bäche durchströmen das Land und begünstigen den Verkehr. Wenn dieses Reich nicht bevölkerter ist, ruht die Schuld auf der rasenden Verwüstungssucht der ersten europäischen Ansiedler, und der mehrhundertjährigen elende Verwaltungsart der Portugisen Vorrechte von Begünstigten, Alleinhandel, Pächter, Aus- und Einfuhrverbote, unerschwingliche Abgaben, schlechte Gerechtigkeitspflege und Willkührlichkeiten aller Art verbitterten den Einwohnern das Leben. Brasilien würde heut vielleicht so gut, als das spanische Amerika in Aufruhr stehen, hätte der König von Portugal nicht seinen Sitz zu Lissabon mit Rio-Janeiro vertauscht.

Seit König Juans Ankunft hat die Bevölkerung beträchtlich zugenommen. Bei der Zählung im Jahr 1798 betrug sie drei Millionen Einwohner: im Jahr 1812 schon bei vier Millionen, worunter sich 1,500,000 Schwarze befanden. Brasiliens Goldreichthum ist uns schon durch den gelehrten Humbold bekannter geworden, der den jährlichen Ertrag der Bergwerke auf 22,890,000 französische Pfund Werthes anschlägt.

Im Jahr 1816 machte John Mave, ein englischer Gelehrter und guter Steinkundiger, seine Reise ins Innere von Brasilien bekannt, auf welcher er von dem nun verstorbenen portugischen Minister Linares jede Unterstützung empfing. Vormals war jedem Fremden der Besuch vom Innern des Landes verboten.

Mave begab sich von Monte-Video nach Brasilien. Monte-Video liegt in einer angenehmen, doch wenig angebauten Landschaft, die Häuser haben meistens nur ein Stockwerk und wenig Bequemlichkeit. Mit einem kleinen portugiesischen Schiff fuhr Mave am 11. Herbstmonat 1807 vom Platastrom ab; an der Insel St. Katharina vorüber, die sich ohnweit dem festen Lande mit ihrem kegelformigen Felsen erhob. Hier ist schon alles portugiesisch; die Stadt St. Antonio sehr anmuthig gelegen, mit 5 — 6000 Einwohner. So fruchtbar auch die hügelreiche,

mit dem schönsten Grün bekleideten Insel ist, wo Reiß, Maniok, sehr guter Kaffee und vielleicht die schönsten Orangen in der Welt wachsen, bedeutet doch der hiesige Handel nicht viel. Meistens lassen sich hier reiche Kaufleute nieder, die sich in Ruhe setzen wollen. Daher sind die Häuser der Stadt und die Landhäuser sehr niedlich gebaut, zwei Stock hoch. Die Luft ist rein, heiter, gemäßigt warm. Colibris, Papageien, Kraniche u. s. w. sind häufig; desgleichen auch Affen, Armadille und Schlangen verschiedener Art, von welchen eine ungemein schön ist. Die ganze Insel ist in vier Pfarreien getheilt Nossa Senhora de Dereito, San Antonio, Lagano und Riberon. Die feuchten Stellen der Insel kommen dem Anbau des Reises zu Statten. Orangen und viele Palmen tragen nicht wenig zur Verschönerung der Gegenden bei. Bei dem allen ist das Land sehr wohlfeil; es scheint an Geld zu fehlen.

Von St. Katharina ging die Fahrt nach Santos, welches einen guten Hafen, und ungeachtet der nicht allzugesunden Luft, viele Einwohner hat, meistens Kaufleute. Die Gegend herum ist waldig, feucht, regnerisch; die Stadt aber gut gebaut. Sie ist eigentlich der Hafen vom St. Paolo, acht Stunden tiefer im Land gelegen, von wo alle Tage mehrere hundert Maulesel mit Erzeugnissen der Provinz nach Santos kommen. Es führt von hier ein gepflasterter enger Weg, steil ins Gebirg, zwischen Wäldern neben Abgründen und Wasserfällen, hinauf. Die Maulesel haben drei Stunden zu steigen. Fast alle Neger hatten in dieser Berggegend Kröpfe.

San Paolo liegt auf der Gebirgshöhe in schöner Ebene auf einer leichten Erhöhung, zwischen Wiesen und Bächen. Die Stadt ist von den Jesuiten gegründet; schön gebaut; sauber, in allen Straßen mit breiten, eisenschüssigen Sandsteinen gepflastert. Diese Steine enthalten Gold. Nach starken Regengüssen spülen sich feine Theilchen dieses Metalls los vom Straßenpflaster, die dann von den armen Leuten sorgsam aufgelesen werden. In der Stadt sind acht Kirchen und fünf Klöster. Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen 15 und 20,000. Sie lebten vormals meistens vom Goldwaschen; nun das Metall seltner geworden, meistens vom ergiebigen Land- und Gartenbau. Der Maniok, dessen Wurzel statt Brodes dient, (die Portugiesen essen ihn gebraten und gekocht) braucht hier achtzehn bis zwanzig Monden zur Reife; und eine Pflanze gibt sechs bis acht Pfund Wurzel. Der Ricinusstrauch in den Gärten, der schon im ersten Jahr Früchte trägt, liefert aus ihnen so viel Oel, daß man gar kein andres brennt. In den Wäldern ist der Jaracanda oder das sogenannte Rosenholz, sehr gemein.

Ohnweit San Paolo sind die Waschwerke von Jaragua, seit zwei Jahrhunderten berühmt durch die unermeßlichen Schätze, welche sie gaben. Ein Lager von Geschieben und Sand ruht auf Granit; in diesem aufgeschwemmten Lager liegen die Goldkörner zerstreut; oft auf begrünten Hügeln unter den Wurzeln der Gräser. Kann man Wasser von der Höhe fließen machen, so zieht man Furchen im goldhaltigen Grien, läßt das Wasser hineinlaufen, während die Neger es mit dem Sand und der Erde zu Brei umrühren, der in einen unterhalb angelegten Graben abfließt. Das Gold setzt sich vermöge seiner Schwere zu Boden. Man wäscht dann den Bodensatz in Sieben, der Bodensatz ist ein schwerer, schwarzer Sand (nach Maves Beschreibung scheint es das chromsaure Eisen zu sein, welches den Goldsand der Aar in der Schweiz begleitet.) Die

leichtern Goldblättchen schwimmen oben auf; die schweren Körner, oft Erbsengroß, sind auf dem Grund.

Beim Karnaval ist in San Paolo eine wunderliche Sitte. Künstliche Citronen oder Orangen, von Wachs gemacht, von innen mit wohlriechenden Wassern gefüllt, werden in ungeheurer Menge verfertigt und verkauft. In den zwei letzten Faschingstagen belustigen sich Herrn und Frauenzimmer damit, sich dieselben einander anzuwerfen. Gewöhnlich fangen die letzten das Spiel an: die Herrn erwiedern es lebhaft. Sind endlich einige Dutzend dieser Früchte geschleudert, so trieft jede Person von Wasser, als käme sie aus dem Bad.

Da Nachricht kam, das Königsgeschlecht von Braganza habe Lissabon verlassen um sich nach Brasilien zu begeben, ließ der Bischof von San Paolo öffentliche Gebete für die königliche Familie und das Heil des neuen brasilischen Reichs begehen.

Mave reisete von San Paolo und Santos in einer Piroge längs der Küste nach Zapitiva. Die Stadt St. Sebastian, die er unterwegs sah, ist elend: von 3—4000 armen, faulen Einwohnern bevölkert, welche meistens von Fischen leben. Von Zapitiva, einem schlechten Dorf, machte er den Weg zu Lande nach Rio-Janeiro, der Hauptstadt von Brasilien.

Die Schönheit der Gebäude, die Regelmässigkeit der heitern Gassen in den Vorstädten nimmt sogleich für Rio-Janeiro ein. Den schönsten Anblick gewährt die Stadt mit ihren vielen Klöstern und Kirchen vom Hafen her. Die Häuser haben meistens nur ein Stockwerk. Die Anzahl der Einwohner, mit Inbegriff der Neger, die den größern Theil ausmachen, mag 100,000 Seelen betragen. Der königliche Pallast, zwar nicht groß, mit der daran stoßenden Kapelle und dem Münzbau, steht, 200 Schritt entfernt, dem Landungsplatz gegen über. Längs dem Ufer zieht sich mit den schönsten Häusern die Hauptstraße hin. In den Wirthshäusern ist man übel; die Miethe der Zimmer so theuer, als in London; das Wasser frisch und gut, aber durch weites Herführen kostbar, so wie auch das Holz, woran es sehr in der Umgegend fehlt. Die Straßen sind unreinlich. Alles wird gegenwärtig aber verbessert. Der Hafen ist vortrefflich; Rio-Janeiro der Hauptmarkt des brasilischen Handels für alle Welttheile. Die Stadt verschönert sich täglich durch die Anwesenheit des Hofes. Mave, der den König öfters sah und sprach, bemerkt jedoch, daß er von Ränkemachern umgeben sei, die das Gelingen der gründlichsten Vorstellungen über Sachen von höchster Wichtigkeit verhindern.

In einem erst neulich bekannt gewordenen Bezirk Canto-Gallo, vierzig Stunden von der Hauptstadt entfernt, sollte Silber entdeckt worden sein. Dies veranlaßte Hrn. Mave, dahin zu reisen. Aus einer in der Urkundenkammer befindlichen handschriftlichen Karte erfuhr er den Weg. Dieser zog sich durch fruchtbares, übel gebautes, fast menschenleeres Land gegen das Gebirg. Zuweilen fand er Pflanzungen und Meiereien unterwegs. Das Gebirg ist bis zu den Gipfeln wild und bewaldet; das Land am Fuße desselben rauh und öde; der Weg an den Bergen bis zu einer Höhe von 4 — 5000 Fuß über das Meer (der Reaumursche Thermometer hatte 11°) steil

und mühsam. Droben wird das Land eben und hügelig, mit zerstreuten Pächtereien, denen häufig der Unz oder amerikanische Tieger gefährlich wird, welcher die Viehheerden zerreißt.

Das Dorf Canto-Gallo, so nah es auch der Hauptstadt liegt, kennt man doch erst seit sechszehn Jahren. Es liegt in der Mitte eines schönbewaldeten, quellenreichen Landes. Hier fanden sich bald Landstreicher aller Art zusammen, die man Grimperos nennt, Leute die umher ziehen, Waschgold zu suchen, wozu sie von der Regierung keine Erlaubniß begehrten. Sie fanden wirklich in den Gräben und Furchen der Bäche anfangs viel Gold. Die Regierung erfuhr es endlich, ließ den Ort suchen, die Leute gefangen nehmen, und das Gold für eigene Rechnung waschen. Man findet aber nur wenig mehr. Der Boden ist schlecht gebaut. Geflügel, Pomeranzen und Bananen gibts im Ueberfluß; auch Schweine. Man verkauft Getraide, Rosenholz und Ipecacuanha in die Hauptstadt. Die Eingebornen sind kupferfarben, schon europäisch gewöhnt, treffliche Bogenschützen. Auf 150 Schuh Weite durchbohrte ihr Pfeil eine zwei Zoll dicke Banasfrucht. Die Männer tragen blos Jacke und Hose; die Weiber Hemd und einen Rock; um den Kopf ein Tuch. Zu regelmäßiger Arbeitsamkeit bringt man sie nicht. Branntwein geht ihnen über Alles.

Die Wälder sind voll herrlichen Bauholzes; die meisten Bäume aber nicht botanisch bestimmt. Brasilienholz fand Mave in diesen Wäldern keines. Schwarze und rothbraune Unzen, Tapiere oder Antas, Affen, Corallenschlangen, die Schlangen Surocuco, Surocuco-Tinga und Jaracara sind nicht selten. Mais, Cassia, Baumwollen- und Ricinusstauden gedeihen wohl. — Aber die reichen Silberspuren waren nirgends zu finden.

Zurückgekommen nach Rio-Janeiro, erhielt Mave die königliche Erlaubniß die Diamantgruben von Villa-Rica zu besichtigen, was vormals keinem Fremden gestattet war. Er fuhr mit seiner Begleitung bis zur Mündung des krümmungsreichen Flusses Moremin; diesen zwei Stunden aufwärts bis zum Dorfe Porto da Estrella: von hier gings mit Mauleseln im Gebirg aufwärts, 3 — 4000 Schuh über das Meer. Dann lief der Weg bald durch liebliches Eben- und Hügelland, zwischen Wäldern, einzelnen Meiereien und Dorfschaften, oder kriegerischen Wachtposten; bald durch finstre Forsten, wilde Thäler und Schluchten der Berge in die brasilische Provinz Minas-Geraes, berühmt durch ihre vortreffliche Käse. Das Land ist fruchtbar und lieblich. Den Lein schneidet man im Jahr drei bis viermal ab; die Flachsfasern sind dennoch lang genug um gesponnen und zu gemeinem Linnen gebraucht zu werden. Durch gebirgische Einöden kam man endlich nach Capu. Hier müssen Neger unter Aufsicht von Kreolen in den mit glimmeriger oder talkiger Erde angefüllten Spalten des Thonschiefergebirgs Topasen suchen. Diese sind nicht in ihrem ursprünglichem Zustande mehr, und haben nur selten zwei Pyramiden. Endlich erreicht man Villa-Rica, die Hauptstadt der Provinz Minas-Geraes, auf einem Hügel in ungebauter Gegend gelegen, am Fuß eines hohen Berges. Die Straßen sind am Berg hinauf gebaut, wohl mit Brunnen versehen. Die Stadt hat ein liebliches neapolitanisches Klima, reizende Gartenanlagen, Küchengärten mit Erdäpfeln, Bohnen, Kohl, Spargel, Spinat; zwei Kirchsprengel und ohngefähr 20,000 Einwohner, mehr Weiße, als Schwarze.

Diese meinen aber, ihre Stadt sollte statt Villa-Rica (die reiche) Villa-Pobre (die arme) heißen. Und sie mögen wohl recht haben. Das Gold wird immer seltener gefunden. Häuser die sonst 24,000 französische Pfund gekostet hatten vor zwanzig Jahren, gelten gegenwärtig 500.

Villa-Rica wurde im Jahr 1710 gebaut. Vorher aber wurde längst schon überschwänglich viel Gold aus dem Berg ausgebeutet. Im Jahr 1713 betrug die Abgabe des Fünftels für den König eine halbe Million Pfund Sterling (12,000,000 französische Pfund). Der Berg gleicht mit seinen Durchlöcherungen einem Bienenkorb. Wo lockere Stellen zwischen Felsen waren, drang man ein. Reichthum und Wohlleben erfüllte alles. Wie aber das Gold abnahm, verminderten sich die Einwohner. Viele zogen hinweg. Die zurückblieben, behielten vom ehemaligen Wohlstand noch die Liebe zum Nichtsthun. Ohnweit von hier ist noch ein anderes Städtchen Mariana, mit einem Bisthum und 6 — 7000 Einwohner. Auch sie dankt den ehmals reichen Goldwäschen ihr Dasein.

Von Mariana durch heitere Ebnen und waldige Berggegenden, an seltnen Ortschaften, einsamen Meiereien und Pflanzungen hin, die zuweilen von den Wilden noch befehdet und geplündert werden, reisete Mave nach Tejuco, der Hauptstadt des Diamant-Bezirks. Er traf von Zeit zu Zeit auf Goldwäschereien; auf elende Ortschaften, die ehemals blühend gewesen, so lange man im Gries oder Bergschutt Gold gefunden hatte; jenseits des Rionegro beim verlassenen Dorfe Gaspar-Suarez einen an Eisenerz reichen Berg; weiter hin bei einem schlechten Hause, Largos oder Oro-Branco genannt, hin und wieder im ausgewaschenen Cascalhao, (so nennen die Brasilier den goldhaltigen Sand) Platina. Dies Metall war vom Osmium und Iridium begleitet. Die Platinakörnchen werden nicht aufgesucht, weil dies Metall wenig begehrt wird. Ueberall, wohin Mave kam, ward er gastfreundlich empfangen. So auch in der Stadt Villado-Principe, die etwa 5000 Einwohner hat, und im Jahr 1730 gebaut ward, da hier die Goldwäschereien am ergiebigsten waren. Sie liegt in einer heitern, offnen, fruchtbaren Landschaft. Sechs Stunden von hier hatte man kurz zuvor in einer Goldwäscherei ein Stück Goldes gefunden, das einige Pfund wog.

So wie man von hier in den Diamantbezirk kömmt, wird das Land wild, rauh, steinigt, voller Berge, ohne Pflanzengrün. Mave, nachdem er Rio-Janeiro seit einem Monat verlassen hatte, kam endlich zu Tejuco an.

Diese Stadt liegt, wie Villa-Rica am Abhang eines Berges, unter sehr mildem Himmel, regelmäßig gebaut, mit etwa 6000 Einwohnern, in öder, unfruchtbarer Landschaft. Alle Lebensmittel werden weit hergeführt und sind theuer. Demungeachtet ist der Ort blühend, wegen Nähe der Diamantgruben.

Die größte derselben befindet sich dreissig Meilen von da, bei Mandanga am Jigitonhonhastrom, wo tausend oft zweitausend Neger arbeiten müssen. Der Weg ist dahin rauh und wild; man sieht nur kaum einen Strauch. Mandanga besteht aus etwa hundert Häusern, die alle einzeln liegen, rund gebaut, mit zugespitzten Dächern. Der Jigitonhonhastrom ist beinahe

dreimal breiter als die Seine zu Paris, doch nur drei bis neun Fuß tief. Er läuft in einem geräumigen Thal zwischen kahlen Bergen. Man sucht seine tiefsten Stellen; schneidet sie durch Dämme vom Flusse ab; schöpft und pumpt das Wasser aus, und führt den Schlamm oder Grien (Cascalhao) auf sogenannten Hundsläufen in einzelne Haufen zusammen. Dies geschieht in der trockenen Zeit des Jahrs. In der Regenzeit wird er ausgewaschen. Zu dem Ende wird der Flußschlamm in eine Reihe nebeneinander stehender Kasten geworfen, durch welche Wasser rinnt, das die feinern Erdtheile abspühlt. In jedem Kasten steht umrührend ein Neger; vor mehreren Negern sitzt, die Geisel in der Faust, der Aufseher. Ist der Cascalhao ausgewaschen, wirft der Neger erst die großen, dann die kleinern Kieselsteinen heraus, und sucht im feinern Grien die Diamanten. Wer einen Diamanten gefunden, richtet sich auf, klatscht in die Hände, nimmt den Edelstein zwischen die Finger und gibt ihn dem Aufseher. Dieser legt alle Diamanten, die den Tag gefunden werden, in ein Becken, halb voll Wasser, zählt sie Abends dem Oberbeamten vor, der sie abwiegt und sorgfältig einregistriert.

Findet der Neger einen Diamant von acht bis zehn Karat empfängt er ganz neue Bekleidung, zwei neue Hemden, einen Hut und ein schönes Messer; findet er einen von 17½ Karat, schmückt man sein Haupt mit einer Blumenkrone, führt ihn mit Feierlichkeit zur Verwaltung, kleidet ihn ganz neu, und ertheilt ihm die Freiheit. Dann kann er für eigne Rechnung arbeiten. Die Neger bei der Arbeit sind gewöhnlich in Wammes und Hosen; nie nakt. — Die Diamanten sind gewöhnlich von einem glänzenden, roggenförmigen Eisenerz und einer Art Kieselschiefer von dichtem Bruch, schwarzem Eisenoxyd in großer Menge, bläulichem Quarzgeschiebe, gelblichen Bergkristallen und andern Fossilien begleitet, davon man sonst keine Spur in den benachbarten Gebirgen sieht. Ursprünglich finden sich die Diamanten in Nagelflue eingeschossen, die auch Goldblättchen hat.

Ohnweit Mandango ist auch zu Carapata eine Diamanten- und Goldwäsche; eben so zu Rio-Pardo, wo die seltnen, bläulichgrünen gefunden werden, die, mit Ausnahme des roggenförmigen Eisenerzes, von denselben Fossilien begleitet sind, wie bei Mandango. Zu Carolina werden jetzt weniger Diamanten gegraben, als sonst. Alle diese Ortschaften sind in der Nachbarschaft von Tejuco. Eben so Tacaya, vierunddreissig Stunden, nordostwärts von Tejuco, Paracatu, beide im Bezirk Minas-Novas; vom Abaitebstrom durchflossen. Auf dem Weg nach Tacaya findet man in den Bächen weiße und blaue Topasen; auch schöne, theuer bezahlte Chrysoberille. Die Landschaft Minas-Novas ist übrigens ziemlich fruchtbar, doch sumpfig, an großen Schlangen reich, sehr warm, schwach bevölkert. Im Abaitbestrom ward der allergrößte Diamant gefunden, den die Krone besitzt. Drei in die dortigen Wildnisse verbannte Verbrecher fanden ihn beim Goldwaschen; er war eine Unze schwer und erwarb ihnen Begnadigung. Nicht weit vom Abaith ist auch im Berg ein mächtiger Gang mit Bleiglanz; wird aber nicht ausgebeutet, ungeachtet von Rio-Janeiro bis hieher Brasilien eben so arm an Blei, diesem nützlichen Metall, als Kalksteinen ist. Man brennt statt dessen Muscheln zu Kalk.

Die Diamantgruben, welche an Europa so unermeßliche Schätze lieferten, waren lange nur Pächtern ausgeliehen. Die Regierung die wenig dabei gewann, nahm sie im Jahr 1772 an sich und setzte Verwalter über die Arbeiten an, welche nichts verstanden, so daß abermal kein Vortheil dabei war. Vom Jahr 1801 bis 1806 betrugen die Unkosten 204,000 Pfund Sterling und die dem königlichen Schatz dagegen geschickten Diamanten nur 115,675 Karat, und das in gleicher Zeit gewonnene Gold 17,300 Pfund Sterling. — Im Durchschnitt bringen die brasilischen Diamantgruben der Regierung nicht über 20,000 Karat im Jahr ein. So streng auch die Strafen gegen Unterschleif sind, werden doch viele Edelsteine auf die Seite geschafft. In Tejuco sieht man deren in Kauf und Handel so viel, wie Münzen. Wer einen Diamanten unterschlägt, verliert sein ganzes Vermögen und wird nach Afrika weggeführt oder in lebenslängliches Gefängniß geworfen. Trotz dem muß die Regierung alle Diamanten zahlen, die ausgebeutet werden, und empfängt doch nur die Hälfte derselben.

Vordem wurden die Diamanten von der koniglichen Familie vertragmäßig nach Holland geschickt, um sie schneiden zu lassen. Seitdem der König von Portugal in Brasilien wohnt; geht dieser Handel nach England, wo die Diamanten einem besondern Vertrag zu folge, verkauft werden. Der vom König wirklich besessene Schatz dieser Edelsteine übersteigt gegenwärtig den Werth von 12,000,000 Pfund Sterling (oder 288,000,000 französische Pfund.)

Hrn. Mave's Gesundheit war etwas geschwächt worden auf diesen Reisen. Dies bewog ihn, fast auf demselben Wege nach Rio-Janeiro zurückzugehen, den er gekommen war.

Die ganze Provinz Minas-Geraes — in Europa wäre sie ein Königreich, der Größe nach, — 6 — 700 englische Meilen lang und breit, hat ohngefähr 200,000 schwarze und 160,000 weiße Einwohner. Die Anzahl der wilden Indianer ist nicht auszumitteln. Sie sind zerstreut, verschüchtert, zu keiner Entwilderung geneigt.

Noch sind hier für die Naturkunde außerordentliche Entdeckungen und Bereicherungen künftigen Zeitaltern aufbewahrt, in diesen Gold und Diamanten vollen Strömen: in diesen selten besuchten Fluren mit vielen unbekannten Kräutern; in diesen tausendjährigen Waldungen, mit fremden Baum- und Straucharten, und Flechten die den kostbarsten Farbestoff enthalten, wie von einigen beim ersten Versuch erwiesen ward.

Die Provinz ist in vier Bezirke getheilt San Joao del Rey, Villa Rica, Sabare und Sabara do Frio; alle goldvoll, so daß sie dem König jährlich wohl, für sein Fünftheil, 3900 Pfund des hochgeschätzten Metalls liefert. San Joao ist von allen Bezirken die Kornkammer des Landes, von einer üppigen Vegetation: der Bezirk Sabara erst im Jahr 1690 von den Paulisten entdeckt, oder den goldsuchenden Einwohnern von San Paolo, die alle Gegenden durchstreichend, am meisten zur Auffindung der Gold- und Diamantströme aller Orten beigetragen haben.

Die Provinz Bahia, im Norden vom Minas Geraes, zwischen dem 11° und 14° südlicher Breite hat San Salvador (auch Ciudad de Bahia) am Meer zur Hauptstadt. Diese ist sehr schön gebaut. Als der Prinz Regent von Portugal hierdurch kam, um nach Janeiro zu gehen, boten die Einwohner 12,000,000 französische Pfund an, ihm einen Pallast zu bauen, wenn er Salvador zur Wohnstadt wählen würde. Der Himmelsstrich, zwar warm, doch vom Meer her erfrischt, ist gesünder, als der von Janeiro; der Boden üppig fruchtbar, viel durchwässert von Bächen und Strömen, der beste in ganz Brasilien zum Zuckerrohr und Tabak. Das hiesige Brasilienholz wird dem janeirischen vorgezogen; aber der Kaffee nicht. Ungeachtet man in dieser Provinz das größte Stück gediegen Kupfer gefunden, was man je in der Welt fand, (es wog beinah 2000 Pfund!) zeigen sich doch nirgends sonst bedeutende Spuren des Kupfererzes.

Die Provinz Fernambuk liegt im Norden von Bahia, ist an den Küsten volkreich, aber öde im Innern; fruchtbar an Vanille, Zucker und Baumwolle. Die Stadt Fernambuk, mit 12,000 Seelen, hat einzelne schöne Gebäude und reiche Kaufleute.

Die Provinz Seara ist wenig bekannt, und macht wenig Handel.

Die Provinz Maranham, obgleich von mäßigem Umfang, ist doch seit kurzem durch ihre Erzeugnisse, (dieselben wie zu Fernambuk), bedeutsam geworden. Der Arnottebaum (bixa orellana) der den Orlean liefert, wird überall angetroffen. Die Hauptstadt der Provinz, St. Ludwig, liegt auf einer kleinen Insel, nahe am Aequator, und unter gemäßigtem Himmel, wegen der erfrischenden Seeluft. Sie soll bei 20,000 Einwohner haben.

Die Provinz Para, die größte von Brasilien, (man kennt ihren Umfang noch nicht einmal) ist flach und ungesund. Ihre Hauptstadt Belem, ohne Handel, arm, hat etwa 10,000 Bewohner. Die Luft ist heiß. Man hat fast alle Tage Gewitter.

Die Provinz Goyaz, nordwärts von Para, ist ein liebliches Land; ihre Hauptstadt Villa Boa genannt. Außer Gold und Diamanten, die vielen Glanz haben, von ziemlicher Größe, aber nicht vom reinsten Wasser sind, gibt Goyaz, wegen Entlegenheit vom Weltmeer, wenig in Handel. Das Land ist noch wenig bevölkert und im Innern noch wenig erforscht.

Die Provinz Matto Grosso stößt an die spanischen Besitzungen in Peru, und ist daher in jetzigem Augenblick besonders wichtig; aber noch von vielen, eingebornen kriegerischen Stämmen bewohnt. Sie hat zahlreiche und große Gewässer; den goldführenden Rio Grande oder Araguaya, den Schingu, der, hundert Stunden weit schiffbar, dem Amazonenfluß zufließt, und von welchem Sagen gehen, daß aufwärts an demselben, bei seinem ersten Fall, noch große Goldschätze liegen, — Cacao, Gewürze und köstliche Pflanzen aller Art umschatten seine Ufer; ferner den Tapajos, der aus den dürren, ungeheuren Ebnen der nie unterjochten Parezis kömmt; den Paraguay, um dessen Quellen und vielen Nebenströme die noch ununterjochten indianischen Stämmen der Bororiros, Araviras und Parariones wohnen. An einem dieser Nebenströme des Paraguay, nämlich dem Cujaba, liegt auch die portugisische Stadt dieses Namens, in fruchtbarer, goldreicher Gegend mit 30,000 Bewohner. Zwanzig Stunden südwestlich von Cujaba liegt die beträchtliche Ortschaft San Pedro del Rey mit 2000 Seelen. Hr. Mave gibt eine

sehr bestimmte Beschreibung vom Paraguay, seinem Lauf, seinen Seitenflüssen, Ortschaften, Pflanzungen und Vesten; — eben so von dem großen Paranastrom, der den mächtigen Rio de la Plata bilden hilft.

Die Provinz Rio Grande, im Osten von Matto Grosso, ist eine der beträchtlichsten ganz Brasiliens. Ihre Hauptstadt San Pedro liegt in sandiger Gegend, unter einem höchst angenehmen Himmelsstrich. An den Ufern des Rio Grande wohnt viel Volks; man zählt in einem Umfang von zwanzig Stunden bei 100,000 Einwohner, die meistens in den weidereichen Fluren mit Viehzucht beschäftigt sind. Der Handel mit Häuten, von denen jährlich wenigstens 300,000 nach Europa gehen, und mit Fett ist außerordentlich stark.

Die Brasilier, die in einem der angenehmsten Klimate wohnen; auf fruchtbarem Boden, von Bächen, Strömen und Wasserfällen benetzt, von herrlichen Wäldern beschattet; wo Gold, Diamanten, Eisen, Spiesglas, Zucker, Tabak, Baumwolle, Perlen, Spezereien, Farben, Leder u. s. w. in Menge sind — die Brasilier leben bei dem allen höchst dürftig. Die ersten Lebensbequemlichkeiten, die in Europa jeder Handwerker hat, sind dort von unglaublichem Preis. Ihre Häuser sind meistens schlecht gebaut (nicht eigentlich in den Hauptstädten), wahrhaft armliche Hütten. Das Hausgeräth entspricht der Wohnung. Das Gesinde schläft am Erdboden; die Herrschaft in Betten von Heu oder Maisblätter, statt der Federn, oder Matratzen von Roßhaaren. So ist alles andere Geräthe. Man trinkt Wasser. Man speißt höchst einfach. Mit der Kleidung ists nicht besser. Die Kinder gehen meist halbnackt, ohne Schuhe, in zerlumpten Langhosen von Kattun, und einem Wamms. Die Männer wicklen sich daheim in einen alten Mantel; tragen hölzerne Sandalen, die Weiber erscheinen nicht viel zierlicher. Nur wenn man ausgeht, prangt man in Seiden, mit Goldketten und Diamanten.

Und woher diese Armseeligkeit? — Die Quellen derselben sind träge Nachlässigkeit, Unwissenheit und Stolz.

Ug.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Die Cometen. Gang und Zweck des deutschen Bundestages. Kette des Adelvereins. Geschichtliche Berichtigungen.

—— Unter allen geheimnißvollen Wundern des Himmels, (nämlich des wirklichen, nicht des theologischen Freudenhimmels) sind vorzüglich zwei große Gegenstände, welche in neuester Zeit die Anstrengungen der Sternkundigen beschäftigen: die Wechselsterne und die Schweifsterne in ihren schwer zu berechnenden Bahnen.

Bekanntlich pflegte man bisher gemeiner Weise alle himmlische Gestirne in Fixsterne, Planeten und Cometen einzutheilen. Zu den Planeten zählte man auch deren Monde, und jene Zwergplaneten, die man kaum für ächte Brüder oder Schwestern der Erde gelten lassen

wollte, wie die Vesta, Juno, Pallas und Ceres; darum man sie auch nur Asteroiden nennen mogte. Nun aber bemerkt man selbst bei den Fixsternen größere Mannigfaltigkeit, nicht nur in Rücksicht ihrer Größe oder ihres Lichts, sondern auch ihrer Stellung. Mehrere von den Fixsternen, die vermöge ihres Namens den Platz am Firmament nicht ändern sollten, scheinen es doch zu thun. Hier sind neue Welten, neue Ordnungen, neue Gesetze waltend! Das Gebiet überirdischer Kenntnisse erweitert sich ins Unermeßliche. Man hat diese wunderbaren Fixsterne Wechselsterne genannt. Ihr Licht nimmt periodisch ab und zu. Schon dieser Umstand deutet auf regelmäßige Veränderung ihres Standes. Sie werden oft mit kleinen, sie begleitenden Sternen bemerkt, die nicht immer in der gleichen Stellung zu ihnen bleiben. Sie haben fast alle Aehnlichkeit mit Planeten, und liegen doch außer dem Kreise unsers Sonnensystems in noch unberechneten Entfernungen. Man hat bisher nicht wahrnehmen können, daß sie ihren Lauf um irgend eine andere Sonne, oder einen Fixstern machen. Fast scheint es, daß in den unendlichen Räumen des göttlichen Weltalls zwischen den verschiedenen Sonnensystemen noch Gestirne eigner Gattung ihren abgesonderten ewigen Sphärentanz halten.

Ein solcher Wechselstern ist z. B. die Mira im Sternbilde des Wallfisches, von der Hr. Prof. Wurm zu Stuttgard in Lindenau's und Bohnenbergers Zeitschrift für Astronomie (1816. S. 229) alle vorhandene Beobachtungen gesammelt hat. Die Unbeständigkeit des Lichtes von diesem entlegnen Weltkörper wurde schon im Jahr 1595 von David Fabricius beobachtet. Bald schien er ein Stern fünfter und sechster, bald vierter und dritter Größe zu sein, — nach einer Reihe von Jahren war er ein anderer. Bald leuchtete er heller, bald schwächer, bald röthlicher, bald weißer, bald mattgelber. Die Rückkehr des Sterns zu einer bestimmten Größe und Lichtstärke mag jedesmal den Zeitraum von ohngefähr 333 Tagen betragen.

Herrschel, dem die Mira in seinem Fernrohr voll und rund erschien, zählt sie zu den übrigen vorhandenen Doppelsternen. Denn auch sie hat mehr, als einen Begleiter, kleine blasse, lichtarme Sternchen, welche sie umschweben. Der Ritter von Hahn zu Remplin fühlt dagegen Versuchung, sie zu den planetarischen Nebelflecken zu zählen, ob sie sich gleich durchs Fernrohr keineswegs so stark vergrößern läßt, als diese.

Welch' eine Bewandniß es mit diesen wunderbaren Weltkörpern habe, wird nicht so leicht entschieden werden. So bleibt unsern Enkeln noch manche Freude vorbehalten, je weiter die himmlischen Entdeckungen fortschreiten. Vielleicht haben wir Hoffnung, eher zu einer genauern Kenntniß der Cometenbahnen zu gelangen, und damit unsern Enkeln und Urenkeln vorauszusagen, in welchem Jahr sie ein neues Schauspiel am Himmel haben werden, dessen sich schon die Väter erfreuten oder entsetzten.

Bis jetzt ist die Wissenschaft in dieser Hinsicht nicht weit vorgeschritten. Von keinem einzigen Schweifstern, den man bisher gesehen, läßt sich mit einiger Genauigkeit Tag und Stunde seiner Wiederkunft angeben. Der halleysche Comet von 1680, welcher von unserer Erdbahn kaum noch einmal so weit entfernt war, als der Mond, hat zu mancherlei Berechnungen Anlaß gegeben. Aber wie verschieden fiel der Erfolg derselben aus! Halley setzte die Umlaufszeit jenes Schweifsterns auf 575 Jahre, Euler auf 170½ Jahr, hingegen Pingre auf 15,864 Jahre an!

Jener Comet von 1682, der dem weltweisen Bayle zu seiner Abhandlung den Stoff gab, durch welche er die erschrockenen Europäer mit der Versicherung beruhigte, daß ein Schweifstern keine warnende, zum Himmelsfenster herausgestreckte Zornruthe Gottes sei, — ich sage eben jener Comet, von dem nicht zu bezweifeln ist, daß er derselbe war, welcher schon im Jahr 1607, 1531, 1456 gesehen worden, er ist in Bezug auf die Zeit seiner Wiedererscheinung noch ein ganz unzuverlässiger Gast. Zwar Jung-Stilling, der liebe fromme Mann, und dessen gottweisen Jünger, haben auf seine Wiederkehr im J. 1832 oder 1836 die große Jubelzeit vom Anfang des tausendjährigen Reichs anberaumt. Allein, da selbst der heilige Vater auf

St. Peters Stuhl zu Rom, dem man doch sonst von Rechtswegen Untrüglichkeit in himmlischen Dingen beimißt, hier wenig Zuverlässigkeit zu haben scheint: so muß sich auch der fromme Hofrath gefallen lassen, daß ihn viele Ungläubige für keinen achten Himmelsrath halten. Die meisten Schwierigkeiten in Berechnung der Wiederkunftszeit erwähnten Schweifsterns machen andere Weltkörper, welche ihn in seiner Laufbahn stöhren, abstoßend oder anziehend.

Außer dem halleyschen Cometen von 1680 ist der Olbersche Comet derjenige, welcher zu einer genauern Bestimmung der Umlaufsbahnen dieser wunderbaren Gestirnart die meiste Hoffnung gewährt. Denn kaum sind von einem andern zahlreichere und dabei genauere Beobachtungen veranstaltet, als von ihm, den unser deutscher Olbers am 6. März im J. 1815 entdeckte.

Ein Unbekannter setzte vor ungefähr sechs Monaten einen Preiß von hundert Dukaten zur Lösung irgend einer werthen Aufgabe der Sternkunde aus. Es verdient im Vorbeigehen bemerkt zu werden, daß dieser Unbekannte (kein Fürst, auch kein Engländer, sondern) ein deutscher Privatmann ist. Zur Aufgabe wählten die Herrn von Lindenau und Bohnenberger die „Bestimmung der wahrscheinlichsten Bahn des Cometen von 1680 mit Berücksichtigung der dabei statt findenden planetischen Stöhrungen", (Zeitschr. für Astronomie 1816. S. 157); und zu Preißrichtern ernannten dieselben den scharfsinnigen Gauß und Olbers. Bis zum 31. Christm. 1817 sollen die Antworten anonym eingesandt werden. So ist zu hoffen, daß die Wissenschaft um einen Schritt vorgerückt, und nähere Kunde unsers Planetensystems gewonnen werde.

— Eben, weil wir Deutsche, nach einer so langen Reihe schwerer Schicksale, ungeheurer Anstrengungen, und schmerzlicher Opfer noch nicht zur rechten Ruhe und Fassung des Gemüthes gekommen sind, erwartet man von dem in Frankfurt versammelten Bundestag von der einen Seite allzuviel, von der andern allzuwenig. Fast jedermann hat da eine Herzensangelegenheit anzubringen, und natürlich hält jeder die Seinige nicht für die Unwichtigste. Nur die Entwirrung der vielen einander durchschreienden Stimmen, die Sichtung und Zusammenreihung der zahllosen Seufzer, Entwürfe, Wünsche, Vorstellungen und Bitten, könnte einen Divan von Göttern in Verlegenheit setzen.

Es war bisher viele Jahre lang bei den Staatsmännern Ton und Grundsatz, aus eigner Kraft Alles zu machen, und eine Art fieberischen Zustandes, in der man der Macht des Menschen Alles, und dem Schicksal das Wenigste überlassen wollte. Wie Fürsten und Völker bei dieser Handlungsweise gefahren sind, ist bekannt. Um in das richtige Geleis einzulenken, scheint man endlich zu der alten Weise zurückkehren zu wollen: Sich Alles selbst machen zu lassen; des Schicksals Gewalt anzuerkennen, und unter derselben gerecht und kräftig nach dem Bessern zu streben.

Der Bundestag begann mit einem überlegten, festen Gang. Wie er beenden wird: das ist eine andere Frage. Vollenden kann er nichts, weil in der Völker-Entwickelung eigentlich nichts beendet werden kann. Welche Richtung aber der Bundestag im wechselnden Zusammentreffen der Schicksale und Umstände nehmen werde, kann niemand voraussagen, der nicht in den Büchern des Schicksals gelesen hat.

Oesterreich, mit dem Stützpunkt seiner Politik außer dem Bunde; — Preußen mit dem seinigen in ihm: unter den übrigen Gliedern der Norden und Süden durch Ansichten und Interessen getrennt, und denn doch wieder beim Blick auf die beiden überwiegenden Mächte durch gemeinschaftliche Angelegenheit verbunden: — bei so vielen widerstrebenden Bestandtheilen, Alles aus einem Grundvertrag herzuleiten, der selbst nur dadurch entstehen konnte, daß er die Schwierigkeiten nicht auflösete, sondern ihnen blos auswich: dies ist eine Aufgabe, welcher keine menschliche Klugheit, sondern nur Zeit und Gang der Begebenheiten genug thun können.

Indessen werden dennoch Einsichten und Gesinnungen in der Bundesversammlung selbst, im
Einklang mit der öffentlichen Meinung, und in der Voraussetzung eines in allen Bundesstaaten
sich ausbildenden Stände-Verhältnisses, bewirken, endlich, wenn auch mit langsamem Schritt
dem vorgesteckten Ziel näher zu kommen, das für jetzt kein anders sein kann, als äußere
Unabhängigkeit, ferner, innere Sicherheit des Besitzstandes und Schutz der
Einzelnen gegen Willkühr. Wird dies erreicht: so wird der Bund, auch aus den un-
gleichartigsten Gliedern zusammengekettet, für die Deutschen wohlthuender, als erzwungene,
oder mit Vernichtung heiliger Rechte erkaufte Einheit, und für einige Jahrzehende kann sich
auf ihn der Friede von Europa stützen. Permitte Divis caeter. — —

Frankfurt am Main

— Der hellsichtige, fleißige Sammler von den Verhandlungen des Wiener Fürstentages,
Klüber, machte uns auch mit dem seltsamen Entwurf eines allgemeinen, deutschen
Adelvereins bekannt, der zu Wien ausgesponnen ward. Der Verein, oder selbstgeschaffene
Orden sollte die Kette heißen, ist aber bisher nur Entwurf geblieben und wird es seinem Wesen
nach, durch das Gebot aller Umstände bleiben. Der Zweck dieser Verbindung soll sein, Unter-
thanenpflichten, Frömmigkeit, Geistesbildung, altväterliche Gastfreiheit und Kenntniß der Vor-
welt unter den deutschen Edelleuten zu befördern. Gut; und die Mittel? Briefwechsel und
mündliche Belehrung in Bezirks- Gau- und Kreisversammlungen; zu dem Ende Vorsteher,
Oberhäupter, Beiträge u. dgl. Das Mittel hat ein, wo nicht verdächtiges, doch verrufenes
Ansehen: die Erscheinung etwas Anstößiges für die Staaten der Fürsten; das Wort Adelsverein
etwas, das einer Entgegensetzung gegen Bürgerthum ähnlich sieht, um den Werth des verdienst-
losen Adelthums auf Unkosten jenes zu heben; das Ganze viel Aehnliches, nicht mit einer Frucht
des Zeitalters, sondern des Verdrusses am Zeitalter, welches Verdienst höher, als Geburt zu
schätzen entschloßen ist, und den altfränkischen Unterschied der Stände bei den Genossen eines
und desselben Staats nicht liebt.

Inzwischen ist dieser Nothruf, au secours enfans de la veuve! ein äußerst bezeichnungs-
volles Etwas zur Geschichte unserer Tage. Der Entwurf macht aus der ganzen Schweiz nur
einen Gau des schwäbischen Kreises; aber auch dafür ist die Schweiz zu klein. Unter den
Eidsgenossen ehrt man zwar eines Jeden Namen, Geburt und Herkommen, wie billig und recht;
aber der Adel an und für sich selbst hat keinen vom Staat anerkannten Rang und Werth, als
Adel. Zuviel Gewicht auf dieses Juweel der Einbildungen legen, bringt in Freistaaten oft
Gefahr; Nutzen nie.

— „Der zweite August — sagt Herr von Pradt über Sachsen in seiner Schrift über
den Wiener Kongreß — nimmt Parthei gegen Preußen in den beiden großen Kriegen Friedrichs
— er läßt seine Armee bei Pirna in den Händen seiner Feinde, seine Staaten dem Sieger zur
Beute und tröstet sich zu Warschau im Schoose des Vergnügens. Er stirbt und hinterläßt
seinem Lande zur Entschädigung für den verschuldeten Schatz — einen andern Schatz — Dies
war sein Sohn, der gegenwärtige König u. s. w."

Allein letzterer ist nicht der Sohn, sondern der Enkel des obengenannten August, dessen
erstgeborner Sohn, der ihm als Kurfürst in der Regierung folgte, Friedrich Christian
hieß, aber nur vom 3. Oktober bis zum 17. Dezember 1763 regierte. Dieser war es, welcher
Sachsen den Schatz gab, auf welchen es mit Recht immer stolz gewesen ist und sein wird,
so lange es einen Griffel der Geschichte gibt.

— In einem neuen Heft von Ludens Nemesis (7. Bandes 4. Stück S. 516) gibt
Hr. Pfarrer J. F. Pozzi von Airolo einen getreuen und lehrreichen Bericht von dem, was

das unglückliche Livinerthal am Gottbardsberge in den Jahren 1798 bis 1801 zu erdulden hatte. Jener würdige Geistliche laßt jedoch dabei dem damaligen Oberstfeldstatthalter Moncey, nachmaligen Herzog von Conegliano, in Rücksicht seiner Menschlichkeit, alle Gerechtigkeit widerfahren, da derselbe im Mai 1801 mit 20,000 Mann über den Gotthard zog. Wenn aber Herr Pozzi sagt, daß den Einwohnern von Livinen gar keine Art Entschädigung zugekommen sei, und mit den Worten seinen Bericht schließt: „Eine Ration Brod auf den Kopf war versprochen worden, aber nur wenige erhielten dieselbe!“ so scheint ein Umstand seinem Gedächtniß entfallen zu sein, der wohl zur Vervollständigung seines Berichts und zur Ehre des trefflichen Moncey Erwähnung verdient hätte.

Dieser Feldherr bewilligte und zahlte zur Entschädigung der Einwohner in den Thälern Urseren und Livinen, welche dem französischen Heer drei Wochen lang Lebensmittel über den Gotthard tragen mußten, die Summe von 6000 französische Livers. Dies geschah auf dringendes Verwenden des bei ihm befindlichen helvetischen Regierungskommissärs Zschokke. Die Noth war aber im Livinerthal so groß und die empfangene Summe dagegen so gering, daß Zschokke, statt 3000, die Gesammtsumme von 6000 französischer Pfund durch die Gebrüder Andreazzi in Bellinzona den verschiedenen Gemeinden des Livinerthals allein auszahlen ließ. Die übrigen Bezirke hatten nicht weniger gelitten. Als der Vollziehungsausschuß des helvetischen Freistaats zu fernerer Unterstützung 3000 Schweizerfranken schickte, machte auch Livinen darauf Anspruch. Zschokke übergab die Vertheilung dieser Summe dem damaligen Regierungsstatthalter Jos. Rusconi von Belinzona. Den Bezirk Urseren aber entschädigte er durch eine Summe von 2941 französische Pfund, aus der von ihm gesammelten Unterstützungskasse für den Kanton Waldstätten. Der Regierungsstatthalter dieses Kantons Hr. Trutmann, und der Unterstatthalter zu Urseren Hr. Meyer besorgten die Vertheilung des Geldes.

Aus Frankreich.

Römische Alterthümer im Elsaß, bei Heiligenberg entdeckt. Biot und Benzenberg.

—— Es mögen etwa fünf Jahre sein, als ich in den Umgegenden des Breuschthals, im niedern Elsaß, verweilte, um Spuren der römischen Vorwelt zu verfolgen. Da lockte mich die Lage des ohnehin durch manche Naturschönheiten anziehenden Dörfleins Heiligenberg an sich.

Gleich der Diks in England und unserer elsaßischen Frankenburg, mit ihrem Mauerwall, ruht das Dorf auf einer vereinzelten Anhöhe, welche sich mitten im erweiterten Thale erhebt. Die Römer hatten einst von dem sechs französische Wegstunden entfernten Argentoratum (Strasburg) eine Heerstraße hierdurch ins Innere von Gallien gezogen. Sie ist nicht mehr sichtbar; wohl größtentheils von der heutigen Landstraße bedeckt. Wo letztere zwischen den Auen der vorbeirauschenden Breusch und dem Abhang des Hügels hinläuft, erblickt man auf dem Gipfel der Anhöhe, hinter einem breiten und tiefen Graben, bedeutende fünfzig und wieder zwölf Klafter lange Ueberbleibsel einer ehedessen 136 Klafter langen vierseitigen Ringmauer, deren Winkel abgerundet gewesen sind. An der Morgenseite, nämlich dem Rhein zugewandt, war das prätorische Thor; auf der entgegengesetzten vermuthlich das decumanische. Hier war ein Ringgraben, ein Brunnen oder Regenwasserbehälter; hier stieg aus der Mitte des innern Raums ein Wartthurm auf, welcher von Argentoratum, dem Odilienberg, von Tabernä (Zabern) über Ringelstein, Niedeck u. s. w. und durch das Breuschthal selbst die Signale empfangen und weiter befördern konnte. Nahe dabei stand ein kleiner Tempel, nachher dem Gottesdienst der Christen zugefallen, wovon das Dorf Heiligenberg den Namen erworben haben mag. Doch wird dieses noch in zwei Urkunden aus den Tagen der ersten Karlingen Arlegisberg genannt. Hier sind viele

römische Münzen, manche schon unter August geschlagen, so wie auch einige fränkische ausgegraben worden. Vor dem Fuße des Hügels liegen noch zahlreiche Bruchstücke von allerlei irdenen Gefäßen von zum Theil nicht unzierlicher Arbeit; doch ist die Erde derselben weniger fein und roth, als an denen zu **Brumat** (Brocomagus). Erst in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts wurde, wie mir der dasige Geistliche Herr **Kunz** sagte, ohnweit den Scherben der Brennofen ausgegraben.

Vergebens suchten ein **Schöpflin** und **Silbermann** solche Ueberbleibsel der Römerwelt auf unseren Vogesen auf, und was sie von altrömischen Vertheidigungswerken in diesem Gebirge meldeten, waren mehr Muthmaßungen, als erwiesene Thatsachen. So ist der Fund nicht ganz unwichtig für die Freunde vaterländischer Alterthumskunde.

Straßburg.

Dr. **Pfeffinger.**

Biot und Benzenberg.

Es verdienen die nachfolgenden, dem ersten Hefte der **Briefe, geschrieben in Paris im Jahr 1815 von J. F. Benzenberg** (Dortmund bei Mallinkrodt, 1816. 8.) enthobenen Züge, die aufmerksamste Würdigung, und sind auch wohl am besten geeignet, den Gehalt der Fragmente des Tagebuchs eines scharfsinnigen und gelehrten Mannes von vielumfassender Bildung anzudeuten, die jene Briefe füllen.

— Die Franzosen haben eine eigne Gleichförmigkeit in ihren Ansichten; der eine meint immer dasselbe, was der andere meint. Ich habe indeß mit Vergnügen an **Biot** bemerkt, daß er hievon eine Ausnahme macht, und daß er vor neuen und kühnen Gedanken nicht erschrickt, auch wenn das Nationalinstitut noch sein Visa nicht darauf gesetzt hat.

Es war die Rede davon wie wichtig es sei, daß man alle Schallvibrationen genau kennen lerne, weil man hier mit einer Menge Eigenschaften von der Bewegung der Körper bekannt wird, an die man gewiß nie gedacht, wenn man keine Ohren hätte, und die nichts destoweniger dagewesen. Es wurde bemerkt, daß, weil alles zu den fünf Pforten hinein muß, von dem wir wissen sollen daß es da ist, der Bau dieser Pforten unseren Kenntnissen oft günstig, oft hinderlich sei. Und wie lang würde es gedauert haben, wenn man die Vibration, die im Ohre den Schall bildet, bloß durch den Sinn des Gesichts hätte kennen lernen sollen?

Das ist es, sagte **Biot**. Weil wir die unsichtbaren Wärmestrahlen der Sonne nicht sehen konnten, so dauerte es so lange, ehe **Herschel** erfuhr, daß sie da waren. Allein, wer sagt uns, daß die Katzen diese Wärmestrahlen nicht sehen können? Bei dieser Gelegenheit erzählte er, was sie*) für eine lustige Wirthschaft auf den spanischen Küsten und Bergen bei der Gradmessung geführt, als sie das große Dreieck übers Meer legten. Die Matrosen, die sie bei sich gehabt, wären ihnen sehr ergeben gewesen, und hätten ihnen Fische auf die Berge gebracht, von denen sie fast allein gelebt. **Biot** hatte bemerkt, daß diese Fische gewöhnlich sehr aufgeblasen gewesen, oder die Blase vor dem Munde gehabt, und da er schon frühere Versuche über die Luft in den Schwimmblasen angestellt, so habe ihn dieses veranlaßt, diese aufs neue zu untersuchen. Und da habe er dann gefunden, daß die verschiedenen Arten von Fischen in verschiednen Tiefen des Meeres leben, und daß, wenn sie einen an der Angel aus einer Tiefe von eintausend Fuß heraufgezogen, derselbe gar nicht wieder heruntergekonnt, weil die Muskeln der Schwimmblase so ausgedehnt worden, daß er sie nicht mehr zusammenziehen konnte. Die Fische an der Oberfläche hatten in der Schwimmblase fast bloß Azot gehabt, und die in der Tiefe fast bloß Oxygen. Die ganz tief leben, da wo dreißig bis vierzig Atmosphären die Luft zusammendrücken, hatten bloß eine Flüssigkeit in der Blase gehabt, die er nicht untersuchen konnte.

Unter diesen waren nun welche gewesen, die sehr schöne große Augen gehabt. Was machten diese nun mit den Augen auf einer Tiefe von vielleicht 2000 Fuß? Wahrscheinlich was ganz anderes, als

*) Die Naturforscher nämlich, nicht die Katzen. Eine etwas minder vernachläßigte Schreibart würde den Werth der schätzbaren Briefe noch vermehren.

U.

was die Fische an der Oberfläche damit machen, denn auf dieser Tiefe ist alles Licht vom Wasser verschlungen. Vielleicht empfinden diese mit ihren Augen die unsichtbaren Wärmestrahlen.

Gebrauchen sie diese Augen gar nicht, dann sei es wahrscheinlich, daß sie sie in einigen Generationen verloren, so wie sich überhaupt alle Organe verlieren, die nie gebraucht werden. So hat man schon in Frankreich gefunden, daß, wenn Mütter einiger Generationen durch nicht gestillt hatten, alsdann auch ihre Tochter keine Oeffnungen in den Brustwarzen mehr besaßen.

Ich fragte Biot, ob er auch vom Mesmerismus in seiner Physik reden würde? Er sagte: Nein. Alles was er davon gesehen, habe ihn überzeugt, daß seine Wirkungen von der Phantasie abhingen, und wenn die Phantasie nicht im Spiel gewesen, dann wären auch keine Wirkungen erfolgt. Die Sache gehöre aber mehr in die Pathologie, als in die Physik.

Es wäre indeß sehr unphilosophisch, wenn man den Einfluß eines Nervensistems auf das andere läugnen wollte, da wir noch so sehr wenig von diesen Kräften oder Materien kennen. Dasselbe sei der Fall mit dem Wasserfühlen. Die Möglichkeit von dem Einflusse des Wassers und der Metalle auf reizbare Nervensysteme könne man nicht läugnen. Allein, er hatte es noch nie erlangen können, daß die Mesmerianer und Wasserfühler mit ihm gemeinschaftlich Versuche angestellt hätten, und zwar auf dieselbe Weise und nach demselben Paradigma, wie man Versuche in der Physik anstellt, nämlich eine große Menge Beobachtungen so anstellen, daß die Phantasie gar nicht dabei ins Spiel komme, dann jede Beobachtung aufschreiben, am Ende aus allem das Mittel nehmen, und dann mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmen, wie sicher dieses Mittel sei, und wie wahrscheinlich, daß eine beständige Ursache dagewesen.

Er habe einem Wasserfühler vorgeschlagen, sie wollten sich in ein Zimmer setzen, wo unter dem Fußboden eine Wannenröhre hingehe, die mit einem Hahn in einem andern Zimmer verschlossen würde. Dann sollte eine Person im andern Zimmer alle fünf Minuten den Hahn willkührlich öffnen und schließen, und dieses aufschreiben. Der Wasserfühler soll ebenfalls alle fünf Minuten sagen, ob er Wasser fühle und Biot wollte dieses aufschreiben. Wenn sie 200 solcher Versuche hätten, so wolle Biot beide Journale mit einander vergleichen, und die Fälle, wo es zugetroffen, von denen sondern, wo es gefehlt, und dann mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmen, was ein ehrbarer Physiker davon halten könne. Allein zu diesem ganz leidlichen Vorschlage hatten sich die Wasserfühler so wenig verstehen wollen, als die Mesmerianer zu ähnlichen arithmetischen, so er ihnen gemacht. u.

Aus England.

Stiftungen zu Beförderung der Kunst.

Es bestehen gegenwärtig in London, wie in keiner andern europäischen Stadt, nicht weniger als acht verschiedene Gesellschaften für die Belebung des bessern Geschmacks in denjenigen Künsten, welche der Deutsche bald die freien, bald die edeln, der Franzose die schönen, der Engländer the fine arts nennt.

An der Spitze derselben stehen billig die königliche Academie und die britische Anstalt für Kunst (the british institution). Dann gibt es noch eine Kupferstechergesellschaft, zu der sich aber auch Alles zählt, was in Metall und Stein grabt und äbt; eine Gesellschaft der Maler in Wasserfarben, die ganz verschieden von der vereinigten Gesellschaft der Künstler in Wasserfarben ist; ferner die Gesellschaft der Baukünstler, ebenfalls verschieden von der Londner Baukünstlergesellschaft; endlich die Künstlergesellschaft in the Adelphi.

Ueberlieferungen.

Nro. 3.

Paris und das französische Reich.

Die Parteien. — Stelle aus der Predigt des Bischofs Camus von Bellay. — Benjamin Constant und Chateaubriant. — Die Männer von Ehre. — Donatian de Sesmaisons. — Alexander Crevels Vorschlag, Frankreich zu retten. — Die Geistlichkeit im Elsaß. — Riomenil. — Der Herzog von Coigny. — Beurnonville. — Der Herzog von Feltre.

Was soll ich Ihnen vom gegenwärtigen Zustande Frankreichs sagen? Alle Welt kennt die Erbärmlichkeit desselben. Hier ist nicht mehr das alte, in nichtswürdige Tändeleien und Ueppigkeiten verlorene oder verliebte Frankreich. Die wichtigsten Angelegenheiten der Nation, bürgerliche Freiheit, Volksstellvertretung, Finanzen, Wiederherstellung des ehmaligen Wohlstandes sind die Gegenstände aller Unterhaltungen, Wünsche und Seufzer. Hier ist auch nicht mehr das neuere, sanscülotische, blutdürstige, eroberungssüchtige, weltverhöhnende Frankreich. Man erkennt schmerzvoll die Demüthigung, in welcher alles daniederliegt, und wie dergleichen Frankreich seit fast anderthalb tausend Jahren nie von fremden Völkern erfahren hat. — Es ist ein Frankreich, wie man es nie vorher gekannt, voller Noth und Freude, Gährung und scheinbarer Ruhe, Verzweiflung und Hoffnung, in unbehaglicher Stellung zwischen den Bajonetten siegreicher Fremden, unfrei, gezwängt und zerfallen mit sich selber und der Welt.

Der König, nachdem er es eine Zeitlang mit denen versuchte, welche sich muthvoll als seine eifrigsten und begeistertsten Freunde offenbarten, fand bald, daß diese Feuerköpfe, die dem unbeschränkten Despotismus das Wort redeten, nicht im Geist der Nation redeten, und ihn zu Schritten verführen konnten, welche ihn in offenbare Zwietracht mit einem Volke setzen konnten, dessen Liebe, Versöhnung und Treue er, als ein weiser Fürst, suchte. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß es blos ehmalige Altadliche und zurückgekehrte Emigranten sind, die zu der Partei der sogenannten Ultraroyalisten oder Erzkönigischen gehören. Nein, die wenigsten der heimgekehrten Auswanderer haben Geist genug, wenn es ihnen schon nicht am Willen fehlt, unbeschränktes Königthum gegen eine ganze Nation, die vom unbeschränkten Königthum zur Revolution geführt wurde, als alleinseligmachenden Glauben zu predigen. Nein, es sind Personen, die von der Systemsucht besessen sind; alles in Herrschaft und Knechtschaft abtheilen; und aus eigensinnigem Stolze die Gegenfüßler der Freisinnigkeit sein wollen. Es sind dieselben Personen, welche, ohne eben der Person Ludwigs des Achtzehnten

anzuhangen, nur unbegränzte Königsschaft (royauté illimité) für Gluck und Seegen und Frieden der Welt nöthig erachten, und daher schon unter Napoleon eben so eifrig für den Despotismus sprachen, wie heute. Es sind schriftstellernde Querköpfe, welche die Kehrseite von Rousseau und Mably sein, und sich damit einen Ruhm, wie diese, nebenbei auch Gnadengehalte und Orden von den Königen gewinnen wollen. Sie lehren gar nichts neues. Despoten und Lobredner der Despoten hat es von jeher leider allzuviel gegeben. Auf Napoleons Handlungen sind wohl nie übertriebenere Schmeicheleien ausgeprägt worden, als man in des Plinius Panegyricus findet.

Eben diese Erzkönigischen haben in der That der guten Sache und der Beruhigung Frankreichs viel geschadet. Der König will die Gemäßigten hervorgezogen wissen; nur durch Mäßigung kann Friede erwachsen. Jene sind daher im Sinken; doch finden sie natürlich noch ihre Gönner am Hofe und hin und wieder bei Prinzen. Es wäre zu wünschen, daß die letztern offne Männer fänden, die ihnen zu ihrem und Frankreichs Wohl so offen die Wahrheit sagten, wie vorzeiten sie auf etwas komische Art Herr Camus, Bischof von Bellay, dem Herzog von Orleans sagte. Der Bischof predigte einst am Ostermontag in der Kirche der Unheilbaren (aux incurables). Er war eben bis zum Ave Maria vorgeschritten, als der Herzog von Orleans mit einem glänzenden Gefolge von Höflingen, unter andern mit dem damaligen Oberaufseher der Finanzen Tubeuf und dem Speichellecker Abbe de la Riviere in die Kirche trat. Nachdem er Platz genommen, und das Geräusche, welches den Bischof im Reden unterbrochen hatte, geendigt war, ließ der Herzog den Bischof ersuchen, die Predigt noch einmal von vorne anzuheben, weil er den Anfang nicht gehört habe.

Der Bischof gehorchte unterthänig und nachdem er ehrerbietig sich gegen den Herzog verneigt und ihn begrüßt hatte, sagte er zu ihm: „Letzten Sonntag predigte ich vom Triumph und Einzug Jesu Christi in Jerusalem; am Freitag von seinem Tode; gestern von seiner Auferstehung; heute soll ich von seiner Wanderung mit den zween Jüngern nach Emaus sprechen. — Ich habe Ew. Königliche Hoheit in dem gleichen Zustand gesehen. Ich sah Sie mit der Königin Maria von Medicis Ihrer Mutter ebenfalls triumphirend in dieser Stadt; ich sah Sie durch Ministerialbefehle verhaftet und wie todt; ich sah Sie wieder auferstanden durch die Güte des Königs Ihres Bruders; ich sehe Sie heut auf frommer Pilgerschaft. — Wie kömmts, gnädigster Herr, daß sich die Großen den größten Wechseln des Glücks unterworfen sehen? Ach, gewiß nur daher, gnädigster Herr, weil sie blos Schmeichler anhören, und weil die Wahrheit ohngefähr eben so zu ihren Ohren gelangt, wie das Geld des Staats in die königlichen Kassen, nämlich Eins vom Hundert!“

Benjamin Constant, ein feiner, man mögte fast sagen, scharfsinniger Kopf, hat in seiner neuesten Schrift: de la doctrine politique, qui peut réunir les partis en France, das Unwesen der Sprudler und Ultra's ziemlich hell aufgedeckt, doch bei aller Miene der Leiden-

schaftslosigkeit, auch nicht ganz ohne Leidenschaft. Er wird allerdings dazu beitragen, die öffentliche Meinung des Tages zu berichtigen, ohne sie übrigens zu bessern. Er hat vielen Beifall, viele Angreifer. Nicht nur diejenigen, welche schlechthin und von Herzensgrund Frieden wollen, (ihrer sind in der That wenige, denn jeder sitzt gerüstet auf irgend einem Steckenpferd), sondern auch diejenigen, welche den Adel, die zurückgekommenen Ausgewanderten hassen, — sogar die verkappten Freiheitsmänner, spenden ihm Weihrauch.

Indessen hat als beredter Fürsprecher seiner Partei, Herr von Chateaubriant, auch nicht ganz unrecht. Es ist zwar ein oft allzu warmherziger Mann, und verdirbts mit der poetischen Prosa seiner Muse eben so sehr in Sachen des Geschmacks, als in Sachen der Staatsangelegenheiten, — doch redlich meint er's. Das bewieß er z. B. neulich noch bei seinem Vorschlag, den König einzuladen, die letzten Wahlen der Deputirten prüfen und würdigen zu lassen, weil dabei die gefährlichsten Unregelmäßigkeiten vorgefallen wären. — Die Kammer der Pairs erklärte am 23. November vorigen Jahres, sie könne in seinen Antrag nicht eintreten. Er ließ seine proposition faite à la chambre des pairs also drucken, und mehrere von seinen allgemeinen Belegen dazu für die Thatsache: daß die letzten Deputirtenwahlen in Frankreich entschieden durch Einfluß der Parteien am Hofe geleitet, gar nicht freie Volkswahlen gewesen sind, den Parteigeist im Lande neu gereizt, die öffentliche Meinung wieder zu staatsumwälzerischen Grundsätzen zurückgeführt und die treuen Freunde des Königs zurückgestoßen haben. Die besondern, aus Privatbriefwechsel gehobenen Belege für seine Sache, die Briefe selbst, hat er hier in Paris bei einem Notar zu jedermanns Einsicht niedergelegt.

Die meisten Briefe sind von Leuten im Geist und Schlage Chateaubriants — wie mirs vorkömmt, von Personen, die oder deren Verwandte bei den Wahlen zurückgesetzt wurden, oder irgend einem königlichen Statthalter (préfet) eines anhängen wollten. Das hindert jedoch keineswegs, an der Glaubwürdigkeit der Thatsachen selbst zu zweifeln, die sie erzählen, wenn man auch zuweilen über die Lauterkeit ihres Sinnes etwas in Verlegenheit kommen sollte.

Es ist damit unwidersprechlich dargethan, daß an den meisten Orten Frankreichs die Wahlen der Abgeordneten weniger ein freies Werk des Volks, als das Machwerk einzelner am Platz stehender Männer gewesen sind, die von oben herab, wie der Finanzminister Graf Corvetto oder der Polizeiminister Graf de Cazes, und andere, auf den Gang der Wahlen und den Geist der Wahlherren einwirkten. Des Königs Wunsch war, gemäßigte Männer, Freunde des Thrones, der sogenannten Karte oder neuen Verfassung und der Nation, in die Kammer der französischen Abgeordneten eintreten zu sehen. Nun regnete es nach allen Landschaften hin Verordnungen, Weisungen, Erinnerungen, um den weisen Wunsch des Königs in Erfüllung zu setzen. Nun schloß man hie und da namentlich Personen von der Erwählung aus, die schon in der aufgelöseten Kammer ihren allzustürmischen übertriebenen Eifer hatten blicken lassen. Man schien hin und wieder fast mehr Gewicht darauf zu legen, die überspannten Königsfreunde zu beseitigen, als die alten Freiheitsfreunde. Man pries die Vor-

trefflichkeit der sogenannten Karte und verletzte ihre Grundsätze. Chateaubriant hat ein nur allzuwahres Wort gesprochen, wenn er sagt: „Wir hatten seit fünf und zwanzig Jahren in Frankreich vielerlei Verfassungen; jede ward, sobald sie erschien, als Meisterwerk gepriesen. Immer brachte uns das Gesetz Freiheit; die öffentliche Verwaltung aber Knechtschaft."

Er hat nun seine politischen Schriften, Abhandlungen und Flugblätter unter dem Titel: Mélanges de politique abdrucken lassen. Sie füllen bis jetzt zwei Bände, und bleiben ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Parteispiels seit Wiedereinthronung der Bourbonen. Seine Denkart und Ansicht der Dinge spricht er nirgends bündiger, als in seiner Vorrede zu dieser Sammlung aus: „Es giebt, sagt er, nur zwei Arten, Frankreich zu regieren. Die eine besteht in zwei Dingen: Die Karte und die Männer von Ehre. Das ist das System der Rechtmäßigkeit, das einzige, was den Thron der Bourbonen befestigen kann. Die andere ist: Die Karte und die Staatsumwälzer, das heißt, die unbedingte Gewalt und die Umwälzer; denn das Wort „Karte" gebraucht man nur der Anständigkeit willen. Im Grunde alle, welche in einem verfassungsmäßigen Staat ein Ministerium der allgemeinen Polizei wollen; alle, die von nichts, als Machtsprüchen (ordonnances) reden, gegen die Preßfreiheit lärmen, und die beiden Kammern in gehorsame Räthe verwandeln möchten: wollen die Karte nicht. Kann's aber in Frankreich mit diesem System gehen? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, es setzt alle Rechtmäßigkeit in Gefahr."

„Und dies System, welche Fortschritte hat es nicht schon gemacht, seit ichs anklagte? Das System der moralisch-umwälzerischen Interessen breitet sich aus, und mit ihm wächst jene Art moralischer Verschwörung gegen alle Rechtmäßigkeit, deren Folgen schauderhaft genug sein würden. Nur noch ein paar Monate gewartet, und die Schlaffheit der einen, und die Gewalt der anderen, werden nicht mehr über das in Zweifel lassen, was geschehen kann. Schon jetzt verdoppeln sich die Verläumdungen gegen die Fürsten; man bringts mit Verjagung der Königsfreunde aus allen Stellen zum Ende. Mehrere Statthalter sind schon jetzt bedroht; sie werden stürzen. Sind einmal die bürgerlichen Behörden gelichtet, wird die Reihe an das Heer kommen, um alle Kriegsleute zu entfernen, die sich verdächtig machen, der Sache der rechtmäßigen Monarchie allzusehr ergeben zu sein."

„Die Art, wie man die staatsumwälzerischen Hefen aufgerührt hat seit Auflösung der letzten Kammer der Abgeordneten, verschlimmerte das Uebel Frankreichs ungeheuer. Hatte ich mich denn geirrt, als ich sagte, das Freudengeschrei unserer Jakobiner wäre auch von ihren Brüdern und Freunden in entlegnen Gegenden gehört worden? Leset doch nur den Morning chronicle, den Nain jaune und die deutschen Zeitschriften! Selbst zu Spafields empfand man den Gegenstreich von der Polizei während unserer letzten Wahlen. Die dreifarbige Fahne und rothe Mütze sind die Paniere des Londner Pöbels geworden."

„Es wäre jedoch möglich, daß die Obsiegenden erschrocken vor ihrem Sieg, ihn nicht sogleich

in seiner ganzen Ausdehnung benutzen wollten, aus Furcht, eben in seiner Größe selbst ein unvorhergesehenes Hinderniß zu finden. Es kann ihnen vortheilhaft scheinen, einen Augenblick Rückschritte zu thun. Es würde mich zum Beispiel gar nicht Wunder nehmen, wenn sie etwas recht Auffallendes, mit ihren heimlichen Wünschen scheinbar recht im Widerspruch Stehendes thäten, um damit Leuten eins anzuhängen, die allenfalls in die Pläne der Faktion zu tief hineingesehen hätten."

„Ich aber, so lang ich nicht sehe, daß man gerad und offen zu den Ursätzen der Religion, der Sittlichkeit und des Rechts umkehrt, werde ich mich durch keine Züge, Gegenzüge, Ränke, Nachgiebigkeiten und übrige Gaukeleien der feindlichen Partei irre führen lassen."

„Ich schmeichle mir nicht, daß sie je ihrer Staatsklugheit entsagen werde; und meine traurigen Weissagungen werden in Erfüllung übergehen. Ich weiß wohl, daß ich für meinen Selbstnutzen und für meine Ruhe den schlimmsten Weg ergriffen habe: ich habe beständig das Schicksal, auf der Seite der Geschlagenen und Unbeglückten zu sein. Ich täusche mich gar nicht selber; erkenne es recht gut, daß ich das bin, was man in der Staatskunst einen Geopferten zu heißen pflegt; erkenne es, daß ich einer sehr guten, sehr schönen und noch heut leicht gewinnbaren Sache diene, der man aber keinen Sieg zu gönnen scheint; erkenne auch, daß ich in der Wüste predige, nicht gehört werde: aber der Erfolg von allem, der beste Richter, wird nur zu bald meine Rechtfertigung aussprechen. Und wer er auch sei, und wo er mich finde: ich werde nie säumen, meinem rechtmäßigen Könige zu dienen. Ich habe in meinem Hause Beispiele gesehen und gegeben. Mein Bruder, wie mein Vetter, opferten für den König ihr Leben; ich habe Neffen, die von mir lernen sollen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Schon einmal hatte ich das Glück, für die Bourbonen einige Blutstropfen zu vergießen. Als Minister schrieb ich die Monarchie nach der Karte, um ihnen die Gefahr zu zeigen; als Soldat werd' ich daraus Flintenpatronen machen, um sie zu vertheidigen."

Wenn die erhitzte Einbildungskraft des guten Chateaubriant eben, weil nicht alles nach seinem Kopf geht, überall jakobinische Verschwörungen wittert: ists nicht mehr als billig, daß man ihm den Kopf auch zuweilen zurecht setze. Das geschieht denn auch häufig genug, bald säuberlich, bald unfein; wie man aber voraussehen kann, ohne Nutzen. Denn was immer geschehen möge, Chateaubriant wird es als Erfüllung seiner Weissagungen erklären, um seine Sehergabe nicht zu Schanden werden zu lassen.

Ein Unbekannter ließ neulich in einer Flugschrift: La véritable conspiration devoilée, den von Chateaubriant in die Höhe geschleuderten Stein auf dessen eignen Kopf zurück fallen. Er zeigte dem Pair von Frankreich ganz trocken den Wirrwarr in seinen Vorstellungen, sogar die Widersprüche in seinen Grundsätzen und Begriffen; fragte ihn: was er sich unter Männern von Ehre dächte, deren er immer neben dem König und der Karte Erwähnung thue? Denn darüber ist er die Erklärung noch schuldig geblieben, und schloß damit: „Es befindet

sich in Frankreich jetzt eine Zahl von Menschen, aber eine kleine, die, in den Mantel der Religion gehüllt, die Heimkehr der Ordnung predigen, und doch die bestehende Ordnung der Dinge umstürzen wollen, um eine andere, nach ihrem Sinn einzuführen. Diese Minderheit, die nur Aechtungen und Rache fordert, sucht alles in Bewegung zu setzen, um Frankreich in innern Krieg zu bringen, damit man sich einander durchaus nicht verstehen lerne. Diese Männer von Ehre wollen, auf Gefahr gesammten Vaterlandes, eine neue Staatsumwälzung, in der sie ihre alten Titel, Vorrechte, und Reichthümer wieder zu finden hofften, für die sie alles Heil Frankreichs kaltblütig in die Schanze zu schlagen bereit sind!"

Dagegen trat in denselben Tagen Graf Donatian de Sesmaisons auf, und bewies in seiner Flugschrift: Une révolution doit avoir un terme, die bald eine zweite Auflage erlebte, daß auch die französische Staatsumwälzung einmal ihr Ende haben müsse. Man sagte schon, als Robespierre fiel: die Umwälzung ist zu Ende! und sie dauerte dennoch fort. — Als Bonaparte seine Macht über den Trümmern der Directorialgewalt aufrichtete, behauptete er: die Umwälzung hat aufgehört! und er selbst wälzte beständig die Grundlagen der Regierungsverhältnisse um. — Als Ludwig der Achtzehnte zurückkam, ward ausgekündet: nun habe die Umwälzung aufgehört! Und doch kamen die hundert Tage u. s. w. — Wann hört sie denn auf? fragt der Graf von Sesmaisons.

Er trifft es ziemlich richtig, wenn er sagt: die Nationalgüter, der Adel und die Geistlichkeit seien noch die vornehmsten Hindernisse, die der Vereinigung aller Gesinnungen in dem Wege stehen. Aber, setzt er hinzu, die Nationalgüter, (die er auch Güter der Ausgewanderten heißt) geben schlechten Vorwand; denn die alten Eigenthümer derselben haben schon mehr, als die Hälfte davon wieder zurück. — Der Adel, man mache nur keinen Unterschied mehr zwischen altem und neuem Adel, und gebe ihm wieder einige Vorrechte, zum Beispiel: Verewigung seines Familienguts durch Majorate, Gericht vor seines Gleichen, Erziehung seiner Kinder auf Staatsunkosten u. dgl. — Die Geistlichkeit, man erlaube nur, daß man ihr das Geraubte wiedergebe. Wie edel hat sich nicht die Priesterschaft immer benommen! Und ist ihr Herz golden, so wird das Herz der Laien auch nicht steinern bleiben. — Somit hört die Umwälzung auf und hat alle Fehd' ein Ende!

Man muß über die treuherzige Meinung des Grafen lächeln. Eben die Rückerstattung der Nationalgüter, die Vorrechte des Adels, die wiederherzustellenden Reichthümer der Kirche bleiben der Sauerteig in der Geschichte des heutigen Frankreichs. Dazu kömmt eingerosteter Parteigroll; eine Ansicht der allgemeinen Rechtsame die vor 1789 nicht so gemein war, wie heut; und die wilde Begier aller, in Aemtern zu stehen, um Geld zu machen. Es ist vielen berühmten Republikanern weniger um die Republik, als um ihren Platz darin zu thun gewesen; und heute vielen berühmten Royalisten weniger um Bonaparte oder Ludwig dem Achtzehnten, als um die Höhe oder Sicherheit ihrer Anstellung unter einem Alleinherrscher. Der zurückgesetzte Republikaner wird feuriger Royalist; der zurückgesetzte Royalist ein Freund der Staatsumwälzung. —

Google

Herr de Sesmaisons war übrigens ein Altadelicher, ein Ausgewanderter. Für ihn liegt die Geschichte der Verwandlungen und des Fortschreitens des Zeitalters seit 1789 im Nebel.

In der That ist Frankreich, dem Geist und Sinn seiner Bewohner nach, ein ganz anders, als es im J. 1789 war; den innern Staatsverhältnissen nach aber noch eben so krank und elend, als damals. Alle seine furchtbaren Aufschwünge im Raum von fünf und zwanzig Jahren scheinen nur Fieber-Crisen gewesen zu sein. An Aerzten, die mit diesem zerrüt-teten Staatskorper Versuche machten, fehlte es leider nicht. Necker, Robespierre, das Directorium der Fünf, Bonaparte, alle wollten an der Heilung dieses Kranken ihr Meisterstück machen; alle wählten verderbliche, oder zu schwache, oder zu heftige, immer unzeitige Mittel.

Auch jetzt noch mangelt es nicht an dienstwilligen Heilkünstlern, die ihre Rezepte anpreisen, wenn man sie auch nicht nimmt. Zu ihnen gehört neuerdings ein ehmaliger Kaufmann, Namens Alexander Crevel, der ein dickes Buch geschrieben hat, dessen Titel ich Ihnen nur hersetzen darf, um seinen vollen Inhalt zu bezeichnen: Essai philosophique *sur le grand art de gouverner un état*, de lever les impôts, de rendre un peuple heureux, d'assurer la prosperité d'une nation et la stabilité d'un empire; comprenant un plan d'administration générale, et un système fon-damental et perpétuel de finances pour 1817 et années suivantes, établis sur les bases posées par le droit naturel et sur le respect dû à la proprieté et à la liberté individuelle; présenté à la chambre des deputés. Dieser Mann hat schon mehrere politische Schriften herausgegeben, ohne sich einen rechten Namen machen zu können. Vielleicht gelingts ihm besser mit diesem Haupt-werk, das er dem Konige selbst zugeeignet hat, und worin er ihm unumwunden sagt: „Sire, die Staatsverwaltung war unter Ihren Vorfahren elend; sie wars unter der Republik; sie bliebs unter der kaiserlichen Regierung; und sie ists noch jetzt unter der Regierung Ihrer Königl. Majestät." Man sieht wohl, an Aufrich-tigkeit fehles dem Manne gar nicht. Auch macht er aus dem Innersten seines Sinnes kein Geheimniß, selbst wenn er Gefahr lauft etwas zu verrathen, was er nicht verrathen sollte.

„Sire, sagt er in der Zuschrift: Sie waren edel genug in Ihrer Kundmachung von Cambray einzugestehen, daß Ihre Regierung vielleicht Fehler gemacht habe und habe machen müssen. Ja, Sire, es wurden Gnaden und Orden an Leute vertheilt, die darauf keinen Anspruch zu machen hatten; dagegen baten und bitten noch heut um Gunstbezeugungen dieser Art die treuesten Ihrer Majestät ergebensten Diener, welche für Sie Glück und Ruhe aufgeopfert haben. Jener Regen von Orden und Gnadengeldern war nur ein Feuerregen, der die Fackel der Zwietracht anzünden mußte. Seitdem wurde dazu noch das Säuberungssystem schlecht angewendet und der Vorwand von politischen Meinungen öffnete der Leidenschaftlichkeit, dem Privathaß und dem Ansichreißen der Männer am Platz freies Spielfeld!"

Er erbietet sich zu nichts Geringerm, als zur Wiederherstellung von Frankreichs altem Glanz; liefert einen vollständigen Finanzplan, der im ersten Vierteljahr von 1817 sogleich 700 Millionen zur Bezahlung der Schuld an die verbündeten Mächte einbringen sollte und zugleich alle übrige Wünsche Frankreichs rücksichtlich seiner Finanzen befriedigen müßte.

Zu dem Ende aber verlangt er eine Umgestaltung des ganzen Reichs; beschränkte königliche Gewalt; Abschaffung der Minister und des Staatsrathes, statt dessen einen Oberhof des Reichs (haute cour d'état) dessen sechs Kammern, jede aus mehrern Räthen zusammengesetzt, die bisherigen Ministerialgeschäfte besorgen, und dessen Vorsteher der König selber wäre. Er theilt Frankreich in zwanzig Provinzen, jede von einer Staatskammer, abhängig vom Oberstaatshof, verwaltet; in jeder eine Kriegs- Seewesens- Gerichtsverwaltung u. s. w. Er giebt dem Reiche ein Nationalparlament von 360 Gliedern, und ein Senatorialparlament (statt der Pairskammer); nebenbei noch Provinzialparlamente, die in ausserordentlichen Fällen, bei Zwisten der Pairschaft mit dem Oberhof, zusammenberufen werden. So tritt er in alle Einzelheiten der Verfassung ein; ordnet Cantonalfeste zu Ehren des Ackerbaues an, und schlägt neue Orden vor: den landwirthschaftlichen Orden des Sterns, mit Sullys Bild; für die Priesterschaft den Orden des goldenen Kreuzes; der große bürgerliche Verdienstorden der goldenen Lilie u. s. w.

In Rücksicht der Finanzen will Crevel eine Personen- und eine Grundsteuer einführen, die letzte im Verhältniß vom Zehnten des reinen Ertrags. Die Summe der Grundsteuern wird ein für allemal auf 150 Millionen, die der Personen- oder Staatssteuern auf 300 Millionen festgesetzt. Dazu giebt er dem Staat die Einnahmen von Departementallotterien, Zoll, Tabak, Salz, Posten, Staatsgütern und andern Regalien; legt eine Staatsbank an, mit Staatszetteln von zwei Milliarden Werthes, vorzüglich um damit die Contributionen an die verbündeten Mächte, und die Räumung des Landes zu erhalten, auch andere Schulden abzuthun.

Es ist hier nicht der Ort, den ganzen Finanzplan Crevels zu entwickeln, der allerdings sehr einfach und übersehbar ist, auch den Vortheil hat, dem Staate 60 bis 70 Millionen Bezugskosten zu ersparen, und viele glückliche Gedanken enthält, in so fern er sich nicht in seinen Voraussetzungen täuscht. An Ausführung des Ganzen ist nun freilich nicht zu glauben, besonders, da er sich auf eine allgemeine Umschmelzung aller innern Verhältnisse Frankreichs gründet. Aber Crevel schließt sein Werk hinwieder mit einer fürchterlichen Drohung, wenn man seine Ideen, zumal die Errichtung der Bank nach seinen Grundsätzen, verachten sollte. „Denn, sagt er: in wenigen Jahren wird das baare Geld durch die Zahlung der Kriegscontributionen, und durch die Angst der Capitalisten ganz verschwinden. Dann kein Tauschmittel, kein Reichthum mehr. Der Reiche wird, wie ein Tantalus, mitten im Wasser verschmachten; die Kaufmannswaare ohne Werth, die Rente ohne Bezahlung, das Elend des Volks auf dem höchsten Girkel sein. Denn kein Tauschmittel mehr, kein Handelsverkehr, kein Gewerbsfleiß,

kein Ackerbau, kein Wohlstand, kein Thron, keine Regierung; — nur Aufrühre, Empörungen, Umwälzungen! Das wird die Schicksalsfrist sein, welche die verbündeten Mächte nur erwarten, um über ihre an Lebenskraft erschöpften Schlachtopfer herzufallen, wie brüllende Löwen!“

„König von Frankreich! treuer Hirt deiner Heerde, du kannst noch, Gewandheit gegen List und Uebermacht stellend, deine Schafe, deine furchtsame Lämmer schützen vor jenen hungrigen Wölfen, die dir selber dann, guter Hirt, unfehlbar den Todesstoß versetzen würden!“

Indem ich Ihnen so die Töne der Partheien, die mannichfaltigen Besorgnisse, Rettungsvorschläge und innere Spaltungen vorführe, werden Sie sich daraus selbst das richtige Bild vom Zustand Frankreichs im gegenwärtigen Augenblick zusammensetzen können. Wie es im Jahr 1816 der Fall war, erwartet man auch mit verzweifelnder Gewißheit wieder in den Finanzen für das Jahr 1817 ein gräßliches Deficit. Man sieht nicht ab, wie das alles enden werde, wenn nicht ein Deus ex machinae hervorspringt und Wunder thut. Auch denkt keiner ohne Furcht an die Zukunft, und wie man die ungeheuern Auflagen einbringen, wie man bis zum Jahr 1820 die Heere der Verbündeten tragen werde, deren hundert und fünfzigtausend Bajonete jetzt alles in Unterwürfigkeit und Stille erhalten? —

Neben den allgemeinen Klagen schallen in den verschiedenen Gegenden des Reichs noch die besondern, welche durch örtliche Verhältnisse und Umstände veranlaßt sind, wie im südlichen Frankreich die Seufzer der schüchternen Protestanten; in der Vendee die Furcht wohlhabender Familien, die vom wüthenden Pöbel, unter dem Vorwand, sie seien republikanisch, oder bonapartisch gesinnt, mit Ausplünderung und Todschlag bedroht werden. Dazu gesellt sich die Unsicherheit der Männer in Stellen. Ungeachtet der verkündeten Vergessung alles Vergangenen, davon die Pariser Zeitungen so viel posaunten, ungeachtet des königlichen Befehls vom 5. Herbstmonat 1816, erfährt man bald hie bald da von Absetzungen von Beamten, deren einziges Verbrechen darin bestand, unter Bonaparte gedient zu haben. Aber wer in Frankreich hat unter diesem Manne nicht gedient? — Dergleichen Verfügungen haben schon im Elsaß kein gutes Blut gemacht; eben so machte die Commission, welche hier beim Capitel von Straßburg niedergesetzt wurde, um das Betragen der Geistlichkeit zu untersuchen, höchst übeln Eindruck. Man wollte diese Geistlichen, die im Allgemeinen durch ihre gute Aufführung und ihre Verträglichkeit mit den Protestanten, viele Achtung genießen und verdienen, zwingen ihre Eide, die sie bisher und selbst nach dem Concordat geschworen, feierlich zu widerrufen. Einige derselben haben sich aus Furcht oder Noth unterworfen; andere stellten vor, sie hätten jederzeit gewissenhaft und nicht wider die Satzungen der katholischen Kirche gehandelt. Die Bauern, wie die Städter, gaben diesen Beifall. — Der Widerrufseid

selber *) ist von einer Art, daß er den Protestanten Sorgen erregen, in jedem Fall die Vermuthung wecken könnte, man habe zur Absicht, die Priesterschaft im Elsaß in ihren kirchlichen Begriffen um drei, vier Jahrhunderte zurück zu setzen; etwas, das doch schwerlich gelingt. Auch glaubt man kaum, daß der Konig von allen diesen Schritten unterrichtet sei, die zu keinem guten Ziele führen.

Es liegt vollkommen im Sinn des Königs, alt und neu zu verschmelzen, und die Verschiedenheiten der Ansichten und Meinungen und Einrichtungen vor und während der Umwälzungszeit mit einander auszusöhnen. Es ist auch keinem Zweifel unterlegen, daß nicht die meisten und vorzüglichen Männer, die unter Napoleons Regierung an der Spitze standen, mit redlichem Willen dazu die Hand bieten würden. Aber die Sache selbst scheint an sich fast unmöglich zu sein, da die wenigsten der alten Ausgewanderten vergessen können, was sie waren, was sie hatten, was sie gelten, ehe sie nichts mehr waren, hatten und galten. Ihre Söhne denken, von Geburts wegen, fast alle eben so. Da die Zornruthe des Schicksals so wenig besserte: was läßt sich von allen Vorstellungen der Vernunft und Billigkeit erwarten? Sie wollen nicht nur vollen Ersatz, sondern auch Verzinsung ihrer Entbehrungen: nebenbei Rache. Sie behandeln (mit wenigen Ausnahmen) die Männer, welche durch ihre Thaten Frankreichs Ruhm waren, als verächtliche Emporkömmlinge, während sie sich selber, durch ihr bloßes Dasein, für Frankreichs Ehre halten. — Nun denn, so paare einer einmal Vernunft mit Unvernunft, wenns geht!

Daher sind alter und neuer Adel noch immer, was auch der gute König thue, wie Wasser und Feuer. Mischet die beiden, wenn's geht! Am meisten und verderblichsten offenbart sich das beim Heer. Die Ernennung der vier neuen Marschälle von Frankreich in vorigem Jahr machten daher eine sonderbare Wirkung. Die alten Kriegshelden des Reichs, auf welche die Nation noch immer mit heimlichem Stolz hindeutet, auf die man noch immer hofft, wenn früher oder später Frankreich wieder zu Ehren gebracht werden sollte, fühlen sich zurückgesetzt, und andere steigen auf, von denen man nie, oder nichts Wichtiges vernommen, und die meistens, hohen Alters wegen, nicht Hoffnung geben, je wichtiges von sich hören zu lassen.

Der Graf von Viomenil, Oberstfeldstatthalter, diente während des Feldzugs von 1796 beim condeschen Heere, als Haupt beim Stab, und an der Spitze einer Abtheilung des Vortrabs. Ein Jahr nachher ging er nach Rußland und diente dieser Macht. Bei den Ausgewanderten galt er immer als ein Mann, der persönlichen Muth gezeigt habe, ohne deswegen hohe Feldherrneigenschaften in vorzüglichem Grade zu besitzen. Er kam mit Ludwig dem Achtzehnten nach Frankreich zurück, und bald darauf hatte er im Innern der Thuillerien auf den Stiegen einen höchst unangenehmen Auftritt mit einem Feldherrn aus der Umwälzungszeit, der ein Bein zu

---

*) Siehe Ueberlieferungen 1. Heft. 1817. Seite 30.

wenig hat. Viomenil hatte gegen diesen gefehlt; man sollte sich schlagen; die Prinzen davon unterrichtet, verhinderten den Zweikampf. Viomenil, auf dessen Seite alles Unrecht war, empfing, Namens des Königs, vom Herzog von Berry scharfe Vorwürfe, und dieser Fürst sagte ihm sogar in Gegenwart vieler Leute: „Noch ein Paar Auftritte der Art, Herr General, und der König könnte wohl wieder in Fall kommen, Frankreich zu verlassen, weil sie sein Heer nicht zu achten wissen."

Als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, empfing Viomenil, ein fünfundachtzigjähriger Greis, den Auftrag, eine Schaar Freiwilliger in Vincennes zusammen zu ziehen, um sich dem Anmaaßer damit entgegen zu stellen. Die erste Frage, die er den jungen Leuten machte, die unter des Königs Fahnen dienen wollten, war: Herr sind sie von Adel? Hies es: Nein! so war der Bescheid: Herr, Sie können unter meiner Schaar nicht dienen.— Als Napoleon vor den Thoren der Hauptstadt ankam, hatte Viomenil eine Schaar von zwanzig bis dreissig freiwilliger Edelleute, die nun vor der Uebermacht auseinander gingen. Der Feldherr nahm die Post und begab sich nach Lille zum König. Seine Majestät, eben bei Tisch, empfing den Grafen, und fragte ihn um Nachrichten von seiner Heerschaar. „Sire, antwortete der Greis: ich konnte nur einige wenige Edelleute zusammen bringen und die sind wieder auseinander." — Nach der Rückkehr des Königs wurde Viomenil Gouverneur von Rennes in Bretagne. Viele machten ihm damals wegen seines Benehmens im Rechtshandel gegen den unglücklichen General Travot Vorwürfe, als habe er seinen Haß gegen die Feldherrn der Staatsumwälzung nicht verläugnen können. Indessen nennen die zurückgekehrten Ausgewanderten, oder vielmehr die, welche man in Paris jetzt scherzweis les voltigeurs de Louis XIV. heißt, den alten Viomenil den Nestor der Braven.

Neben ihm wurde der Herzog von Coigny zum Marschall von Frankreich gemacht, ein achtzigjähriger Mann, der mit dem König ausgewandert und zurückgekommen war; im Kriege, seit den hanöverschen Feldzügen, wo er nur einen einzigen Feldzug mitgemacht, nichts denkwürdiges gethan hatte, und an die Stelle des Marschalls Grafen von Serrurier zum Gouverneur der Invaliden gesetzt worden ist.

Der dritte von den neuen Marschällen, Oberstfeldstatthalter Beurnouville, war bekanntlich zu Anfang der Umwälzung Oberbefehlshaber des Heers von Trier, wo er mit dem Feind nur einen einzigen bedeutenden Vorfall gehabt. Man erinnert sich noch seines Berichts, den er der Nationalversammlung darüber abstattete, wo er versicherte, daß die Feinde nach einem schrecklichen dreistündigen Kampf eine Menge Volks verloren, während die Franzosen nur den kleinen Finger eines Trommelschlägers oder Jägers eingebüßt hätten. Seitdem sah man ihn nur auf Gesandschaften. Er erwarb ein großes Vermögen, und hat dem Könige, seit dessen ersten Rückkehr, gedient.

Clark, Herzog von Feltre, gegenwärtig Kriegsminister, ist der vierte von den neu ernannten Marschällen. Er stammt aus einem irländischen Geschlecht, das den Stuarten einst nach

Frankreich folgte, und war vor der Staatsumwälzung, als Jüngling, Geheimschreiber im Hause Orleans. Er trat nachmals in Kriegsdienste, und schwang sich sowohl durch Wohlverhalten, als durch Gunst der Volksrepräsentanten empor, die damals beim Heer die Allmächtigen waren. So erhielt er endlich das Regiment des Marquis de Beau-jeu, eines ehrwürdigen Greises, der die Liebe aller seiner Soldaten hatte, ein tapfrer Mann war, aber als Adlicher und Aristokrat gestürzt ward. Dieser ist seitdem auf seinem Landgut in der Franche Comte gestorben. — Aber auch Clark verlor bald auf ähnliche Weise seine Stelle. Er zog sich in die Umgebungen von Saverne zurück, wo er die Bekanntschaft eines Fräuleins Zäpfel, aus einem reichen bürgerlichen Hause machte, und an die Stelle seiner ersten, von ihm geschiedenen Gemalin, einer Engländerin, heurathete. Jenes Fräulein ist die jetzige Herzogin von Feltre.

Clark trat nachdem ins Bureau des Kriegsministeriums, wo besonders Carnot viel zu seinem Glücke beitrug. Durch Verwendung desselben erhielt er den Rang eines Divisionsgenerals und Hauptes vom topographischen Bureau. Er konnte nachmals dem unglücklichen Carnot nicht vergelten, als dieser Frankreich verließ. Carnot verlangte noch, und vergebens, seinen rückständigen Gehalt; doch der gute Ludwig der Achtzehnte ließ endlich auch diesen in baarem Gelde auszahlen.

Clarks fernere Schicksale sind bekannt genug. Er ward nachher dem besondern topographischen Bureau Napoleons vorgesetzt, der ihn wohl leiden mogte; ihn zum Gouverneur von Wien, dann von Berlin machte u. s. w. Den Schlachten von Austerliz und Jena wohnte Clark nicht unmittelbar bei, weil ihn eine schwere Unpäßlichkeit hinderte zu Pferde zu sitzen. Er mußte dem Heer also immer in dem Gefährte des Kaisers folgen. Dieser machte ihn zum Kriegsminister, (man weis aber, unter Bonaparte hatte diese Stelle keinen mächtigen Wirkungskreis) zum Graf von Hunebourg, zum Herzog von Feltre u. s. w. — Beim Sturz Napoleons zu Fontainebleau befand sich Clark mit der Kaiserin Marie Louise an der Loire. Er empfing von ihr noch eine Vergütung von 100,000 Franken.

Seit Eintritt des Königs in Frankreich diente er Seiner Majestät mit dem lebhaftesten Eifer. Er erhielt auch durch Talleyrands Verwendung, eine Pairschaft und 20,000 Franken Gehalt; folgte nachmals dem Hause Bourbon nach Gand, und schien seit der Zeit den Feldherrn und Kriegern schlecht gewogen, die nicht, wie er, treu den Bourbonen nach Gand gefolgt waren. Das zog ihm von der anderer Seite zwar bei den französischen Soldaten manche Ungunst zu; doch entschädigte ihn dafür die Gewogenheit der Prinzen. Der König machte ihn zum Kriegsminister, endlich zum Marschall von Frankreich.

Genug für diesmal. Die Welt steht nicht still. Den Fortgang erfahren Sie nächstens.

Paris, im Januar 1817. J. S.

London und die britische Reiche.

Das Parlament. Oeffentliches und gemeines Wesen. Die Gesellschaft für verlassene Fremdlinge in London.

Ich komme aus dem Unterhaus des Parlaments. Der erste Anblick dieser gesetzgebenden Versammlung hat für jeden Fremden viel Ueberraschendes. Man denkt sich das Beisammensein von sechs bis siebenhundert Stellvertretern des reichsten und gewaltigsten Volks mit einem gewissen Prunk, mit einer ehrfurchtweckenden Feierlichkeit umgeben. Nichts von dem allen ist da. Jeder kommt und geht, wann er will; sitzt wo er will; ist gekleidet, wie es ihm gefällt; hört zu, oder plaudert mit dem Nachbar; schreibt, oder schläft. Und doch ist man nie lange in dieser Versammlung, so erweckt die Wichtigkeit der Verhandlungen, die Beredsamkeit der Redner, die aufmerksame Theilnahme des horchenden Volks, bald die tiefe Todesstille, bald die geräuschvolle Bezeugung des Beifalls oder der Unzufriedenheit, eine Ehrfurcht, eine Bewunderung, ein Intresse, wie kein todter Prunk, keine steifgeregelte Festlichkeit hervorbringen kann. Man wird da in kurzer Zeit selbst Engländer. Hier ist natürliche Hoheit. Alles Ceremoniel bei ähnlichen Versammlungen in andern Ländern ist mehr erkünstelter Schwulst, der das Gemüth kalt läßt, oft lächerlich wird.

Der schweigende Ernst, die trockne Wortlosigkeit, die düstere Ruhe, welche dem Engländer sonst so ganz eigen zu sein scheint, und die man im britischen Senat wieder dargestellt zu finden glaubt, fehlt hier ganz. Im Gegentheil, alles ist hier lebendig, reizbar und begehrt Reizung. Ein munterer, drolliger, witziger Einfall des Redners verfehlt nie seine Wirkung, und je ernster der Stoff und dessen Behandlung, je sicherer trifft ein dazwischen laufendes launiges Wort.

Das hear! hear! hear him! (hört! hört!) ertönt gewöhnlich zuerst von einer oder von zwei Stimmen: dann folgen mehrere, bald immer zahlreichere; bis das ganze Haus von diesem Getöse wiederhallt, welches sich eben so oft wiederholt, als der Redner etwas sagt, das, weil es gefällt oder mißfällt durch Neuheit oder Seltsamkeit, auffällt.

Mitten im Volksgedränge auf den Gallerien sieht man bald hier, bald da einige Geschwindschreiber, welche die Verhandlungen und Reden der Versammlung für die öffentlichen Blätter aufzeichnen. Sie werden jeden Augenblick gestöhrt, gestoßen, von ihrem Platz verrückt. Dabei lachen und schwatzen sie oft selber noch, und dennoch zeichnen sie lange Reden mit pünktlicher Genauigkeit und Worttreue auf.

Was den Parisern die Schauspiele, das sind den Londnern die Parlamentsberathungen und öffentlichen Landesangelegenheiten. Der Brite will Oeffentlichkeit. Sie gehört zur Ruhe seines Lebens, als Staatsbürger; sie ist die Seele seiner Freiheit. Er wird sich lieber sein Habeas Corpus-Akte, als diese Oeffentlichkeit nehmen lassen. Die Preßfreiheit ist unbegrenzt, ohne deswegen schaden zu können. Jährlich erscheinen gegen tausend Bücher, und größere und kleinere

Flugschriften, die oft für den Augenblick berechnet mit dem Augenblick untergehen; monatlich bei fünfzig und sechszig Zeitschriften; täglich in London nur dreissig bis vierzig verschiedene Zeitungsblätter: Alles will von der Geschichte des Tages, von den Verhältnissen des Staats, vom Gang des Handels und der Künste belehrt sein.

Darum verdient in Europa eigentlich wohl England allein den Namen Republik. Es liegt in dem Namen etwas sehr Bezeichnendes. Was wir jetzt Freistaat zu heißen pflegen, nannten die Römer das öffentliche Wesen, Res publica, weil bei ihnen alle vaterländische Angelegenheit öffentlich verhandelt sein mußte, die Verwaltung, die Ernennung der Beamten, die Beschlüsse zum Krieg und Frieden, die Aufstellung der Gesetze. Eben aus dieser Oeffentlichkeit, welche auch die Theilnahme des Trägsten weckte, entstand iene heldenmüthige Vaterlandsliebe, jener Gemeinsinn, der in des alten, freien Roms Geschichten noch heut Gegenstand unserer Bewunderung ist. Denn weil jeder für das Vaterland lebte; lebte das Vaterland wieder in jedem und für jeden. Die neuen Schweizer haben das Wort Republik ohne die Sache selbst, nämlich die Oeffentlichkeit zu haben; Ausnahme mögen die demokratischen Kantone machen. Die alten Schweizer hatten statt dessen das gemeine Wesen. So nannten sie den Inbegriff der bürgerlichen Rechte und Genüsse, die allen gemein waren, und worüber in Stadt- und Landgemeinden die Versammlung der Staatsgenossen, als höchste Macht, entschied. In den meisten Kantonen aber schloß die Herrschaft der Staatsführer bald die Oeffentlichkeit vom gemeinen Wesen aus. So verschwand auch das Intresse der Bürger am gemeinen Wesen und am Ruhm des Vaterlandes. Es entstanden Staats- und geheime Räthe; das Volk hatte keine Stellvertreter, sondern Regenten, die oft zugleich Gesetzgeber und Richter waren. Zuletzt war nichts mehr öffentlich, nichts mehr allen gemein. Da schrumpfte der Gemeinsinn in engbrüstige Selbstsucht, die Vaterlandsliebe in Stadt- und Dorfliebe zusammen, weil wenigstens in der Stadt oder dem Dorf ein Gemeingut der Ortsbürger lag, worüber in den Gemeindsversammlungen geredet werden konnte. Dies brachte dem Schweizer wohl das größte von allen Verderben, was sie in spätern Zeiten erfahren mußten. — Das Beste, was die nordamerikanischen, vereinigten Staaten von ihrem Mutterland geerbt haben, ist ohne Zweifel ihr Sinn für Oeffentlichkeit. Außer England kann sich kein Land solcher Preßfreiheit rühmen als Nordamerika. Dadurch wird dieser aufblühende Bundesstaat der neuen Welt frei und stark bleiben.

Der achtundsiebenzigjährige König ist, außer für seine Familie und den Arzt, für niemand mehr sichtbar. An Staatsgeschäften konnte er längst keinen Theil mehr nehmen. Die Engländer lieben ihn darum nicht minder mit rührender Zärtlichkeit. Ein König von England ist eigentlich der bloße Darsteller von der Selbstherrlichkeit des britischen Volks. Und eben, weil er das Höchste darstellt, kann kein Höherer über ihm sein. Seine Person muß so unverletzbar sein, wie das Gesammtleben der Nation. Weil kein Richter über ihm steht, darf er auch nie selbst handeln. Seine von ihm gewählten Staatsdiener und geheime Räthe führen die Staatsangelegenheiten

und sind verantwortlich. Daher ist es gleichviel, ob in England ein König oder eine Königin auf dem Thron sitzt. Er ist nur das Organ, durch welches die Minister reden, wie ehemals die Priester aus dem Mund der Bildsäule ihres Gottes Antworten und Befehle gaben.

Großbritanien, welches durch beinahe zahllose Wohlthätigkeitsanstalten auf die mannichfaltigste Weise Hülfe spendet, hat kaum ein menschliches Elend ohne Erleichterung, kaum Einen Mangel ohne Unterstützung gelassen. Und dennoch war der unglückliche Fremdling — den vielleicht Schiffbruch oder ein anderer Zufall auf das britische Gestade geworfen hatte, oder der, nachdem er Englands Handel und Gewerbe befördert hatte, arm, untauglich oder krank geworden war, — oft genöthigt, in Elend zu verderben. Kein Almosengesetz sprach für ihn. Er hatte in Stunden der Noth, oder am Rande des Grabes, nicht einmal Anspruch auf die Milde seines Pfarrsprengels.

Es war dem neunzehnten Jahrhundert aufbehalten solchem Elende in diesem Lande abzuhelfen. Und wohl mag es unter die glücklichsten und ehrenvollsten Begebenheiten für die Menschheit gerechnet werden, daß eine Gesellschaft gestiftet wurde, welche den Unglücklichen jedes Landes in den Kreis ihrer Wohlthätigkeit aufnimmt. Diese in ihrer Art neue und vortreffliche Stiftung ist in Deutschland bisher noch ganz unbekannt gewesen. Daher verdient sie allerdings, als ein Fortschritt der Menschheit zur Menschlichkeit, ausgezeichnet zu sein. Bei den alten Römern hieß Hostis Fremder und Feind. Leider hat sich diese Verbindung von Begriffen noch bei manchem Volk erhalten, welches auf Gesittung und höhere Bildung Anspruch machen mögte. Um so rühmlicher ist, daß unter dem stolzesten und auf seine Eigenthümlichkeit beharrlichsten Volke eine Gesellschaft zusammengetreten ist, bedrängte Ausländer zu berathen, zu beschützen, zu unterstützen.

Die Anstalt nahm ihren Ursprung in einer kleinen Gesellschaft fremder protestantischer Geistlichen, von welchen die Bemerkung gemacht wurde, daß sie oft den Bitten hülfsbedürftiger Fremden ausgesetzt wären, ob es gleich selten in ihrer Macht stände, kräftig zu helfen. Unter diesen Geistlichen befanden sich auch einige Deutsche, nämlich der würdige Pfarrer C. F. A. Steinkopf, der Doktor Schwabe u. a. m. Da nun in Anregung gebracht worden war, ob nicht möglich sei, eine Hülfsgesellschaft für verlassene Fremdlinge zu bilden, zeichneten sie den Umriß eines solchen Vorschlags dazu auf, und ließen denselben bei ihren Freunden herumgehen. Er fand ziemlichen Beifall, und eine achtungswürdige Versammlung von Personen, welche diesem Plane hold war, trat zum erstenmal in der „London-tavern" den 3. Juni 1806 zusammen.

Hier wurde anerkannt, daß nicht nur Geistliche sehr oft von nothleidenden, glaubensgenössischen Fremdlingen, sondern auch Kaufleute, durch Menschenfreundlichkeit bekannt, um Hülfe angesprochen werden; daß ferner beiden ihr Berufsgeschäft erschwert, die Aechtheit der Zeugnisse oder die Begründung der gestellten Bitten zu untersuchen.

Es wurde daher einstimmig angenommen, daß eine Hülfsanstalt für solche Fälle, schon lange ein Bedürfniß der Hauptstadt gewesen sei, und beschlossen eine Gesellschaft zu bilden unter dem

dem Namen: Freunde verlassener Fremdlinge (the Society of friends of foreigners in distress.) Nachdem der Entwurf dazu durch einen Ausschuß zur Reife gebracht worden war, wurde endlich die Verfassung der Gesellschaft, in einer allgemeinen Versammlung den 2. April 1807 angenommen.

Gegenstände der Anstalt sind: armen Fremden Unterstützung angedeihen zu lassen, ohne Unterschied ihres Vaterlands oder Glaubensbekenntnisses; vorzüglich aber solchen beizustehen, welche Anspruch auf die Hülfe ihres Pfarrsprengels haben würden; oder solchen, welche in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen, die Mittel dazu darzubieten.

Aus den Anordnungen sieht man, daß zum Behuf der Hülfleistung ein Ausschuß von Geschäftsbesorgern ernannt ist, welche wöchentlich einmal Sitzung halten und Unterstützungsgesuche sorgfältig prüfen, indem sie diejenigen Unglücklichen ausmitteln, welche wirklich Hülfe verdienen, andere aber abhalten, dem Lande zur Schande ihres eignen, zur Last zu fallen.

Da unter den Mitgliedern mehrere von verschiedenen Gewerben und Glieder anderer mitleidiger Gesellschaften sind, so wird neben der Geldunterstützung, auch den Verlassenen oft ärztlicher und rechtlicher Beistand geleistet, wo sie dessen bedürftig sind.

Bei so guten Absichten nicht auch von schlechten Menschen hintergangen werden zu können, dies in einer so weitläufigen Stadt, wie London, gänzlich zu vermeiden, ist bei aller Vorsicht unmöglich. Da jedoch die Gesellschaft in ihrer Mitte Männer hat, welche entweder einheimisch oder in mannichfaltiger Verbindung mit vielen Theilen der Welt stehen, oder in Briefwechsel mit dem Festlande; so erschweren diese Mittel, Nachrichten einzuziehn, wenigstens sehr, daß ein Betrug je unentdeckt bleiben sollte.

In einer Hauptstadt, wie London, welche nicht allein der Mittelpunkt des Handels, sondern auch der Sitz von Künsten und Wissenschaften ist, wird sich immer eine große Anzahl von Fremden befinden, denen es mit ihren Unternehmungen nicht glückt. Und obgleich viele dieser Fremden von zweifelhafter und verdächtiger Denkart sind, so erscheinen doch auch viele unter ihnen, als bescheidene, ehrliche und arbeitsame Leute von ausgezeichnetem Werth, welche unverschuldet in Bedrängnisse gerathen. Daß solche Beistand erhalten müssen, wird selbst gemeine Menschlichkeit bekennen. Unter den Kindern des Elends, haben bestimmt keine einen dringendern Anspruch auf Berücksichtigung, als solche, die hingeworfen in ein fremdes Land, durch Unkunde der Sprache und Landessitten aller Mittel beraubt sind, ihren Unterhalt zu gewinnen; oder die von der Noth in die Klauen hinterlistigen Eigennutzes geführt werden, und welche, wenn sie versunken in Armuth oder von Krankheit daniedergeworfen sind, den Trost vermissen, welchen allein das Mitgefühl liebevoller Verwandte und langgekannter Freunde gewähren kann.

Die Vorsteher dieser neuen Anstalt erkennen mit Dankbarkeit die großen und wohlwollenden Beiträge, welche die Gesellschaft bis jetzt erhalten hat, und durch welche sie in den Stand gesetzt ist, bereits gegen zweitausend Personen, ohne deren Weiber und Kinder mitzurechnen, habe unterstützen können. Kleine wöchentliche Unterhaltsgelder hat man mehr denn vierzig Familien

gegeben, von denen einige unter der Bürde der Jahre seufzen, alle aber ihr Leben der Verbesserung der Gewerbe und Handelschaft Englands widmeten, ohne dadurch Anspruch auf rechtmäßige Unterstützung ihres Pfarrsprengels erhalten zu haben, und welche jetzt durch Alter und Krankheit durchaus außer Stand gesetzt sind, ihren Unterhalt zu verdienen oder in ihr Vaterland zurückzukehren.

Es ist eine angenehme Beruhigung, daß in den vielen Unterstützungsgesuchen sehr wenige Beispiele von einem Bestreben vorkommen, diese Anstalt zu hintergehen, durch falsche und erdichtete Erzählungen. Auch wurden diese durch den Ausschuß, die Mittel, die ihm zur Prüfung und Nachrichteneinziehung zu Gebote stehen, sogleich entdeckt und gerügt.

Um der Anstalt vermittelst eines bleibenden Grundvermögens Festigkeit zu geben, ist die weise Maasregel ergriffen worden, ein Drittel von allen Schenkungen von und über 10 Guineen in den öffentlichen Fonds anzulegen, insofern der Schenker nichts anders darüber angeordnet hat. Nur das Uebrige nebst den jährlichen Unterschriftsbeiträgen und den gelegenheitlichen Sammlungen wird zum täglichen Bedarf der Gesellschaft verwendet.

Zu ihren hohen Gönnern (Protectors) zählte diese menschenfreundliche Verbindung im Anfang vorigen Jahres den Kaiser von Rußland und den König von Preußen; durch beide hatte sie ansehnliche Geschenke bekommen. Ihr Schutzherr (Patron) war der Herzog von Glocester; ihr Vorsteher der Graf von Radeor. Unter den zahlreichen Mitgliedern, die durch Unterschriften und Beiträge die Anstalt unterstützten, bemerkt man einige Russen, Dänen, Schweden u. s. w., besonders aber viele Deutsche und Schweizer. Der Britten freilich sind weit aus die meisten.

Im J. 1815 ließ die Gesellschaft ihre Geschichte und Verfassung durch den Druck bekannt machen. Als Anhang gab sie dazu einige ausgewählte Beispiele von Personen, denen sie half und wie sie half. Unter denselben befanden sich Leute aus allerlei Ländern und Welttheilen: Otaheiter, Sachsen, Hanoveraner, Franzosen, Holländer, Schweden, Finländer, Neapolitaner, Preußen, Spanier, Böhmen, Niederländer, Leute von Madera, von der Insel Frankreich u. s. w.

Berlin und der preußische Staat.

Zweiter Brief.

Hang zur Frömmelei. — Albion der Modegötze. — Neanders Erfindungen. — Droschken. — Konscriptionswesen. — Verhältniß des Adels und Bürgers beim preußischen Heer. — Der preußische Offizier.

Der Geist muß herrschen, nicht die Form. Deshalb ist England unter seiner so mangelhaften Verfassung dennoch glücklich, weil der Geist, der unbefangene Geist herrscht. Dort kann der Weise mit Tacitus ausrufen: glückliches Land! wo die Wahrheit gesagt und gehört wird.

Man nehme doch dagegen unsere Deutschthümler? Welche Einseitigkeit! Herrschten sie, ich wollte keinem in ganz Deutschland rathen, Bedenklichkeiten über eine christliche Legende, Kritik gegen einen von Hans Sachsens Verse vorzubringen, und endlich in den Deutschen einen sehr kleinen Theil der Menschheit zu sehen. Protestantismus und Katholizismus zu verquicken, Sitten und Sprache des Mittelalters für die jetzige Zeit umzumodeln, das ist das einzige Bestreben der preußischen Deutschler und hierbei beabsichtigen sie blos den Einwand zu umgehen: daß Deutschland in Denkart und Sitte kein Ganzes bilde, oder dereinst bilden dürfte. Daher die Entstehung eines Geistes vorzüglich in Preußen, der hauptsächlich darauf ausgeht, das Preußische zu verdrängen und das Deutsche — warum sag' ich das Deutsche — nein! das in der ihrer Idee geschaffene Deutsche — in Preußen geltend zu machen. Es ist dies ein Amalgama von Deutschheit des Mittelalters, Republikanismus, Katholizismus u. s. w. Dinge, die nie in preußischer Denkart vorwalteten.

Preußen wird auf dem deutschen Bundestage, auf welchem nicht Stellvertreter der in Gauen vertheilten Völkerschaften, sondern der Fürsten und ihrer Verhältnisse zum Ganzen stehen, das Vorbild der übrigen Staaten abgeben. Es wird sich diesen Lorbeer für seinen Ruhm nicht entwinden lassen. Es wird gewiß dort laut das Wort führen: für Gewissensfreiheit und Preßfreiheit, die Aegide alles vernünftigen Wissens und Handelns. Es wird nichts seinem Interesse als preußischer Staat vergeben, und um die ihm Angehörigen, die übrigen deutschen Staaten, die allgemeine Verbindung aller Staaten aus den Augen verlieren. Es wird den drei größten Tugenden des gesellschaftlichen Vereins genügen. Es wird als treuer Hausvater, biederer Familienfreund und rechtlicher Mensch ohnfehlbar aus dem Kreise der Berathungen scheiden, die jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa gefesselt halten.

Erwartet man etwas anders, so glauben wir, daß man auf irrigem Wege in Hinsicht der Denkart des preußischen Kabinets ist; oder man beurtheilt es nach den beschränkten Einsichten derjenigen, die aus den Erscheinungen der Zeit eine Norm für die Ideen der Vernunft begründen wollen.

Es ist wohl nichts natürlicher, als daß in einer von unerwarteten Begebenheiten reichen Zeit, die gleichsam alle Einsicht und Vorsicht des menschlichen Geistes über den Haufen wirft, etwas anders erwartet wird, das geschehen dürfte, als gewesen ist. Der Geist irrt umher, er hascht nach einem Wink über den Ausgang solcher unerwarteten großen Begebenheiten, hängt sich an Prophezeiungen, Constellations-Orakel und dergleichen Dinge.

Dieser Geistesrichtung haben wir es zu verdanken, daß ein Wesen, wie der Maisbacher Bauer, Adam Müller, zur Berühmtheit kommt, daß man seine Prophezeiungen der allgemeinen Mittheilung werth hält. Hier in Berlin, wo der neue Prophet angekommen, ist nun jene rechtmäßige Ausgabe mit kleinen Verkürzungen nachgedruckt, und die Ohren gellen seit mehreren Tagen den Vorübergehenden von dem Ausrufe der Herumträger: Geschichte der Erscheinungen und Prophezeiungen des Adam Müller!! — Ueber solchen Nach-

druck sollte man schreien! Diesen sollte man zu verhindern und zu unterdrücken suchen! Denn was kann es wohl für Folgen haben, wenn man das Volk gleichsam bestärkt, an solchen Prophezeiungen seinen Glauben zu üben?

Indeß die Stimmung des Volks und des Großtheils des Publikums zeigt sich, wie es schon vorhin geschildert worden, es zeigt sich ganz des verständigen Berlins und Friedrich des Großen, den es fortdauernd als seinen Schutzheiligen verehrt, würdig. Man spricht von des Maisbacher Bauers Gegenwart; man erzählt sich, daß er dem Könige seine Offenbarungen mitzutheilen beabsichtige, und lächelt über diejenigen, die schwach genug sind, dem Maisbacher Landmann nur die entfernteste Aufmerksamkeit zu widmen. Das Lobenswürdigste an diesem Adam Müller ist, daß er ein Seitenstück oder neuen Gegensatz für seinen Namensvetter, Adam Müller, den bekannten historischen Publizisten abgibt. Ein witziger Kopf sagt irgendwo: die Geschichte wäre ein umgekehrter Prophet. Nun! wenn man ein Muster in dieser Manier, die Geschichte zu behandeln, haben will, so lese man nur fleißig Adam Müllers historisch politische Schriften. Er wird euch aus der Geschichte Dinge prophezeien, die der gewöhnliche Historiker, als zu kurzsichtig, nicht daraus herleiten kann. Der Maisbacher Adam Müller ist also ein nothwendiges Glied in den Erscheinungen der Zeit, denn er ist die gegenseitige Pol des Publizisten Adam Müller, und das ist doch nach der Lehre der neuesten Identitäts-Philosophie das erste Erforderniß einer wirklichen und wahren Erscheinung.

Entgehen wird es ferner dem Beobachter nicht, daß in dem Zeitpunkt, wo solche widrige Begebenheiten das Gemüth erschüttern, wie z. B. der preußische Staat im letzten Jahrzehend erlebt, die Menschen mehrentheils, um ihren Folgen vorzubeugen, die Mittel mehr im Gemüth als in der Außenwelt suchen, daher der jetzige Hang zur Frömmelei und zum Mönchsthum und die jetzige Sucht, sich in Orden, Vereine zum Wohlwollen und Wohlthun zu bilden. In Berlin fehlt es daher nicht an dieser Geistesrichtung. Vorzüglich ist unter den hohen Ständen eine gewisse frömmelnde Stimmung Mode geworden, die ganz den Zeitgeist karakterisirt, welcher aus den Begebenheiten der Zeit hervorgehen muß. Man giebt sich das Ansehen, besser zu werden oder zu sein; man setzt sich an die Spitze von Bürgerrettungsanstalten, Wohlthätigkeitsvereinen, milden Stiftungen u. s. w. Man sucht in dieser Art Treibens ein großes Verdienst, die doch zu weiter nichts führt, als ein Volk zu entnerven. Vorzüglich führen hier die Weiber den Vorsitz, die ihr Verdienst, durch den Prunk mit dem sie ihren Karakter ausstatten, hinlänglich belohnt finden. Tröstlich ist es für den Beobachter, daß die untern Stände und der Kern des Volks noch nicht von dieser Sucht in solchem Grade ergriffen sind.

Ein Volk läuft doch in der That Gefahr, sehr herunter zu kommen — das lehrt die Geschichte — wenn es kein anderes Mittel, Wohlstand zu verbreiten hat, als eine Bettelmönchstugend. — Wir Deutsche, wir reden immer von Verbannung der Ausländerei, und hierin huldigen wir ihr doch in vollem Maaße. Denn woher ist dieser zur Schöpfung von Vereinen,

Verbindungen und allgemein wohlwollenden Zwecken beschäftigte Geist anders entlehnt, als von den Engländern? Nirgend als hier findet man den Drang, es den Engländern nachzuthun. Allein wir vergessen, daß wir keine Privatnabobs wie die Engländer haben, und daher durch dieses Zusammentreten nur sehr schwach der Zweck erfüllt wird, den solche Anstalten haben. Es bleibt uns daher nichts als der Geist der Frömmelei und Bettler, der den Nationalgeist mehr entnervt, als ihm aufhilft.

Wir vergessen ferner, daß unser Wohlstand sich nicht, wie der der Engländer, auf den Verkehr mit dem Ausland, sondern einzig und allein auf unsere eigene Kultur und Industrie gründet. Wenn England Bettler hat, so muß sie ganz Europa nähren. Wenn wir aber Bettler haben, so zehren sie mit uns und machen auch uns zu Bettlern. Fast täglich sind unsere Zeitungen und Tageblätter angefüllt mit Nachrichten von Summen aller Gattungen, die bei den mannigfaltigen Vereinen zur Unterstützung der Bedürftigen eingehen, und mit Danksagungen an genannte und ungenannte Geber. Sieht man denn nicht ein, daß dies der Weg ist, der Bettelei und Trägheit Thür und Thor zu öffnen? Als einen Pendant zu diesem wohlthätigen Vereinwesen kann man die in Berlin entstandene Bibelgesellschaft betrachten. — Wiederum ein Bastard der englischen Politik, die sehr gut ihren Vortheil zu verfolgen weiß, zu welchem wir unser Scherflein beigetragen haben.

Die Bibel wäre also als das Buch anzusehen, das die Menschen in Denk- und Gemüthsart einander näher bringen soll. Ist sie es denn aber nicht, die sie am ersten entzweite? — Freilich könnte die Bibel den einen und einigen Geist der Menschheit in den Menschen und Völkern aufregen helfen, wenn jeder nicht seinen Geist in sie hinüberträge. — Gebt nur die Bibel den Wilden und Heiden in die Hände. Die Engländer werden für immer darin ein Mittel finden, das divide et impera bei jenen zu realisiren. Wir sorgen mit ihnen für eine gute Zukunft, die ihnen erklecklich und ersprießlich sein wird.

Ueberhaupt scheint es aber, daß mehrere Stimmgeber der preußischen Regierung eine unverrückbare Anhänglichkeit und Vorliebe für Englands Kultus und Regierung auch vorsätzlich zu verbreiten suchen, vielleicht um darin ein Gegengift gegen die Gallomanie, zu welcher in den Zeiten der Allgewalt des französischen Regierungssystems — nicht der Franzosen — ganz Deutschland hinzwängte, zu handhaben; oder die Preußen von der Form der französischen Regierungsweise, welche schon ziemlich bei ihnen Fuß gefaßt, zu entwöhnen. Zwei geachtete preußische Staatsdiener, Naumer und Vinke, haben daher die englische Verfassung sowohl, als das englische Regieren, uns gleichsam als Muster aufzustellen versucht, und trotz des Schreiens über die alle Staaten überschwemmende Flut von englischen Industrieprodukten, wird das Prohibitionssystem mit großer Schonung gegen England auch in Preußen in Anwendung gebracht.

Vielen unsern Staatskünstlern geht es, wie vielen Dichtern, die einen großen Gegenstand erfassen, ihn aber nicht kunstgerecht zu Tage fördern können. Die Engländer wollen sie uns

zum Muster geben. Was oder worin haben sie es uns den Engländern nachthun lassen können? So haben sich z. B. während der Kontinentalsperre mehrere Garnspinnereien im preußischen Staat erhalten können. Jetzt aber, wo den Engländern alle Häfen wieder offen stehen, sind jene Anstalten wieder nach und nach eingegangen und Hunderttausende sind an Spinnmaschienen verwendet worden, die jetzt in Staub und Rost vermodern.

Es achten gewiß wenige in so hohem Grade die wahre Größe der Engländer, als wir. Wir haben ihre Tugenden in den Zeiten, wo Alles gegen sie losstürmt und losstürmen mußte, wo es gleichsam verpönt war, für sie das Wort zu führen, in unserm litterarischen Wirkungskreise in Schutz genommen. Aber wir wollen auch jetzt, wo sie mit uns den Ruhm theilen, den Despotismus der gallischen Herrschaft gestürzt zu haben, ihre Tugenden nicht überschätzen, oder sie zum alleinigen Muster nehmen.

Wenn ein großer Theil des Kaufmannsstandes in Berlin eine Vorliebe für die Engländer hegt, so ist dies ihm nicht zu verübeln. In dem Zeitpunkt, wo die Kontinentalsperre mit voller Kraft erhalten ward, bot Englands Industrie ihnen hülfreiche Hand zu großen Spekulationen im Einschwärzen und Umgehen der Douanenlinie der Franzosen. Sehr viele der hier emporgekommenen Kaufleute haben dieser Geschichte, die sie auf eigene Gefahr oder in Gemeinschaft mit Engländern betrieben, ihren bedeutenden Vermögenszustand zu danken.

Natürlich muß es sie veranlassen, zu dem Erfindungsgeist der Engländer nicht allein mehr Zutrauen zu haben, sondern ihm auch manches Opfer zu bringen. So hat z. B. ein Berliner bedeutendes Handlungshaus von jener Kathegorie, einem Engländer, Namens Humphreys, ein bedeutendes Kapital hergegeben, um ein Dampfbot zu bauen. Die Maschine steht schon fertig, allein Sachkenner zweifeln, ob der Unternehmer seine Rechnung dabei finden dürfte.

Der Erfindungsgeist der Preussen hat sich bei weitem nicht solcher Aufnahme zu erfreuen. So findet z. B. Neanders Erfindung: Aus frischem Holze Wagenfelgen zu biegen, die gewiß die Aufmerksamkeit der Regierung und der Privaten im höchsten Grade verdient, hier bei uns gar keine Unterstützung. Es erbietet sich kein Kapitalist, ihn dabei, wie den Engländer, zu unterstützen, und die Regierung, bei der er einen mäßigen Vorschuß für sein Unternehmen nachgesucht, hat ihm solchen unter so lästigen Bedingungen verwilligt, daß er ihn gar nicht annehmen konnte.

Vor kurzem hat er sich daher bewogen gefunden, diese seine Erfindung mit einigen andern in einem Heft in Folio unter dem Titel: Erfindungen und Ideen von C. Neander, erstes Heft, nicht für den Buchhandel, sondern in der Absicht abdrucken lassen, um den verschiedenen in Berlin residirenden Gesandten der bedeutendsten Höfe seine Ideen mitzutheilen, und vielleicht für seine Erfindung im Auslande eine größere Empfänglichkeit aufzuregen.

Einestheils hat Neander auch schon diesen Zweck erreicht. Die schwedische Regierung

hat an ihn bereits den Ruf erlassen, auf ihre Kosten nach Schweden zu kommen und allda für seine Erfindung eine Anstalt einzurichten.

Uebrigens ist Neander hier für einen erfindungsreichen Kopf geachtet, und ob er gleich mit vielen seiner Vorschläge gescheitert, so hat Berlin ihm doch so manche schöne und gute Einrichtung zu verdanken, die sein Andenken erhalten sollte. Sein Verdienst um die Häuserbenummerung, die gute Organisation des Beleuchtungswesens, die Errichtung des Friedrich Wilhelms- und Louisen-Stifts, wird ihm gewiß keiner streitig machen können.

Jetzt glaubt Neander sein künftiges Fortkommen zunächst durch seine Erfindung: aus frischem Holz Wagenfelgen zu biegen, zu sichern. Vor einiger Zeit hat er daher zu Lychen, einer kleinen Stadt in der Ukermark, welche an einem schiffbaren See liegt, eine Fabrik zum Holzbiegen angelegt, wo er seine Erfindung aber nur mit einem seiner Kräfte angemessenen Eifer zu betreiben vermag.

Günstigere Aufnahme fand aber in Berlin die Einführung des Droschken Fuhrwesens, eines einspännigen Fuhrwerks, das in Petersburg und Moskau zur Bequemlichkeit der Einwohner, um für einige Kopeken von einem Ende der Stadt bis zum andern fortgebracht zu werden, eingeführt ist, und das hier durch ein dem Unternehmer auf sechs Jahre verliehenes Monopol so nachdrücklich eingerichtet werden konnte, daß in kurzem an die siebenzig Droschken in völligen Gang kamen. Das Unternehmen oder die Einrichtung dieses Droschkenfuhrwesens erforderte nicht allein ein bedeutendes Land, sondern die Einnahme mußte auch beträchtlich sein, um die tägliche Ausgabe zu bestreiten.

Diese Einrichtung war für das weitläuftige Berlin erwünscht, und man sah die Droschken in ununterbrochener Bewegung. Bei diesem Anblick überschätzte man die Einnahme des Unternehmers, und dies erregte ihm Neid und Nebenbuhler. Denn in kurzem fanden sich mehrere Fuhrleute, wie es deren zu Hunderten in Berlin giebt, die mit Droschken ihre Knechte in den Straßen ausstellten, um Fußgänger aufzunehmen.

Der Unternehmer des patentirten Droschkenwesens sah natürlich in diesem Eingriff seiner Rechte den Untergang seiner Anstalt, und den Verlust seiner darauf verwandten Kapitalien vor Augen. Er wendete sich daher an die Behörde, ihn in seinen Rechten zu schützen, wobei er sich auf sein Monopol berief.

Bei genauer Erwägung seiner Beschwerde fand sich, daß ihm zwar ein Monopol auf sechs Jahre verliehen war, Droschken zur Aufnahme von Passagiers auf bestimmte Plätze aufzustellen, allein keinesweges das Recht, daß er überhaupt jeden andern Eigenthümer von Droschken das Aufnehmen der Fußgänger verbieten lassen könne, wenn dies außer dem Bezirk der ihm zugesicherten Plätze geschähe. Er ward daher von der Behörde abgewiesen. Indeß der patentirte Droschkenunternehmer beruhigte sich bei diesem Bescheide nicht, sondern wandte sich an den Regenten

selbst, und es ist keineswegs im Geist der englischen Gesetzgebung, der Buchstabe sondern der Sinn des Patents für gültig erachtet worden, wodurch dem Unternehmer das Monopol für das Droschkenfuhrwesen durch den Befehl gesichert ward, daß den Privatdroschken das Aufnehmen von Fußgängern durchaus untersagt ist.

Solche Vorfälle, sollten wir glauben, geben dem Beobachter wohl bedeutende Winke zu der Behauptung, daß das preußische Volk noch bei weitem nicht zu dem reif ist, was man eine freie Verfassung nennt. Es bedarf noch immer eines allgemeinen Willen, der seine umherirrenden Wellen zu einem bestimmten Zweck zu leiten, Nachdruck genug besitzt, und das ist der Regent. Welche Unbestimmtheit, welches Wanken bemerkt man nicht in den Systemen der preußischen Staatsverwalter! Bald wollen sie bestimmt abgeschlossene Axiomate, um die Handlungen des Bürgers zu leiten, bald suchen sie Maximen einzuschieben, wonach der allgemeine Wille gleich dem der Kinder behandelt wird, dem oft eine gewisse Nachsicht zugestanden ist.

Hat man denn noch nicht Erfahrungen genug gemacht, daß es leichter ist, Gesetze zu geben, als sie befolgen zu lassen, oder in Anwendung zu bringen? Folgende Thatsache dürfte einen Beweis zu dieser Aufgabe darbieten.

Mit Begeisterung nahm Preußen die neue Organisation zu Dienstpflichtigkeit bei der Armee auf: das Konscriptionssystem, nach welchem jeder Staatsbürger verpflichtet ist, eine bestimmte Zahl von Jahren in Reih und Glied zu treten, wird in Preußen dem bisher geltend gewesenen Kantonsystem, nach welchem die Hauptstädter vom Militärdienst befreit waren, vorgezogen.

Vor kurzem sollte nun der Anfang mit der Ausführung gemacht werden. Von allen Seiten wurden die Dienstfähigen nach dem Loose oder dem Alter zum Eintreten in Reih und Glied aufgefordert. Die vordem Kantonpflichtigen kamen natürlich ohne Anstand auf den Ruf des Kriegsdepartements. Allein die Berliner, welche das Kantonwesen vormals vom Soldatendienst ausschloß, wollten sich dem Aufrufe dazu, indem das Konscriptionssystem sie nicht davon befreite, keineswegs fügen. „Wir haben, sprachen die Stadtverordneten im Namen der Bürgerschaft: dem Konscriptionssystem nur während des Kriegs Gültigkeit eingeräumt. Jetzt lebt das Vaterland im Frieden, und wir können keineswegs das Vorrecht, nach welchem unsere Kinder vom Soldatendienst frei sind, aufgeben.“

„Sind das die Berliner, rufen jetzt die Konstitutionellen: die im preußischen Geist zu leben glauben? die es an sich selbst erfahren, daß National-Thatkraft der einzige Hebel der Erhaltung für ein Volk ist? die so große Opfer gebracht, diesen Geist in seiner Glorie zur Zeit der Noth auflodern zu lassen? — Und eben diese Berliner verweigern es jetzt, sich in eine Einrichtung zu fügen, die einzig und allein diesen Geist fortdauernd erhalten kann? — Guter Gott! Wo lebt hier der Gemeingeist?“

Er lebt hier, kann man ihnen bestimmt erwiedern, wie er immer in Preußen gelebt. Es ist der Wille des Monarchen, der einzig und allein der Leitstern des Volks ist, und er wird die

Streitfrage entscheiden. Wer übrigens genau den Berliner zu beobachten Gelegenheit hat, dem wird es nicht entgehen, daß er eine abschreckende Ansicht nicht vom Kriegsdienst, sondern vom Soldatenstand hat. Bei dem größten Theil derselben lebt noch immer das Bild des Soldaten, wie es vor dem Jahre 1806 in Preußen Statt fand. Damals war der Adel im Besitze der Offizierstellen und der Stock der große Hebel der Subordination. Der Berliner dachte sich vorzüglich als freier Bürger, weil er keinem Junker und dessen Stock zu gehorchen je in Versuchung kommen konnte, und dieser Gedanke beseelt ihn trotz der Umwandlung, die mit dem Heere und dessen Geist vorgegangen, und man kann daher nicht erwarten, daß die Berliner sich freiwillig entschließen dürften, ihre Söhne zum Soldatendienst herzugeben.

Mag man dem Berliner vorstellen, daß der jetzt beim Militär herrschende Geist ganz dem vormals bestandenen entgegengesetzt ist, so findet er doch viel Bedenklichkeiten, der Meinung zu sein, weil er in dem Militär keineswegs eine glänzende Laufbahn für sich eröffnet findet. Denn möge auch jetzt in der preußischen Armee eine nahmhafte Anzahl Offizierstellen von Bürgerlichen besetzt sein, so steht ihre Zahl keineswegs im Verhältniß zu den vom Adel besetzten Militärstellen. Der Bürger glaubt daher immer in der Armee sich nicht in dem Grade, wie im gewöhnlichen Leben, geltend machen zu können.

Aber unbefangen gesprochen, steht hier der Bürger auf einem irrigen Standpunkt. Trotz der großen Revolution, die in dem Prinzip der preußischen Heeresmacht seit 1806 vorgegangen, wodurch dem bürgerlichen Verdienst die Offizierstellen von höherem Grade offen stehen, hat doch nur ein geringer Theil von bürgerlichen Individuen sich dem Militärdienst gewidmet. — Die meisten Bürgerlichen hatten ihren Beruf oder ihr Gewerbe in der Zeit, als der große Aufruf zur Vertheidigung des väterlichen Bodens ergieng, verlassen, blos um dem allgemeinen Feind zu widerstehen. Kaum hatten sie diesen Zweck erreicht, so traten sie wieder in ihre vorigen Verhältnisse zurück. So verfuhr aber nicht der Adel.

Er, dessen Bildung selten auf Betreibung eines Gewerbes oder Uebung einer Kunst oder Wissenschaft berechnet ward, sondern größtentheils als Militär seinen Beruf zu erfüllen sich bestimmt hielt, fand daher keine Veranlassung, nach Besiegung des allgemeinen Feindes, seine Laufbahn zu verlassen, sondern er blieb auf der Stufe stehen, auf welche er anfänglich hingestellt war. Natürlich mußte daher der Adel den größten Theil der höhern Stellen beim Militär einnehmen. Es ist nicht der Adelstand, der dies bewirkte, sondern das bestehende Verhältniß der Stände untereinander.

Obgleich ein freier humaner Geist in dem Verhältniß der Oberen und Unteren beim preußischen Heer eingetreten, so ist doch noch immer der esprit de corps bei den Offizieren herrschend geblieben, wie er vor 1806 bestand. Es drängt sich in ihrem Benehmen noch immer der kecke selbstgenügsame und anspruchvolle Ton, der vormals dem preußischen Offizier

zum Vorwurf gemacht ward, in ihrem Benehmen hervor, und der auch wohl schwerlich zu bezähmen sein durfte.

Bei der wieder eingekehrten Ordnung der Dinge, wo man des Glaubens war, daß der Offizier von einem andern Geist in seinem Betragen beseelt sein würde, hatte man bald Gelegenheit seinen Irrthum zu erkennen. Der vormalige Esprit de Corps zeigte sich in kurzem wieder bei den Offizieren, und gab zu mancherlei Spannungen und Händeln zwischen ihnen und den Bürgern Veranlassung. Die Folge davon war, daß von höherem Orte den Offizieren die Weisung gegeben ward, zur Vermeidung solcher dem Monarchen mißfälligen Vorfälle, sie sollten diejenigen Orte zu vermeiden suchen, wo der Bürgerstand nach seiner Sitte und Weise sich behandelt wissen will. Man sieht daher auch z. B. im Parterre des Schauspiels und in Gastwirthschaften in der Stadt und vor den Thoren, wo der Zufluß des Bürgerstandes bedeutend ist, nicht sehr häufig mehr Offiziere erscheinen.

Im ganzen ist aber der Geist, der jetzt in den preußischen Offizieren verbreitet ist, bei weitem verfeinerter und mehr der Zeitstimmung für größeres Wissen zusprechend. Es werden alle militärischen Fächer mehr von ihrer theoretischen Seite beachtet; die Offiziere unterrichten sich durch Schriften und Studien über ihr Fach und die mit ihm in Verhältniß stehenden Zweige des Wissens. Kurz der Offizier ist jetzt in höherem Grade Soldat, als er es vormals war.

Wir wollen damit nicht mehr andeuten, als daß der Krieger jetzt nicht mehr einzig und allein auf seinen Degen und seine Uniform bramarbasirt, sondern es auch erforderlich hält nach wissenschaftlicher Norm seine Bravour zu behandeln und darauf nun seinen Dünkel stützt. Ein Dünkel der verzeiblicher ist, als der ehemalige.

Eben so rühmlich ist es an den preußischen Offizieren, daß nur einige von dem Wurm der Deutschheit angegriffen sind. Sie kennen ihren Beruf, auf den Wink des Monarchen sich dahin zu bewegen, wo die Staatsverhältnisse ihre Gegenwart fodern. Gäbe es auch derer, die sich berufen fühlten, ihrer Bestimmung eine andere Wendung aufdringen zu wollen, so dürften sie schwerlich ihre Stimme zu erheben wagen.

Berlin im Januar 1817.

D — r

Mannigfaltiges.

Aus Afrika.

Alterthümer auf der nordafrikanischen Küste. — Natur dieses weiten Landstrichs. — Die Berrebern und Mauren, ihre Lebens- und Denkart. — Schilderung der Arabern, ihre Gestalt, ihre Gemuthsart und Beschäftigung. — Das Loos der Juden auf den nordafrikanischen Küsten.

Dem Vergnügen, welches gelehrten Reisenden der Besuch von Griechenlands und Roms klassischen Boden gewährt, mischen sich peinliche Erinnerungen bei, an ihre vormaligen

Verhältnisse, und ein nicht minder peinliches Gefühl der Verschiedenheit ihrer gegenwärtigen Bewohner. Immerhin sind Athen und Rom, zertrümmert zwar und tief gesunken, noch vorhanden und sie haben auch ihre Namen behalten; jene ehrwürdigen Denkmale der Kunst und der Wissenschaft, welche der Zerstörung entgangen sind, bleiben ewige Zeugen ihres Ruhmes. Anders war Karthago's Schicksal. Diese an Alter, Reichthum und Zahl ihrer Einwohner, die erstern übertreffende Stadt, ist verschwunden, ohne daß eine Spur von ihr übrig blieb. Nicht genug, daß weder Denkmale und Trümmer vorhanden sind, um ihre vormalige Größe zu verkünden, ihre Sprache selbst und ihre Geschichte sind vernichtet. Der Römer schreckliche Verwünschung ist an der zerstörten Stadt in Erfüllung gegangen. Vergeblich sucht der Reisende, in den Umgebungen von Tunis Ueberreste jener dreifachen Mauer, jener hohen Thürme, jener ungeheuren Kasernen und Stallungen, die eine große Armee, dreihundert Elephanten und viertausend Pferde beherbergten. Vergeblich forscht er nach dem weiten Umkreis und den schützenden Räumen jenes Hafens, aus dem einst zweitausend Kriegs- und dreitausend Transportschiffe, Amilcar'n und sein Heer bis unter Syracusa's Mauern führten. Einige Cisternen und Kloake sind die einzigen Ueberreste, die noch an der Stelle gefunden werden, wo vormals die Stadt der siebenmalhunderttausend Einwohner stand. Der Handel, durch welchen Karthago einst die höchste Stufe von Ruhm und Reichthum errungen hatte, ist auf der gleichen Stelle zum Räuberhandwerke geworden. Jener Republikanerstolz, dessen Widerstand den Tyrannen furchtbar war, hat sich durch lange Angewöhnung von Sklavensitten in tiefe Verworfenheit umgewandelt, und wenn noch irgend etwas von den Karthaginensern bei dem Volke übrig blieb, das jetzt auf dem Gebiete der vormaligen Stadt wohnt, so ist es jene Angewöhnung von Betrug und List, welche vormals die punische Treue zum Sprichworte gemacht hatten. Die Römer, die auf Karthago's Ruinen ihre Kolonien gründeten, wurden durch die Vandalen besiegt, diese durch die Griechen des östlichen Kaiserthums, und diese hinwieder durch die Araber, deren Kalifen gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts die Eroberung von Afrika machten. Der Geist der Jünger Mahomets wirkte, den Feuerströmen gleich, welche von Vulkanen herabfließen; er hat, was er in Afrika vorfand, zerstört und umgewälzt. Römer, Vandalen, Griechen und Gothen, ihre Sprachen, Gesetze, Religionen und Wissenschaften, alles ist verschwunden und die einzige Erinnerung, welche in jenem Welttheil übrig blieb, ist der Name Romi, den die Einwohner als Schimpfwort und für die Christen aller Nationen gebrauchen, Zeichen der Verachtung.

Von Tunis bis zur Meerenge von Gibraltar ist von den römischen Kolonien keine Spur mehr vorhanden; in Tripoli hingegen und von da der Küste entlang nach Lebida (der vormaligen Leptis Magna), finden sich prachtvolle Ueberreste von Wasserleitungen und Amphitheatern. Die Ebene von Lebida ist mit Säulenschäften, die aus einem einzigen Stück bestehen und bei vier Fuß Durchmesser haben, mit großen Bruchstücken von Architraven und Friesen, aus Granit, Marmor und Porphyr bedeckt. Man hat auch Trümmer von Bildsäulen gefunden, ohne daß jedoch wahrscheinlich wäre, daß kostbare Kunstsachen dieser Art hier zu finden sein möchten. Unsere Kenntnisse von dieser ganzen Küste, vom Kap Bon bis nach Alexandria und eine Strecke weit in's Innere, sind höchst mangelhaft. Selbst die Küstenlage und die Breite- und Längegrade der wichtigsten Vorgebirge, sind noch nicht genau gekannt.

Aus dem wenigen was wir vom Innern des Landes wissen, läßt sich abnehmen, daß seine allgemeinen Verhältnisse, sein Klima und seine Produkte, denen des mittäglichen Afrika ähnlich sind, doch mit der Zugabe einiger aus Egypten und Asien herkommender wichtiger und nützlicher Dinge, unter denen sich das Pferd, das Kameel, das Dromedar, die Datteln, Feigen und Oliven auszeichnen. Hornvieh und Schaafe mit breiten Schwänzen sind in Menge vorhanden; der Weizen und die Gerste liefern, auch ohne Dünger, reiche Erndten; Tauben und Federvieh

sind gemein und der Honig ist vortrefflich. Die Baumfrüchte der Tropen und der gemäßigten Himmelsstriche gedeihen wohl; hingegen bleiben die Forstbäume in ihrer Entwickelung einigermaßen zurück; diese sind: Eichen (Quercus suber und ilex), die Thuja, die Mimosa, die Ceder, der Nußbaum und der Kastanienbaum. Die Krautartigen und Zwiebelpflanzen wachsen daselbst außerordentlich schön. Die vom Atlas herabkommenden zahlreichen Bäche befruchten das Land, und der ewige Schnee der seinen Gipfel deckt, mildert die Hitze der Atmosphäre. Von einem thätigen und gewerbfleißigen Volke bewohnt, würden die Vortheile, die ein solches Land darbietet, von der höchsten Wichtigkeit sein: bekanntlich waren die afrikanischen Provinzen zur Zeit der Römer, die Kornspeicher des Reichs.

Die Bewohner dieser weiten Landschaft gehören zwei verschiedenen Stämmen an, den Berrebern und den Arabern. Durch Vermischung der erstern mit den Europäern und Negern, hat sich der Stamm der uneigentlich sogenannten Mauren, gebildet, woraus die Hauptmasse der Einwohner besteht. Ihnen müssen, wenn man die Bestandtheile der Bevölkerung des Landes, das man die Barbarei nennt, vollständig aufzählen will, auch die Juden, die Neger, die Christensklaven und die Renegaten beigesellt werden. Bei den von fünfzig auf fünfzehn Millionen abweichenden Angaben der Einwohnerzahl, fällt eine genaue Bestimmung unmöglich; doch ist die letztere Zahl wahrscheinlicher; aber die Anhänger Mahomets halten die Volkszählungen für eine Sünde gegen Gott.

Die Berreber (von denen der Name Barbaresken herkömmt) sind ohne Zweifel Abstämmlinge der Karthaginenser Kolonisten, oder ihrer Vorgänger. Nach einem schwachen Widerstande, den sie den Römern leisteten, zogen sich diese Berrebern ins Gebirge zurück, von woher sie die Beherrscher der Ebene von Zeit zu Zeit überfielen und beunruhigten. In ihrer Abgeschiedenheit haben sie bis auf unsere Zeit eine Sprache behalten, die von der lateinischen und arabischen Sprache ganz verschieden ist. Auf der Grenze von Oberegypten findet sich noch ein Volk, das Barabres heißt. Dieser alte Volksstamm bewohnt gegenwärtig alle zu der hohen Atlaskette gehörigen Berge, von seinem östlichen Ende an bis zum Suzflusse. Die Guanchen, welche die canarischen Inseln bewohnten, gehörten zum Stamme der Berrebern und redeten auch ihre Sprache. Es ist dieser Volksstamm von athletischem Körperbau, muthig und in Unternehmungen ausharrend; er erträgt Beschwerden und Hunger geduldig. Bei regelmäßigen Gesichtszügen, hat der Ausdruck seiner Physiognomie etwas grausames und wildes. Eine bemerkenswerthe Auszeichnung des ganzen Stammes ist der beinahe gänzliche Mangel an Bart, der sich auf einen dünnen Backenbart und auf ein Fleckchen Haare am Kinn beschränkt. Ihre Kleidung besteht in einer wollenen Weste ohne Aermel und in langen Beinkleidern; die Arme tragen sie nackt. Beinahe alle sind diebischer Natur und üben aller Art Gewaltthätigkeit gegen Reisende aus, die in ihre Hände gerathen. Sie sind ungemein freiheitslustig, huldigen keinem Herren und leben meist im Krieg mit den Mauren des flachen Landes und mit den Truppen, welche die Bezahlung der Abgaben eintreiben. Dieser, wie es scheint angebornen und durch ihre Lebensart verstärkten Wildheit unerachtet, sind die Berreber gleich den Arabern gastfreundlich. Ein Wanderer, der sich ihren Schutz erkauft hat, darf auf der Reise durch ihr Land weiter nicht die mindeste Beleidigung fürchten. Hat er hingegen jene Vorsicht nicht getroffen, so macht sich keiner ein Bedenken, ihn zu betrügen, zu berauben und auch wohl zu morden.

Dies seltsame Volk theilt sich wieder in Familienstämme, die von ihren Stammvätern benannt sind, welche meist entweder durch Heldenthaten oder durch religiöse Handlungen sich berühmt machten. Sie haben, obgleich von den Mahomedanern unabhängig, doch Mahomeds Religion angenommen. Sie beschäftigen sich mit Viehzucht und Feldbau. Auf dem höhern Gebirge bewohnen sie Erdhütten und bisweilen auch Höhlen, wie die alten Troglodyten. Im tiefern Berglande bauen sie Wohnungen von Stein und Holz, auf Anhöhen die einen schwierigen

Zugang haben, und sie umzingeln solche auch mit Mauern, die zum Behuf allenfallsiger Vertheidigung mit Schießscharten versehen sind. Sie sollen mit Feuergewehren gut umzugehen verstehen.

Die Berreber von Sillbu werden als äußerst rachsüchtig geschildert. Der britische Resident in Magadore, Hr. Dupuis, erzählt einen Zug davon, den er selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein Sillah gerieth mit einem andern in Streit und tödtete ihn. Um der Rache der Verwandten des Gemordeten zu entgehen floh er zu den Arabern, und weil er sich auch hier noch nicht sicher glaubte, so unternahm er eine Wallfahrt nach Mekka. Er blieb neun Jahre abwesend, und kam mit einem heilig geachteten Karakter als Hadjee zurück. Vergeblich bemühte er sich die Verwandten des Todten zu versöhnen; ihre Drohungen erneuerten sich und er flüchtete abermals nach Magadore, wohin jene ihn verfolgten und seine Verhaftung bewirkten. Hierauf wandten sie sich an den Kaiser im Marokko, um die Auslieferung des Gefangenen zu erhalten. Der Kaiser wünschte ihn zu retten und bot ein Lösegeld, dessen Annahme beharrlich verweigert ward. Mit einem kaiserlichen Befehl an den Gouverneur, ihnen den Gefangenen auszuliefern, kamen seine Verfolger nach Magadore zurück, erhielten ihr Schlachtopfer, und führten es vor die Stadt hinaus, wo einer aus ihnen ihm die Muskete auf die Brust setzte, ihn tödtete, und ihm auch noch weiter mit seinem Dolche das Herz durchbohrte.

„Die ruhige Unerschrockenheit (setzt Hr. Dupuis hinzu) mit welcher der unglückliche Sillub seinen Tod litt, war bewundernswerth; und wie empörend allerdings die blutdürstige Verfolgung seiner Gegner war, so offenbart sich hinwieder der Zug eines kraftvollen und edlen Karakters in der unbiegsam beharrlichen Verfolgung des Mörders eines Freundes, und in der Verachtung aller Anerbietungen, die von Erfüllung der öffentlich geachteten Rache abhalten sollten.“

Die eigentlichen so geheißenen Araber machen den größten Theil der Bevölkerung aus; sie sind über alle nördliche Gegenden von Afrika zerstreut und dehnen sich bis an die Grenzen von Soudan aus. Die unter Zelten wohnenden Araber des flachen Landes können als die Abkömmlinge jener Sarazenen angesehen werden, welche das Land erobert haben. Es ist ein schöner Stamm großer und wohlgebildeter Menschen. Die Züge ihres Gesichts sind regelmäßig und voll Ausdruck; sie haben große, schwarze Augen, mit durchdringendem Blick, Adlernasen und schöne Zähne. Ihr Haarwuchs ist lang und schwarz und ihre Barthaare stehen dicht. In den nördlichen Gegenden ist ihre Hautfarbe hellbraun, sie wird nach und nach dunkler gegen Soudan hin; der völlig schwarzen Farbe der Araber dieser mittäglichen Landschaften unerachtet, findet man bei ihnen keine Züge von Negerbildung. Feldbau und Viehzucht sind ihre Beschäftigung. Sie wohnen stets unter Zelten von einem aus Kameel oder Ziegenhaaren verfertigten Stoffe, und bestehen aus Familien, die zwischen zehn und hundert Glieder stark sind. Jede Familie gehört einem Stamm an, dessen Oberhaupt oder Cheik, die Rechtspflege besorgt, Streitigkeiten schlichtet und den Koran erklärt, gleich als lebten diese Araber noch in den Ebenen Asiens. In jedem Lager ist ein Gezelt absonderlich dem Gottesdienste und der Aufnahme der Fremden gewidmet; die nämliche Sitte findet sich auch unter den Belooken.

Keatinge hat ein arabisches Lager in den Ebenen von Marokko also beschrieben: „Wer jemals in der heissesten Jahrszeit durch Irrland gereist ist, der stelle sich ein großes von der Sonne ausgetrocknetes Torffeld vor, kein Wölkchen ist am Horizont zu sehen, und in gewissen Entfernungen von einander erblickt man ein Paar Dutzend unregelmäßig aufgeschichtete Torfhaufen; vieles Vieh weidet umher, aber nur selten zeigt sich ein menschliches Geschöpf: dies kann einen ziemlich richtigen Begriff von den Wohnstätten der Araber geben.“

So wie das Land für die Viehweide erschöpft ist, ziehen die Familien weiter. Reicht jenes

für eine zu zahlreich gewordene Familie nicht mehr aus, so trennen sich ihre Häupter, wie vormals Abraham und Loth: der einer zieht rechts und der andere links hin.

Für diese Reisen (meldet Keatinge) setzen sich die Weiber zu dreien hoch auf den Rücken eines Kameels; Kinder, Lämmer und junge Ziegen werden in Körben dem Lastthiere angehängt. Die Hahnen und Hüner endlich, deren wachsame Vorsicht am frühen Morgen die nahe Abreise verkündet, fliegen dem Kameel auf das Kreuz und nisten sich gleichsam in Höhlen und Vorsprünge ein, welche der ungestalte Körper des mageren Thiers ihnen darbietet. Unter Bedeckungen einiger Reiter zu Pferd, welche ihre Musketen auf den Sattelknopf gestützt halten und die Heerden vorwärts treiben, unternimmt eine arabische Familie auf solche Art die Reise, um sich einen neuen Wohnsitz zu suchen.

Der Aufenthalt in Städten wäre mit der leidenschaftlichen Freiheitsliebe dieses Volksstammes unverträglich, und der Araber begnügt sich, die Erzeugnisse seiner Heerden dorthin zu bringen. Hinlängliche Weiden und die Nähe des Wassers bestimmen jederzeit die Wahl ihrer Wohnstätte. Sie leben übrigens beinahe immer im Kriege, theils unter sich, theils mit den Berrebern, oder mit den Truppen der maurischen Herrscher, die jährlich ausgesandt werden, um Abgaben von ihnen zu erpressen. Den Krieg führen sie auf eine äußerst grausame Weise, und sie verschonen weder Alter noch Geschlecht; denn Krieg und Plünderung behandeln sie als ein einträgliches Handwerk; wenn sie unter sich oder mit ihren Nachbaren keine Fehden zu bestehen haben, so vermiethen sie sich den Dey's oder Bascha's, als Hülfstruppen. Im Hasse gegen die Christen treffen sie alle zusammen. Obgleich in seinen Leidenschaften heftiger als der Maure und Berreber, ist der Araber jedoch minder heimtückisch und weniger zum Verrath geneigt: er kann seinen Haß nicht verheimlichen. Die Gastfreundlichkeit der Araber ist bekanntlich zum Sprüchwort geworden; allein dieselbe beschränkt sich doch meist auf den kleinen Umfang des eignen Stammes, außer diesem, macht sich der Araber kein Bedenken, den umzubringen, welchen er die Nacht zuvor beherbergt, gespeiset und beschützt hatte. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon findet sich in folgender Geschichte.

Ein Parteigänger und Truppenanführer des Bei von Tripoli ward von Arabern verfolgt, und hatte sich bei Anbruch der Nacht in der Nähe eines feindlichen Lagers verirrt. Von Müdigkeit und Hunger erschöpft, steigt er bei einem Zelt ab und bittet um Aufnahme. Der Araber, ein angesehener Familienvater, schließt ihn in seine Arme und empfängt ihn aufs beste. In solchen Fällen bedient das Familienhaupt seinen Gast selbst. Er wählte ein Lamm, das er tödten hieß, und seine Gattin ließ es durch ihre Sclaven zubereiten; es wurden die besten getrockneten Früchte und das beliebte Basseen aufgetischt, welches eine mit kleinen Stücken gepökelten Schaaffleisches zubereitete Gattung Pudding ist.

Obgleich die beiden Häupter verschiedenen Heeren angehörten, so unterhielten sie sich doch in vertraulichem Gespräche einen Theil der Nacht durch, und erzählten einander ihre eigenen Heldenthaten sowohl, als die tapfern Handlungen ihrer Vorfahren. Auf einmal erblaßte der Araber, entfernte sich alsbald und ließ seinem Gaste sagen: es sei ihm übel geworden, er könne der Mahlzeit nicht länger beiwohnen, es sei aber alles für die nächtliche Ruhe des Fremdlings angeordnet, und weil sein Pferd äußerst ermüdet sei, so werde er früh morgens ein frisches und gesatteltes Pferd, einen trefflichen Läufer, bereit finden. Der Fremde begab sich hierauf in das für ihn gerüstete Zelt.

Frühmorgens weckte ihn ein Sklave, der ihm das Frühstück brachte. Von der Familie ließ sich niemand blicken; als er aber das Zelt verließ, um zu Pferd zu steigen, fand er den Wirth, der seiner wartete, um ihm den Steigbügel zu halten, welches bei den Arabern, wenn Freunde von einander scheiden, Sitte ist. Sobald der Fremde im Sattel saß, erklärte ihm der Araber seine persönliche Feindschaft. Er ließ Kleider vor das Zelt bringen, und sprach zu ihm: Diese

Kleider hier gehörten meinem Vater an; ohne es zu wissen, habt ihr mir gestern im Gespräche entdeckt, daß ihr sein Mörder gewesen seid. Ich habe öfters im Schooße meiner Familie eidlich gelobt, diesen Mörder von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zu verfolgen. Noch steht die Sonne nicht am Horizont, aber bald wird sie aufgegangen sein und dann steig ich zu Pferd, um euch als Feind zu verfolgen. Dankt es meiner Religion, die mir verbietet, euch in meinem Zelte anzugreifen, nachdem ich euch Schutz verliehen hatte. Aber vom Augenblicke an, wo wir getrennt sind, hört jene Verpflichtung auf und ich sage euch, daß ich entschlossen bin, euch zu tödten, wo ich auch immer euch treffen werde. Das Pferd, welches ich euch gebe, ist so leichtfüßig, wie das meinige; wollt ihr euch retten, so versäumt keinen Augenblick." Damit drückte er ihm die Hand und sie trennten sich. Beim ersten Sonnenstrahl stieg der Araber zu Pferd und eilte seinem Feinde nach, den er nahe beim Lager der Armee von Tripoli beinah erreicht hatte.

Die Weiber der Araber müssen keine Feldarbeiten verrichten; sie mahlen hingegen das Getraide, nach der ältesten Sitte, das will sagen, mit einem Stein, der mit einer Kurbel auf einem andern feststehenden umgedreht wird. Hinwieder verfertigen sie auf dem einfachsten, aus zwei oder drei Stangen bestehenden Webstuhl, Zeuge für Kleider und Zelte. Sie bereiten auch jenen Mehlteig, der Coosco1as heißt, und zum Backen des Fleisches gebraucht wird: es ist dies ein Lieblingsgericht der Araber, welches dem Pilau (mit Butter und Fleisch gekochtem Reis) gleicht; der Mehlteig versieht dabei die Stelle des Reises. Die Besorgung des Viehs und des Federviehs geschieht durch die Weiber, denen auch alle Hausgeschäfte wie in den zivilisirten Ländern von Europa obliegen. Die ganze Familie schläft unter einem Zelte und gewöhnlich auf Schaaffellen. Verheirathet ein Vater eines seiner Kinder, so giebt er ihm ein Zelt, eine Handmühle, einen Korb, eine hölzerne Mulde, zwei irdene Geschirre, und darüber hin so viel Kameele, Kühe, Schaafe und Ziegen, als seine Vermögensumstände es erlauben.

Die unerträglichen Bedrückungen, welche die Juden in Spanien und Portugal leiden müssen, zwangen eine Menge derselben, in Afrika eine Sicherheitsstätte zu suchen. Man berechnet, daß bei hundert tausend Juden auf diese Art nach Marocco gekommen sind, wobei jedoch nicht unbemerkt bleiben darf, daß ihr Geschlecht von sehr alter Zeit her hier hausete, und daß sie wahrscheinlich aus Phönizien herkamen. Keine noch so schmähliche und schimpfliche Behandlung und keine Verfolgung mag den Israeliten von dem Ort, wo er sich einmal seinen Wohnsitz wählte, überall vertreiben; er gleicht einer Pflanze, die in jedem Boden und in jedem Klima gedeiht, und die unter der Scheere gehalten, nur ein desto kräftigeres Wachsthum zeigt. Was er unter den Mauren ertragen muß, ist mehr als menschenmöglich scheint, und dessenunerachtet ist die Unwissenheit der Beherrscher dieser Landschaften so groß, daß in allen öffentlichen Geschäften ohne Hülfe der Juden gar nichts zu Stande kommen würde. Sie treiben Handwerke und Gewerbe; sie nehmen die Landeseinkünfte in Pacht; sie sind Mauthbeamte, Commissionärs, Dollmetscher und Sekretäre; sie schlagen die Münze und verfertigen oder liefern alles Geschmeide von Gold- oder Silberschmuck, zum Gebrauch der Sultane, Bei's, Bascha's und ihres Harems. Für alle diese Dienste werden sie von den Großen verächtlich und von den Kleinen schmählich behandelt.

In den Städten haben die Juden ein eignes Quartier, wo sie in Leimhütten unter Kothhaufen wohnen. Diese anscheinende Dürftigkeit rettet sie aber keineswegs von Erpressung; sie müssen willkührliche Abgaben zahlen, und ein Kopfgeld, das mit einem gewissen Alter anfängt. Um dieses zu bestimmen, werden die jungen Leute mit einer Schnur um den Hals gemessen; die Länge der Schnur wird hierauf verdoppelt, und wenn sie an beiden Enden zwischen den Zähnen gehalten, über den Kopf gezogen, eine gewisse Stelle erreicht, so wird das Kopfgeld gefordert. Um diese Abgabe zu zahlen, muß jeder Jude sich persönlich einfinden. Nach geleisteter

zahlung schlägt ihn ein Maure mit der Reitgerte aufs Haupt und heißt ihn springen! Dann entfernt sich der Jude. Weil die Mauren die schwarze Farbe hassen, so dürfen die Juden sich nicht anders als schwarz kleiden. Auf der Straße erlaubt sich jedermann, und voraus Kinder, sie zu beschimpfen. Strecken sie eine Hand aus, um sich zu vertheidigen, so wird ihm dieselbe abgehauen. Tödtet ein Muselmann einen Juden, so achtet man wenig darauf. Keating erzählt, es sei kurz vor Ankunft der Gesandtschaft in Marocco, ein jüdischer Muselmann durch einen Mauren umgebracht worden, der den Leichnam in Stücke hieb, und in eine Wasserleitung warf. Die Juden entdeckten den Mörder, der in Arrest gebracht ward, und Stockschläge erhalten sollte. Weil dies den Juden zu lange dauerte, so liefen sie tumultuarisch um den Pallast des Sultans zusammen, und schrieen um Recht; dafür ließ sie der Sultan durch die Wache in ihr Quartier jagen, und sie mußten eine starke Geldbuße zahlen.

Ein Maure kann zu jeder Stunde in die Wohnung eines Juden gehen, und sich Beleidigung gegen die Frauen erlauben, ohne daß der Hausherr sich nur merken lassen darf, daß er gern sähe, wenn jener weggienge. Kommt ein Jude vor eine Moschee, so muß er die Schuhe ausziehen und barfuß vorbeigehen. Hingerichtete Missethäter werden durch Juden beerdigt; sie sind die Hüter wilder Thiere in den Menagerien, und wenn Europäer an schroffen Küsten, wo die Fahrzeuge nicht landen können, müssen ausgeschifft werden, so sind es auch wieder Juden, die sie auf den Schultern tragen, denn ein Muselmann würde keinem Christen einen solchen Liebesdienst leisten. Ohne besondere Bewilligung dafür erhalten zu haben, darf ein Israelite weder seine Wohnung ändern, noch ein Pferd reiten, oder einen Degen tragen. Dieser Bedrückungen und Erniedrigungen unerachtet, ist kein Beispiel bekannt, daß ein Jude jemals seine Religion geändert hätte, und die freie Religionsübung, der sie genießen, scheint vielmehr, wie Keating bemerkt, ihnen hinlänglicher Ersatz für jede Kränkung zu sein.

Obgleich die Juden, wenn sie sich auf der Straße zeigen, schwarze Kleider tragen müssen, so kleiden sie sich hingegen in ihrem eigenen Quartier, wie sie gern wollen, und zwar meist mit seltsamer und geschmackloser Pracht. Ihre Familiengesellschaften versammeln sich auf dem flachen Dache des Hauses und am Sabbath tragen die Männer schwarze gestickte Sammetkleider, wie spanische Admirale, mit großen goldbordierten Hüten, und unter diesen schmutzige Kappen, denen man noch gerade ansieht, daß sie einst mögen weiß gewesen sein. Die Judenweiber schmücken sich gern mit Diamanten; sie sollen schöne schwarze Augen und ausdrucksvolle Gesichter haben. Sie tragen feine Linnenhemden, deren Ermel bis zur Erde reichen und über diese einen vorn auf der Brust offenen sammetnen Kaftan. Den goldgestickten nur bis an die Hüften reichenden Kaftan deckt ein gleichfalls gestickter Leibrock von grüner Farbe, der mit einer breiten Seiden- und Goldschärpe umschlungen wird. Die Haare flechten sie in ein seidenes Netz, dessen Enden frei herabhängen; die Fußbekleidung besteht in rothen ebenfalls goldgestickten Pantoffeln. Die Judentöchter zeigen sich ausser dem Hause, gleich den Maurenweibern, nie ohne Schleier.

(Quarterly Review. Nro. 29.) u.

Aus Deutschland.

Würtembergische Verfassungs-Angelegenheiten.

Zwei neue Brochüren gehören jetzt zu dem Wichtigsten, was über die Würtemberger Landesangelegenheit erschienen ist. Die eine derselben, nämlich das Schreiben eines Alt-Würtembergers ist von vielen Gliedern unter den Ständen fast ganz unterdrückt worden, und sie gehört also zu den Seltenheiten. Man findet sie in keinem Buchladen. Das Manöver, welches sie sich zur Unterdrückung dieser rein und unparteiisch der Wahrheit

unternommenen Strafrede bedient haben, werde ich Ihnen als Merkwürdigkeit mittheilen, sobald ich alle Belege dazu erhalten; einige derselben sind schon in meiner Hand.

Das erste Heft des Werkes: Die Volksvertreter Würtembergs während ihrer Unterhandlung, scheint mir aber noch mehr die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen. Es ist dieses Heft mit Schonung zwar, aber ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, geschrieben. Von den Aktenstücken die es enthält, ist das erste noch nie öffentlich bekannt worden, und es legt Zeugniß ab von dem herrlichen Sinn, der unsern Advokaten gegenuber stehenden Staatsmänner. Die Beleuchtungen der Aktenstücke finden gewiß Ihren Beifall, denn sie bezeichnen scharf die Grundirrthümer, zu denen sich die hiesigen Volksvertreter haben verleiten lassen; sind also überallhin warnend, wo die neue Rechtsbildung die Köpfe beschäftigt.

Gerne würde ich Ihnen beurtheilende Anzeigen dieser Schriften zugeschickt haben; allein ich steh der Sache zu nahe.

Der Verfassungs-Entwurf, welcher in den ersten Tagen des März den Ständen als königliche Proposition vorgelegt werden soll, ist fertig; sein Inhalt wird aber jetzt noch einmal im Ministerium unter des Königs Vorsitz verhandelt. Der geheime Rath ist für diese Angelegenheit durch zwei Mitglieder verstärkt, nemlich durch den Präsidenten des Ober-Justiz-Collegium von Neurath und dem Oberhof-Intendanten von Maucler. Des Königs Gesinnungen sind bereits weltbekannt; er will das Wohl und die Freiheit seines Volkes begründen, und mag daher eben deshalb nichts von Gerechtsamen, Freiheiten und Privilegien hören. Hierüber sage ich Ihnen zu seiner Zeit mehr und ich werde dann, was ich hier nur andeute, durch Gründe und Thatsache belegen.

Stuttgardt, den 23. Jänner 1817.

Aus England.

Deutsche Buchhandlung in London.

In London, 30. Soho-Square, ist mit dem Hornung dieses Jahres nun auch eine Buch- und Commissionshandlung, unter der Leitung von Karl Treuttel Sohn und Adolph Richter eröffnet worden. Herr Karl Treuttel, ein junger talentvoller Mann, ist der Sohn des Buchhändler Treuttel, dessen Handlung (Treuttel und Würz) zu Straßburg und Paris längst ehrenvoll, wie in Frankreich, so in Deutschland, bekannt ist, und die nun jene Niederlassung in London unter derselben Firma: Treuttel und Würz, errichten, und somit in Vereinigung dieser drei Häuser zu London, Paris und Straßburg für die Verbreitung und den Austausch aller Produkte von deutscher, französischer und englischer Literatur ungemein wirksam sein können.

Ein Unternehmen dieser Art muß den Freunden britischer Literatur um so erwünschter sein, da man bisher die neuern und wichtigern schriftstellerischen Arbeiten der Engländer nicht ohne Mühe und nur auf weitläuftigen Umwegen erhielt. Mag auch das sogenannte goldene Zeitalter der britischen Literatur vorüber sein; für Geschichte, Erdkunde, Staatswirthschaftslehre und die gesammten ernstern Wissenschaften hat Albion uns noch immer von Jahr zu Jahr Hauptwerke gegeben, und jeder Gelehrte unsers Vaterlandes kennt jetzt den Weg, sich, was englische Literatur und Kunst liefert, mit dem wenigsten Zeitverlust zu verschaffen.

Ueberlieferungen.

Nro. 4.

Italiänische Staaten.

Neue Charte von Italien. — Politische Stimmung des Volks. — Die Sängerin Catalani; Ansehen deutscher Musik in Italien. — Bellati's Frescogemälde in Mailand. — Die Improvisatoren Taddei und Sgricci. — Die deutschen Künstler in Rom. — Der Papst; Charakterzüge von ihm. — Stollbergs Geschichte in Rom zensirt. — Römische Finsterniß. — Die römische Curie in Bezug auf Deutschland und eine germanicanische Kirche. — Alterthumsliebe. — Canova als Marchese d'Istria. — Deutsche Literatur in Italien.

Rom.

— — Mein langes Schweigen büß' ich nun, statt mit einem langen Brief, mit einem ganzen Bündel meiner von Zeit zu Zeit niedergeschriebenen Bemerkungen. Machen Sie daraus, was Sie wollen. Ich freue mich des italiänischen Himmels und der italiänischen Erde, und lasse mich das wenig anfechten, was mir an den Leuten hier zu Lande nicht gefällt. Viele meiner Erwartungen waren überspannt. Das hätt' ich voraus sehen können. Denn ich wußte ja, daß Hoffnung nichts, als Traum unsers Wachens ist. Genug, ich bin glücklich und bins, nicht weil ich Alles besitze, was ich wünsche, sondern weil ich nichts wünsche, was mir fehlt.

Mailand.

Die neueste Charte von Italien, welche ich mir auch sogleich zugelegt habe, ist zu Rom gestochen, dem heiligen Vater gewidmet, mit großem Fleiß und vieler Zartheit gearbeitet, und das Werk eines Deutschen, des Herrn Wilhelm Mayer. Sie verbindet viele Vortheile mit einander. Sie giebt nicht nur das alte Italien zu sehen, sondern auch das neueste nach den Staatenveränderungen in den Jahren 1791, 1812, und wieder nach dem Zustand von 1816, wie es seine gegenwärtige Gestalt in Folge der Wiener und Pariser Verträge erhielt. Möge die Charte von der schönen Halbinsel recht lange ihren Werth behalten, wenigstens so lange ich im Lande herumschwärme! Sehr bequem für den Reisenden ist sie durch die richtige Angabe der Poststraßen und die beigefügte statistische Uebersicht von der Bevölkerung und dem Flächenraum der Staaten.

Der Papst hat dies nützliche Unternehmen sehr belobt, und dem Künstler eigenhändig zum Beweis seiner Zufriedenheit vier Denkmünzen, zwo goldne und zwo silberne, mit dem Bildniß Sr. Heiligkeit, verehrt.

Mailand.

Die Welt scheint hier mit dem neuesten Loose aus der Schicksalsurne ganz wohl zufrieden zu sein, und sich von Herzen zu freuen, wieder unter dem Zepter des Hauses Habsburg wohnen zu können. Ich sage scheint; denn ich traue den Welschen weder auf ihr Wort, noch auf ihre Miene. Von politischen Dingen sprechen sie nicht viel, folglich nicht gern, und auch wenn sie dazu hingeleitet werden, mit ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit, die mir bei der sonstigen Lebhaftigkeit dieses Volks doch etwas verdächtig vorkömmt. Soviel bemerkt' ich im Allgemeinen, daß man die Franzosen nicht liebte; am wenigsten den unruhigen, wilden Geist Napoleons. Hingegen vom ehmaligen Vizekönig Eugen sprachen viele mit ungeheuchelter Hochachtung, und besonders ist seine Gemalin sehr beliebt gewesen. Sie that den Armen viel Gutes, und das zu einer Zeit, da es der Armen viel gab.

Dem großen Haufen ist's sehr gleichgültig, wer ihn regiere, wenn er nur Brod und Wasser, oder Polenta und Wein hat. Er bekümmert sich wenig, ob der auf dem Thron Napoleon oder Franz heißt, sobald man ihm sein Eigenthum unbeschnitten und seine Söhne in Frieden am Pflug läßt. Für ihn sind der erste Ortsvorsteher, der Richter und Sbirre die bedeutendsten Staatspersonen in seiner Welt. Aber der gebildetere Theil des Volks in den Städten und Villas mag wohl die Sache nicht so ansehen. Da regt sich noch immer so etwas, das man Nationalstolz nennt. Doch geben viele Italiäner ganz unbefangen zu, daß sie es zur Stunde mit sich selber nicht um ein Haar besser haben, als ihre Vorfahren zänkischen Andenkens, und besser von Fremden regiert werden, als von ihren eignen Leuten, die selten unpartheiisch und oft leidenschaftlich hineinfahren. Mancher setzt dann freilich hinter solches Geständniß noch ein nondimeno, aber das ist wohl bei so bewandten Dingen klar, zu einem selbstständigen Staat, zumal zu einem freien, fehlt hier Hopfen und Malz ganz und gar.

Mailand.

Hier ist das Land der Kunst. Alles ist Künstler, Liebhaber, Kenner bis zum Vetturino hinab. — Weiland-Napoleon ist wohl kaum so viel besprochen und besonettet worden, als die Sängerin Angelica Catalani. In Mailand hat man ihre Lebensbeschreibung, oder vielmehr Ruhm- und Preisrede mit einer beinah vollständigen Sammlung aller Urtheile abgedruckt, die über sie in öffentlichen Blättern zu London, Paris, Berlin, Amsterdam, Leipzig, Hamburg, Hannover u. s. w. erschienen sind; für ein neugieriges Durchblättern recht gut, am Ende langweiliges Wesen. Zucker, und nichts als Zucker! Sie hat eine reine, silberne, volle, weitumfassende, gewandte, mächtige, liebliche Kehle, reich und wunderbar in ihren Tongebilden, das klingt von allen Seiten wieder, und die Italiäner sind auf diese Kehle so stolz, als wäre unter Gottes blauem Himmel nichts Herrlicheres. Die Catalani gab auch im Theater alla Scala und in der Gartengesellschaft (società del giardino) Concerte, die Alles verzückten, denn „entzückten“ wäre zu wenig gesagt. Und, hört man noch von diesen Concerten reden, so muß

man billig erstaunen, daß nicht wenigstens die Hälfte der Zuhörer vor eitel Wonne auf der Stelle gestorben ist. —

Nelle bell' arti Italia
Sempre sara reina.
Pari a Fidia e Prasitele
CANOVA l'opre affina
Suona il nome ANGELICA
Oltre l'alpi, oltre il mar.

Was mich betrifft, Sie kennen mich; ich habe mich im Concert der Catalani für mein Geld wohl erbaut; ich hörte kaum je eine schönere, meisterlichere Stimme, aber vergaß die Stimme über die Kunst des Tonsetzers. Liest mir jemand ein klassisches Gedicht schön vor, so sag' ich Dank; aber doch vergess' ich den Vorleser willig über den Gedankenschwung des Dichters.

Uebrigens, und das will viel sagen, ich aber sag' es nur im Vorbeigehen, lassen die Italiäner doch auch unserer deutschen Tonkunst volle Gerechtigkeit wiederfahren. Wenn sie unsern Haydn und Mozart als große Meister anerkennen, ist das noch eben keine Urkunde ihrer Gerechtigkeitsliebe, und kostets ihnen wohl wenig Ueberwindung zu gestehen. Aber wenn sie eingestehen, daß auch unter dem rauhen, deutschen Himmel himmlischsüße Stimmen geboren werden können: das ist nichts Geringes! Sie haben aber jetzt vor den Deutschen soviel Achtung, daß sie alle gute Sängerinnen, die nicht bei ihnen das Licht der Welt erblickt haben, in Bausch und Bogen für Deutsche erklären, sogar in Druckschriften. So z. B. neben der Mara die Billington, die Lebrun, die Barilli, die Dogliani, welche jetzt Gattin des Marchese Caradori in Rom ist, die Marconi-Schönberger u. s. w. In der That gereichte es mir zur Schande, nicht zu wissen, daß ich soviel landsmännische Virtuosinnen hatte, ließ mir aber darüber das Compliment von einem hiesigen feinen Kunstkenner ganz behaglich gefallen. Die Marconi hörte ich ebenfalls in der Gartengesellschaft. Sie erndtete von der gedrängten Menge ihrer begeisterten Zuhörer für ihren bel trillo, canto espressivo, sillabare distinto und recitativo ben declamato den rauschendsten Beifall.

Mailand.

Ich werde mich wohl hüten, bei Ihnen zu jenen Reisebeschreibern zu gehören, die Sie einmahl mit dem termino espressivo „wiederkäuende Thiere" belegten. Also sag' ich Ihnen von den alten oft geschilderten, und wieder geschilderten Kunstwerken Italiens kein Wort. Allenfalls ein Wort über wenig oder gar nicht bekannte neuere Kunstsachen. Zum Beispiel über Filippo Bellati's Frescogemälde.

Die Aetzmalerei wird heuer selbst in Italien minder geliebt und geübt, als jede andere: um so beachtenswerther ist es, wenn darin etwas Ruhmwürdiges geleistet wird. Bellati ist noch ein ganz junger, aber genialischer Mensch, voll seltener Kraft. Ich rathe jedem Kunstfreund, wenn er nach Mailand kömmt, die Kapelle des heiligen Borromäus zu St. Maria Beltrade zu besuchen. Die Kapelle ist wohl klein, und genießt keiner vortheilhaften Beleuchtung; Bellati aber wußte nicht nur den Raum, sondern auch die Fehler der Beleuchtung mit

einer Einsicht zu benutzen, die nicht gemein ist. Die Hauptbilder stellen drei der merkwürdigsten Handlungen aus dem Leben des Heiligen vor, wie er zu den Pestkranken den heiligen Nagel trägt, in Büßerkleidern; wie er die heiligen Leiber feierlich versetzt; und wie er den Armen seines Sprengels Almosen vertheilt.

Sowohl in diesen Bildern, als in den sinnbildlichen Gestalten der Religion, (ein schönes auf einem ins Geviert behauenen Stein sitzendes Weib, die frommen Augen gen Himmel gewandt, in der Linken ein Kreuz, zu ihren Füßen der Kelch), der Liebe oder Mildthätigkeit, und Demuth herrscht eine Kraft und Wärme, eine Sicherheit und Festigkeit der Ausführung, zumal bei Verkürzungen, was an die besten Meister mahnt. Nicht ganz rein schien mir überall die Zeichnung zu sein, besonders in den Umrissen. Was nicht wahre Natur ist, wird in Ewigkeit nicht wahre Kunst werden.

Rom.

Bei meinem ersten Flug im Sommer nach Florenz hörte ich zufällig in Cremona eine Improvisatorin. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich dergleichen Erscheinung sah. Zwar erinnere ich mich noch wohl aus meiner Jugend, wenn die deutsche Sapho, wie damals unsere Karschin hies, bei uns zu Tische saß, daß sie auch zuweilen aus dem Stegreif recht artige, zuweilen auch recht matte Verse machte und hersprach. Man konnte es jedesmal bemerken, wenn dergleichen bei ihr unterwegs war. Dann hielt sie das Glas an die Lippen und nippte daran, ohne zu trinken. Aber so mir nichts dir nichts, frei weg, ohne alle Vorbereitung in wohlgesetzten Versen über einen beliebig gegebenen Gegenstand treffliche Gedanken aussprechen hören — das hatt' ich bisher noch nicht erlebt. — Wir haben in Deutschland heutiges Tages in jeder Stadt, ja in jedem Städtchen der Saphos die Menge, welche Verslein machen und damit Almanache und Zeitschriften füllen, aber einer Signora Rosina Taddei thuts von allen keine gleich. Allerdings hilft die klingelnde italiänische Sprache sehr nach: denn selbst auch in der Prosa tönen da unwillkührliche Reime durch einander her, wie Glockengeläut. Inzwischen klingeln, wie unsere neuesten Sonettenklingler, in ihren romantisch-mystisch-katholisch-altdeutsch sein sollendem Reimereien es treiben, heißt wahrhaftig noch lange nicht dichten. Meine Rosina Taddei aber ist wahrlich Dichterin.

Sie ist ein artiges, sechszehnjähriges Mädchen, und diese Nebensache freilich trägt auch wohl etwas zur Anmuth ihrer poetischen Erzeugnisse bei. Wie man mir sagte, kannte sie vor einem Jahre noch gar nichts von der Versbaukunst. Sie hörte von ohngefähr den hochgefeierten Stegreifdichter Pistrucci; versuchte es, ihm nachzumachen, und siehe da: Anch' io sono pittore! hieß es bei ihr.

In unserer Gesellschaft war sie eben bei guter Laune, denn es scheint doch, sie muß die Erscheinung der Muse abwarten; wiewohl sonst hübsche Mädchen immer bei guter Laune sind, wenn man sie bewundert. Man ermunterte sie. Sie erröthete. Sie hob an, die Wundermacht der Himmlischen zu besingen. Anfangs war ihre Stimme schüchtern-ruhig, leise; ihre Geberde

denkend. Bald aber verwandelte sich sonderbar all ihr Wesen: sie schien verklärt; es war ein Gesicht, aus welchem Entzückung strahlte; der delische Gott schien in ihr zu leben, und Ueberirdisches aus ihr zu reden; ihre Stimme ward wie Gesang süß und hinreissend. Sie schien sich ihrer selbst kaum bewußt zu sein. Die Verse tanzten wunderschnell von ihren Lippen mit den überraschendsten, kühnsten Gedanken, glücklichsten Bildern und Ausdrücken. Da ließ sich keine lückenbüßende Ausrufung, keine leere Wiederholung, keine Abirrung von der Einheit des Ganzen wahrnehmen. — Und hätt' ich kein Wort Italiänisch verstanden, ich hätte doch Alles verstanden, wenn ich sie ansah. Ich glaube, ihr Zustand war dem ähnlich, wenn die ersten Christen in Zungen redeten. Wär' ich ein Heide gewesen, mich wenigstens hätte das liebe Kind ganz und gar bekehrt.

Ich erzählte hier, in Rom, davon, und glaubte mich damit recht wichtig machen zu können. „Spaß das!" bekam ich zur Antwort: „Wir haben hier im Sommer ganz andere Wunder erlebt! Das größte, was Messer Apollo jemals gethan!"

Nun erzählte man mir von einem Signor Sgricci, einem jungen Mann von zwanzig und etlichen Jahren, der sich als Improvisator hatte hören lassen, und neben welchem selbst der Abbate Lorenzi nur als Stümper erschien. Denn bisher hatten sich alle Improvisatoren nur in lyrischer Art gezeigt, Ottavarinnen, Terzinen und Sonetti gestiegreift. Sgricci wich ihnen auch in dieser Gattung der Poesie nicht. Aber er versprach aus dem Stegreif ein dramatisches Gedicht über jeden ihm gegebenen Stoff des Alterthums herzusagen. Man nannte ihn von allen Seiten Großsprecher. In großer Versammlung warf jeder Zettel in die Urne, mit Aufgaben zu einem Drama. Alles ward gehörig durch einander gerüttelt, dann ein Zettel gezogen; darauf stand: Polyxena's Tod. Man lächelte sich einander bedeutsam zu.

Der junge Mann aber fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, räusperte sich ein wenig, trat vor und sagte auf der Stelle ganz unbefangen die Namen der Personen her, die in seinem noch ungeborenen Trauerspiel handeln sollten: Polyxena, Odüssens, Calchas, Hekuba: dazu noch ein Chor Trojanerinnen. Darauf, als declamirte er nur so aus einem Buch, folgten rasch auf einander die verschiedenen Auftritte, trefflich gedacht mit schöner Diction, die Verse und Worte wohlgeordnet, die Charactere der Personen meisterhaft gehalten, besonders die von Hekuba und Polyxena. Der Monolog Hekuba's, während sie opferte, voll majestätischer Stellen, mehr noch das Zweigespräch Hekuba's und Odüsseus, wie dieser ihr den Tod der Tochter erzählt, wie jene dann in den Fluch gegen Odüsseus und alle Griechen ausbricht, waren erschütternd. Todtenstille herrschte und Erstaunen und Vergessenheit des Wirklichen, so lange Sgricci sprach. Aber als er schloß, war der Beifall desto betäubender.

Was soll man nun dazu sagen? Selbst italiänische Puristen priesen den Adel von Sgricci's Versen; selbst römische Dichter, und deren giebts viel, und jeder hält etwas auf sich, bewunderten den Reichthum und die Schönheit von Sgricci's Einbildungskraft. Was wird denn nun

aus unserm fruchtbaren Kotzebue, was aus unserm Göthe und Schiller, wenn endlich so ein Jüngling daherkömmt, und die schönsten Dramen von der Welt aus dem Aermel schüttelt, daß selbst ein italienischer Journalist schrieb: O il Sign. Sgricci ha il diavolo poetico in corpo, e egli ha sulle dita tutti i classici antichi e moderni.

Rom.

Genußvolle Augenblicke gewährt mir der Umgang mit den hiesigen deutschen Künstlern. Es sind herrliche, geistvolle Männer darunter, wie Maler Overbek, Philipp und Johannes Veith, welche die Enkel Mendelssohns und Stiefsöhne Schlegels sind, Schadow, Vogel aus Dresden, Plattner, der Sohn des Leipziger Weltweisen, Roschwich aus Mecklenburg u. a. m.

Cornelius, Veith, Schadow, Overbek malen jetzt in Fresco die Geschichte Josephs in Aegypten. Vogel malt unsern Heiland, der vom Teufel versucht wird. Welche Würde und welche Einfalt, welcher Ernst und welche Sanftmuth in dem Antlitz dieses Löwen vom Stamme Juda! Hingegen recht reinteuflisch steht der Teufel da, scheu sein Antlitz vor dem Göttlichen verbergend. Von Overbek hab' ich den Einzug Christi in Jerusalem gesehen. Unter denen, die dem Heilande Hosannah rufen, erkannt ich auch den lieben, kindlich guten Maler Wintergerst aus Baiern. Wohl, der hätte das Hosannah gerufen!

Alle diese Apostel der Kunst verherrlichen und zeigen in ihrer Kunst, wie einst Raphael, das Göttliche der Religion. Der hat keinen Sinn für Kunst, der fürchtet, daß man durch Gemälde des Gekreuzigten oder der Madonna von Raphael, oder jetzt von Overbek, in grobsinnliche Religion verirren könnte. Nicht wer Götter von Gold oder Stein bildet, macht Gottheiten, sagt schon Martial: sondern wer sie anbetet. Wie das Lesen der Messiade Klopstocks begeistert, so erhebt der Anblick von der Verklärung Christi auf Tabor zum hohen Urbilde selbst. Ich wage nichts, gar nichts von dieser Verklärung zu schreiben. Nur das: meine Kniee wankten, meine Glieder bebten; in Andacht versenkt stand ich vor dem Bilde, das kein Bild ist, und dachte mit auf Tabor zu sein bei Christo und wollte mit seinen Aposteln sagen: „Herr, hier wollen wir bleiben, denn hier ist gut sein!"

Rom.

Vor vierzehn Tagen (Herbstm. 1816) hab ich der feierlichen Seligsprechung des verstorbenen Liguori in der St. Peterskirche (die weit nicht mit dem himmlischen Dome in Mailand zu vergleichen ist!) beigewohnt. Nicht die Tausende der brennenden Kerzen, nicht die, ich möchte sagen, überirdische Musik erschütterten oder rührten mich. Da erschien aber Pius VII. und betete knieend vor dem Hochaltare. Seine Stimme hörte man nicht. Aus der Tiefe seines Herzens stieg sein Gebet zu Gott empor. Es war mir, nun sei Liguori durch dies Gebet erst selig gebetet.

Nach Vollendung dieser Handlung umringte den frommen Papst das heilige Kollegium der Kardinäle. Sie begleiteten ihn zur Kirche hinaus und hoben ihn in den Wagen.

Hätte die katholische Kirche immer solche Päpste gehabt, wie Pius VII. ist, und immer solche Kardinäle, wie Bacca, Consalvi und Litta: so wäre nie eine Reformation entstanden. Es wird gewiß jeder von der Liebenswürdigkeit und Demuth Pius VII. hingerissen, sowohl Protestant als Katholik.

Der Maler Vogel erhielt vom Könige von Sachsen den Auftrag, des Papstes Bild zu malen. Der Papst ließ Vogel rufen. Während dieser ihn zeichnete, kam ein Kardinal, und sagte: Die Gräfin Schuwalow sei gestern Nachts gestorben und sei nicht katholisch geworden. Die Art, wie dies gesagt ward, verrieth, daß man die Gräfin als verdammt ansah. Der Papst gab zur Antwort: „Fa niente, la contessa Schuwalow era una bonissima Donna e aveva una bona intenzione." (Thut nichts, die Gräfin war eine der besten Frauen, und hatte eine gute Absicht.)

Als unlängst ein vornehmer Protestant dem Papst beim Besuch erklärte, er wollte katholisch werden, klopfte ihn dieser auf die Achseln mit den Worten: Denken Sie doch reiflicher über diesen Schritt nach, und melden Sie mir Ihren Entschluß nach etlichen Monaten wieder."

Wenn man auch in der That unrecht hat, die gesammte römische Curie nach einigen hab- oder herrschsüchtigen, intriganten oder lockern Nuntien und deren Geschäftsführern im Auslande zu vergleichen; und wenn es auch gewiß ist, daß der Dominicaner Tetzel so wenig, als der Augustiner Luther in Rom geliebt ist; und wenn man allerdings auch jedem christlichen Lande Glück wünschen konnte, wenn daselbst jeglicher Priester so tolerant, so fromm, so demüthig, so aufgeklärt dächte, wie Pius und Consalvi denken: herrscht daneben doch zu Rom, läugnen läßt sich das nicht, häufig eine recht verhärtete und verpelzte fromme Dummgläubigkeit.

Stollbergs Geschichte der Religion Jesu Christi wird jetzt ins Italianische übersetzt, und zwar auf Befehl der Propaganda. In der Uebersetzung seines ersten Bandes wurde ausgestrichen: „Auf dem Stuhle Petri saß mancher Kaiaphas"; ferner: Der weise Homer", davor wurde das Beiwort weise gelöscht, und anstatt: „Der Herr der Welten" wurde „Herr der Welt" gesetzt. Denn der Censor, ein Barnabit, Namens Padre Grandi, sagte: „Gott habe ja nur eine Welt geschaffen." — Es ist unstreitig eine richtige und psychologisch wichtige Bemerkung, die vielfach gemacht worden ist in allerlei Landen, daß ganz gelehrte und gescheute Männer, sobald sie das Unglück hatten, Bücher-Censoren zu werden, zum gröbsten Unverstand gekommen sind und Albernheiten thaten. Zeuge des ist Padre Grandi, der Barnabit.

Ueberhaupt hatt' ich Gelegenheit genug zu bemerken, daß bei einer großen Mehrheit zumal gemeiner Geistlichkeit, der die bessere häusliche Erziehung abgeht, geradezu da, wo es ihre Kirchenschaft angeht, eine gefühllose Verhärtung und Verstockung im Nervengewebe ihres Kopfes, ein wahrer Knopf im Verstande liegt. Da hilft kein Erklären, kein Beweisen, kein

Demonstriren, kein Anregen eines edlern Sinnes, um sie auf andere Gedanken zu führen; da hilft ihnen zu zünden, keine Lampe, keine Fackel, keine Sonne, denn sie sind des Schwerkzeugs schlechtweg beraubt und urblind.

Das ist die Folge des Unterrichts in den Schulen. Denn wenn tausend Jahre lang eine gewisse Idee unaufhörlich von den Alten auf die Jungen, und wieder von den altgewordenen Jungen auf die neu gewordenen Jungen, und so von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wird: ich glaube, die muß zuletzt verknörpeln und national werden, wie gewisse Gestalten und Physiognomieen durch beständige, unveränderte Fortpflanzung des gleichen Typus national werden können.

Ich hatte Gelegenheit, mich mit manchem Geistlichen zu unterhalten, mit Professoren und Schülern. Fast Alles war in gewissen Dingen von gleichem Schlage. Sie beten mechanisch, predigen mechanisch, lehren und lernen mechanisch, ihre ganze Religion ist mechanisch, alles ist bei ihnen nur Standes- und Dienstsache. Sie schicken Alles, was nicht katholisch ist, zur untersten Hölle, wo Heulen und Zähnklappern wohnt. Die Untrüglichkeit des Papstes und daß man in kirchlichen und religiosen Dingen nicht denken müsse, das sind Hauptgrundsätze in ihren theologischen Instituten. Das Vermögen zu denken ist nur in weltlichen, leiblichen Dingen anwendbar, gleich wie Mund und Magen und andres sinnliches Werkzeug. Wacht irgend einmahl bei einem Jünger der gesunde Menschenverstand auf, weiset ihn der Meister schnell mit der väterlichen Mahnung zur Tagesordnung: Cacciate questi pensieri cattivi (vertreibt diese bösen Gedanken.)

Einer meiner Bekannten erzählte mir, er habe mit einem Geistlichen zu Rom, der sonst sehr gebildet zu sein schien, vom Dante gesprochen und gesagt: Dieser Mann, der die divina comedia geschrieben, muß gewiß ein Heiliger gewesen sein. Der Professor antwortete: „Bei euch Deutschen mag ers sein. Er war aber ein Birbante e un iniquo Christiano, denn in seiner divina comedia schickt er mehrere Päpste in die Hölle, und sogar den Papst Cölestin, dessen Bildniß sich doch in der St. Peterskirche am Altar befindet!"

Es fehlt freilich mit nichten auch an aufgeklärtern, tiefsichtigern Männern; aber sie müssen sich in Acht nehmen, um nicht den Kommissarien der Gewissenspolizei, genannt Sanctum Officium, anheim zu fallen. Wie sollen unter solchen Umständen hellere Begriffe aufkommen, da man die Kirchengeschichte meistens nach Alexander Natalis vorträgt, und mit ungeheuerer Mühe schon bei den jungen Knaben, die dem geistlichen Stande gewidmet werden sollen, alle Denkkraft auszustocken und auszuwurzeln anfängt? Wenn Sonntags die Jüngern katechetisirt werden, macht man beim Unterricht allerlei dumme Einwürfe gegen die Lehren der Kirche und giebt dergleichen Dinge, die sich von selbst widerlegen, für Einwürfe der Calvinisten und Lutheraner aus. Die Kleinen lachen laut, und halten alle Calvinisten und Lutheraner für toll. — Die Franzosen, während ihres Aufenthalts in Rom, sorgten mehr für Pulver und Blei, als für Schulen; sonst hätt' es doch fürchterlich heiter in dieser unbarmherzigen Finsterniß werden können.

Die transalpinischen Katholiken, zumal in Deutschland und in der Schweiz, werden von hier aus schon immer mit verdächtigem Blick angeschielt. Der Name unserer edeln deutschen Wessenberge, Sailer u. a. m. wird von den niedern Geistlichen, auch von einigen Kardinälen nicht ohne Bedenklichkeiten genannt. So wie man in Deutschland eine Zeitlang alle freisinnige, helle Köpfe, die auf Verbesserung der Verfassung und Gesetzgebung antrugen, Jakobiner zu nennen pflegte: so heißt man hier alles, was sich gegen kirchliche Mißbräuche und Mängel laut macht, Illuminat.

Rom.

Man fürchtet gegenwärtig in Rom sehr, daß sich das katholische Deutschland vereinigen und den Einfluß der römischen Curie sehr verkürzen mögte. Das will man nicht, und kann man nicht wollen, da aus den transalpinischen Ländern noch immer schöne Geldsummen nach Rom fließen. Man giebt zu, daß der Abfluß dieser Geldsummen, so gering sie auch sein mögen, in diesen Zeiten den durch Krieg verarmten Staaten lästig sei; aber man spricht dagegen von unveräußerlichen Rechten Roms. Man will von keiner germanikanischen Kirche wissen, und wenn man sich in Deutschland der Freiheiten der gallikanischen Kirche bedienen mögte, heißt es, das geschehe nur durch Mißbrauch. Wären der römischen Curie nur wieder Nuntien gestattet: so hätt' es keine Gefahr. Auch ist man hier gar nicht sehr in Sorgen vor ernstlichen, oder gelingbaren Schritten der transalpinischen Völker, indem man sich darauf verläßt, daß die deutschen Fürsten in Nichts einig werden können, wo sie nicht von der bittern Nothwendigkeit gezwungen sind. Und nichts ist in der Politik, wie in häuslichen Nachbarschaften, mit geringerer Mühe verbunden, als Zwiespalt bei denen zu unterhalten, deren Eintracht einem nachtheilig werden kann.

Ich selber, wie ich die Lage der Dinge kenne, bezweifle es kaum, Rom wird Rom und die wahre Welt-Hauptstadt bleiben, deren Rechtsame und Domänen sich über die fremden Länder erstrecken, und deren Reich sich bis in den Himmel ausdehnt, wenn es schon heutiges Tages einem Papste schwerer ist, einen Menschen nach Gefallen auf den Thron zu setzen, als in den Himmel unter die Heiligen.

Der edle innigfromme Pius VII. trachtet zwar für sich selbst nicht nach Irdischem: aber den wohlhergebrachten und ererbten Rechtsamen oder Gewohnheiten des heiligen Stuhls kann er, als Fürst, nichts vergeben. Darüber wacht mit strenger Sorge das heilige Kardinalskollegium. Dies Kollegium, so bedeutend dasselbe heut ist, so unbedeutend war es ursprünglich. Anfänglich hießen die Kardinäle Collaterales oder Hebdomadales, weil sie alle Woche der Reihe nach dem römischen Bischof als Diakonen und Subdiakonen dienten. Man wählte auch unter Pfarrern, Priestern, Helfern u. s. w. damals Einzelne aus, denen zur besondern Amtspflicht ward, über das Kirchengut, über das Gut der Wittwen, Waisen und Armen Aufsicht zu führen; verstorbene, arme Leute zu Grabe zu tragen u. s. w. Die hieß man Kardinäle, Hauptpriester,

Principales. Sie wurden von den Bischöfen in deren Sprengeln ausgewählt und nachher oft selbst Bischöfe. Erst um die Zeiten Gregors des Großen ward es üblich, daß der Papst seine Kardinäle zu seinen Räthen in Verwaltung der kirchlichen, allgemeinen Angelegenheiten machte. Dann empfingen sie endlich durch eine römische Kirchenversammlung im Jahr 769 das Recht, den Papst zu ernennen. Innozenz IV. steigerte ihre Würde ums Jahr 1245 mit Zulegung des rothen Hutes und der Kappe. Urban VIII. schmückte sie mit dem Titel Eminenz; vorher waren sie noch reverendissimi und illustrissimi. Im römischen Pontificale lautet ein Artikel: Notandum quod Cesar, antequam coronetur imperiali diademate, sedet *post primum Episcopum cardinalem*; et si quis re adest, sedet *post* primum Episcopum cardinalem. Die Könige wissen demnach, welchen Rang sie unter den Kardinälen eigentlich haben.

Rom.

Der Name der Tugend, virtù, ist doch wahrhaftig nirgends in einer Sprache ärger gemißbraucht, als in der italiänischen und gerade am meisten in der Nähe des heiligen Stuhls. Man kennt hier fast keine Tugend im gemeinen Leben, als Kunstvortrefflichkeit. Alles will Virtuose sein. Hier sind die Kastraten die Tugendhaften, die virtuosi; desgleichen die Freudenmädchen, sobald sie singen, zeichnen oder ein Madrigal, ein Sonett machen können. Die schwedische Königin Christina pflegte diese Tugendlichen nur kurzweg la virtuosa canaglia zu nennen. Sie hatte wohl recht.

Es erquickt mich, unter den Alterthümern Roms umherzuwandeln; schön durch sich selbst, noch schöner durch die sie umschwebenden großen Erinnerungen. Aber doch wird mit denselben von den Kunstschwärmern wahrhafte Abgötterei getrieben. Es giebt für sie nichts Großes, Gutes, Herrliches, es müsse denn vom Alterthum stammen. Diese Narrheit hat leider jetzt auch in Deutschland, und nicht blos in Kunstsachen, überhand genommen. Es wäre doch Zeit, einmal davon zurückzukommen. In Deutschland dauert allerlei Narrheit nur eine Weile, und ist gemeiniglich blos Modesache. Aber eben dies Wechseln ist unsere permanente Narrheit.

Wir Jüngere legen oft in das Alterthum und dessen Werke mehr Herrliches hinein, als sich die Alten selbst dabei dachten. Wir thun dies oft nur dem vortrefflichen Neuern zum Trotz und Verdruß, und loben die vergangenen Jahrhunderte auf Unkosten der Zeitgenossen. Sind wir einst verschwunden mit unserer Selbstverachtung und unbescheidenen Bescheidenheit, so werden unsere Nachkommen unsere Mannlichkeit, unsere Tugend herausstreichen, und die Werke ihrer Zeit daneben verachten. Ich halt' es mit Arnobius: Antiquiora, inquitis, ac per hoc fidei et veritatis plenissima, quasi vero errorum non antiquitas mater sit. (Es ist alt, sagt ihr, darum glaubwürdig, darum recht, als wenn das Alterthum nicht die Mutter des Irrthums wäre!) So geht das fort. Wir haben wahrlich der vorzüglichen Geister und Thaten nicht minder, denn die Alten. Aber statt die Kraft in uns durch Ehrfurcht für die Werke der Alten zu erwecken,

verderben wir vielmehr das Bessere und unsere Eigenthümlichkeit damit in ängstlicher Rücksicht und feiger Nachahmerei.

Ich behaupte kek, Göthe wäre mehr geworden, hätte er nicht die Griechen, Schiller mehr, hätte er nicht den Shakespear, Müller mehr, hätt' er nicht den Tacitus gekannt, u. s. w. Canova wäre auch ohne die griechischen Meister Canova geworden und vielleicht mehr; weniger studiert und ängstlich berechnet. Besser noch, als das beste Werk von Canova's Meissel, gefällt mir das neueste Werk seines Herzens. Die jährlichen 3000 Scudi, welche er durch die Gnade des obersten Priesters, (sommo Pontefice) so nennt man im edeln Styl hier zu Lande den Papst, sammt dem Titel eines Marchese d'Ischia, empfing, hat er gänzlich dem schönen Zweck gewidmet, alte Künstler in ihrer Armuth zu unterstützen, junge zu ermuntern, Kunstpreise auszusetzen, die Academia d'archeologia aufrecht zu halten und zu anderm Kunstgedeihlichen.

Rom.

Von neuern Werken der italiänischen gelehrten Welt hab' ich bisher wenig gelesen; doch einiges. Die homerische Ilias, vom Ritter Monti übersetzt, gilt ohngefähr bei den gelehrten und halbgelehrten Bewohnern der Halbinsel so, wie bei uns die vossische Uebersetzung. Nun hat vor Kurzem ein Abbate Eustachio Fiocchi die Ilias abermals und in den vielbeliebten Ottavarinen italiänisch gegeben. Ich schaffte sie mir schon in Mailand zur Reisegefährtin an, konnte ihr aber keinen Geschmack abgewinnen*). Ich hatte daran keinen Homer und keinen Ariost, sondern einen Abbate Fiocchi. Schon die italiänische Sprache selbst ist für keinen Homer gemacht, so wenig als zur Wiedergebung altenglischer Balladen und Romanzen, womit vor zwei Jahren Graf Bartolomeo Benincasa den Versuch machte. Es kömmt mir eben dabei vor, als wolle ein hübsches Mädchen mit weicher zarter Stimme die Rolle eines hohen Greisen spielen und Bardengesang anheben.

Viel anziehender waren für mich die Rime di Matteo Bandello, welche ein Doctor Lodovico Costa voriges Jahr (1816) aus einer Handschrift des königlichen Büchersaals zu Turin, ans Licht gestellt hat. Der Dominikaner Matteo Bandello, gebürtig von Castelnovo im Tortonischen, und Bischof zu Agen um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, schrieb mehrere jener

*) Nur zur Probe den Anfang dieser Ilias:

> Canta, o Diva, d'Achille il fero disegno,
> Che pose in tanti guai l'argive gente;
> E tante giù nel tenebroso regno
> Alme forti mandò di vita spente,
> E i corpi ai cani ed agli augei fe' segno.
> Di Giove s'adempia così la mente
> Dal dì che prima insiem discordi ir vide
> Il divo Achille e il Re dei Prodi Atride.

Mährchen zusammen, von denen auch Shakespeare Stoff zu seinen unvergänglich schönen Schauspielen nahm. Sie sind etwas roh erfunden, etwas roh geschrieben und freilich mit dem boccaccischen Decamerone nicht in Vergleichung zu setzen. Größer ist daher des gelehrten Angelo Majo Verdienst und Fund, den er in dem ambrosischen Bücherschatz zu Mailand machte, und unter dem Titel: M. Cornelii Frontonis opera inedita, ferner Aurelii Symmachi octo orationum ineditarum partes, herausgab. Man findet darin nicht nur von Fronto's und Symmachus Arbeiten, sondern auch Briefe an und von Kaiser Marc Aurel, Lucius Verus, Antonius Pius, und Bruchstücken anderer Alten. Man hat sich in den hochfliegenden Erwartungen stark betrogen, die man einst von dem wiedergefundenen Herculanum und Pompeji bildete. Einige Werke, von unbedeutendem Werth, mit unsäglicher Mühsamkeit entfaltet, waren dort bisher die ganze kahle Ausbeute. Majo's Entdeckung ist weit mehr werth und seine Bruchstücke helfen in der That, wenn auch zu keinem großen, doch zu manchem kleinen Licht in Erkennung der untergegangenen Welt.

Die italiänischen Zeitschriften beklagen den Tod eines gelehrten Deutschen, der in Deutschland selbst wenig bekannt ist, des Hrn. Johann Paul Schultheß, Sekretär von der Klasse der schönen Künste der Akademie zu Livorno. Er war aus dem Koburgischen, den 14. Herbstmonds 1748 geboren; kam von der Hochschule zu Erlangen schon im J. 1771 nach Italien, setzte sich endlich in Livorno fest und machte hier besonders das Wissenschaftliche der Tonkunst zu seinem Lieblingsfach. Schon sein Vater Nikolaus, der im Kontrapunkt sehr gewandt war, hatte ihn dazu angeleitet. Er hat in Livorno Verschiedenes über Gegenstände der Tonkunst geschrieben, doch sieht man seine Abhandlung über die Kirchenmusik als das Vorzüglichste an, was er gegeben. Sie ist im ersten Bande von den Verhandlungen der Academia italiana im Jahr 1810 abgedruckt. Er starb nach langwierigem Krankenlager am 13. April 1816.

Uebrigens wird es nach und nach in Italien auch von deutscher Literatur lauter. Il nobile ingegno di Klopstok, auch Schiller, Wieland, Kotzebue, Göthe, Bürger u. s. w. werden mit Achtung genannt. Von unsern mystisch-karfunkelnden romantisch-heiligen, alterthümlich-kindischen Pinslern und Winslern weiß man hier noch nichts. Noch voriges Jahr erschien über Bürgers schöne Balladen (sul cacciatore feroce e sulla Eleonora di Goffredo Augusto Bürger) eine besondere Abhandlung im Druck. Die Rassegnazione di Schiller las ich bisher nur zu meiner Verwunderung in prosaischer Uebersetzung; sie klingt da auch sehr prosaisch*). Aber überhaupt will michs bedünken, als wollten deutscher und welscher Geist nicht wohl zusammenfugen: das sind Eichenstamm und Passionsblume.

Am meisten anerkennen die Italiäner den Werth der Deutschen in der Rechtsgelahrtheit, Heilkunst und Naturkunde, worin sie selbst vorzüglicher, denn in andern ernsten Wissenschaften

*) Nur den ersten Vers zum Muster: Ed io pure, io nacqui in Arcadia! La natura, quando dalla culla io emersi, la solenne promessa della felicità mi ha fatto. Jo nacqui in Arcadia, ma una fugitiva primavera non arrecommi che lagrime. Klingt das nicht wie deutsch, und Schillers melodischer Vers daneben, wie italiänisch?

sind. Besonders beschäftigt sie jetzt, aus sehr natürlichen Gründen, das Uebersetzen, Ausziehen, Erörtern und Erläutern des österreichischen Gesetzbuchs. Die medizinischen Schriften Franks sind wohl schon alle übersetzt. Kurt Sprengel, Reil, Sömmering, Chladni u. s. w. haben unter Aerzten und Physikern allenthalben ihre Verehrer. Selbst die Lehre vom thierischen Magnetismus, oder dem „Mesmeren“, wird jetzt vom deutschen Boden über die Alpen nach Italien verpflanzt.

v. Zw.

Der nordamerikanische Freistaat Ohio.

Die fortwährenden Auswanderungen und ihre Ursache. — Beschreibung des Ohiolandes und dessen wachsender Bevölkerung. — Neuschweizerland. — Größe und Einrichtungen. — Unterschied der europäischen und nordamerikanischen Staatsverfassungen, und Ursache davon.

Die Auswanderungen der Europäer nach Amerika wachsen mit jedem Jahr. Merkwürdig ist dabei, daß die Auswanderungen in denjenigen Ländern der alten Welt am häufigsten sind, welche von den europäischen Schriftstellern bisher am meisten gepriesen wurden. Keine Portugiesen, Spanier, Ungarn, Slawaken, Lappländer, suchen jenseits des Ozeans ein besseres Vaterland; aber aus dem herrlichen Deutschland, welches wegen seiner Ordnungen, Einrichtuugen und Fürsten berühmt ist, ziehen tausende hinweg; sie verlassen in großen Schaaren das wegen seiner musterhaften Verfassungen hochbelobte Grosbritanien; sie verlassen die vielbesungenen, reizenden Fluren Italiens; sie verlassen sogar die anmuthsvolle, wegen ihrer Freiheit gerühmte Schweiz; sie verlassen das schöne Frankreich? Woher dies?

Offenbar bewirkt es wohl nicht allein die vermeinte Uebervölkerung, oder Mangel des Erwerbs. Bauern verkaufen ihre Höfe, Handwerker verlassen ihre Werkstätten, Kapitalisten sogar schiffen sich ein; eigentliche Bettler oder Leute ohne Vermögen bleiben zurück. Die Auswanderer alle wissen sehr gut, daß die Reise sehr lang, beschwerlich und kostspielig ist; daß sie in Amerika zu Wildnissen kommen, die sie erst urbar machen müssen; daß dort die meisten europäischen Lebensbequemlichkeiten fehlen; daß sie in den ersten Jahren viele Mühseligkeiten und Entbehrungen erdulden müssen. Dennoch hält sie nichts zurück. Was erwarten sie denn?

Verheelen wir es uns nicht länger: größere Freiheit. — Es ist nicht allein körperliches, sondern weit mehr noch geistiges Bedürfniß, was sie treibt. Es haben sich bei der fortschreitenden Bildung schon gewisse Begriffe durch die Masse der Völker verbreitet, welche vorzeiten nur das Eigenthum der Priester, landständischer Herrn und gebietender Obern, oder einsamer Gelehrten waren; Begriffe von dem, was von Rechts wegen sein sollte, und die mit dem im schreienden Widerspruch stehen, was von Gewalts wegen wirklich da ist. Dies macht vielen Leuten ihr Dasein in den bisherigen Wohnungen unerträglich, und

schwächt ihre Liebe zum Vaterlande vollkommen. Sonst dienten die Völker mit mechanischer Gewohnheit und stummer Hingebung; jetzt gehorchen die Völker, aber sie denken dabei. Darum eben sind die zunehmenden Auswanderungen in denjenigen Ländern am häufigsten, deren Bewohner zu den gebildetern gehören.

Hungersnoth hat die Vaterlandsliebe noch selten so sehr geschwächt, als eine Idee. Nicht Uebervölkerung, nicht Gewerbsmangel machte ehmals tausenden das Leben in Frankreich, in der Pfalz, in Salzburg unerträglich, daß sie auswanderten: sondern der Widerspruch ihrer religiösen Ueberzeugungen mit den Landesgesetzen; der Mangel an Gewissensfreiheit. Die Ungeschicklichkeit und Ungerechtigkeit der Fürsten und ihrer Staatsdiener bewirkte damals die Auswanderungen.

Man täusche sich jetzt nicht, und sage: „unsere Bauern, unsere Handwerker haben noch keinen so hohen Grad der Verstandesbildung, daß sie dadurch im Widerspruch mit den bestehenden innern Landesverhältnissen gerathen könnten.“ — Aber sie denken, und wandern aus. Und sie am meisten, weil auf sie der Druck der Landesverhältnisse am schwersten lastet. Der Fabrikant, der Gelehrte, der Geistliche, der Offizier, der Staatsmann, auch bei weit größern Kenntnissen steht höher, geachteter, freier, darum wandert er nicht so leicht aus.

Sprechet dem gemeinen Mann von allen Opfern der Bequemlichkeit vor, die er in Amerika zu bringen habe, wenn schon das Land wohlfeil sei, und er sich allerdings bei angestrengtem Fleiß darauf ernähren könne; aber saget ihm: dort ist Freiheit; dort bist du kein Knecht deiner Vorgesetzten, sondern jedem gleich vor dem Gesetz und Richterstuhl; dort bist du, dort sind deine Söhne zu allen Geschäften, Gewerben, Handthierungen, Aemtern zugelassen, wozu ihr Lust und Fähigkeit habet; dort hat keiner, blos seiner Geburt wegen, einen gesetzlichen Vorzug und Vortheil, und ist kein Edelmann Günstling und ein Bürger oder Bauer Stiefkind des gleichen Staates; dort kannst du deinen Gott anbeten, wie du willst, nicht wie dir es das Kirchengesetz und der Priester befiehlt, bei harter Strafe; dort drängt dich kein Vorurtheil wegen deines Gewerbes oder Standes aus angenehmen Verbindungen; dort ist dein Eigenthum dein Eigenthum, und ohne Abgaben zur Unterhaltung eines glänzenden Hofes, oder eines stehenden Heeres, dem der Bürger, wenns zum Krieg kömmt, doch noch am Ende, nicht nur mit seinem Gut, sondern auch mit seinem Blut beistehen muß; — saget dies dem gemeinen Mann, und es wird sich in ihm regen, alle hiesige Bequemlichkeiten aufzuopfern, und dahin zu ziehen.

Und so ists wirklich; denn es ist gesunder Menschenverstand da.

Entweder muß man nun diesen gesunden Menschenverstand wieder, sammt aller Kenntniß des Bessern, ausrotten, (ohngefähr mit den löblichen Mitteln, deren sich die jetzt wieder gepriesene und hergestellte Gesellschaft Jesu einst in Paraguay bediente): oder man muß die Ordnungen in den Ländern diesem gesunden Menschenverstande gemäs einrichten. — Jenes kann man nicht; dieses will man nicht. Folglich dauern die Auswanderungen fort. Hindert ihr sie mit Gewalt: so werden Staatsumwälzungen davon die unvermeidliche

Wirkung sein, weil ihr unkluger Weise selber den Brennstoff anhäufet. — Ist Amerika einst voll, daß die Auswanderungen von selbst aufhören, und die Verfassungen, Vorurtheile und Einrichtungen Europens sind noch die **heutigen** (was jedoch höchst unwahrscheinlich ist!): so werden dann die Umwälzungen dennoch erfolgen, wenn man nicht Luft nach Afrika hinaus macht.

Gegenwärtig strömen die meisten Auszügler von Europa besonders nach dem **Ohiostaat** in Nordamerika, meines Wissens, dem **jüngsten auf dem Erdboden**. Es ist für uns nicht ganz unwichtig, wohin unsere bisherigen Landes- und Welttheilsgenossen kommen. Da findet man im traulichen Verein schottische und irische Dörfer, Schweizer-Dörfer, Deutsche u. s. w.

Nicht umsonst führt der **Ohio** (schöner Strom) seinen Namen. Das Gebiet an seinem Nordwestufer ist ein fruchtbarer, meistens ebener, von sanften Hügeln durchzogener, von Flüssen und Bächen reich bewässerter, von großen Waldungen überschatteter Strich Landes unter sehr gesundem Himmelsstrich. Hier waltet eine üppige Pflanzenkraft. Die Waldungen strotzen von den schönsten Holzarten. Eichen, Fichten und Eschen und Ahorne steigen da in ungewöhnlicher Stärke auf; über alle der majestätische Sycomore hervorragend, der zuweilen die ungeheure Dicke von 15—20 Schuh hat*). Neben den vortheilhaftesten Erzeugnissen europäischer Gärten und Aecker gedeihen hier freiwillig Zuckerrohr und Baumwollenstaude. Maulbeer- Nuß- Kirsch- und Kastanienbäume werden häufig gepflanzt, wo sie nicht schon wild wachsend sind. Europäisches Haus- und Heerdenvieh gewöhnt sich unter diesem milden Himmel gern; wilde oder schädliche Thiere sind hier so selten, wie in Europa.

So schnell auch die Bevölkerung anwächst, sind doch noch ungeheuere Strecken des fruchtbarsten Landes unbewohnt und unangebaut, davon der Morgen um drei bis fünf Dollars, in billigen Fristen zahlbar, verkauft wird. Am meisten ward bisher das Land, welches dem Ufer des Ohiostroms zunächst gelegen ist, gesucht. Da wird jetzt alles europäisch. Auf einer Strecke von beinah hundert deutschen Meilen, von **Pittsburg** bis zum **Ohiofall**, trifft man schon eine lange Kette von Dörfern, Städten, Weilern, Höfen, deren Zahl sich mit jedem Jahre vermehrt. Noch vor vierzig bis fünfzig Jahren war hier alles eine unendliche Wildniß; vor dreißig Jahren fand man zuweilen schon einsame Ansiedler, die von da an sich außerordentlich vermehrten. Vor zwanzig Jahren betrug die Anzahl der Weißen beinah schon 4000 Seelen**), welches freilich auf einem so weitläufigen Raume eine dünne Bevölkerung ist, selbst wenn man noch die Anzahl der meistens unstäten Indianer dazu rechnet, die aber ebenfalls gering war. Demungeachtet theilte das Gesetz des Kongresses vom 13. Heumonds 1787 das Land schon in neun

*) **John Melish** erzählt von einem hohlen Sycomorestamm, in welchem im Jahr 1806 dreizehn Männer ihre Rosse hineinstellten.

) Nach **de la Rochefaucauld-Liancourt, der diese Gegenden von 1795—1797 besuchte.

Bezirke; ernannte ihm einen Gouverneur, dem drei Richter und ein Geheimschreiber zugeordnet wurden; stellte auch fest, daß es, sobald die Zahl der weißen Einwohner auf 50,000 gestiegen sein würde, eine eigne, gesetzgebende Versammlung erhalten sollte. — Im Jahr 1800 ward eine neue Volkszählung veranstaltet. Man fand 42,365 Einwohner. Schon im Jahr 1802 stieg aber die Seelenzahl über 50,000. Im Jahr 1804 wurden 98,462 Einwohner gezählt. Im Jahr 1808 betrug die Menge 230,760. Im Jahr 1816 über 600,700 *).

Dieses ungeheure Fortschreiten der Bevölkerung zeugt eben so sehr für die Güte des Himmelsstriches, als des Bodens, wo noch immer viele tausend Morgen Landes den urbarmachenden Fleiß erwarten **). Aber es zeugt auch für die Güte der Staatsverfassung.

Der Ohiostaat, jetzt mit mehr denn einer halben Million Einwohner, die sich in zehn Jahren leicht verdoppelt hat, hält in seinem Flächenraum eine Ausdehnung von mehr, als dreitausend deutschen Geviertmeilen; ist also um ein Drittel größer, als das ganze Königreich Portugal.

Schon im Jahr 1802, da die gesetzliche Anzahl der Einwohner beisammen gefunden worden, trat Ohio, als selbstständiger Freistaat in den Bundesverein der nordamerikanischen Staaten. Er empfing seine eigne gesetzgebende Versammlung, seine selbstgewählte Verfassung und Obrigkeit.

Seine neun Bezirke sind Connecticut-Reserve, mit dem Hauptort Warren; Steubenville, mit dem Hauptort gleichen Namens, wozu auch Neulissabon, Canton, und Clairville gehören; Janesville, mit dem Hauptort gleiches Namens, nebst Coshocton und Neuphiladelphia; Marietta, mit der Ortschaft gleiches Namens; Ohiocompagnieland, mit Athen und Gallipolis; Chillicoth mit Newark, Worthington, Neulancaster; Virginisch Militärland, mit Franklinton, Chillicoth, Zenia, Westunion, Williamsburg; Symmesland mit Libanon, Deerfield, Hamilton, Cincinnati; Cincinnatiland, mit dem Hauptort Dayton.

Im Norden des schönen Stromes befindet sich noch ein weiter Landraum mit zahlreichen Niederlassungen, welche jedoch vom Ohiostaat getrennt sind und bisher von einem Gouverneur im Namen des Kongresses verwaltet wurden. Aber am 6. Christmonds 1816 sind auch sie, unter dem Namen Indiana in den Bundesverein als selbstständiger Freistaat aufgenommen worden. Unter ihnen ist Neuschweizerland (Switzerland-Country) die, welche am kräftigsten aufblüht. Sie ward meistens von ausgewanderten vermöglichen Waadtländern gegründet, unter denen die Gebrüder Dufour, Gex-Oboussier, Neymond die angesehensten sind. Die Pflanzstadt dehnt sich bei zwei Stunden lang an den Ufern des Ohio aus. Im Mittelpunkt der Landschaft haben die vornehmsten Anbauer, auf den Ländereien der Herrn Dufour, die Stadt

*) Nach Privatbriefen aus Philadelphia.

**) De la Rochefaucauld-Liancourt gab im Ohiobezirk 250 Millionen Acres an; John Mellish nur 28,070,400 Acres.

Neuvevay angelegt. Sie ist sehr regelmäßig gebaut; zählte im J. 1816 schon über 200 Häuser, alle von Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten bewohnt, deren Seelenzahl über siebenhundert betrug. Viehzucht und Ackerbau, und Weinbau werden hier mit eben so vielem Glück, als Fleiß betrieben; denn der Boden ist ungemein fruchtbar. Strohgeflecht, Tuch- und Leinwandwebereien, Gärbereien, Zuckerbereitung aus Ahornsaft, allerlei Holzwaaren u. s. w. werden stark in die benachbarten Gegenden, nach Madison, Marietta u. s. w. ausgeführt.

Wer Bürger der vereinigten Staaten ist, ein Jahr lang im Ohio-Land ansäßig war, und Abgaben zahlt, kann zu Versammlungen des Bezirks treten, seine Stimme zu den obrigkeitlichen Wahlen geben und selbst gewählt werden. Die Wahlmänner erwählen eine oberste, gesetzgebende Versammlung, in welcher die Selbherrlichkeitsrechte des Volks geübt werden. Die Versammlung besteht aus zwei Kammern; einem Rath der Stellvertreter und einem Rath der Alten. Jener besteht aus 72 Gliedern, deren keines unter fünf und zwanzig Jahre alt sein darf; dieser aus wenigstens 24 höchstens 36 Gliedern, deren keines jünger als dreißig Jahre sein kann, auch schon zwei Jahre im Staat ansäßig gewesen sein muß. Jeder der Stellvertreter wird auf ein Jahr, jeder der Alten auf zwei Jahr ernannt. Eben so wird der Präsident, oder Gouverneur des Ohiostaats erwählt, dem die Vollziehung der Gesetze, die Aufsicht über alle Zweige der öffentlichen Verwaltung und die Anführung des Heeres anvertraut ist. Er wird nur auf zwei Jahre gewählt. In acht Jahren ist er nur dreimal wählbar. Er muß wenigstens zwölf Jahre Bürger der vereinigten Staaten, vier Jahre Einwohner des Landes sein und das dreißigste Jahr zurückgelegt haben.

Jede Gemeinde hat ihren eignen Gemeindsrath und Friedensrichter, vom Volk der Gemeinde erkoren; jeder Bezirk sein Untergericht; das ganze Land einen Obergerichtshof von drei Gliedern, die von der gesetzgebenden Versammlung auf sieben Jahre ernannt werden.

Im Heerwesen erkührt jede Heerbande oder Compagnie ihren Hauptmann, so wie die Statthalter desselben, und die Feldweibel u. s. w. Diese ernennen den Oberstwachtmeister, und vereint mit ihm den Oberststatthalter und Oberst. Die Feldherrn, Oberstlagermeister, und Feldzeugmeister aber werden von der gesetzgebenden Versammlung ernannt.

Diese Staatseinrichtung ist höchst einfach und zweckmäßig; das Volk hat keinen Herrn, nur Beamte; niemanden über sich, als das Gesetz. Es gehorcht, nicht aus Furcht vor Stock und Kerker, sondern aus Liebe zur Gerechtigkeit für sich selbst; aus jener vernünftigen Einsicht des eignen Nutzens, die darum noch lange nicht eine scheltenswerthe Eigennützigkeit ist.

Das Leben ist in der That keine schwierige Kunst, auch nicht das Beisammenleben in den mannigfaltigsten Verhältnissen: so lange man sich in den gesellschaftlichen Verbindungen nicht von den einfachsten und natürlichsten Grundsätzen der Vernunft und Natur entfernt. Das Leben im Staat wird erst dann zur Kunst, wenn der Mensch, abgefallen von der Natur, darin selbst nichts anders, denn ein Kunstwerk ist. — Das Naturgemäße erhält sich von selbst; nur das

Unnatürliche muß durch Zwangsmittel und künstliche Stützen aufrecht gehalten werden. Daher ist in Europa alles, was zum Staatsrecht, zur Staatsverwaltung und zur Staatsführung gehört, mit großer Schwierigkeit und Mühsamkeit verknüpft, während in Amerika ungelehrte Staatsmänner sehr gut und besser verfügen können als in Europa; wo Unterschied der Stände, Adel, Majorate, Herrschaft, Knechtschaft, Privilegien, Intoleranz, Preßzwang u. s. w. die einfachsten Verhältnisse zerknicken und verworren durch einander flechten.

Das Natürliche ist in Europa so fremd geworden, daß es Vernunftlehrer, Staatslehrer, Rechtslehrer und andere dergleichen weise Meister gab, welche die Liebe des Naturgemäßen im Staatswesen für alberne Träumerei, oder Jakobinerei in vollem Ernst verdammten. Denn sie hielten das Reinthierische im Menschen für das Natürlichste! Sie dachten kaum daran, daß der Mensch nicht blos Thier, sondern in sich etwas weit Höheres sei, und daß die höchsten Gesetze der Vernunft und Religion eins sind mit den höchsten Gesetzen der Natur. —

Daher geriethen alle diejenigen zu den tollsten Einfällen, welche, um Staatslehrer für Fürsten und Völker zu werden, ihre Grundsätze aus der Erfahrung allein hervorziehen wollten, indem sie beständig rückwärts auf jenen kläglichen Zustand der Menschheit schauten, wo sie sich erst allmälig aus dem Schlamm der Thierheit emporhob zu einem göttlichern Sein; statt daß sie hätten vorwärts schauen sollen zu dem Bessern, zu welchem wir als gottähnliche Wesen berufen sind, und wohin der vernünftige Geist in uns deutet.

Die Staatsverfassung am Ohio ist eine der vortrefflichsten, wenn man auf die Lauterkeit und Hoheit ihrer Grundsätze sieht; und ist darin den meisten der vereinigten nordamerikanischen Staaten ähnlich.

Die alte und neue Welt unterscheiden sich nicht blos durch die Verschiedenheit ihrer physischen Naturen, sondern auch der geistigen Ordnungen ihrer Bewohner. Es kömmt nicht leicht ein Europäer von Amerika's freien Landen zurück, ohne die Vortrefflichkeit ihrer Verfassungen und bürgerlichen Einrichtungen mit Entzücken zu loben. Woher dies? Haben wir denn in Europa nicht mehr und größere Gelehrte und Weisen, als jene Leute jenseits des Weltmeers?

In Europa sind alle bürgerliche Verhältnisse nach und nach mit der europäischen Menschheit selber, aus der Tiefe der Barbarei und ihrer unbarmherzigen Rohheit und Vorurtheilsfülle heraufgestiegen, und haben sich nur mit der Erweiterung der Kenntnisse, mit der Ausbildung des Geistes und unter den Anstößen der alles erschütternden Zeit entwickelt. Daher kleben auch noch immer den gebildetsten Völkern hier Spuren alter Barbarei, Vorurtheile und grausame Begriffe an, welche, obschon die Mehrheit der Menschen sie tadeln mag, doch durch den Sieg der Gewohnheit ihr Dasein behaupten. Daher stehen in Europa die Einsichten der Menschen im Widerspruch mit ihrem wirklichen bürgerlichen und staatlichen Zuständen. Daher kömmt es, daß in der That jetzt schon ein großer Theil der europäischen Menschheit höher steht, als, — wie man zu sagen pflegt — ihr Zeitalter. Daher werden die Gährungen, Verbesserungen

und Staatsumwälzungen nothwendig fortdauern, weil die Stufe der Einsicht — was man den Geist des Zeitalters, (esprit du siècle) heißt — nicht mehr mit der Stufe des bürgerlichen Zustandes im verträglichen Ebenmaas steht.

In Amerika, welches meistens von denjenigen bevölkert ward, die eben wegen der Zwietracht ihres Lebens mit den in Europa herrschenden Verhältnissen, über das Weltmeer zogen, wurden neue Staaten gegründet, nicht alte ausgebildet. Hier zerfielen die alten Gewohnheiten und Vorurtheile von selbst mit dem Eintritt in ganz neue Umstände. Hier ward die mangelhafte, klägliche Erfahrung zurückgelegt, und der gebildetere Geist, der gesunde Menschenverstand entwarfen die Staatsverfassungen, und bauten sie auf jene natürlichen Grundsätze, die dem europäischen, gekünstelten Flickwerk verderblich sein müssen, weil sie Früchte des Geistes nicht der gewohnten Barbarei und der Zeitwirkungen sind. Jeder vernünftige Mensch anerkannte die Wahrheit und Rechtlichkeit dieser Grundsätze sogleich, ohne mühsame Erklärung.

Ich will die Grundsatzungen von der Verfassung des neuen Ohiostaates nach ihrem Hauptinhalt hier beifügen, die allerdings gegenwärtig noch in den meisten europäischen Ländern geächtet sind, welche aber auch hier früher oder später in Leben und Wirklichkeit eintreten werden, was man ohne Sehergabe zu haben, wohl voraussagen kann.

Alle Menschen werden frei geboren. Erbliche Vorzüge, Vorrechte und Auszeichnungen sind auf ewige Zeiten verboten.

Jeder Mensch hat von Natur Recht, Gott nach seinen Ueberzeugungen zu verehren. Niemand kann über Gewissen und Glauben des andern gebieten.

Die Sclaverei ist für ewige Zeiten unerlaubt.

Die Freiheit der Presse ist unwiderruflich erklärt, jeder hat das natürliche Recht, wie mit Einzelnen, so mit allen zu reden.

Der öffentliche Unterricht soll allezeit von den höchsten Gewalten ermuntert und unterstützt werden, soweit es die Freiheit der Gewissen zuläßt.

Das Volk ist befugt, sich in allgemeinen Versammlungen über sein Wohl zu berathen, und zur Vertheidigung desselben die Waffen zu führen.

Die Einrichtung von Geschwornengerichten (Jury) ist ein unantastbares Heiligthum zur Rechtspflege.

John Melish, (in seinen travels trough the united states of America die im J. 1815 zu Philadelphia im Druck erschienen) hält die Verfassung von Ohio für die beste aller übrigen sechszehn nordamerikanischen Freistaaten. Er erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die Schöpfer dieser Verfassung aus der Erfahrung von den übrigen das Bessere gelernt hätten. Es mag in Einzelnheiten der Fall gewesen sein, in der Hauptsache gewiß nicht. Sondern die frühern sind darum unvollkommener, weil in sie noch vieler Sauerteig europäischer Vorurtheile und Begriffe übergegangen ist. Denn sie waren nicht gleich als Freistaaten, sondern ursprünglich, als britische Niederlassungen und Pflanzstätten vorhanden, zum Behuf Englands!

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Entdeckung altrömischer und griechischer Schriftsteller durch Angelo Maio. — Ridolfi's Bestätigung von der magnetischen Kraft der violetten Strahlen.

— Wohl mit Recht beklagen unsere Jahrhunderte noch immer den Verlust vieler klassischen Werke des Alterthums, welche durch Unwissenheit, oder dumme Mönchsfrömmigkeit des Mittelalters untergegangen sind, so wie durch Brand, Krieg und anderes Unglück. Oft wurden alte pergamentne Abschriften der Schriftsteller Roms und Griechenlands, wenn die Schriftzüge verblichen waren, von den Mönchen neuerdings mit geistlichen Versen und Auslegungen der heiligen Bücher überschrieben; dann wohl zerrissene Pergamentschriften zum Einband neuer Bücher gebraucht. So hatte P. J. Bruns im Jahr 1772 im Vatican ein köstliches Bruchstück von den Geschichten des Titus Livius entdeckt, welches mit Stellen aus den Büchern des alten Bundes, die Zeilen durchkreuzend, überschrieben war. So fand Bocaccio, als er das Kloster auf dem Berg Cassino in Apulien besuchte, uralte Abschriften der besten Werke der Römer und Griechen im Staube modernd, und der Mönch, der ihn herumführte, sagte: „Wenn die Brüder ein Paar Heller verdienen wollen, zerreissen sie die alten Hefte, machen kleine Psalmenbücher draus und verkaufen sie den Kindern."

Herr Angelo Maio, Lehrer der morgenländischen Sprachen zu Mailand, hat sich seit einigen Jahren viele Mühe gegeben, die erloschene Schrift auf neuüberschriebenen Pergamenten des ambrosischen Bücherschatzes zu entziffern. So hat er im Jahre 1814 von seinen Fündlingen bekannt gemacht durch den Druck M. Tullii Ciceronis trium orationum pro Scauro, pro Flacco, pro Tullio partes ineditae; ferner in demselben Jahre noch M. T. Ciceronis trium orationum fragmenta inedita; mit einigen Bruchstücken alter Erläuterungen dieser und anderer Reden Cicero's, vermuthlich vom Asconius Pedianus herrührend. Beide sind in Mailand besonders gedruckt. Die ersten waren mit Gedichten von Sedulius, die letztern mit einer lateinischen Uebersetzung der chalcedonischen Kirchenversammlung überschrieben gewesen. — Auf die gleiche Weise entdeckte der fleißige und gelehrte Majo unter einer Abschrift von den Verhandlungen derselben Kirchenversammlung Bruchstücke von den Werken des M. Cornelius Fronto. Dieser Zeitgenosse und Lehrer Marc Aurels, der vornehmste von Roms Rednern zur Zeit Kaiser Hadrians, war nicht nur Redner, auch Weltweiser, Sprachkundiger, Geschichtschreiber und schrieb sowohl griechisch, als lateinisch. Man besaß bisher von seinen vielen Werken fast nichts mehr. Majo vermuthet, Fronto sei unter Diocletians oder Nervas Herrschaft geboren; gewiß aber ist, das Cirte in Afrika sein Geburtsort gewesen.

Was nun von Fronto's Schriften auf jene Art entdeckt worden, sind meistens Briefe desselben an Antonius Pius, Marcus Aurelius, Commodus und andere Personen, oder Briefe

derselben an ihn, Bruchstücke von seinem Buche über Reden, von einigen seiner Reden selbst, von einem Brief über den parthischen Krieg, von Grundsätzen einer Geschichte u. s. w. Herr Majo machte sie im J. 1815 zu Mailand durch den Druck bekannt unter dem Titel: M. Cornelii Frontonis opera inedita cum epistolis item ineditis Antonini Pii, M. Aurelii, L. Veri, et Appiani, nec non aliorum veterum fragmenta. In demselben Jahre gab er noch die auf ähnliche Art entdeckten Bruchstücke aus dem Plautus und Erläuterungen über Terenz heraus. (M. Acci Plauti fragmenta inedita, item ad Publ. Terentium commentationes et picturae ineditae. Mediol. 1815) Die plautischen Bruchstücke sind wegen der abweichenden Lesarten wichtig; minder erheblich die Erörterungen über Terenz.

Majo fügte zu diesen seinen Verdiensten um die Schriftsteller der Vorwelt noch die Entdeckung von der Rede des Isäus, des Demosthenes Lehrer, wegen des Kleonymos Erbe. Diese Rede, ehmals nur unvollständig bekannt, steht nun ergänzt da, und mit neuen Lesarten. (Isaei oratio de hereditati Cleonymi. Mediol. 1815.) Eben so fand er eine von den Reden des Themistius, der im J. 384 nach Christi Geburt Statthalter zu Konstantinopel war, und welchen ein Kirchenvater den König der Beredsamkeit hieß. Garduin hatte schon im J. 1648 zu Paris dreiunddreißig von des Themistius Reden herausgegeben. Aber die, welche Themistius wegen Uebernahme der Statthalterschaft gehalten, und die Majo voriges Jahr abdrucken ließ (Themistii philosophi oratio in eos a quibus ob prefecturam susceptam fuerat vituperatur. Mediol. 1816.) gehörte bisher noch nicht zu den gekannten.

B. Zw.

— Die Versuche und Erfahrungen des Prof. Moricchini über die magnetische Kraft des violetten Lichts im Sonnenstrahl sind eine der neuesten und merkwürdigsten Entdeckungen im Gebiet der Naturkunde, aber noch von vielen in ihrer vollen Richtigkeit bezweifelt worden, da nicht alle ihm nachgemachte Versuche glücklich ausfielen. Moricchini fängt den violetten Strahl des vom Prisma gebrochenen Lichts mit einer Glaslinse auf, und läßt ihn so konzentrirt auf einer Nadel, die er magnetisch machen will, immer in einerlei Richtung entlang streifen, auf dieselbe Art, wie man, mit einem künstlichen Magnet, einer Nadel dessen Kraft verleiht. Wenigstens in einer halben Stunde wird auf solche Art die Nadel magnetisch.

Herr Cosimo Ridolfi vervollständigte Moricchini's Erfahrungen und bestätigte sie zugleich, wovon er in einem der neuesten Hefte von Brugnatelli's Zeitschrift für Naturkunde ausführliche Nachricht mittheilt. Binnen 32 Stunden magnetisirte er auf die beschriebene Weise eine Nadel, die auf einem Messingzäpfchen schwebte, und die Richtung des magnetischen Meridians empfangen hatte. Er strich sie darauf mit dem durchs Linsenglas fallenden violetten Lichtpunkt wieder im verkehrten Sinn rückwärts, vom Nord- zum Südpol; binnen 47 Minuten verlor sie fast alle magnetische Eigenschaft; und wie er die Arbeit noch zehn Minuten fortsetzte, drehte sich die Nadel und hatte eine der ersten entgegengesetzte Polarität angenommen. Eben so entmagnetete

er eine wirkliche, kräftige Magnetnadel durch das Rückwärtsstreichen mit dem violeten Lichtpunkt, und stellte darauf ihre Kraft wieder her.

Zu den Versuchen ist weder ganz heiterer Himmel, noch sehr trockene Luftbeschaffenheit nöthig: doch verlängert Feuchtigkeit der Luft die Arbeit. Je freier die Luft von Dünsten, der Himmel von Wolken, je senkrechter die Sonnenstrahlen aufs Prisma fallen, je besser gelingt der Versuch.

—— Die pontinischen Sümpfe, zu deren Trockenlegung Papst Pius VI. ungeheure Summen verwendete, sind heutiges Tages doch immer noch sumpfige ungesunde Gegenden, die nur theilweis angebaut werden können. Homer scheint sie noch vom Meere bedeckt geglaubt zu haben. Die römischen Schriftsteller wissen von keiner Ueberschwemmung durchs Meer, auch als Appius zuerst den Versuch machte, dies Land zu entsumpfen. Tausend Jahre später fand man dasselbe schon über das Meer erhaben; und in unserer Zeit erwies Prony, daß die Sümpfe nur an einigen Stellen noch um etwas tiefer, als der Spiegel der Meeresfläche liegen. Sie bilden eine unübersehbare Fläche, auf zwei Seiten von Bergen, auf zwei Seiten vom Meer begränzt. Das Land gehört zum Theil dem Staat, zum Theil Privateigenthümern. Man baut jetzt da Getraide und Mais; auch mit Soda- und Baumwollenpflanzungen hat man in den letzten Zeiten Versuche, doch keine glückliche, angestellt. Man läßt Arbeiter aus den sabinischen Bergen und den Abruzzen kommen, die das Feld bestellen, und am Ende der Erndtezeit wieder in ihre Heimathen zurückkehren. Der größte Theil des Bodens dient aber zur Viehweide. Da sieht man große Heerden von Büffeln, Rindvieh und Schweinen, auch Pferden.

Der Ritter Fossombrone, erster Großstaatsbeamter des Großherzogs von Toskana, der seit dreißig Jahren beauftragt war, das Thal von Chiana zu entsumpfen, hat in einer Denkschrift (sie ist im Jännerheft der bibl. universelle 1817 abgedruckt) seine auf eigne Erfahrungen begründete Ansicht auseinander gesetzt, wie man die pontinischen Moore am füglichsten trocken legen müsse. Pius VI. brachte es freilich dahin, daß man schon einige Stellen des Sumpflandes anbauen konnte; die Arbeit war einzeln nützlich, indem man das Wasser abzog, dem Ganzen aber schädlich, weil man auch die Erde, welche von den Bergen nach und nach herabgeschwemmt, diente, die gesammte Fläche allmählig über das Meer zu erhöhen, in geradester Richtung ins Meer führte. Man muß der Natur, welche dies Land durch Erhebung des Bodens, von selbst trocken legt, nicht widerstreben, sondern ihr durch Auffangung des Schlammes zu Hülfe kommen, der dann durch künstliche Ueberschwemmungen über die ganze Oberfläche der Meere verbreitet werden sollte.

Dies ist Fossombrone's Gedanke, den er mit Glück schon im Val di Chiano verwirklicht hat. Mit einem Aufwand von drei Millionen glaubt er binnen fünf Jahren alle Einrichtungen treffen zu können, um eine fortschreitende Bodenserhöhung, damit größere Fruchtbarkeit und ein neues Vaterland für eine neue Bevölkerung hervorzubringen. R. Zw.

Aus Frankreich.

Ein französisch-deutsches Tableau politique de l'Allemagne.

— Ein Deutscher zu Paris, Namens E. A. Scheffer, hat es neulich unternommen,
den Franzosen in einer Flugschrift (tableau politique d'Allemagne) von dem Zustand der deutschen
Nation klarere Begriffe beizubringen. Seine Schrift ist in mehr, als einer Beziehung, nicht
ganz unwichtig, und voll kecker Behauptungen, die manchem Deutschen seltsam genug tönen
werden. — Z. B. die französische Revolution habe in Deutschland viel Anhänger gehabt; nur
die Vertheilung Deutschlands in fünfzigerlei Herrschaften habe gehindert, daß nicht Alles vom
Feuer der Revolution ergriffen worden sei; — die militärische Beherrschung Deutschlands durch
die Franzosen habe hier den Sinn für Freiheit noch mehr erregt, wovon der gewaltige Auf-
schwung der Volkskraft zur Zerbrechung des bonapartischen Despotismus Folge ward; der
Wiener Kongreß, mehr mit den Angelegenheiten der fürstlichen Höfe, als der deutschen Völker-
schaften beschäftigt, habe bei diesen ein tiefes Mißvergnügen bewirkt; große Hoffnungen seien
denselben von den Fürsten gegeben, nachher aber nicht erfüllt worden; man habe einen engern
Verband der deutschen Nation und freisinnigere Staatsverfassungen erwartet, und finde sich nun
getäuscht; daher in allen deutschen Staaten ein heimlicher Kampf zwischen Herrschern und
Beherrschten. Der Verfasser, welcher gar umständlich Thatsachen von den deutschen Fürsten
und Völkern giebt, sie aber wohl wenig kennen mag, (denn nach ihm sind z. B. die deutsch-
redenden Baiern am Rhein wohnend, die Altbaiern aber Slawischen Herkommens, die
gar kein Deutsch sprechen!) meint endlich: um einen germanischen Bund zu bilden, müsse
man Oesterreich davon ganz ausschließen, weil es — — gar nicht zu Deutschland gehöre;
ferner: das deutsche Volk sei in der allerfreundlichsten Stimmung für das französische Volk,
(hört!); ferner: es müßte eine Annäherung zwischen der deutschen und französischen Nation,
eine Art Bündniß zwischen beiden, geschaffen werden; und endlich: die Hochachtung der Völker
für ihre Fürsten habe durch den vielfältigen Ländertausch, durch das Leiden unter provisorischen
Zuständen, sehr abgenommen; dazu komme Mangel und Theurung überall, — und das Alles
deute auf bevorstehende Staatsumwälzungen hin. Der Verfasser giebt hintennach noch den guten
Rath, dem Beispiel des Königs von Frankreich zu folgen, de ce sage monarque, qui a reconnu, que
son plus beau titre aux yeux de la postérité était la Charte constitutionelle qu'il a donnée aux Français.

Was die Franzosen zu diesem Propheten und über die Deutschen, wie er sie darstellt, denken
mögen, steht dahin. In Deutschland erregt er bestimmt lautes Gelächter. Z.

Aus Deutschland.

Beobachtungen von den Planeten Merkur und Vesta. — Humboldts Agamemnon.

— Unter den Eroberern, deren Siegeskranz keine Schlacht in den catalaunischen, pultawi-
schen oder leipziger Feldern zerstöhrt, deren Volk die Menschheit ist, und für deren Ruhmbegier
die Unendlichkeit des Weltalls den Spielraum öffnen muß, glänzt auch unser Johann Hiero-

nomus Schröter. Er wohnt nun bei den Unsterblichen. Am letzten Abend seines ein und siebenzigsten Lebensjahres (29. Aug. 1816) rief ihn Gott. Heller blickt sein Geist vielleicht nun durch das All der Welten, von welchem er den Sterblichen so manche neue Offenbarung gegeben; und seinen Ahnungen hier, begegnen dort vielleicht Ueberzeugungen höherer Art. — Die letzten Zeiten des ehrwürdigen Greises waren durch den Sturm der Zeit getrübt. Auch sein stiller Wohnort, Lilienthal, bei Bremen, wo er als königlich-hannöverscher Oberamtmann lebte, ward von der Kriegsfurie verheert, niedergebrannt; seine Sternwarte aufgebrochen und beraubt, und dem Manne, welcher Deutschlands bleibender Stolz ist, welcher dem menschlichen Geschlecht unvergängliche Reichthümer erwarb, ein großer Theil seiner mäßigen Lebensbequemlichkeiten entrissen. Auch ein wichtiger Theil seiner Handschriften, so wie der Verlag seiner gedruckten Werke ging in den Flammen verloren.

Inzwischen haben wir ihm noch im andern Theil seiner „hermographischen Fragmente zur genauern Kenntniß des Planeten Merkur", der im vorigen Jahr erschien, wichtige Entdeckungen zu danken. In Folge seiner scharfberechneten Beobachtungen dauert die Umdrehungszeit des Planeten Merkur, die man sonst zu 24 Stunden, 5 Minuten, 30 Sekunden annahm, nur 24 St. 50 Sek. Wenn man nun an die Kleinheit dieses Wandelsterns denkt, und wie sich andere im Verhältniß ihrer Größe weit schneller herumwirbeln, der entfernte Jupiter in 9 St. 55 Min. 35 Sek., der noch entferntere Saturn in ohngefähr 11 Stunden: so wird es deutlich, daß die Umwirbelungskraft der Wandelsterne um ihre Achsen im Verhältniß ihrer Durchmesser zunimmt, je weiter sie von der Sonne entfernt schweben. — Die Oberfläche des Merkur ist voller Gebirge und Thäler, wie diejenige unserer Erde, oder des Mondes, oder der Venus; und im Verhältniß seines geringen Durchmessers sind seine Berge von nicht minderer Höhe, auf der südlichen und auch auf der nördlichen Hälfte. Er hat einen Dunstkreis, wie unsere Erde, und so schnell wechselnde Wolkenverdichtungen, wie der Mars.

Die Vesta, der kleinste aller zu unserer Sonnenfamilie gehörenden Weltkörper, den Olbers am 29. März 1807 im Flügel der Jungfrau entdeckte, hat höchstens nur einen Durchmesser von 74 geographischen Meilen. Aber daneben hat er von allen übrigen Planeten den stärksten Glanz, ein wahres Fixsternlicht, daher er auch geraume Zeit, als Fixstern betrachtet worden. Schröter glaubt auch, daß die Vesta mehr durch eigenthümliches, als gleich andern Wandelsternen, durch zurückgeworfenes Sonnenlicht, strahle. Ag.

Des Hrn. von Humboldts Uebersetzung von Aeschylos Agamemnon ist ein neuer Beitrag zu den Sprachverwirrungen, und der Uebersetzer hat das Mögliche gethan, um die Arbeit des griechischen Tragikers unverständlich zu machen. Einer so rein unnatürlichen Wortfügung, wie er sich beflissen, ist doch wohl nun und nimmermehr Geschmack abzugewinnen. Was werden diese Menschen endlich aus der ehrlichen deutschen Sprache machen? Die Griechenjünger verrenken dieselbe, daß kein gesundes Glied an ihr bleibt, und die Germanen pfropfen alle Popanz der nordischen Vorzeit auf ihre verstümmelten Glieder. In zehn Jahren versteht der Herr nicht mehr den Knecht, noch die Mutter das Kind. u.

Ueberlieferungen.

Nro. 5.

Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes der Freimaurerei in Europa.

Eingang. — Herkommen der Freimaurerei von den Baugesellschaften der Römer und des Mittelalters. — Trennung von der Werkmaurerei in England. — Verbreitung von England und Schottland in das übrige Europa. — Gegenwärtiger Stand der Logen in Großbritanien, — in Frankreich, — Deutschland, — Niederland, — Eidsgenossenschaft — Entartung der Freimaurerei. Ursachen. — Inneres Wesen des Maurerthums und dessen Geschichte.

Die Schicksale einer Gesellschaft kennen zu lernen, deren Dasein man seit Jahrhunderten weiß, deren Genossenschaft sich über den größten Theil Europens und in allen übrigen Welttheilen verbreitet hat, zu welcher Fürsten und Landleute, Gelehrte und Ungelehrte treten; einer Gesellschaft, die von jeher von vielen Unkundigen mit ungemessener Ehrfurcht oder Feindschaft, abergläubiger Scheu oder Spottsucht behandelt worden ist: wäre für die Geschichte der Menschheit allerdings bedeutend. Doch eine solche Darstellung ist schwieriger, denn die jeder andern menschlichen Stiftung, man sehe nun auf die äußern Schicksale der großen Verbrüderung, oder auf die Verwandlungen ihres innern Wesens. Theils das Alterthum der maurerischen Bauhütten, da noch wenig aufgezeichnet ward; theils die Ruhmredigkeit der Jüngern von ihrer Vorzeit; theils die Zerstreuung ihrer Genossenschaften in voneinander entfernten Ländern; theils das absichtliche Dunkel, in welches sie sich alle so gern, und meistens ohne Noth, verhüllten; theils die Mißdeutungen und mannigfaltigen Auslegungen, welche ihre gewohnten sinnbildlichen Gebräuche von ihnen selbst erfuhren; theils die Vernichtung vieler Schriften einzelner Logen bei deren Aufhebung und andere Umstände mehr, machen eine vollständige und zuverlässige Geschichte der Freimaurerei ungemein schwierig.

Weder der Orden an sich selbst, mit seinen Logen und Systemen, noch der Inhalt seiner Beschäftigungen ist aber in unsern Zeiten Geheimniß. Das ist längst in vielen gedruckten Schriften verschiedener Länder aufgedeckt, und wer z. B. in Deutschland, die sogenannten Maurergeheimnisse kennen lernen will, findet sie sammt und sonders in bändereichen Schriften, oder hat sie noch wohlfeiler in dem neulich erschienenen Buche: „der vollkommene Baumeister." Der Verfasser des letztgenannten Werkes scheint zu der sogenannten „stricten Observanz" der Freimaurer zu gehören. Für die Lesewelt hat er schwerlich geschrieben. Sein Buch ist rohe und geistlose Sammlung sogenannter „Legenden und Ritualien". Und wenn er schon die in den Logen übliche Förmlichkeiten beschreibt, wird dennoch sein Buch für die große Masse der Leser unverständlich bleiben. Vermittelst solcher Bücher ist der Ungeweihte

freilich in sogenannten maurerischen Dingen so wohl erfahren, als der siebenfach geweihte und viermal ehrwürdige Bruder. Er kann sich, wenn er Betrug spielen will, sogar bei Maurern, als Bruder geltend zu machen suchen; sich selbst in die Logen drängen, wenn man allenfalls nicht zu streng auf Vorweisung des Diploms hält; aber was Maurerei im höhern Sinne des Worts ist, und sein soll, das ahnen wohl wenige bei aller Leserei solcher Schriften.

Zwar haben seit geraumer Zeit die bessern Köpfe, die in den Orden getreten waren, die Maurerei in ihrer gegenwärtigen Verartung für eine zeitversplitternde feierliche Spielerei großer Kinder mit Bärten gehalten; allein diese üble Meinung mußte bei manchen durch den wahrhaft großen Unfug erzeugt werden, der in französischen, englischen, selbst in mehrern deutschen Logen bei Aufnahmen u. dgl. getrieben ward, wo man nichts weniger, als sich vom hohen Geist des Maurerthums ergriffen fühlte, und eine oft langweilige Feierlichkeit für das Wesen der Sache selbst hielt. Darum zogen sich auch viele denkende Männer mit Verdruß zurück, oder strebten auf das Bessere hin, wie Schröder, der Dichter, in Hamburg, wie Feßler, wie Krause, wie andere. Doch die meisten leuchtenden Brüder blieben leider oft sehr Unerleuchtete, und freuten sich lieber ihres Spiels mit Titeln, Bändern, und bequasteten, blau, grün oder roth gefütterten Schurzfellen.

Bleibt nun nach vollkommener Offenkundigkeit solchen Tandes, der keinem ernsten, denkenden Manne wohlthut, die Freimaurerei in bisheriger Beschaffenheit: so wird sie Gegenstand des Achselzuckens und ihre Fortdauer ein trauriger Beitrag zur Geschichte menschlicher Schwachheiten. — Aber das Maurerthum selbst, verkannt von seinen meisten Priestern, hört darum nicht auf, ehrwürdig an sich, und unvergänglich zu sein, wie die ewige Wahrheit.

Das heutige Freimaurerwesen, (Ceremoniel, Ordenssucht,) ist eine von jenen menschlichen Stiftungen, die mit der Zeit überalt, und den Verhältnissen des Jahrhunderts fremd geworden sind. Es kann und wird freilich noch eine Zeitlang fortbestehen, wie es bisher bestand, so wie in manchen Ländern, was zu seiner Zeit löblich gewesen, Feudalwesen, Mönchthum, Cölibat, Inquisition, Vorzug des Geburtsadels, Leibeigenschaft u. s. w. fortdauern, aber schwächlich, vom edlern Theil der Welt gering geschätzt, oder mit Unwillen erblickt, gänzlicher Auflösung mit starkem Schritt entgegen eilend. Entweder muß die Freimaurerei, die, wie sie jetzt ist, nichts Geheimes, nichts Eigenthümliches mehr hat, aufhören, weil sie des Aufhörens würdig geworden; oder sich in ihrem innersten Wesen, zu dem was sie war und sein soll, verjüngen. Abänderung der Handgriffe, Paßworte, Logenzeichen und selbst der alterthümlichen Gebräuche sind keine Verjüngung, sondern nur eine neue Schminke oder Larve über das alte, welke Gesicht.

In ältern Zeiten ist die Freimaurerei allerdings etwas Hochehrwürdiges und Schätzbares gewesen, da sie in ihrem Heiligthum einen Schatz von Wahrheiten aufbewahrte, von denen sich

durchdringen zu lassen, jeden edeln Sterblichen erquickte, und die unter das, in Ausbildung noch zu tief stehende Volk verbreiten zu lassen, höchst gefährlich gewesen sein würde. Damals waren wirkliche und würdige Geheimnisse; damals Erhebung der Geweihten.

Die Mysterien der alten Völker gehörten dahin. Sie umfingen höhere Erkenntnisse in der Natur und Religion, welche die Priester entweder aus ehrgeizigem Kastengeist und Eigennutz, oder aus Furcht vor der Wildheit des abergläubigen Pöbels verbargen. Wer hätte ohne Todesgefahr den Anbetern der Götter die Altäre derselben umstürzen und die Wahrheit vom Dasein eines einzigen, unsichtbaren Gottes, von einem vergeltungsvollen Fortleben des Geistes nach dem körperlichen Tode predigen mögen? Moses benutzte die Geheimnisse der ägyptischen Priesterschaft und versuchte es, ihre Lehren und Vorstellungen ins wirkliche Leben einzuführen. Aber welche Vorsicht wandte er dazu bei den Israeliten an, und wie gern kehrten sie immer wieder zum Götzendienst des gemeinen ägyptischen Volks zurück! Und als der Glaube an den unsichtbaren Gott Jehova endlich Wurzel gefaßt hatte, welche Schicksale mußte Christus erfahren, da er die reinsten und erhabensten Begriffe an die Stelle des Volksglaubens stellen wollte; was mußten seine Jünger dulden, da sie den Heiden das unsichtbare Reich der Gottheit verkündeten!

Es konnte nur die abgeschmackteste Ahnensucht in ihrer Unwissenheit die heutige Ordens-Freimaurerei von jenen Mysterien der alten Inder, Aegypter und Griechen abstammen lassen. Möglicher ist, wie Herr Krause im zweiten Band seiner „drei ältesten Urkunden der Freimaurerbrüderschaft" wahrscheinlich zu machen sucht, daß sich bis zu den Werkmaurer-Innungen oder Baugesellschaften des Mittelalters Erinnerungen von den altrömischen Baukorporationen oder Kollegien erhielten, die in Verbindung mit den weltbesiegenden Heeren den wilden Völkern Gesittung brachten. Auch Herr Professor Heldmann zu Aarau hat diesen Gedanken von Krause in seiner allgemeinen Geschichte der Freimaurerei aufgenommen, welche einen Theil seines Handbuchs für Freimaurer ausmacht *). Er führt diese Idee umständlicher, mit vielen geschichtlichen Belegen verstärkt, aus, und giebt uns von dem Schicksal und der Beschaffenheit der Baugesellschaften und Kunstverbrüderungen der mittlern Jahrhunderte deutlichen Begriff. Er zeigt, wie die Baukünstler damaliger Zeit zum Theil noch manche Aehnlichkeit mit den römischen Baukollegien, zum Theil mit den heutigen Freimaurer-Logeneinrichtungen hatten. Sie genossen, wie in Frankreich, Italien und England auch in Deutschland großer Freiheiten; sie hatten in Sachen ihres Gewerks eignes Recht und Gericht, und standen mit einander in engem Verbande, also daß die Bauhütten von zwei und zwanzig Städten, in Ansbach, Augsburg, Basel, Konstanz, Dresden, Frankfurt, Frei-

*) Welches gegenwärtig zum Druck unter der Presse liegt, und nächstens (jedoch nur als Handschrift für Eingeweihte) erscheint. Es ist seinem Wesen nach ganz von dem Buche Sarsena verschieden, welches blos Legende liefert, dahingegen Hrn. Heldmanns Werk, ohne die Mysterien zu entschleiern, Geschichte und Geist des Maurerthums in drei Graden behandelt.

burg, Hagenau, Heidelberg, Heilbronn, Mainz, Meisenheim, München, Nüremberg, Plassenburg, Regensburg, Salzburg, Schlettstadt, Speier, Stuttgard, Ulm, und Zürich, nebst deren Zubehörden von der großen Bauhütte in Straßburg abhängig waren. Erst ein Beschluß des Regensburger Reichstages hob am 16. März 1707 diese Verbindung der deutschen Werkhütten mit der straßburgischen auf.

Die gefreiten Werkmaurer und Bauleute des Mittelalters waren freilich nichts weniger, als Freimaurer im heutigen Sinn des Wortes. Künstler und Handwerker waren sie, mit großen Vorrechten ausgestattet, gleich andern zünftischen Gewerben, und reich begabt mit zünftischen wunderbaren Gebräuchen, die durch Ueberlieferung aus ältern Zeiten stammten. Inzwischen hatten sich bei ihnen mehr als bei andern Gewerben, zum Behuf ihrer Arbeiten, selbst in den finstersten Zeitaltern, physikalische und mathematische Kenntnisse erhalten. Wie hätten sie ohne alle Kunde von denselben die Riesengebäude des Straßburger Münsters, der hohen Dome zu Magdeburg, Kölln, Freiburg, Zürich, Regensburg, Wien u. s. w. aufführen mögen? Solche Einsichten konnten aber nicht leicht ohne eine Geistesbildung bestehn, welche höher, als die gewöhnliche der Zeitgenossen war. Wie hell sie über den Aberglauben und Mönchsgeist ihrer Jahrhunderte hinwegsahen, bezeugen die von den Englischen noch vorhandenen ältesten Urkunden und viele in ihren Gebäuden angebrachte Steinbilder, welche den Handwerksburschen auf Wanderungen zum Wahrzeichen dienten. Jene Kunstvortheile und Kunstlehren, wie diese Einsichten, die zu offenbaren nicht rathsam war, konnten mit Recht wohl, als Geheimnisse, gelten. Auch achtbare Männer aus andern und höhern Ständen ließen sich darum gern der gefreiten Maurergenossenschaft beizählen, wie das schon bei den altrömischen Baukorporationen oder Kollegien der Fall gewesen, denen sie treu nachgebildet waren.

In England herrschte, rücksichtlich der Maurer und Bauleute, ähnliches Verhältniß wie in Deutschland. Sie hatten ihre besondern Verbindungen, Gebräuche, Versammlungen und großen Rechtsame. Die alte Maurer-Einrichtung, welche im Jahr 926 in der Bauhütte zu York angenommen ward, und vom Herrn Krause, als älteste schriftliche Urkunde der Freimaurer mitgetheilt worden ist, belehrt uns von der damaligen Ordnung der gefreiten Werkmaurer auf der Insel; von ihren sinnbildlichen Gebräuchen bei Aufnahmen u. s. w. in ihren Bauhütten, und zugleich von ihrem hellen Sinn in kirchlichen oder vielmehr religiösen Dingen. Es wehte in ihren Stiftungen und Bestrebungen etwas Reinmenschliches, Hohes. Auch hier gehörten gebildete und angesehene Männer anderer Stände zu ihnen, und Fürsten, selbst Könige waren ihre Patrone. Sie rechneten ihre freie, doch in sich selbst abgeschlossene Genossenschaft von Adam und Pythagoras her, und lehrten: „ihr Zweck und Wesen sei die Wissenschaft der Natur, das Verständniß der Kraft, die in ihr ist und ihrer besondern Wirkungen, besonders die Wissenschaft von Zahl, Maaß und Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der Menschen einzu-

richten, hauptsächlich Wohnungen und Gebäude aller Art, und alle andern Dinge, welche dem Menschen wohlthätig sind."

Man erkennt überhaupt bestimmt im Maurerthum des Mittelalters den Uebergang und die Verbindung zwischen den alten Baukollegien Roms und den Baugesellschaften der christlichen Jahrhunderte. Sie hatten neben der vitruvischen Kunst, auch die höhern Lebensansichten und die reinmenschliche Lehre (wie schön stellt sie Vitruv in seinem Buche dar!) des edeln Alterthums bewahrt, und mit christlichem Sinn gesteigert. So war von jeher in der Maurerei ein Doppeltes; ein Irdisches und Göttliches. Jenes ward das verkörpernde Sinnbild von diesem; dieses das Vergeistigende und Verklärende von jenem.

Die Menge der britischen Bauhütten, und die große Anzahl gebildeter und vornehmer Personen, welche sich in die Genossenschaft der gefreiten Maurer (Free-Masons) aufnehmen ließ, gab derselben nach Jahrhunderten auch in den bürgerlichen Unruhen Englands Ansehen und Einfluß. Und eben diese Unruhen verwandelten zuerst das, was an sich bloße Gewerkschaft ursprünglich gewesen, in das, was die Freimaurerei endlich heutiges Tages geworden ist. Die Versammlungen der Maurerverbrüderungen entarteten zuletzt in wahre politische Clubbs; oder vielmehr, die achtbaren Genossen, welche keine Werkmaurer waren, verbanden sich untereinander enger; behielten zwar die alterthümlichen Gebräuche der Bauhütten bei, um unter diesem Aeußern desto sicherer zu bestehen, schieden sich aber von den gemeinen und mindergebildeten Werkleuten. Nach der Enthauptung Karls I. (30. Jänner 1649) ergriffen sie die Partei der verfolgten Stuarte, und so, indem sie für Wiederherstellung des von Cromwel zerstöhrten Königsthrons arbeiteten, ward ihre Maurerkunst eine königliche Kunst, wie sie noch heut in den Logen heißt.

Die Fortdauer der bürgerlichen Verwirrungen, welche die ganze Nation entzweiten, brachte den Zwiespalt auch in die Logen der Freimaurer, die sich fortan bestimmt von den Werkmaurern unterschieden, doch selbst beim Heer ihre Logen mit alterthümlichen Maurergebräuchen hielten. Dem König Jakob II. hingen die Schottischen in seinem Unglück an; für die Thronbesteigung des Fürsten Wilhelm von Oranien waren die Englischen. Diese Trennung der englischen und schottischen Maurerei dauert seltsam genug, mit eigensinniger Vorliebe für untereinander abweichende Einrichtungen und Formeln, bis zum heutigen Tage fort, ohne daß sich die wesentliche Bedeutung erhalten hätte, oder daß sie je für Frankreich, Deutschland und andere Staaten wichtig gewesen wäre.

In ruhigern Zeiten verschwand selbst in Britanien diese Bedeutung; ja die englischen Logen geriethen, mit Abgang staatsbürgerlicher Zwecke, nach und nach in beinah gänzlichen Verfall. Man schrieb dies der Entfernung der Hauptloge in York von London und den übrigen Stadten des Reichs zu. Denn die Loge zu York war, nach altmaurerischer Einrichtung, noch immer das Haupt der andern geblieben, wie es die Bauhütte zu Straßburg lange Zeit

über die meisten in Deutschland gewesen. Zur Wiederbelebung der Freimaurerei, die sich fortan nur mit allgemeinnützlichen Dingen für die Menschheit beschäftigte, vereinigten sich die in London damals noch befindlichen vier Logen im Jahr 1717 zu einer Großloge und ernannten einen Großmeister. So entsprang das neuenglische Großmeisterthum, welches die eigentliche gemeine Werkmaurerei wiederholt von der Freimaurerei trennte, und dieser allein die höhern Angelegenheiten der Menschheit zum Wirkungskreis anwieß. Die alterthümlichen, sinnbildlichen Formen wurden jedoch treulich beibehalten. Ehmals war der Großmeister ein vom Staat ernannter Obermeister oder Oberaufseher der Baugesellschaften gewesen. Nun ernannte die Londner Großloge ihren Großmeister selbst; gab Großgesetze; nahm die Gestalt eines Ordens an, und entfernte sich damit vom alten Herkommen, indem sie obrigkeitliches Ansehen über die andern Logen und ganz hierarchische Verfassungen annahm.

Nicht ohne Unwillen sah die uralte Hauptloge zu York diese Anmaßungen, Verwandlungen und Verfälschungen. Es entstand neue Spaltung. Viele hielten zur alten Ordnung und York; andere zum neuenglischen Großmeisterthum. — Die schottischen Logen dagegen blieben wieder für sich. Auch sie waren längst, seit König Jakob II., nicht mehr des alten reinen Geistes voll. Dieser gutkatholische König, welcher die Wirkungen der Reformation gern unterdrückt hätte, würde auch gern den durch sie verschwundenen Orden des heiligen Andreas von der Diestel hergestellt haben. Aber schwer waren dessen Güter und Ländereien wieder zu gewinnen. Er ließ seinen Freunden in den Logen den Orden spenden und die Anwartschaft auf die Ordensgüter. Letztere wurden zwar nie erhalten, aber die Rittertitel dennoch beibehalten, und der Freimaurerei eingeimpft; und noch jetzt haben die schottischen Freimaurerbrüder, selbst in Deutschland, ihren Andreasrittergrad, ohne von Ansprüchen auf Ordensgüter in England zu träumen. Ihrer Eitelkeit genügen die im Verborgenen getragenen Namen, so wie Friedrich der Große einst einen Titelsüchtigen zum geheimen Rath ernennen wollte, unter Bedingung, daß er den Titel des Raths geheim und verschwiegen halten sollte.

Gleichwie sich die alt- und neuenglischen Logen in und außer England verbreiteten, so dehnte sich auch gemach die schottische Freimaurerei aus. Im Jahr 1743 wurde sie nach Dänemark, im Jahr 1754 nach Schweden gebracht. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts befanden sich unter Constitution der schottischen Großloge und unter Leitung von sechszehn Provinzialgroßmeistern zweihundert und sieben Logen in Schottland selbst, und außer diesen noch fünf und sechszig in Frankreich, Deutschland und Amerika.

Weit größer noch war in England, Irland und andern Reichen in und außer Europa die Verbreitung der alt- und neuenglischen Freimaurerei. Im britischen Reiche selbst ward aber die Vervielfaltigung der Logen durch eine Parlamentsakte vom 12. Juli 1799 sehr beschränkt, welche die Unterdrückung aller zu aufwieglerischen und aufrührerischen Zwecken errichteten, geheimen Gesellschaften beabsichtete. Zwar wurden die Freimaurer namentlich in der

Parlamentsakte ausgenommen, „als deren Zusammenkünfte in vorzüglichem Maaße auf mildthätige Zwecke gerichtet sind“: doch nur diejenigen Logen dem gesetzlichen Schutze untergeben, „die vor dieser Akte schon bestanden, und übereinstimmend, mit den unter den Freimaurergesellschaften geltenden Regeln gehalten wurden.“

In Frankreich waren die Baugesellschaften des Mittelalters schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aufgehoben worden. Mogten auch Maurer-Innungen bestehen, es waren doch keine Vereine, worin die gedoppelte höhere Kunst in den überlieferten alterthümlichen Formen fortgepflanzt, oder Nichtwerkmaurer zur Verbrüderung aufgenommen wurden, wie in England. Erst im zweiten oder dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts stifteten einige englische Edelleute zu Paris eine Loge, die sich bald die große englische Loge von Frankreich hieß, weil von ihr sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen andere Logen ausgingen. Im Jahr 1756 nahm sie den Namen der Großloge von Frankreich und damit das Recht einer obersten, maurerischen Behörde an.

Das Wunderbare, Glänzende, Geheimnißvolle; die feierlichen Mahlzeiten; die Bänder, Schurzfelle, Rittertitel, fanden bei den Franzosen ungemein erfreuliche Aufnahme. Man zahlte dafür gern reiche Einweihungsgebühren. Dies verursachte, daß sich die Logenmeister, oder Meister vom Stuhl, ihre Würde auf Lebenszeit und gewissermaßen erblich zusprechen ließen, so daß sie ihre Nachfolger selber ernennen konnten. Weil sie ihre Würde und Rechtsame für ihr Geld und nur für ihre Person vom alt- oder neuenglischen oder schottischen Großmeisterthum erkauft hatten: verlangten sie auch den Geldgenuß aus den Beiträgen der gesammten Brüder. Besonders ward dies in Frankreich eine Spekulation der Speisewirthe, in deren Häusern gewöhnlich Logen, oder doch sogenannte Tafellogen, das heißt, maurerische Gastmähler, gehalten zu werden pflegten. Sie ließen sich, als Logenmeister, patentiren; stifteten neue Logen; und nahmen ohne Unterschied auf, wer nur bezahlte. Es kam darüber zu Zerwürfnissen zwischen den alten und auf diese Weise zahlreich gewordenen neuen Logen; man schrieb Schmähschriften widereinander, bis die Regierung dem Lärmen ein Ende machte und im Jahr 1762 die große Loge aufhob. Die alten gehorchten; die neuen Meister behielten sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen ihre Logen im größten Geheimniß. Die Maurerei war in Frankreich ihrer Herkunft und ihrem Wesen ganz fremd geworden, in bloße geheimnißkrämerische Charlatanerie und Geldprellerei verartet. Darum wurden immer höhere und höhere Grade, mit immer neuen Verzierungen, Titeln und Geheimnissen erfunden, in welche einzugehen ein stattliches Stück Geld kostete. Eines solcher maurerischen Kollegien, welches über andere Logen erhoben stand, nannte sich im Jahr 1758 zu Paris: Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident, souverains princes Maçons.

Die französische Großloge ward zwar nachher wieder hergestellt, aber der thörichte Unfug dauerte fort. Jeder von den unabänderlichen Logenmeistern mußte aus den Einweihungsgebühren

und Beiträgen seiner Loge jährlich eine gewisse Summe Geldes an den Schatz der großen Loge entrichten, die sich, um die ehmalige unbekümmert, als großer Orient von Frankreich konstituirte, und sich zugleich das Recht der Gesetzgebung im Orden vorbehielt. So bildete sich im Jahre 1772 die festere Gestalt der französischen Freimaurerschaft. Darüber wieder Streit zwischen der alten Großloge von Frankreich und dem neu aufgegangenen großen Orient. Jene machte den Herzog von Chartres (nachmaligen Philipp Egalité) zu ihrem Großmeister. Sie zählte im Jahre 1778 nur in Paris allein, was (wie Herr Prof. Heldmann sagt, dem wir diese Uebersicht der Maurergeschichte entlehnen,) fast unglaublich scheint, einhundert neun und zwanzig Logen, und außer diesen noch zweihundert und sieben und vierzig in den Provinzen, die sämmtlich sie, als ihre oberste Behörde anerkannten.

Außer der alten Großloge strebten dem neuen Orient noch andere Maurerschaften entgegen, die sich von beiden unabhängig betrachteten: Zu Lyon, Bordeaux und Straßburg seit 1774, sogenannte schottische Direktorien von der Dresdner Reform; zu Paris selbst eine Mutterloge du contrat social; eine ähnliche zu Marseille, von einem reisenden Schottländer gestiftet; zu Metz das Kapitel St. Theodor, das sich zum Ritus von St. Martin bekannte; zu Arras seit 1745 ein schottisch-jakobitisches Kapitel; zu Montpellier neben einer Academie de vrais Maçons ein Rosenkreuzerkapitel; zu Narbonne die Loge der Philadelphier, die sich zum sogenannten Rite primitif bekannte; zu Rennes der Verein der sublimes Élus de la verité; im nördlichen Frankreich manche Loge der sogenannten eklektischen Maurerei, und andere ähnliche Stiftungen mehr.

Dem Orient ward dabei um seine Ehre bange. Er wollte seine Sache verbessern, nahm aus den verschiedenen Einrichtungen und höhern Graden der andern etwas und bildete daraus im Jahr 1786 vier höhere Grade neuer Art: Élu, chevalier d'Orient, Ecossais Chevalier und Rose-Croix. Allein dies verschlimmerte sein Spiel. Die vier neuen Ordnungen wurden fast in allen Ländern maurerisch geächtet. Die Logen von England, Holland, Deutschland, Dänemark und Rußland wollten keinem Genossen derselben mehr Zutritt bei sich gestatten. — Der Streit währte, bis die französische Staatsumwälzung eintrat. Da hörten alle maurerische Versammlungen unter den Verwirrungen und Schrecken der Zeit auf, oder dauerten hin und wieder nur sehr verborgen und schwach fort. Erst als die furchtbarsten innern Stürme des Staates vorüber waren, traten die noch vorhandenen Beamten des Orients aus der alten Großloge wieder zusammen, und stifteten am 22. Brachmonds 1799 einen vereinigten großen Orient von Frankreich. Aber auch ihm zeigte sich aus der schottischen Maurerei bald wieder ein neuer Gegner. Dies war im J. 1804 die neue schottische Generalgroßloge von Frankreich, welche mit dem glänzenden Gefolge von drei und dreißig Graden auftrat, und an deren Spitze viele Personen von hohem Range standen. Die im Orient aber beschworen das Ungewitter, indem sie noch in demselben Jahre sich mit der schottischen Großloge vereinigten, zwar deren

drei und dreißig Grade ehrerbietig annahmen, aber doch ihren Namen als großer Orient beibehielten und retteten.

Napoleon war schlau genug, es mit den Freimaurern nicht zu verderben, zu denen doch auch zum Theil die gebildetsten Männer von Frankreich gehörten. Zudem konnte das Institut der Freimaurerei auf ansehnliche Geldeinnahmen benutzt werden. Er erklärte also die Gesellschaft nicht nur unter seinem Schutz stehend, sondern ernannte auch seinen Bruder Joseph zum Großmeister des Ordens, welcher nachmals als König von Spanien den Erzkanzler Cambaceres zum Vorsteher des großen Orients mit dem Titel eines premier grand maitre adjoint à Sa Maj. le roi d'Espagne aufstellte.

Die Sache war auch allerdings wohl der Mühe werth. Denn da alle Logen von Frankreich dem großen Orient jährliche Rechnung ablegen, ihm unter allerlei Anlässen Steuern und Abgaben zahlen, oder sich die freie Verfügung über ihr Eigenthum durch eine bestimmte jährliche Entrichtung an Geld loskaufen mußten: so flossen durch die klugbenutzte Eitelkeit und Thorheit der Menschen ungeheure Summen zusammen, die dem Großmeister und seinen Gehülfen wohl zu statten kamen. Auch trieb der Großmeistergehülf Cambaceres die nun recht königliche Kunst meisterlich. Je mehr Logen, je mehr Steuern. Er erklärte also Freiheit und Anerkennung aller maurerischen Ordnungen, Secten und Systeme in Frankreich; ließ alle Arten maurerischer Directorien, Kapitel u. s. w. unabhängig neben sich bestehen, ohne sich Herrschaft in ihren Heiligthümern anzumaßen, und gewann damit, daß sich allesammt um den großen Orient vereinigten, in welchem sie ihren Schutzpatron dankbar und ehrerbietig anerkannten. Die Folge davon ward, daß, nach Angabe des Verfassers der Maçonnerie militaire, die Einkünfte von der Freimaurerei dem Großmeister zwei Millionen Francs eintrugen, und die des Gehülfen Cambaceres einmalhundertausend! Man wird sich darüber nicht zu sehr wundern, sobald man noch dazu weiß, daß im Jahr 1812 vom großen Orient von Frankreich eintausend neun und achtzig Logen und Kapitel abhingen.

Zu diesen Logen gehörten auch die Militärlogen beim französischen Kriegsheer. Im J. 1809 hatten schon neun und sechzig Regimenter dergleichen, in denen die Versammlungen mit einem: „Es lebe der Kaiser!" eröffnet und beschlossen wurden, und oft ein Armeebulletin, oder eine Kundmachung des Kaisers der einzige Gegenstand der Verhandlungen war. Mit Recht bemerkt Herr Prof. Heldmann in seiner Geschichte, daß diese Militärlogen nicht wenig zur Anhänglichkeit der Offiziers an ihrem Kaiser beitrugen.

Mit dem großen Orient von Frankreich waren auch die großen Oriente von Italien, Neapel und Spanien verbunden. Alle hatten sie die französischen Maurergebräuche und Grade. Aber mit dem Sturz des französischen Kaiserthums hörte auch das Reich des großen Orients zu Paris auf. Die meisten einheimischen Logen schlossen, oder, nach dem Kunstausdruck, deckten; die meisten auswärtigen sagten sich vom Pariser Orient los. Im gesammten

Spanien und Italien wurde der Orden verboten; der Name der Freimaurer geächtet. Dies war das Schicksal der Maurerei in Frankreich.

Kräftig blühte dagegen, auch unter und nach den großen Kriegsstürmen die königliche Kunst in den britischen Reichen, in Schweden und Dänemark, in Rußland, dem niederländischen Königreich und in Deutschland fort.

Die älteste Loge in Deutschland ist die zu Hamburg; sie ward im Jahr 1733 von englischen Abgeordneten gestiftet, nachdem schon seit 1730 ein Großmeister für Niedersachsen ernannt worden war, ehe eine Loge bestand. In Obersachsen ward zu Altenburg, seit 1741 die erste Loge errichtet; gleichzeitig eine zu Leipzig. In Berlin bestand die zu den drei Weltkugeln schon ein Jahr vorher.

Die Freimaurerei verbreitete sich schnell durch die meisten deutschen Staaten, ohne, bis zum Jahr 1757 mehr, als die drei Johannisgrade nach englischem Brauch zu kennen. Erst im siebenjährigen Kriege kam mit den französischen Kriegsgefangenen, besonders durch einen gewissen Marquis de Lornai, mit seinen vollständigen Verhandlungen des clermontschen Hochkapitels, französischer Unfug der höhern Grade nach Berlin, und von da in die übrigen Gegenden Deutschlands. Ein Baron von Prinzen errichtete noch während jenes Krieges zu Berlin ein Kapitel der sogenannten stricten Observanz und des Tempelherrnordens.

Nun begann maurerischer Sekten- und Reformengeist in Deutschland ebenfalls bald sein Unwesen. Man wollte das Bessere geben und brachte Schlechteres in Umlauf, und Verwirrung aller Orten. Johnson, ein Deutscher, der sich gern für einen Engländer und Abgesandten der großen Londner Loge halten ließ, verketzerte mit vieler Großprahlerei, das Treiben der Loge zu Berlin; schrieb eine maurerische Zusammenkunft nach Altenburg aus, und dort war es auch, wo der Freiherr von Hund aus der Lausitz erschien. Dieser, nicht minder Charlatan, als Johnson, gab sich die Miene tiefern Wissens, höherer maurerischer Verbindungen; sprach gar wichtig vom Abstammen der Maurer aus der Tempelherrnschaft, und ward als Oberhaupt aller deutschen Logen anerkannt; aber nicht von allen. Denn z. B. die in Frankfurt am Main blieb ihrer ältern Ordnung treu, nämlich der englischen: und die große Loge von London schrieb ihr ganz ehrlich zu: daß es in der Maurerei nur drei Grade gebe, und die vermeinten höhern Grade Erfindungen, Betrügereien und Geldschneidereien wären.

So hatte man nun bei den Deutschen dreierlei Maurerei, eine englische, französische und templerische. Die letztere ward in kurzem die herrschende der vereinigten Logen; hieß auch die stricte Observanz, weil Hund bei ihr eine mönchshafte Subordination eingeführt hatte. Die Anhänger anderer Secten nannte man nur verächtlich Maurer der laten Observanz.

Während sich die Templer noch mit recht „kindlichem Gemüthe" über ihre Kreuze, Mäntel, Commenden und Ritterschaften in partibus infidelium ergötzten, kam ein gewisser

Zinnendorf, Arzt beim Generalstaab des preußischen Heers; brachte höhere Grade und mystischen Kram aus der schwedischen Maurerei; stiftete, zu Berlin selbst, mehrere Logen in diesem Geist, von denen eine im J. 1773 der König Friedrich der Große zur großen Hauptloge aller preußischen Staaten erklärte. Viele von der strikten Observanz traten hinzu, welche im Jahr 1772 den Helden des siebenjährigen Kriegs, Herzog Ferdinand von Braunschweig zu ihrem allgemeinen Großmeister auf dem Konvent zu Kohlo in der Lausitz erwählten. Der Herzog hieß dann der Eques a victoria.

Zu diesen allen mengte sich endlich noch die Maurerei der Rosenkreuzer. Schon die Franzosen besaßen bei ihren höhern Graden einen des Rosenkreuzers. Die neuaufstehenden Rosenkreuzer hatten aber mit jenem französischen Grad nichts gemein; nannten sich dagegen ausschließlich die wahren Maurer; hatten allein den Schlüssel zu allen maurerischen Hieroglyphen. Kabbala und Theosophie, Goldmacherei und Geistererscheinungen, Stein der Weisen, ewige Jugend, das waren die Tummelplätze ihrer geheimnißvollen und lächerlichen Bestrebungen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, vielen Verwirrungen ein Ende zu machen, schrieb eine Art allgemeinen Reichstags gesammter Freimaurer nach Wilhelmsbad bei Hanau aus, der im Jahr 1782 gehalten wurde. Unter andern dort zu behandelnden Fragen war eine der ersten nach dem Ursprung und Zweck der Freimaurerei. Die Frage, so auffallend sie klang, war doch unter diesen Umständen sehr natürlich, weil eigentlich in Deutschland niemand recht begriff, woher das bunte Wesen komme und wohin es führe? — Weil nun jeder von den Abgeordneten in Wilhelmsbad seine Ansicht geltend machen wollte, wuchs die Verwirrung und Unzufriedenheit; es entstanden neue Vereinigungen, neue Spaltungen, neue gegenseitige Verketzerungen. Endlich entschloß man sich allgemeine maurerische Toleranz einzuführen, des achtzehnten Jahrhunderts würdig; und jeden, der sich über den Besitz der drei ersten Grade ausweisen könne, als Maurer anzuerkennen; ihm übrigens alle vermeinten höhern Grade und Geheimnisse zur erlaubten Gemüthsergötzung zu überlassen. Solche Vereinigung, oder den Grundsatz derselben, machte man zum Wesen der sogenannten eklektischen Maurerei.

Dieser Wirrwarr schien den Illuminaten günstig, deren auf politisches Einwirken berechnete Verbindung im Jahr 1776 vom Professor Weishaupt zu Ingolstadt gestiftet wurde. Die Idee des Illuminatenthums ist eine verunglückte Nachbildung des politischen Treibens im Jesuitenorden; hing ursprünglich mit der Freimaurerei gar nicht zusammen, ward ihr aber eingepfropft. Der Freiherr von Knigge trug dazu viel bei. Es war das gesammte Illuminatenwesen ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Menschen, mit schwindelnden, jünglingshaften Entwürfen des Ehrgeizes, spielten frevelnd mit den wichtigsten Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, ohne Kraft des Geistes und Herzens, wie Knaben mit Jupiters Donnerkeil. Die Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit der Leute, die dabei ihr Wesen haben wollten, reichte hin, das Ganze zur leeren Posse zu machen. Die alten eifersüchtigen

Freimaurer halfen nicht wenig dazu, den illuminatischen Unfug zu enthüllen. So ward es in Baiern, wo es angehoben hatte, in den Jahren 1785 und 1786 vom Kurfürst Karl Theodor wieder zerstört. Man hat den Illuminaten mehr Einfluß auf die französische Staatsumwälzung beigemessen, als sie verdienten.

Seitdem haben mehrere achtungswürdige Männer in Deutschland, vertrauter mit der Geschichte des Maurerthums, wie Schröder in Hamburg, Feßler in Berlin und andere, die hehre Verbindung zu ihrer alterthümlichen Einfalt und Würde zurückzuführen sich bemüht. Nur theilweis gelang es ihnen hie und da. Denn wider sie lehnte sich immer und immer die kindische Lust an Ordenstiteln, Bändern und Flitterprunk, die hohle Geheimnißkrämerei und Geheimnißsucht, die Schwärmerei und abergläubige Ehrfurcht für das Bestehende, auf.

Im Jahre 1806 befanden sich in Deutschland von den St. Johannis-Logen 169; von den altschottischen Logen über 40. Desselbigen Jahres zählte man im damaligen Königreich Holland 67 Logen, wozu aber auch die in Bengalen, Surinam, Batavia, Ceilon, Demerary, Curaçao, Berbice und Südafrika gehörten. Die fünf ältesten Logen stammen in Holland vom J. 1757 zu Amsterdam, Leyden und Haag.

Fortdauernd blüht die maurerische Kunst noch bis zum heutigen Tag, ohne Gefahr für den Staat, ohne Gefahr für die Kirche, (und welche Gefahren man sich sonst von diesen harmlosen Vereinen je geträumt haben mag), wie im freisinnigen Königreich der Niederlande, wo jetzt 97 Logen thätig sein sollen, so in den preußischen Staaten und im ganzen nördlichen Deutschland.

Hingegen im südlichen Deutschland, in den Gebieten des Hauses Oesterreich, in den Staaten von Baiern, im Königreich Würtemberg, im Großherzogthum Baden, und im Kurfürstenthum Hessen (nicht aber im Großherzogthum Hessen) ist sie durch höhere Befehle niedergedrückt und mit ihr viel Gutes, was sie leistete. Von ihrem Schädlichen weiß man in der That nichts Erhebliches zu sagen. — Diese Scheidelinie in Deutschland ist aber sehr bedeutsam!

Auch in die schweizerischen Thäler verbreitete sich das Maurerthum schon seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der Brite Georg Hamilton Esquire, welcher schon im Jahr 1737 von dem neuenglischen Großmeister Vicomte von Darnley zum Provinzialgroßmeister von Genf ernannt worden war, stiftete dort einen sogenannten großen Orient, von dem mehrere Logen in und um Genf ausgingen. Im Jahr 1739 legten Engländer zu Lausanne eine Loge an; mehrere wurden im damaligen Umfang des Kantons Bern gegründet. Aber schon im J. 1745 untersagten Schultheiß, Räth' und Burger von Bern in ihrem Gebiet alle freimaurerische Verbindungen, weil damals der republikanische Magistrat voll Argwohns gegen die Heimlichkeiten der Unterthanen zu sein schien.

Erst im Jahr 1764 erwachte die alte Loge von Lausanne wieder aus ihrem Todesschlaf,

und weckte nach und nach ihre übrigen Schwestern. Ein neues Verbot vom Jahr 1769 unterdrückte sie abermals, bis sie, wahrscheinlich mit Erlaubnis einer aufgeklärtern Regierung zu Bern, im Jahr 1775 noch einmal thätig werden konnten.

Unterdessen hatte sich im Jahr 1765 auch zu Basel und 1772 zu Zürich eine Loge aufgethan, die beide zum schottische. System gehörten, und von denen Basel im Jahr 1775 auch die höhern Grade von der sogenannten strikten Observanz annahm. Nach dem maurerschen Kongresse zu Wisbaden im Jahr 1786, an welchem auch Eidsgenossen waren, empfing die französische Schweiz ein Directoire helvetique roman zu Lausanne, die deutsche ein schweizerisches Direktorium zu Zürich. — Der Kongres zu Wilhelmsbad war ebenfalls von den Schweizern besucht; von ihnen aber nichts dabei angenommen, als daß sie glauben lernten, die Maurer seien keine Abstämmlinge von den Tempelherrn; der Zweck des Ordens Wohlthätigkeit, und die neue Legende heiße: Nunc sumus equites beneficii *civitatis sanctae*, religionis christianæ strenui defensores, spem, fidem et charitatem colentes. Der schottische Orient von Burgund nahm diese Rektifikation an.

Die Regierung von Bern verbot im Jahr 1782 zum drittenmal alle Freimaurerei in ihrem Kanton. Auch zu Basel, wo zwei Logen standen, nahmen dieselben im Jahr 1785 Endschaft; und im Jahr 1793 folgte die einsame zu Zürich dem Beispiel der andern, bis nach der schweizerischen Staatsumwälzung für das Maurerthum ein heiterer Geist in der Schweiz erwachte.

Im Jahr 1803 wurde nun in der Stadt Bern selbst die erste Maurerloge errichtet, und vom großen Orient in Paris konstituirt; zwei Jahre später eine Loge zu Lausanne, auf ähnliche Weise, durch Maurer von Bern dahin abgeordnet. Alle übrige maurerische Werkstätten in der französischen Schweiz blieben, wie Bern mit dem Pariser Orient in Verbindung; dahin waren auch während Napoleons Herrschaft die Logen von Neufchatel und Locle zu zählen, welche jedoch, sobald Preußen wieder in Besitz des Landes kam, sogleich wieder zu ihrer Mutterloge in Berlin, von der sie im Jahr 1791 und 1797 gestiftet waren, zurückkehrten. In Lausanne erhob sich seit 1810 das alte maurerische Direktorium sogar zu einem Grand Orient national helvetique roman. — Auch für die deutsche Schweiz richtete sich darauf im Jahr 1811 das ehemalige helvetisch-schottische Directorium der rectificirten Maurerei, das sonst zu Zürich gewesen, in Basel wieder empor, und die Bauhütten von Basel und Zürich verlüngten ihre Thätigkeit. Seitdem vereinigte sich mit ihnen im Jahr 1811 eine Loge in Aarau, so wie im Jahr 1816 eine derer von Genf.

Es befinden sich gegenwärtig in der Eidsgenossenschaft dreissig maurerische Werkstätten, von vier verschiednen Ordnungen. Zum französisch-schottischen System gehören die sechszehn Logen zu Genf und Nyon; zum Altschottischen neun zu Bex, Vevay, Montreux, Lausanne, Morges, Neufchatel, Locle; zum Schottisch rectificirten vier zu Basel, Zürich, Aarau und Genf; zum Neuenglischen seit Kurzem die Loge Berns.

Dieser kurze Umriß von der Geschichte des Ursprungs, Schicksals und gegenwärtigen Standes der Freimaurerei in Europa enthüllt uns, mit dem Herkommen, zugleich die seltsamen, oft abentheuerlichen Umgestaltungen einer Gesellschaft, die allerdings in der Geschichte der Menschheit eine immerdar merkwürdige Erscheinung bleibt. Jede Nation, bei der sie einheimisch ward, gab ihr, aus ihrer eignen Gemüthsart einen Grundzug. In England ward sie politisch; — in Frankreich schauspielerhaft und prunkreich; — in Deutschland rosenkreuzerisch, wundersüchtig und moralisch.

Es ist außer allem Zweifel, daß bisher, selbst vielen tausend eingeweihten Maurern, Herkunft und eigentlicher Zweck ihrer Anstalt unbekannt oder dunkel gewesen. Man unterhielt sie mit Sittensprüchen und schlecht ersonnenen Fabeleien und Legenden, welche mit der wirklichen Geschichte der Welt außer allem Zusammenhang standen, und verwandelte die Logen bald in Bühnen kindischer Mummerei; bald in mystische Schwärmerkämmerlein; bald in barmherzige Hülfsgesellschaften; bald in eine Art trockner moralischer Andachtsstunden. Und in der That, mehr sind sie in manchen Gegenden nicht. Wenige haben den bessern Geist erfaßt und das ursprüngliche Wesen.

Darum ist wohlgethan, daß des Maurerthums Geschichte und Zweck vor aller Welt offenkundig werde *), und die unbelehrten Ordensglieder ihn, statt der nachgebeteten Märchen, kennen lernen. Es ist allerdings unschicklich und verächtlich, einer geschlossenen Gesellschaft angenommene Losungsworte und Erkennungszeichen zu verrathen. Aber das, was eine Gesellschaft war und erfuhr seit ihrem Beginn, das gehört der Geschichte an, und soll kein Geheimniß sein. Die Freimaurer haben darüber so wenig zu klagen, als Könige, deren verborgensten Staatsgeheimnisse endlich ebenfalls der offnen Weltgeschichte anheimfallen. Die Herren Feßler und Krause haben schon viel zur Geschichte der Freimaurerei geleistet; doch scheinen sie noch damit geheim zu thun, um des Vorurtheils der gern Geheimnisse habenwollenden Brüder zu schonen. Sie thuen unrecht, der Gesammtwelt geschichtliche Wahrheiten vorzuenthalten, die keinem schaden. Gleichen Tadel kann Herrn Heldmann treffen, welcher sein Werk nur als Handschrift für Geweihte abdrucken läßt, ungeachtet er bescheiden genug nichts von dem, was geheim zu halten ist, kund thut. Aber man vernimmt, daß auch deßwillen, was er leisten will, zu Basel, nicht minder zu Hamburg gegen ihn geeifert worden ist. Obschon der Geist des Maurerthums auffordert, die Menschheit zum höhern Licht zu führen, verlangt man Dunkelheit, und mögte im Kreise der Maurerei die geistige Gewaltherrschaft der Zensur und des Preßzwangs handhaben, während die Weisesten der Fürsten, die das Licht nicht zu scheun haben, Preßfreiheit erklären. Ein neuer Beweis, daß die Freimaurerei, welche ihrer Natur nach höher, als der große Hause der Zeitgenossenschaft stehn soll, an manchen Orten tiefer

*) Vor einigen Jahren noch machte der große Orient in Genua zur Preisaufgabe in Italien: Welches ist der Zweck und Nutzen der Freimaurerei?

liege, als diese, und deswegen, als entartet, als von ihrem eignen Wesen abgefallen, anzusehen ist. Darum ist es Zeit, daß es Licht werde auch in dieser Gegend menschlichen Strebens.

Der Verfasser dieser geschichtlichen Uebersicht vom Schicksal und Verfall der Freimaurerei zweifelt keineswegs, daß unter den Geweihten Einzelne sein werden, welche ihm in blöder Andacht verargen können, ihre Angelegenheiten zur öffentlichen Sprache zu bringen. Er aber, selber ein Geweihter, weiß, daß nie ein Gelübde oder ein Eid in irgend einer Loge abgelegt worden ist und abgelegt wird, die Geschichte des Ordens geheim zu halten. Ein Gelübde solcher Art kann auch nicht gehalten werden, weil in den wenigsten Logen den wenigsten Mitgliedern wirklich bisher die Geschichte der Anstalt bekannt war. Was aber je Denkwürdiges in der Welt geschehen ist, das gehört der Geschichte an; und was die Welt in ihrem Schooße trug und hegte, das hat sie zu richten und zu besprechen das volle Recht. Werfen wir endlich das kindische Vorurtheil ab, das lange genug verehrt ward; und erkennen wir, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr das achtzehnte Jahrhundert ist, nicht sein soll und, wie man sich auch schaudernd sträube, sein wird! — Zu allem Bessern muß die Bahn gebrochen sein, wenn auch die Zeit noch nicht zum Besten reif ist.

Das mag der Freimaurerei keineswegs zum Vorwurf gereichen, daß ihre Anstalt, wie jede andere menschliche Stiftung, entartete. Ist nicht die christliche Kirche selbst ihrer ursprünglichen Einfalt und Würde abtrünnig geworden? Aber zum Vorwurf gereicht es allerdings, wenn unwissender Stolz, oder Eigennutz, oder Geheimthuerei die Wiederherstellung des Bessern verhindern wollen.

Die Verunstaltung des höhern Maurerthums begann in England, als es daselbst, mit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in den staatsbürgerlichen Händeln der Briten zur königlichen Kunst verkehrt, und eine sehr achtbare Verbindung zum Ordensgetändel erniedrigt wurde. Da Franzosen, Deutsche, Russen, Schweizer, Dänen, Schweden, Italiäner und andere Welttheile die Maurerei empfingen, war sie schon großentheils ihrem Wesen und Herkommen nach, unkenntlich geworden. Deswillen ward es den neuern Logen so leicht und einladend, der Freimaurerei allerlei beliebige Zwecke einzuimpfen, und dunkeln, sinnbildlichen Gebräuchen, oder unverständlich gewordenen Redensarten diejenigen Auslegungen zu geben, welche die gefälligsten waren. Jeder, welchem behagte, von Zeit zu Zeit einmal in einer zahlreichen Gesellschaft mit Bändern, Ordenszeichen und pomphaften Titeln zu prangen; jeder, welchem es um Einfluß, oder Bekanntschaft mit Menschen verschiednen Standes, oder um einen frohen Abend, oder um Empfehlungen auf Reisen zu thun war; jeder, dessen kleiner Eitelkeit es gar schmeichelhaft dünkte, mit wichtiger Miene von geheimen Dingen zu flüstern; jeder, den halbe Bildung wundersüchtig und abergläubig gemacht hatte, und noch mancher andere, fand hier seine Rechnung wohlfeil. — Es wurden Grade auf Grade geschaffen; und einer übertraf den andern

an abentheuerlichen Feierlichkeiten. Alle stimmten darin überein, daß sie neues Geld kosteten und dafür neue Hoffnungen spendeten, in noch höheren Graden endlich die Enthüllung der großen Geheimnisse zu erfahren. Auf der höchsten Stufe vernahm man endlich für sein Geld, daß man nichts wisse und nichts Wissenswerthes erfahren könne; daß Alles schon gedruckt sei.

Es mag freilich befremden, wenn redliche, achtungswürdige, angesehne, gelehrte und weise Männer das bunte, leere Spiel ganz ernsthaft mitspielen. Wenn man aber weiß, welche Zaubermacht die bloße Neugier oder Wißbegier, die Eitelkeit oder der Hang zum Wunderhaften und Geheimnißvollen über das Gemüth der Sterblichen übt, so wird man vom ersten Erstaunen leicht genesen. Auch ist es in der That für sinn- und gemüthvolle Männer anziehend, in einer Gesellschaft Abende zu verleben, wo man sich in vorgeschriebenen, alterthümlichen Formen bewegend, die mit denen des gemeinen Lebens nichts Aehnliches haben, vom gemeinen Treiben der Alltagswelt selber scheidet; wo man, und wäre es auch zuweilen nur Täuschung, die Freuden einer vertrauten Freundschaft genießt, und sich mit Personen umringt sieht, welche dem Bessern und Edlern nachringen; wo so manche milde That für Unglückliche vorbereitet wird in rühmlicher Verborgenheit, und die Reden geistreicher Personen höhere Gefühle entzünden und unvergeßliche Rührungen erwecken. Der Mensch ist freilich des Menschen größte Plage, aber auch des Menschen süßestes Bedürfen; der Umgang mit wohlwollenden Seelen das reizendste unter den Erdenglücken.

Eben weil die Freimaurerei so allgemein verbreitet ist in allen Welttheilen; eben weil ihre Genossenschaft aus Männern von den verschiedensten Verhältnissen, Ständen, Kirchen, Ansichten und Neigungen allzugemischt ist, kann sie selber niemals den Staaten gefährlich werden, und ist es im Grunde noch nie gewesen. Aus dieser Ursache ward sie von jeher unter weisen Fürsten ohne Bedenken geduldet, und nur da mit unverdienter Aengstlichkeit unterdrückt, wo sie von Unwissenden verkannt ward.

Indem ich vom gegenwärtigen Stand des Aeussern der Freimaurerschaft in geschichtlicher Absicht geredet habe, bleibt mir noch übrig, von ihrem innern Wesen zu sprechen, welches wirklich in den meisten Logen verkannt oder gar nicht gekannt ist. Der hochehrwürdige Geist des Maurerthums ist längst den alten Formen entfahren. Daher steht dieser edeln Anstalt von der einen Seite, neben den gegenwärtigen Bildungsstufen der Menschheit, gänzlicher Verfall, von der andern Seite eine große innere Verjüngung bevor. Denn verschwinden von der Erde wird der Geist des Maurerthums nie, weil er's nicht kann. Man mag die Namen, die Formen vernichten: das Maurerthum an sich wird in allen Ländern fortbestehen, wie es schon bestand, ehe es aus dem Mittelalter und den Baugesellschaften seinen heutigen Namen empfing.

Man kann über Natur und Zweck des Maurerthums ohne Scheu offen reden; denn lächerlich wäre es über irgend eine Angelegenheit der Menschheit nicht öffentlich verhandeln zu wollen.

Diese Oeffentlichkeit schadet nur dem Schlechten, nicht dem Guten einer Sache. Das wahre Maurerthum hat keine Ursache das Licht zu scheuen, und bleibt auch bei vollem Tageslicht denen verborgen, die zur Erkenntniß die Reife nicht haben.

Es haben zu allen Zeiten Männer gelebt, die in ihren Gesinnungen und Einsichten über ihr Zeitalter erhaben waren, aber gerade deswegen, um nicht den Unwillen der blinden Menge wider sich zu empören, *schweigen* lernen mußten. Sie waren gebunden sich den bestehenden öffentlichen Verhältnissen zu unterwerfen, an denen zu ändern höchst gefahrvoll und wahrer Frevel an Glück und Frieden von Millionen gewesen sein würde. Sie mußten vor jenen Vorurtheilen und Götzen des Zeitalters knieen, denen einen offenen Krieg zu machen jederzeit thörigtes und fruchtloses Unterfangen ist. Der Geist der Menschheit reift langsam und durch seine eigne Natur unter den ewigen Weltgesetzen Gottes aus; nicht durch Treibhausanstalten, die menschlicher Witz erfinden will.

Die Wenigen aber, welche auf höherer Erkenntnißstufe standen, fanden sich unter einander leicht zusammen, weil es sie erquickte, *nicht einsam* zu sein. So bildeten sich jene Mysterien des längstvergangenen Alterthums aus, so jene exoterischen und esoterischen Lehren, so die Geheimnisse der priesterlichen Kasten, zu welchen die sinnbildlichen Reden, Zeichen und Gebräuche den Neugeweihten stufenweis *hinleiteten*, ohne sie ihm plötzlich zu enthüllen. Späterer Kasten- und Innungsgeist mag viel Ursprünglichschönes verderbt haben. Aber in jenen alten Mysterien lebte schon Glaube an einen höchsten, einzigen, lebendigen Gott, als noch tausend Opferaltäre vor Göttern und Fetischen brannten; lebte schon Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung, als noch die Masse der Sterblichen über den Leichnamen der Verstorbenen nur an Heimkehr in das alte ewige Nichts dachte.

Mit höherer Einsicht traten die *römischen Baugesellschaften* bei den weltbesiegenden Legionen unter die *barbarischen* Völker. Was das Schwerdt der Legionen zerstöhrt hatte, war jenen aufgegeben, besser aufzurichten und gegen Verheerungen zu befestigen. Sie trugen die Friedenspalme: sie hatten ihre besondern innern Ordnungen, Vorrechte und Heimlichkeiten. Bei ihnen verjüngten sich die Mysterien der Vorwelt, durch *ähnliche* Veranlassung, aber in *anderer* Gestalt.

Nach den Völkerwanderungen ward in der allgemeinen Geistesverfinsterung die bessere Einsicht das Eigenthum Weniger, und ein gefährliches. Schon mathematische Figuren hatten für den vornehmen und geringen Pöbel alles Ansehn von Zaubermitteln. Ein guter Naturkundiger gelangte bald zum Rufe des Hexenmeisters. Und in der Zeit, da ein Papst, bei aller seiner Untrüglichkeit, den salzburgischen Bischoff *Virgilius* verdammen konnte, weil derselbe wagte, vom Dasein der Gegenfüßler zu reden, war es in der That nicht geheuer, klüger zu scheinen als die Priester, deren Herrschaft auf der Grundlage allgemeiner Unwissenheit beruhte.

So war von jeher die Wahrheit und hellere Ansicht, ehe sie ins allgemeine Leben eindrang, geächtet und ein Maurerthum, ehe denn der Name war. In des Mittelalters Baugesellschaften

ward, neben der Werkmaurerei, noch Höheres gelehrt und geübt; jenes Reinmenschliche, welches von Vorurtheilen und Einbildungen des Jahrhunderts unabhängig ist, und wozu die reine Größenlehre, die in allem Gewißheit hat und will, unausbleiblich führt. Darum dachten die alten gefreiten Künstler nicht ganz mit Unrecht, vom weisen Pythagoras abkünftig zu sein; denn ihr Zweck und Wesen war, wie sie selber sagten; „die Wissenschaft der Natur, das Verständniß der Kraft die in ihr ist und ihrer besondern Wirkungen; besonders die Wissenschaft von Zahl, Maas, Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der Menschen einzurichten, hauptsächlich Wohnungen und Gebäude aller Art, und alle andere Dinge, welche den Sterblichen wohlthätig sind."

In diesem Geist besteht das Maurerthum, welches von der Freimaurerei verschieden ist, und wird mit der Menschheit unzerstöhrbar fortbestehn. Zu allen Zeiten werden Menschen leben, welche über ihr Jahrhundert und dessen Begriffe und Formen hinaus sind. Was im Alterthum der Inhalt ägyptischer oder griechischer Mysterien gewesen, das ist jetzt freilich Gemeingut aller gesitteten Völker, wie Glaube an die Einheit Gottes oder Unsterblichkeit. Denn das Geschlecht der Menschen schreitet im allgemeinen vor, ob auch Einzelne Rückschritte thun. Aber auch unser Zeitalter hat seine Götzen, vor denen der Weisere mitknieen muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, gesteinigt, verbannt, eingekerkert, entehrt oder getödtet zu werden. Und auch unser Zeitalter hat seine Einzelnen, die über demselben erhaben, zwar nicht an den Heiligthümern der Zeitgenossen freveln, aber sich auch gern mit ihres Gleichen zusammenfinden mögen, um nicht einsam zu sein. Was sie haben und wissen, mögen sie selbst nicht allezeit in den Logen predigen. Ist auch nicht immer nöthig. Aber den Eingeweihten umschweben da die hohen Hindeutungen zur Vollendung seines Selbsts und der Menschheit. Das ist das Geheimniß des Maurerthums; an sich unaussprechbar. Es kann nicht in wenigen Stunden durch Händeauflegen gegeben werden. Es ist ein Geheimniß, und auch nicht, für die Blinden oder Kurzsichtigen und Unlautern. Man kann laut davon reden, ohne Furcht, es denen zu verrathen, die es nicht kennen. Es liegt nicht im Gefühl, nicht in wissenschaftlicher Erkenntniß; es ist nicht politische, nicht religiöse Sache; es ist für jeden Menschen in der Vollendung seines Selbstes und des Geschlechts, zu dem er gehört.

So gibt es Freimaurer, die nie in der Loge die Weihe erhielten; hinwieder viele sehr ehrwürdige Brüder mit buntgestickten Schurzfellen, die keine Freimaurer sind, kaum Hoffnung haben dürfen, es werden zu können, selbst wenn sie auf dem Stuhl des Meisters mit dem Hammer pochen; gleichwie viele leben, die keine Christen sind, obschon sie getauft wurden, wohl gar auf Kanzeln stehen oder von bischöflichen Thronen herab die Welt segnen.

Wenn nun die Sachen so stehen: wozu denn, wird man fragen, sind Freimaurergesellschaften und Logen und Ceremonien vorhanden? — In einer Gegenfrage liegt darauf die bündigste Antwort: Wenn die Sachen des Christenthums so stehen; wozu denn Taufe, Nachtmahl, Kirche? Wie die Kirche unwürdigen Christen, steht die Loge auch unwürdigen Maurern offen.

Noch heut, noch in seinem Verfall hat das Maurerthum hohe Andeutungen von einem Zustande der Menschheit, dem sie langsam entgegen geht; den nur der Weisere erkennt; den wir im Eden unserer Kinderzeit für wirklich halten und voraussetzen, als sei er vorhanden; der jedoch weit höher ist, als der halbbarbarische Sinn unsers gegenwärtigen Zeitalters und Geschlechts begreift. — Aber mit jenen Andeutungen stehen die Erbärmlichkeiten des Ordenswesens, das Flitterwerk und das Kostspielige höherer Grade, die läppischen Titel und Komplimente in übelm Zusammenklang. Das heutige Maurerthum ist eine Venus Urania, von Meistern aus Nukahiva geschmacklos auf gut nukahivisch tättovirt.

Schaffe dir ein Urbild der Menschheit in ihrer einstigen Vollendung: Alle Nationen, ohne Unterschied der Farbe, Sprache, Verfassung, Religion und Staatsverhältnisse, aufgelößt in eine einzige Geschwisterschaft; alle losgeschält von den Vorurtheilen der Oertlichkeit, des Standes und Handwerks; ohne National- und Religionshaß; alle in brüderlicher Gleichheit und Liebe um den Allvater vereint; alle das Verdienst und die Tugend höher achtend, als äußern Rang, Gunst des Zufalls, der Geburt, des Glücks; alle in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Bau allgemeiner Glückseligkeit; alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienstbar; bei ungleichen Kräften einander wohlthuend; bei ungleichen Ansichten und Einsichten duldsam und sich gegenseitig ehrend: nirgend Gewaltherrschaft, nirgends Knechtschaft: im Genuß der ewigen Rechte aller Sterblichen; keinem leibeigen, keinem geisteigen, als dem Vater der Geister. — Schaffe dir ein Urbild, und du kennst nach Maaßgabe deiner Bildungsstufe Wesen und Zweck der Maurerei.

Man nenne dies Urbild nicht Hirngespinnst oder Schwärmerei; — was wäre denn Wesen und Ziel des Christenthums selber? Die Religion ist das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, ohne Rücksicht auf den Staub der Welt und alles Vergängliche in ihr. Das Maurerthum ist das höchstgedachte ideale Verhältniß der Sterblichen unter sich selbst im Wechsel des Vergänglichen, als menschliche Gesellschaft. Wie sich die Religion zu den verschiedenen Kirchen, so verhält sich das Maurerthum zu den verschiedenen Freimaurerschaften; und das Ideal vom Verein der menschlichen Gesellschaft zur Wirklichkeit der bestehenden Staaten. Mit diesen Worten ist das größte Geheimniß der Maurerei ausgesprochen, und doch wird es jeder in seiner Eigenthümlichkeit anders auffassen. So soll es aber sein. Das ist eben das Wort, welches selbst der Maurer nicht ganz aussprechen, sondern nur buchstabenweis laut geben kann.

Es wird gern zugestanden, daß jenes Urbild nicht in der Wirklichkeit ausführbar sei, und, wo dergleichen versucht werden würde, die größten Verwirrungen entstehen müßten. Darum ist es Urbild. Daher hatten von jeher alle Männer, die über ihr Zeitalter hinausragten, und was in ihnen lebte, zum Heil der Menschheit verwirklichen wollten, das Loos, von den Lebensgenossen als Thoren oder Frevler, verkannt zu sein. Darum hielten die Weisesten ihre Ansichten vor dem großen Haufen verborgen. Das menschliche Geschlecht naht sich jedoch dem

Urbilde seit Jahrtausenden immer mehr; es hat bis dahin noch die Bahn von Jahrtausenden vor sich. Gedanken aber, auf welche vorzeiten Strafe des Schwerdtes, des Scheiterhaufens und der Verbannung stand, sind schon heutiges Tages als wohlthätig geliebt; und Fürsten vollstrecken nun, was noch vor Jahrzehenden, wie rasende Schwindelei, an verkannten Weltweisen verdammt ward. Aber auch heute noch giebt es Gedanken, welche der große Haufe verspottet oder verflucht, die erst spät ins wirkliche Leben segensvoll hineinreifen werden.

Jenes Urbild der menschlichen Verhältnisse denke man sich nun in einem Kreise vertrauter Freunde verkörpert: so hat man die Vorstellung vom edlern Sein des Menschen in dem Heiligthum der maurerischen Bauhütten. So begreift man ohne Mühe, daß die Freimaurerschaft nichts Oeffentliches sein könne und sein dürfe, ohne in sich selber aufzuhören. Für sie ists in der Außenwelt noch Mitternacht voll. Wenn jemals alle Völker auf gleicher Höhe von Bildung stehen, und alle Menschen im Geist des Urbildes: sind sie allesammt Freimaurer.

Selbst in den Logen erblickt man das Urbild nicht nackt und baar, weil nicht alle Geweihte stark genug sind, in das Sonnenlicht hineinzuschauen. Sie könnten Aergerniß nehmen, erblinden oder wahnsinnig werden. Das Bild steht verhüllt im Schleier alterthümlicher Embleme. Es muß erforscht werden. Die Maurerei ist mehr inneres, als äußeres Leben; mehr Betrachtung, als Wirksamkeit. Gleichwie sich der Sinn der Menschen überhaupt an den Räthseln der Natur am meisten übt, entwickelt und schärft: also findet es sich in den Logen wieder. Daher unter allen Genossen Mannigfaltigkeit und Freiheit der Ansichten, bei gleichem Hinblick auf das Licht in Osten. Daher, wenn auch viele Logen zur Spielerei verartet sind, das Wohlgefallen geistvoller und tugendhafter Menschen an dem Edlern im Maurerthum selbst, wo sich Fürsten und Unterthanen, als Brüder, begrüßen; Perser und Amerikaner, als Freunde, erkennen; Streiter feindlicher Heere versöhnt umfangen.

Da ich vom Zustand der Freimaurerei in unsern Zeiten reden wollte, mußt' ich, wie von ihrer Entartung, auch von ihrer Würdigkeit sprechen.

Aarau.

Heinrich Zschokke.

Großherzogthum Weimar.

Verfassung. — Landtag. — Postwesen. — Die Gesellschaft der Freunde in der Noth. — Wissenschaft. Kunst. Adel und Bürgerliche. Geselligkeit.

Als auf dem Tage in Frankfurt der Abgesandte des Großherzogs von Weimar die Gewährschaft der Fürsten für die dem Lande gegebene Verfassung ansprach, erwiederte der offensinnige Freiherr von Gagern, der Vertreter des Herzogthums Luxemburg: „Nur mäßig sollen wir an dieser hohen Stelle das Lob der Fürsten brauchen; daher kein Wort weiter

von diesem Durchlauchtigen und kriegerischen Musenführer, um alsobald den Wissenschaften selbst auch diesen Tribut zu bringen. Es ist nämlich höchst erwünscht, und Lehre und Muster bietend, daß eben dieses zuerst ohne besondern Widerspruch, ohne mißliebige erbitternde Reibungen, ohne metaphysischen Prunk mit dem einfachen: suum cuique, im Lande der Göthe und Wieland vorging, in jenem Lande von mäßigem Umfange, wo sich Bildung verhältnißmäßig am kräftigsten entwickelt und über Altdeutschland verbreitet hat, wo die literarische Ehre der Nation ihre festesten Wurzeln schlug, und wo man so vieles beitrug, uns in den Stand zu setzen, mit fremden Nationen vollgiltig zu wetteifern."

So hat sichs denn beurkundet, wie der Geist des höhern Lebens, der einzig wahre, zu Vervollkommnung, Friede und Segen leitet, wenn Fürst und Minister ihn bewahrt und damit wirkt und schafft. So möge denn an der Erfahrung siegenden Beweisen die dünkelhafte Altsüchtigkeit lernen, wie außer dem Reich der Wahrheit kein dauerndes Heil zu finden sei; wie die Nationen und die Menschheit nur dann ihrem Ziel nahe sind, wenn in *Freiheit* und *Selbstbewußtsein* sie wandeln, und wie endlich, wenn auch nach jahrtausendlangem Streite, die Wahrheit sieghaft strahlen müsse und werde. So wie in dem kleinen *weimarschen* Lande viel für Kunst, Wissenschaft und menschliche Bildung geschah, so eilt es jetzt voran jedem deutschen Lande mit dem, was die Edelsten aller Völker am tiefsten beschäftigt, mit einer wahrhaft freien *Verfassung*. Aus Zahlen und Größen erwächset nicht der Geist; eine *hohe Gesinnung* kann sich auch wohl in einem kleinem Lande erzeugen und bewahren.

Aus dieser Gesinnung, die sich vom Fürsten bis zu den letzten Gliedern der Gesellschaft hinab, überall findet, erwuchs die jetzige landständische *Verfassung des Großherzogthums Weimar-Eisenach*. Als bei dem Zusammentritt der Regenten Europa's in Wien, die fünf mächtigsten deutschen Häupter, Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg, die Angelegenheiten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes geheimnißvoll und eigenmächtig betrieben, trat Weimar anregend und ermunternd hervor, und die Bevollmächtigten von 29 deutschen Fürsten oder freien Städten forderten Mitwirkung am großen Verfassungsgeschäfte Deutschlands und sprachen den Wunsch aus, die *Justiz* von aller Willkühr unabhängig und den deutschen Staaten überall *landständische Verfassungen* mit sichern und namhaften Rechten eingeführt zu sehen. Ernst und würdig begann Weimar, als in der Urkunde des deutschen Bundes der magre und schwankende Satz ausgesprochen war: „in allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung sein," die Ausführung seines schönen Werkes.

Schon im Jahr 1809 hatte der Herzog seinen Landen eine Konstitution gegeben, die das Beispiel mächtigerer deutscher Fürsten verschmähend, alte Rechte, die geschont werden konnten, achtsam schonte. Stände aus den Gutsbesitzern und Städten, die auf den alten Landtagen das Recht der Standschaft gehabt, erhielten das Recht, durch eine *landschaftliche Deputation* alljährlich die Rechnungen zu durchgehen, die Etats für das kommende Jahr zu ordnen und die Mittel ausfindig zu machen, die Staatsbedürfnisse nach diesen Etats zu decken, auch sollten

ihnen die Entwürfe neuer Gesetze zur Eröffnung ihres unvorgreiflichen Gutachtens vorgelegt werden, und es ihnen frei stehen, selbst Vorschläge zu thun.

Mit dem Anfang des Jahres 1816 berief der Großherzog eine ständische Berathungs-Versammlung zu Entwerfung einer Landes-Verfassungs-Urkunde, die am 7. April 1816 wirklich zusammentrat, am Tage, wo die neuerworbenen Gebiete auch den Erbhuldigungseid leisteten. Die Berathungs-Versammlung bestand aus der zeitherigen landständischen Deputation der alten, und aus Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und der Bauern der neuen Lande, endlich aus Bevollmächtigten des Regenten. „Nicht vergebens, sprach der Staatsminister von Fritsch bei Eröffnung derselben: sind wir Zeitgenossen außerordentlicher Begebenheiten gewesen; nicht umsonst waren die Leiden und Sorgen der vergangenen Jahre, wenn sie den Sinn und die Augen öffneten, zu erkennen, was Noth thut: daß die Eintracht es ist, welche die Thronen bewahrt, und die Hütten; daß die Eintracht Stärke verleiht gegen äußern Angriff und gegen jede unrechtmäßige Gewalt; daß sie die Größe und das Glück jedes Staates erschafft. Aber diese Eintracht kann nur entstehen durch großmüthiges Entsagen alles selbstsüchtigen Eigennutzes; die Wohlfahrt des geselligen Vereines wird blos errungen durch wechselseitige Opfer; die Grundveste des Staats ist Gleichheit vor dem Gesetz. Ebenmaaß und Verhältniß in den Vortheilen, so wie in den Lasten.“ Die Aufgabe dieser Versammlung war: Den Entwurf einer Verfassungsurkunde zu bearbeiten, welche umfassend und deutlich die Bedingungen und Formen festsetzte, wie durch Wahl der Staatsbürger aller Klassen Repräsentanten der Gesammtheit des Volkes zu der Landstandschaft berufen werden sollen, wie die so erwählten Repräsentanten sich als Landstände zu versammeln, wie, in welchem Verhältnisse, unter welchen gesetzlichen Formen und Voraussetzung sie die Rechte der Mitwirkung bei der Gesetzgebung der freien Bewilligung von Steuern und Finanzmaasregeln, der gutachtlichen Vorschläge zu Abstellung von Mängeln und Mißbräuchen in der Verwaltung und Gesetzgebung, der Klage über willkührliche Eingriffe der Staatsbeamten in die Freiheit, die Ehre und das Eigenthum der Staatsbürger oder in die Verfassung des Landes, gesetzmäßig auszuüben haben.

Diese Aufgabe wurde würdig gelöset, und somit ein Grundgesetz über die landständische Verfassung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, auf den Willen des Regenten und die Einstimmung der Repräsentanten gegründet, vollendet und angenommen. Den Landständen steht zu: 1) das Recht, gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten und den von diesem beauftragten Behörden, die Staatsbedürfnisse, so weit dieselben aus landschaftlichen Kassen und aus dem Vermögen der Staatsbürger bestritten werden, zu prüfen, und die zu ihrer Deckung nöthigen Einnahmen festzusetzen. 2) Das Recht, über die Verwendung der zugestandenen Gelder Rechenschaft zu fordern. 3) Das Recht, über jede Besteurung und andere Belastung der Staatsbürger, so wie über jede allgemeine Anordnung, welche darauf Einfluß haben möchte, ehe sie zur Ausführung kömmt, gehört zu werden; so daß ohne ihrer ausdrücklichen Ver-

willigung weder Steuern oder andere Abgaben und Leistungen im Lande ausgeschrieben und erhoben, noch Anleihen auf das Vermögen der Staatsbürger gemacht, noch sonst Finanzmaaßregeln ergriffen werden dürfen, welche das Eigenthum der Staatsbürger in Anspruch nehmen, oder Gefährdung des landständischen Interesse nach sich ziehen könnten. 4) Das Recht, dem Fürsten über Mängel und Mißbräuche in der Verwaltung des Landes Vortrag zu thun. 5) Das Recht, bei dem Fürsten Beschwerde und Klage zu erheben, gegen die Minister und andere Staatsbehörden, über derselben Willkühr oder Eingriff in die Freiheit, die Ehre und das Eigenthum der Staatsbürger, so wie in die Verfassung des Landes. 6) Das Recht, an der Gesetzgebung in der Art Theil zu nehmen, daß neue Gesetze, welche entweder die Landesverfassung betreffen, oder die persönliche Freiheit, die Sicherheit und das Eigenthum der Staatsbürger, ohne ihren vorgängigen Beirath und ihrer Einwilligung nicht erlassen werden dürfen. —

Die Volksvertretung geschieht durch 31 Stände, wovon die Rittergutsbesitzer (ohne Rücksicht auf Adel) mit Inbegriff der Universität Jena 11, der Stand der Bürger 10, und der Stand der Bauern 10 sendet. Diese Volksvertreter aus dem Bürger- und Bauernstande werden von Wahlmännern, wozu je 50 Häuser einen ernennen, gewählt. Die Wahlfähigkeit zu der Stelle eines Volksvertreters erfordert: deutsche, eheliche, christliche Geburt, dreißigjähriges Alter, und unbescholtenen Ruf. In Städten ist überdies zum Volksvertreter nur wählbar, wer ein eignes Haus, und mit diesem wenigstens 300 Thlr. Einkommen hat; auf den Dörfern nur der, welcher 1000 Thlr. an Werth an liegenden Gütern besitzt. Das ganze Wahlgeschäft ist übrigens in den kleinsten Details scharfsinnig geordnet. Die *Gewähr* dieser landständischen Verfassung ist auf folgende Art ausgesprochen: 1) In diesem Grundgesetze des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach darf in keinem Punkte, und weder mittelbar noch unmittelbar, weder durch Aufhebung noch durch Zusätze etwas geändert werden, ohne Uebereinstimmung des Landesfürsten und des Landtages. 2) Künftig sind alle Staatsdiener vor ihrer Anstellung, auf den Inhalt des gegenwärtigen Grundgesetzes und dessen Festhaltung mit zu *verpflichten*. 3) Jede absichtliche Verletzung der Verfassung im Staatsdienste soll als *Verbrechen* angesehen und bestraft werden. Jede Handlung eines Staatsdieners, welche in der Absicht unternommen wird, um diese Verfassung heimlich zu untergraben, oder gewaltsam aufzulösen, ist *Hochverrath*. 4) Tritt der Fall eines Regierungswechsels ein, so soll der neue Landesfürst bei dem Antritt der Regierung sich schriftlich bei fürstlichen Worten und Ehren verbindlich machen, die *Verfassung*, so wie sie durch gegegenwärtige Urkunde bestimmt worden, nach ihrem ganzen Inhalt während seiner Regierung zu beobachten, aufrecht zu erhalten und zu schützen. Um diese schriftliche Versicherung noch vor der Huldigung von dem Fürsten in Empfang zu nehmen, ist ein außerordentlicher Landtag zusammenzurufen. 5) Außerdem wird die Sicherstellung dieser Verfassung dem *deutschen Bunde* übertragen werden. An den deutschen Bund sollen sich die Landstände durch ihre Vertreter auch in dem Falle wenden dürfen, wenn einem Erkenntnisse,

welches das Apellationsgericht in Jena, auf eine von dem Landtage erhobene Anklage gesprochen hat, und wogegen keine Rechtsmittel weiter statt gefunden, die Vollziehung verweigert wird.

In Folge dieses Grundgesetzes versammelte der 2. Februar die Volksvertreter zum erstenmal in der Residenzstadt Weimar, und die Sitzungen wurden sofort eröffnet. „Der Augenblick ist gekommen, sprach der Minister von Fritsch in der Eröffnungsrede, wo die in dem schönsten Einklang des Regenten und des Volkes neu geordnete Verfassung sich bewähren soll. Sie ward mit lautem Beifall in ganz Deutschland aufgenommen, sie ist der Gegenstand der Sehnsucht und der Bewunderung aller Völker, deren Zustand noch nicht in gleiche verfassungsmäßige Ordnung gestellt ist. — Mögen auch einige, die der Eigenmacht zu entsagen sich sträuben, den Argwohn verbreiten, bei solcher Verfassung könne nicht bestehen die zum Wohl des Ganzen nothwendige Regentengewalt, mögen diese behaupten, den wohlberechneten Entwürfen, die der höhere Standpunkt nur zu fassen und zu würdigen vermag, werde die beschränktere Ansicht des Privatmannes hemmend entgegen wirken; sie werden dieser einseitigen und irrigen Behauptung ein siegreiches Beispiel entgegen stellen. Weimar wird keine Rückschritte thun in den Einrichtungen seines Gemeinwesens; ein neues kräftigeres Leben wird im Gegentheil die öffentlichen Anstalten durchdringen, und durch Gemeingeist und Vaterlandssinn das Glück der Bewohner mit jedem Tage wachsen. So konnte Se. königl. Hoheit von seinem Volke denken, und von den Vertretern desselben erwarten, daß die zum Gemeinwohl nöthigen Beschlüsse ihrer Zustimmung nicht verfehlen würden, daß sie ganz im Geiste der Verfassung als Abgeordnete eines, ein Ganzes bildenden Landes, nicht der einzelnen Kreise oder Bezirke sich betrachten, und jetzt ist es in ihre Hände gelegt, das fürstliche Vertrauen zu rechtfertigen und vor dem Angesicht der Welt zu bekräftigen, daß eine Verfassung, wie die unsrige, früher getrennte Stämme als Brüder vereinigt, die Eintracht zwischen Fürst und Volk verstärkt und des Regenten wohlthätige Gewalt mit neuen Kräften erhöht u. s. w."

Im Namen der versammelten Stände beantwortete der Freiherr von Lynker männlich und würdevoll diese Rede. „Wenn die oberste Gewalt eines Staates, sprach er, in jedem ihrer Schritte Geradheit und Festhaltung des gegebenen Wortes beobachtet, dann allein kann ihr das höchste, das theuerste Erwerbniß zu Theil werden — ich meine: ein unumschränktes Vertrauen von außen wie von innen. So gerüstet, wird dem Regenten in allen Verhältnissen das Größte, ja das Unglaubliche möglich. Kräftiger, als alle Gesetze, wirkt das Beispiel von Oben: wo der Fürst Wort hält, ist Treue und Glauben im Lande. Es ist aber weder an mir, noch jetzt an der Zeit, in diejenigen älteren und neueren Ereignisse einzugehen, die uns belehren, wohin die Vernachlässigung geleisteter Versprechen, das Schrauben und Deuteln an ehrwürdigen Verträgen, führen mußten: und dennoch ist in manchem Land, in mancher Brust der neufränkische Geist nicht ertödtet, der nur auf gefällige Formen sann, das Wahre, das Rechtliche zu umgehen. Noch findet man es hie und da reizend und bequem, sich der Freiheit und des Eigenthumes gutwilliger, strenggezügelter Unterthanen gegen alle Verträge zu bemäch-

tigen, und mit hellklingenden Phrasen, mit zweideutigen Vorkehrungen stolze, eigenmächtige Zwecke zu erreichen. Sie aber, zum erstenmal berufen, Vertreter aus dem so wichtigen, achtbaren Nahrungsstande, Sie heiße ich, als dermaligen Wortführer der übrigen, hier versammelten Abgeordneten, herzlich willkommen. Hoch mußte Ihnen und demjenigen das Herz schlagen, in deren Namen Sie mit uns fester umschlungen vor einem Fürsten stehen, der Ihnen liebevoll und freiwillig ein hochwichtiges Recht in die Hände legte. Selbst einsehen, selbst erkennen sollen Sie die Grundlagen des Staats, indem wir leben. Nicht der Form nach sollen Sie uns beisitzen, Rath und That verlangen wir. Wenn Sie aber gesehen und erkannt haben, welche Gründe so manchen Beschluß bewirkten und bewirken mußten, dann dürfen wir auch erwarten, daß Sie die Unkundigen belehren, die Unzufriedenen zurecht weisen werden. Ihren Auftrag mögen Sie mit Ihrem Gewissen zusammenstellen; Ihre Meinung klar und ohne Rückhalt vorlegen, aber dasjenige, was der Landtag mit Ihrem Beirath für recht und zweckmäßig erkannte, so aufrecht zu erhalten wissen, wie es Männern geziemt u. s. w."

Auf die Verhandlungen der diesjährigen Sitzungen und ihren Resultaten, werden wir in der Folge zurückkommen. Die Ueberlieferungen mögen indeß die Namen der Männer aufbewahren, die zu solchem Werk das Vertrauen ihrer Mitbürger gesendet, und so frei und unbeschränkt die Einstimmung des Fürsten hingestellt hat. Den Stand der Rittergutsbesitzer vertreten: Freih. von Ziegesar, Ober-App.Gerichts-Präsident; Freih. von Lynker, Oberforstmeister und Landrath; Domdechant Wurmb von Zink; Freih. von Lynker, Oberst und Landrath; Hauptmann von Buttlar; Freih. von Müller; Freih. von Riedesel; von Zehmen; Freih. von Seckendorf; Freih. von Erffa, Landrath; Hof- und Ober-Ap. Rath. Dr. Schweitzer, für die Universität Jena. Der Stand der Bürger: Kaufmann Köper aus Apolda; Buchhändler Walz aus Jena; Geh. Rath Ruhlemann aus Weimar; Bürgermeister Reimann aus Buttstädt; Stadtsyndikus Wirth aus Blankenhain; Amtsrath Schambach aus Vacha; Rath Thon aus Eisenach; Apotheker Witthauer aus Ostheim; Stadtrichter Ditz aus Weida; Tuchhändler Berger aus Neustadt. Der Stand der Bauern: Förster Oschatz aus Heida; Gastwirth Preiser aus Dorndorf; Richter Keuthe aus Haßleben; C. Schilling aus Groß-Cromsdorf; G. A. Hage aus Zittelstade; A. Marschall aus Kaltennordheim; Oberamts-Schultheiß Stück aus Hörschel; A. Schlotzhauer aus Hütterröde; Fr. C. Renner aus Dreitsch und Gottfr. Buttner aus Forstwolfersdorf.

(Der Beschluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Oesterreich.

Literatur und geistiges Leben in Oesterreichs Ländern.

— Ungemein lehrreich über das wissenschaftliche und geistige Leben und Streben des österreichischen Kaiserstaates sind ene, aus den Vaterländischen Blättern zu Wien besonders

abgedruckten, „Andeutungen über die Literatur des österreichischen Kaiserstaates in den Jahren 1815 und 1816."

Das gründlichere, wissenschaftlichere Studium der Gottesgelahrheit hat im Oesterreichischen theils durch den Mangel an Seelsorgern überhaupt, theils durch die überhäuften Berufsgeschäfte der Wirklichen, theils auch wohl durch die Neigung der Studien-Hofkommission zum blos Praktisch-Nutzlichen, bedeutend eingebüßt. Doch Hoffnung des Bessern erweckt nun das neu errichtete Weltpriester-Institut, an deren Spitze der gelehrte Abt, Hof- und Burgpfarrer Frint steht. — Eben so bemerkt man im Felde der Rechtsgelahrheit die Richtung der Schriftsteller meistens nur auf Befriedigung des unmittelbaren Amtsbedürfnisses hingelenkt. — Freier schreiten dagegen die Aerzte in ihrer Wissenschaft vor. Hartmanns Pharmacologia dynamica, Hildebrand über den ansteckenden Typhus und Beers Lehrbuch von den Augenkrankheiten gehören zu den trefflichsten neuern Werken in diesen Fächern.

Im Felde der Geschichte ist besonders des verstorbenen Consistorialraths Christian von Engel Geschichte des ungrischen Reichs eine reiche Vorarbeit, die Frucht vieljähriger Forschungen; Josephs von Hammer Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs unstreitig das beste Werk, welches man in dieser Art gegenwärtig über den Staat der europäischen Türken besitzt. Die verdienstreichsten geschichtlichen Arbeiten in Bezug auf österreichische Staaten beschränkten sich bereits größtentheils nur auf gelehrte Forschungen und einzelne Beiträge; am fruchtbarsten waren dieselben für die Geschichte Ungarns.

Für speculative Philosophie zeigte sich in den letzten Jahren weniger Sinn in Oesterreich, als für Naturkunde, besonders für das unmittelbar Brauchbare aus derselben. Mit Ausnahme Krains, einiger Gegenden Böhmens und der italiänischen Staaten, sind die meisten übrigen Länder der österreichischen Herrschaft in naturhistorischer Hinsicht noch wahre Terra incognita. Doch rühmlich genannt müssen allerdings Leopold Trattinniks Flora des österreichischen Kaiserstaates und Oesterreichs Flora von Schultes genannt werden.

Für Technologie, im weitesten Sinne des Wortes, wird hinwieder desto mehr geleistet, wo nicht schriftstellerisch, doch praktisch. Böheim hatte zuerst eine polytechnische Lehranstalt, durch die Fürsorge der böhmischen Stände. Am Johannäum zu Grätz veranstaltete die Großmuth des Erzherzogs Johann Vorlesungen über Mineralogie, Botanik, Chemie, Technologie und Mechanik. Seit dem 6. Wintermond 1815 besteht nun auch in Wien unter dem Direktor Prechtl ein polytechnisches Institut, das durch kaiserliche Freigebigkeit zu den vorzüglichsten seiner Art gezählt werden darf.

Zur Erhebung des Landbaus durch wissenschaftliche Belehrung wird nicht minder geleistet. Der Regierungsrath Jordan hat den Ruhm, als erster vorzüglicher Gründer und Verbreiter landwirthschaftlicher Kenntnisse in den österreichischen Staaten zu gelten. Der regierende Fürst von Schwarzenberg, wie Graf von Festetits stifteten ihre praktisch-ökonomischen Institute. Niederösterreich, Böheim, Mähren, Kärnthen, haben ihre vielthätigen landwirth-

schaftlichen Gesellschaften. Viel leistet André's ökonomische Zeitschrift zur Ausbreitung nützlicher Kenntniß.

Zur Staatskunde gab der vielthätige Freiherr von Lichtenstein in seinen Grundlinien einer Statistik des österreichischen Kaiserthums, welches bei einem Flächenraum von beinah mehr, als 12000 Geviertmeilen, und bei mehr denn 27 Millionen Einwohnern Stoff zum Sammeln und Betrachten im Uebermaas bietet, so wie Franz Sartori in seiner sorgfältigen Geographie des Herzogthums Steyermark, Gielge in seiner Beschreibung vom Lande ob der Ems achtbare Beiträge. Sartori's Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums in vier Bänden, enthalten freilich nur Zusammengetragenes, dennoch war von den zwei ersten Bänden die erste Auflage von 1000 Exemplaren binnen sieben Monaten vergriffen; ein Beweis, sowohl von dem Werth der Arbeit jenes hochachtungswürdigen Schriftstellers, dessen wankende Gesundheit das Karlsbad wieder hergestellt hat, als von der Theilnahme, welche das Volk Oesterreichs immer lebhafter an seines Vaterlandes Herrlichkeiten nimmt. Und in der That nur Rußland allein übertrifft Oesterreich an Mannigfaltigkeit der Volkerschaften, nicht aber an Mannigfaltigkeit landschaftlicher Naturmerkwürdigkeiten, und kein einziger europäischer Staat hat in seinem Innern vier solcher Städte aufzuweisen, wie Wien und Prag, Venedig und Mailand sind. Von neuern Reisebeschreibungen kann man indessen hier nur Vierthalers Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich, und Kleyle's Rückerinnerungen an die Reise, welche er im Gefolge des Erzherzogs Ludwig, durch Oesterreich und Steyermark machte, als ausgezeichnet nennen.

Matthäus von Collin hat seine dramatische Dichtungen, deren Eigenthümlichkeit bekannt genug ist, in sechs Bänden, Karoline Pichler ihre sämmtlichen Werke in funfzehn Bänden gesammelt. Auch von Wiens ältern Dichtern ist Cornelius von Ayrenhoff noch immer geschätzt und eine neue Auflage seiner sämmtlichen Werke erschienen. Der geistreiche und liebenswürdige Joseph von Hammer, der wohl aus eigner Fülle schöpfen könnte, war so bescheiden, nur Speners Sonnete in gelungener Uebersetzung zu geben. Von neuen dichterischen Erscheinungen auf dem österreichischen Parnas, ist keiner einer besondern Bemerkung werth.

Eben so ist auch im Fach der Erziehung in den letzten Jahren nichts, der allgemeinen Aufmerksamkeit Werthes hervorgegangen. Salzmanns und Pestalozzis, Bells und Lancasters Methoden fanden im Oesterreichischen bisher keinen empfänglichen Boden; so wenig als Jahns Turnkünstelei. Glatz und Chimani sind die fruchtbarsten Lieferer von Kinderschriften.

Wie in andern europäischen Ländern, wo sich das Volk einer erhöhtern Bildung freut, ist auch in den österreichischen Kaiserstaaten gegenwärtig der Hang zum Lesen von Zeitschriften etwas allgemeiner geworden. Es mag freilich die Klage vieler nicht ganz grundlos sein, daß das Lesen der bunten Monats- Wochen- und Tageblätter die gründliche Gelehrsamkeit benachtheilige, ein oberflächliches Wissen von Allerlei gemein mache und Seichtigkeit des Urtheils und kecke Absprecherei befördere. Aber dieser Schade ist im Ganzen doch wohl gering neben dem

Gewinn, welchen das Lesen der Zeitschriften im Staat verbreitet. Wo jetzt Seichtigkeit der Kenntnisse und Halbwisserei herrscht, war vordem gänzliche Unwissenheit; der gründlichen Gelehrten aber sind dabei in unsern Tagen nicht weniger, als ehmals waren. Dagegen ist doch unläugbar, daß nichts so sehr, als Reichthum und Mannigfaltigkeit der Zeitschriften, den geistigen Verkehr einer Nation mit sich selber und der übrigen Welt befördert; die öffentliche Meinung läutert; nützliche Ideen, Erfindungen und Kenntnisse ausbreitet; und das Wachsthum der Wissenschaften selbst bereichert. Zahllose Entdeckungen, Berichtigungen u. s. w., über deren jede sich nicht wohl ein dickes Buch schreiben läßt, wären entweder ohne jenes Hülfsmittel gänzlich verloren gegangen, oder weit später ins Leben hinausgetreten.

In den sämmtlichen Ländern des Kaiserthums erscheinen im Jahr 1817 fünf und zwanzig politische Zeitungen; wahrlich noch eine sehr geringe Anzahl im Verhältniß zu dem weitläuftigen Gebiet und den zahlreichen, großen Städten desselben. In der kleinen Schweiz allein erscheinen gegen zwanzig; in England, ohne Schottland, über hundert und zwanzig; blos in London bei vierzig.

Vor zehn Jahren hatte man in Wien, außer den Briefen eines Eipeldauers, noch keine literarische Zeitschrift, selbst als Böheim schon die „Libussa“, Ungarn die Zeitschrift von und für Ungarn, Italien das Giornale dell' italiana letteratura, Oesterreich ob der Ens die theologische Monatsschrift, Mähren das patriotische Tageblatt besaß.

Gegenwärtig erscheinen in den gesammten Ländern der Monarchie ohngefähr dreißig Zeitschriften nichtpolitischen Gehaltes, wovon manche aber auch nur dürftige Zugaben oder Beilagen von gemeinen Zeitungen sind. Inzwischen gehören einige zu den besten ihrer Art. Dahin sind billig zu zählen die vaterländischen Blätter, die seit neun Jahren bestehen; die medizinischen Jahrbücher; die von Hrn. von Hammer herausgegebenen Fundgruben des Orients; die medizinisch-chirurgische Zeitung von Salzburg, die jetzt Dr. Ehrhart herausgiebt, u. s. w. Hingegen die Wiener allgemeine Literatur-Zeitung, welche Dr. Sartori im Jahr 1813 begann, und zuletzt Matth. von Collin redigierte, konnte sich, bei aller Gediegenheit, nicht am Leben erhalten. Sie endete mit dem Jahr 1816. Ihr Aufhören selber ist eine bedeutsame Bezeichnung vom Zustand der Literatur in Oesterreich, die auch schwerlich in reichern Blüten prangen wird, so lange der Preßfreiheit nicht die bisherigen Schranken wenigstens um etwas erweitert werden.

Ueberlieferungen.

Nro. 6.

Abriß der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften in den vereinten Staaten von Nordamerika.

Von Hrn. de Witt-Clinton.

Am 26. März 1814 ward zu New-York ein gelehrter Verein unter dem Namen der literarischen und philosophischen Gesellschaft *) gestiftet, die auch schon im folgenden Jahre den ersten Band ihrer Denkschrift bekannt machte. Als Einleitung dazu hat der Präsident der Gesellschaft, die Darstellung des wissenschaftlichen Zustandes der nordamerikanischen Freistaaten geliefert, von der man hier das Wesentlichste ausheben will.

Gleich anfangs gedenkt Hr. Clinton nicht ohne einige Bitterkeit des Anathems, welches Buffon, Robertson und einige andere europäische Gelehrte mehr, über Amerika aussprachen, indem sie schwächere und beschränktere Naturkräfte, in den Erzeugnissen der neuen Welt, denjenigen der alten gegenüber, wahrzunehmen glaubten. Das Irrige dieser Meinung und die natürlichen Vorzüge, welche Amerika über Europa besitzt, sind seither, was Hr. Clinton nicht wußte, durch Hr. von Humboldt dargethan worden. Der amerikanische Bürger faßt die Sache von der moralischen Seite, und indem er alles Rühmliche aufzählt, was in seinem Vaterlande gethan ward, gibt er zugleich die Gründe an, warum bisdahin mehreres nicht geschehen konnte.

Zunächst legt es das offene Geständniß ab, die Amerikaner stehen in wissenschaftlicher Bildung hinter den Europäern noch weit zurück. „Der Unternehmungsgeist, sagt er, welcher im vorherrschenden Zuge unser Nationalcharakter ist, hat sich in jeder Form gezeigt, außer in jener einer entschiedenen Neigung für die Wissenschaften. Weder in dem ordentlichen Verhältnisse physischer und moralischer Ursachen und Wirkungen, noch in unserm Klima, unserm Boden, unserer Religion, unserer Lebensart oder unsern Sitten, findet sich irgend etwas, das unsern Charakter schwächen oder uns für wissenschaftliche Ausbildung hinderlich sein könnte. Zwei Jahrhunderte beinah sind seit der ersten europäischen Niederlassung verstrichen; und wenn in diesem Zeitraume, unter mannigfaltigen Schwierigkeiten, einen hohen Grad der Vollkommenheit

*) Das englische Wort philosophical bedeutet zunächst und hauptsächlich den ganzen Umfang der Naturwissenschaften, und keineswegs das, was die deutsche und französische Sprache unter dem Wort Philosophie verstehen.

menschlicher Kenntnisse zu erreichen uns unmöglich gewesen ist, so lassen sich die Gründe dafür leicht angeben, ohne daß man zu angeblicher Charakterschwäche oder wohl gar zu einer Entartung oder Verschlechterung der Gattung deßhalb seine Zuflucht nehmen würde. Faßt man die früheren Perioden ins Auge, so wird man mit den ersten europäischen Auswanderern großentheils gewinnsüchtige Leute finden, die sich bereichern und alsdann wieder heimkehren wollten, und welche höchstens die Kenntnisse damaliger Zeit, das will sagen die scholastische Philosophie mit sich brachten, hernach aber, mit ganz andern Dingen beschäftigt, für Wissenschaften und Literatur nichts thun konnten und eben so wenig Liebe und Zutrauen für das Land faßten, das sie als eine Art Exil ansahen.

Zur Zeit wo die Amerikaner Kolonisten wurden und unter Kolonialverwaltung stunden, traf alles ungefähr zusammen, was die Fortschritte der Wissenschaften hemmen konnte. Hr. Clinton entwickelt hier umständlich den zerstörenden Einfluß des Kolonialsystems, den dumpfen Krieg der zwischen Regenten und Regierten genährt ward, die daraus hervorgehende Lähmung der Vaterlandsliebe, so wie jedes rühmlichen Wetteifers, und aller edleren Neigungen wodurch große und schöne Dinge hervorgebracht werden, während eben jenes System hinwieder gemeine Leidenschaften weckte, aus denen nur Zwietracht und Unglück sich ergeben mogten. Er beruft sich auf eine Erfahrung, welche nicht allein durch die Geschichte der alten Republiken, sondern auch neuerlich durch jene der schweizerischen Freistaaten sich bewährt hat und der zu Folge freie Staaten, wenn sie Unterthanen haben, diese nicht minder gewaltsam zu bedrücken geneigt sind, als despotische Staaten solches je thun mögen.

Dazu kommt, daß Amerika durch Auswanderer aller europäischen Nationen bevölkert ward, die ihre verschiedenartigen Sprachen mitbrachten, deren unterscheidende Züge zum Theil noch jetzt fortdauern und deren Vorurtheile, Leidenschaften und gegenseitige Abneigung, auch im Laufe zweier Jahrhunderte nicht überall vertilgt oder in ein übereinstimmendes Gefühl der Vaterlandsliebe verschmolzen werden konnten. Lange Zeit ward Amerika von England als ein Verbannungsort für Verbrecher, als eine Art Botany-Bay gebraucht, das in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt war und aus dem man nichts Gutes erwartete: dieses Vorurtheil muß — durch sich allein schon wo es herrschend ist, viel Vortreffliches im Keime ersticken.

Die Buchdruckerei ward später erst in Amerika eingeführt; das erste Zeitungsblatt erschien daselbst im Jahr 1725. Die Arzneikunde, die Hr. Clinton für diejenige Wissenschaft ansieht, welche die umfassendste Kenntnisse bedarf und die mannigfaltigsten voraussetzt, blieb während der ganzen Dauer des Kolonialsystems, in einem Zustande jämmerlicher Versunkenheit. Nicht besser stand es um Rechtskunde, Gottesgelahrheit, und um die untern Schulen. In England, Schottland odder Frankreich, mußte man sich wissenschaftliche Erziehung holen und es leuchtet von selbst ein, wie gering die Zahl dieser war, welche die Kosten einer solchen Reise zu tragen und zugleich ihre Wichtigkeit einzusehen im Stande waren.

Inzwischen geschahen um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, aus eigener Bewegung,

einige kräftige und wirksame Anstrengungen. Im Jahr 1754 ward eine öffentliche Büchersammlung in New-York gestiftet; im Jahr 1758 ward die hohe Schule (college) von Columbia eröffnet, und im Jahr 1769 ward ihr eine medizinische Fakultät beigesellt; etliche ausgezeichnete Bürger, an deren Spitze der Vice-Gouverneur der Provinz, Hr. Cadvallader Colden, ein eben so thätiger als kenntnißreicher Mann sich befindet, gaben einen glücklichen und fortdauernden Anstoß.

Jedoch fand sich der Antrieb nun einmal gegeben; die Geister waren aufgeregt und rüsteten sich zu jenen politischen Discussionen, welche dem Kriege für die Unabhängigkeit vorangingen, und ihn, mit andern Umständen vereint, auch wohl herbeiführten. Bekanntlich war die Befreiung der Kolonien das Resultat desselben. Damals drückte sich der ältere Pitt im britischen Senate also aus: „Wenn wir (sagte er) die uns aus Amerika zukommenden Staatsschriften würdigen, den Anstand, die Kraft und kluge Umsicht die darin herrschen, so ist es unmöglich, daß wir die Sache welche sie vertheidigen, nicht hochschätzen und daß wir nicht wünschen sollten, sie möchte die unsere sein. Ich habe den Thucydides gelesen, die Staatsmänner des Alterthums waren mein Lieblingsstudium und nicht selten auch der Gegenstand meiner Bewunderung; aber ich stehe nicht an das Geständniß zu thun, daß mir weder ein Volk noch eine politische Versammlung bekannt ist, die den Kongreß von Philadelphia überträfe, hinsichtlich auf gründliches, folgerechtes, nachdrückliches, weises und kluges Benehmen, in den schwierigsten und verwickelsten Verhältnissen, worin jemals eine große Nation sich befinden konnte."

Die Verwirrung, die Zerstöhrungen und Gräuel welche die Revolution begleiteten, konnten den Wissenschaften keinen Vortheil bringen. Die Schulen und Unterrichtsanstalten gingen zu Grund. Es handelte sich um das Dasein und um dessen Vertheidigung vor all' anderm aus. Mit der Rückkehr des Friedens ward dann aber auch an die Herstellung des Verlorenen gedacht; anfangs zwar noch mit wenigem Eifer und mit geringem Erfolge, so lange der Bündesstaat mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte. Im Jahr 1784 ward der Versuch gemacht, in New-York einen gelehrten Verein, nach dem Vorbild der Londner Gesellschaft zu stiften; allein er hatte keinen Bestand. Im gleichen Jahr ward das vormalige königliche Collegium unter dem Namen des Columbia-Collegium hergestellt; im Jahr 1795 ward die Unions-Schule und im Jahr 1812 die Hamiltonsche gestiftet, und der Staat von New-York allein, zählt gegenwärtig nahe an vierzig Anstalten, welche Akademien heißen und in denen bei tausend Jünglinge Unterricht genießen. Im Jahr 1801 ward ein Pflanzengarten in der Nähe von New-York angelegt; eine medizinisch-chirurgische Fakultät oder Collegium ward 1807 in eben dieser Stadt errichtet, und ganz kürzlich noch ist in der Grafschaft Herkimer eine ähnliche Anstalt zu stande gekommen. Eine Gesellschaft zu Beförderung der Landwirthschaft, der Künste und Manufakturen bestand seit 1791; sie ward im Jahr 1804 unter dem Namen des Vereins zu Beförderung nützlicher Künste neu eingerichtet; sie hält ihre Sitzungen in Albany während der gesetzgebende Rath daselbst versammelt ist, und sie hat auch bereits mehrere

vorzügliche Schriften bekannt gemacht. Im Jahr 1809 ward eine historische Gesellschaft und ein Jahr später eine Akademie der schönen Künste gestiftet, welche bereits auch ansehnliche Sammlungen besitzt. Unter die Zeitschriften von mehr und minder ausgezeichnetem Werth gehören das Medical Repository, das Medical and philosophical Register und das Mineralogical Journal.

Ein bedeutendes Capital, das auf anderthalb Millionen ansteigt, war zu Unterstützung der Primarschulen verwandt, und die bewunderswerthe Vervollkommnung dieser letztern durch die Einführung des Lankastrischen Systems, hat ihre Nutzbarkeit ungemein vervielfältigt; die höheren Schulen der Akademien und Collegien besitzen hinlängliche Stiftungsfonds, und die Wohlthat des Unterrichtes verbreitet sich jetzt über alle Klassen der Völker. Dieses ist zwar allerdings sehr beschränkt, allein vielleicht gerade dadurch auch um so nützlicher und für die Gesammtheit zweckmäßiger. Den Elementarunterricht genießt jeder, während nur eine kleine Zahl sich höhere Kenntnisse aneignet und es freilich wohl der Fall ist, daß Männer von umfassender Einsicht und gründlicher Wissenschaft, noch ungleich seltner vorkommen als in Europa.

Mit der Zeit, hofft Hr. Clinton, wird dieser Unterschied aufhören; zugleich aber drückt er auch sein lebhaftes Bedauern aus, über den verderblichen Einfluß, welchen der in dem Bundesstaate mehr und minder herrschende politische Partheigeist, auf Sprache, Schreibart und Angewöhnung von Streitlust ausübt. Unsere politischen Schriftsteller (sagt er) haben einen Ton roher Schmähsucht und zügelloser Ausgelassenheit angenommen, wie man ihn sonst nirgendswo antrifft. Diese Unart ist eine Folge des übermäßigen Beifalls, welcher einigen politischen Schriftstellern des Auslands ertheilt worden ist. Man wollte dasjenige nachahmen, was als so bewundernswerth dargestellt ward; aber unglücklicher Weise hat man nur den kühnen Schmähungen und frechen Anschuldigungen nachgeäfft, ohne damit den geistigen Reiz zu verbinden, welcher dem Gürtel der Venus gleich, die Mängel zudecken und die Schönheit höher zu heben im Stande ist.

Es sind die berühmten Briefe des Junius, welche Hr. Clinton hierbei im Auge hat, und denen oder vielmehr deren angebliche Nachahmung er die Veranlassung der verdorbenen Schreibart zurechnet, gegen die er sich mit Freimüthgkeit und Nachdruck erklärt.

Auffallend und etwas seltsam möchte Manchem die große Wichtigkeit vorkommen, welchen er auf einen andern Umstand legt, und dem er unter den, die Fortschritte wissenschaftlicher Kultur hindernden Ursachen, den zweiten Rang einräumt. Es ist diese der Mangel an Harmonie um nicht zu sagen die Zwietracht, welche unter den Aerzten herrscht, die, statt ihre Wissenschaft zu mehren, ihre Zeit mit Zänkereien verlieren. Auch die Advokaten beschuldigt er, daß sie sich ausschließlich und blindlings dem technischen oder Handwerkstheil ihres Gewerbes widmen, und den Ruf gewandter Rabulisten demjenigen gelehrter Rechtskundiger vorziehen.

Wäre der Unternehmungsgeist, welcher die Amerikaner als Seefahrer und Kaufleute auszeichnet, auf die Kultur der Wissenschaften hingelenkt worden, so läßt sich kaum bezweifeln,

daß jene auch auf dieser Bahn einen Ruhm errungen hätten, welcher mit dem Ruhm des Handels keineswegs vereinbar ist.

Es finden sich endlich, bemerkt Hr. Clinton, in Europa gelehrte Vereine, deren Mitglieder die Schriftstellerei als Beruf wählten. Hier haben wir nicht dergleichen, und überhaupt nur eine sehr beschränkte inländische Literatur. Jenseits des Weltmeers kommen neue Bücher regelmäßig und ununterbrochen zum Vorschein; in Amerika bedarf es irgend eine besondere dazu veranlassenden Ursache, wenn ein Buch erscheinen soll. In Europa werden die Kenntnisse auf gerathewohl ausgesäet und ihre Erndte hernach eingesammelt; in Amerika erwartet man diese vom glücklichen Zufall, wie auf der Jagd oder beim Fischfang. Dieses sind die Ursachen des jetzigen unzweifelhaften Vorzuges des alten vor dem neuen Festlande; allein die Zeit wird kommen, wo das Auftreiten eines vorzüglichen Schriftstellers nicht mehr als eine seltene Erscheinung gilt, und wo das eigene Verdienst, und nicht die Seltenheit oder die Sonderbarkeit eines Werkes, den Ruhm desselben begründet.

Hr. Clinton wiederlegt durch Thatsachen die Behauptung eines Geschichtschreibers, der zufolg die mittlere Lebensdauer in den Vereinten-Staaten kürzer als anderswo sein sollte. Seinen Angaben zufolge, verdoppelt sich in einigen dieser Staaten die Bevölkerung innerhalb dreizehn bis vierzehn, oder nach einer sich über alle Freistaaten ausdehnenden Durchschnittrechnung, in zwanzig bis dreiundzwanzig Jahren; er zieht daraus den Schluß, daß Nordamerika in dieser Hinsicht, auch allen vorzugsweise gesund erachteteten Ländern Europas gegenüber, den Vorrang verdient. In den großen Städten von Amerika ist, seiner Versicherung zufolge, die Zahl der Geburten die doppelte der Sterbefälle; in Europa übersteigt dort die Zahl der Todesfälle immer jene der Geburten.

Will man der Schönheit und Güte des Klimas einen moralischen Einfluß zugestehen, so würde auch hierin jede Vergleichung zum Vortheil von Amerika ausfallen, wie nicht minder hinsichtlich auf die allgemeine Fruchtbarkeit des Bodens, die Vortrefflichkeit seiner Erzeugnisse und die üppige Pflanzenwelt. Nie hat man hier Hungersnoth erfahren oder befürchtet, und wenn Abwesenheit der Nahrungssorgen, wenn gesunde und im Ueberfluß vorhandene Lebensmittel und was das Leben noch weiter bequem macht (comforts), eine der Entwicklung der Geisteskräfte günstige Ruhe und Heiterkeit hervorbringen können, so mag deßhalb kein anderes Land mit den vereinten Staaten von Amerika die Vergleichung aushalten.

Herr Clinton bemüht sich weiter darzuthun, daß die Verfassung des amerikanischen Bundesstaats den Fortschritten der Wissenschaften ausnehmend günstig sein müsse. In Europa selbst, fügt er hinzu, sind dieselben vielleicht hauptsächlich der Trennung dieses Freistaates in eine Anzahl unabhängiger Staaten zu verdanken; jede ihrer Hauptstädte ist ein Mittelpunkt der Aufmunterungen, und wetteifernd lassen die Regierungen den Meisterwerken des Geistes Ehrenauszeichnungen und Belohnungen zu Theil werden; wäre es hingegen Karl V., Ludwig XIV.

oder Napoleon gelungen, eine Universalmonarchie zu Stande zu bringen, so würde damit auch zuverlässig die Barbarei des Mittelalters zurückgekehrt sein.

Den Beförderungsmitteln der Geistesentwicklung, welche die Vereinten-Staaten überhaupt darbieten, reihet ferner Hr. Clinton mit besonderer Vorliebe die dem Staate von New-York eigenthümlichen an. Wenn wir, sagte er, seine ansehnliche Bevölkerung, die Ausdehnung seines Handels die große Zahl seiner Manufakturen und seinen bereits errungenen Wohlstand betrachten; wenn wir auf seine Lage an den Küsten des atlantischen Meeres, auf seine Verbindungen zu Land und zu Wasser mit allen Theilen der vereinten Staaten, und auf die regelmäßigen und unschwierigen Verhältnisse, welche er mit allen Gegenden der civilisirten Welt errichten kann, Rücksicht nehmen, und wenn wir endlich die Masse von Thätigkeit, Talent, Einsicht, Kenntnissen und Kunstfleiß ins Auge fassen, welche dieser Staat bereits besitzt, so wie den Rang welchen er als einer der Hauptmärkte der Welt einzunehmen bestimmt ist, so müssen wir auch wohl gestehen, daß er zu gleicher Zeit für wissenschaftliche und Kunstkultur die günstigsten Verhältnisse darbietet.

Der früheste in Amerika gestiftete gelehrte Verein war die im Jahr 1769, durch Franklins Bemühungen hauptsächlich, gestiftete amerikanisch-philosophische Gesellschaft, die in sechs Bänden ihre Verhandlungen bekannt gemacht hat. Im Jahr 1780 ward im Staate von Massachusett eine amerikanische Gesellschaft der Wissenschaften und Künste errichtet, und im Jahr 1799 im Staate von Connecticut die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften. Alle diese Vereine haben beachtenswerthe Sammlungen ihrer Denkschriften herausgegeben. Der Oberst Williams, Direktor des Ingenieurcorps, war der Hauptbeförderer der zu West-Point im Staate von New-York 1802 errichteten militärisch philosophischen Gesellschaft, als deren Früchte, oder wenigstens als durch sie veranlaßt, Pike's Reisen und Entdeckungen, Stoddards Geschichte von Louisiana, Macomb's Militärgesetze, Mortons Schrift über die Organisation des Artilleriewesens, verschiedene durch den wirklichen Presidenten der Gesellschaft bekannt gemachte wichtige militärische Abhandlungen, und das für den Hafen und die Rhede von New-York angenommene militärische Vertheidigungssystem, können angesehen werden.

Die Vortheile welche für Individuen und Gemeinheiten aus solchen Verbindungen entspringen, sind von nicht zu berechnendem Umfang. Es liefern dieselben kräftige Reize und Anspornungen für die Gemüther, sie beleben den Wetteifer, üben im sorgfältigen Beobachten und aufmerksamen Lesen; es werden durch sie Kräfte entwickelt, welche ohnedies in trägem Schlummer versunken geblieben sein würden; und in ihren geräumigen Magazinen werden Kenntnisse gesammelt und geordnet, die sonst unfruchtbar zerstreut und vereinzelt bleiben würden. Wie aus dem Zusammenstoß der Kiesel das Feuer, so geht aus der Reibung der Geister das Licht der Wissenschaft hervor. Der Umgang kenntnißreicher Männer wirkt auf die Wissenschaft selbst wohlthuend zurück; er erweitert und hebt sie höher, dies bezeugt die Erfahrung von anderthalb Jahrhunderten.

Hr. Clinton durchgeht hierauf die wissenschaftlichen Fächer, deren Bearbeitung er seinen gelehrten Mitbürgern empfehlen zu sollen glaubt. Vorerst bemerkt er, daß die Geologie der vereinten Staaten ein noch beinahe völlig unbekanntes Feld ist. Hr. W. Maclure hat den Versuch gemacht, nach Anleitung des Werner'schen Systems, dieselben in primitive Uebergangs- und Anschwemmungs-Regionen einzutheilen, und er hat diese verschiedenen Bildungen auf einer geologischen Karte des Landes nachgewiesen. Vulkanisches hat er nichts angezeigt, weil er ohne Zweifel überzeugt war, daß diese Erschütterung des Bodens daselbst nirgends vorkömmt.

Der Doktor Mitchill hat in einer der Agrikulturgesellschaft überreichten Denkschrift, den Staat von Newyork in die Granit- Schiefer- Kalk- und Anschwemmungs-Formation eingetheilt. Volney hat die nemliche Eintheilung auf den Gesammtboden der vereinigten Staaten angewandt, wobei er jedoch an die Stelle der Schieferformation, die Meersandformation bringt. Maclure unterscheidet in den verschiedenen Formationen, acht und dreißig verschiedenartige Substanzen; andere nehmen deren nur fünf an. Hr. Clinton gesteht unumwunden, daß die Lithologie und Mineralogie des Landes, mit den europäischen Fortschritten verglichen, sich noch in der Kindheit befinden. Er liefert selbst in allgemeinen Zügen eine Skizze der Landschaft, welche hin und wieder eine sehr ungewöhnliche Physiognomie darbietet. Er nimmt drei verschiedene Wasserformationen an; die erste als Folge der Zurückziehung des Weltmeers, die zweite von Austrocknung der Landseen, und die dritte von Ueberschwemmungen und Flußbettveränderungen herrührend. Ueberreste und Trümmer aus der Thier- und Pflanzenwelt finden sich in der Sand- Kalkstein- und auch selbst in der Kieselformation; man unterscheidet dabei solche Wasserthiere, deren Arten noch vorhanden sind und hinwieder andere pelagischen oder ozeanischen Ursprungs, deren Arten nicht mehr lebend vorkommen; z. B. das Ammonshorn, welches in der Nähe von Albany gefunden wird. Volney glaubt, der See Ontario fülle den Krater eines Vulkans, und das überschwemmte Land in der Grafschaft Orange zeigt an vielen Stellen deutliche Spuren vulkanischer Ausbrüche.

Die reichsten Bergwerke liefern Blei und Eisen; die Steinkohlenlager, welche hin und wieder zum Vorschein kommen, wurden noch sehr wenig benutzt. Kalkstein, Marmor, Mergel, Kiesel, Gyps, Schiefer, Töpfererden und verschiedene Ockerarten sind in Menge vorhanden. Salzquellen hat man in den Grafschaften Onondaga, Cayuga, Seneca, Ontario und Genesee entdeckt, und es sind Anzeigen vorhanden, welche vermuthen lassen, daß große Steinsalzschichten in Onondaga ihren Anfang nehmen, von Osten nach Westen Newyork, und hernach rückwärts von Pensylvanien und Virginien, die Staaten des Ohio, Kentuky und Tennessee durchziehen, unter den Missisipi durchgehen, und endlich die Einöden von Louisiana erreichen. Ein ausgedehntes Gypslager nimmt bei der Stadt Sullivan in der Grafschaft Madison seinen Anfang, und zieht sich nach Westen; es kömmt in den Städten Sempronius, Manlius und Camillus zu Tage und erreicht zuletzt den großen Fluß in Oberkanada. Das Dasein und der Ueberfluß des Gypses haben eine neue Epoche in der Landwirthschaft begründet; es findet sich solcher nicht

nur in hinlänglicher Menge für den Verbrauch des Landes, sondern es werden davon jährlich zehn bis fünfzehntausend Tonnen nach Pensylvanien geliefert. Im Staate von Newyork sind auch verschiedene Mineral- und Schwefelquellen, die wichtige Arzneikräfte besitzen, entdeckt worden.

Den Menschen kann man in Amerika, nach allen seinen physischen und moralischen Verschiedenheiten, von dem Zustand vollendeter Kultur bis zum einfachen Naturstande, studieren. Ein Reisender, welcher aus einer der großen Städte kommt, kann Gegenden durchwandern, wo Kunst- und Arbeitsfleiß allmählig abnehmen, und in wenigen Tagen trifft er bei der aus frisch gehauenen Baumästen gebildeten Hütte ein. So hat er in kurzem Abrisse den Ursprung der Nationen und Regierungen vor Augen; er überschaut auf einmal, was nur ein Werk der Zeit seyn zu können schien, und die Geschichte der Fortschritte des menschlichen Geistes liegt rückwärts und sich entwickelnd vor ihm.

Auch die Thierkunde von Amerika blieb bis dahin sehr vernachlässigt. Ein umfassendes Werk über die vierfüßigen Thiere mangelt noch und die bisherigen Abrisse sind sehr unvollständig, zumal darin ein vorzüglich merkwürdiger Theil der Naturgeschichte, welcher von der Lebensart, den Gewohnheiten und den Naturtrieben der Thiere handelt, völlig übergangen ist.

Einem Naturforscher, welcher sich die vierfüßigen Thiere, auch nur allein des Staates von Newyork, zum ausschließlichen Studium machen würde, könnte es keineswegs an hinlänglich anziehendem Stoffe und der hinwieder auch in geologischer Hinsicht wichtig wäre, fehlen. Ohne Zweifel würde der Mammuth oder amerikanische Elephant, dessen Gerippe in den Grafschaften von Orange und Ulster entdeckt wurden, und deren eines im Peal'schen Museum zu Philadelphia aufbewahrt ist, an die Spitze seines Verzeichnisses zu stehen kommen. Er würde die verschiedenen über dieses Thier vorgetragenen Hypothesen prüfen, und auch die Sagen der Indier über diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit nicht überall unwerth achten; er würde auszumitteln trachten, ob das Thier unter die Pflanzen- oder Fleisch fressenden gehöre, und ob es den Flußpferden, den Elephanten, oder den Seethieren angehöre, oder vielleicht eine eigene und besondere Gattung bilde; er würde auch die neuerlichen Entdeckungen in Rußland für seine Forschungen zu benutzen nicht versäumen.

Der wilde Tyrann der amerikanischen Wälder, der graue Bär, würde ihn weiter beschäftigen; er würde darthun, daß derselbe von dem Bären der Polarländer, mit welchem er oft verwechselt ward, völlig unterschieden ist, und vielleicht fände er in seiner Kralle das Musterbild der Kralle von Jeffersons Megalonix. Er würde uns die Naturgeschichte des jetzt in die Wälder von Louisiana zurückgedrängten Büffels liefern, der dort in Heerden lebt, die bis auf fünfzigtausend Thiere ansteigen, und von dem indischen Büffel, welcher als Hausthier in Italien und anderwärts vorkömmt, wesentlich verschieden ist.

Der ausgezeichneten Verdienste, die sich Hr. Wilson um die amerikanische Ornithologie erworben hat, unerachtet, ist dieser Zweig der Naturbeschreibung noch lange nicht erschöpft,

und ein vorzüglich anziehender Moment desselben. Die Geschichte der Wanderungen der Vögel, ist noch fast unbekannt. Hr. **Clinton** glaubt, es könnten wohl noch mehrere Arten gezähmt, und er wünscht, das rothe Rebhuhn und der Fasan möchten aus Europa eingeführt werden.

Hr. **Mitschill** hat ein kleines Werk über die Fische von Newyork geschrieben, und hoffentlich wird er seine ichtyologischen Arbeiten fortsetzen; die Wanderungen der Fische sind gewiß eben so merkwürdig als jene der Vögel; und obgleich überhaupt die Fische des süßen Wassers von den Seefischen verschieden sind, finden sich hinwieder auch bemerkenswerthe Uebereinstimmungen zwischen ihren beiderseitigen Arten.

Die Entomologie ward in den vereinten Staaten noch wenig bearbeitet. Der Seidenwurm wird mit gutem Erfolg gezogen und sein Produkt ist vortrefflich. Man hat bezweifelt, ob der Honig in Amerika einheimisch sei, es scheint aber diese Frage durch die Stelle eines Briefes von **Cortez** an **Karl V.** sattsam beantwortet zu sein. Bei der Aufzählung der Dinge, die auf den Markt von Mexiko zum Verkauf gebracht werden, heißt es nemlich: „Man verkauft Bienenhonig und Wachs, und eben so Honig, der aus Maisstengeln verfertigt wird, die süß wie Zucker sind; man bereitet auch Honig aus einem Strauche, den die Eingebornen **Maguey** nennen.“

Es sind bei zwanzig nordamerikanische Schlangenarten bekannt, von denen die Klapperschlange die merkwürdigste ist, aber auf dem bebauten Lande nicht mehr zum Vorschein kömmt. Wie Hr. **Clinton** versichert, sollen ihre Jungen sich bei Annäherung einer Gefahr in den Rachen der Mutter flüchten.

Als Resultate seiner Darstellung und zum Schluß derselben, theilt Hr. **Clinton** einige Wünsche und Räthe mit, die zu Beförderung des Flors der Wissenschaften unstreitig in jedem andern Lande, so gut wie in den vereinten Staaten Amerikas, hinzielen müssen. Sie lauten wörtlich also:

1) Die Errichtung und Begünstigung naturhistorischer sowohl öffentlicher als Privatsammlungen ist eine für die Fortschritte der Wissenschaft sehr wesentliche Maßnahme. Die Museen der Herren **Scudder** in Newyork und **Peale** in Philadelphia sind in dieser Rücksicht ungemein schätzbare Anstalten.

2) Es sollte eine Reihe statistischer Fragen über alle Zweige der Naturgeschichte, der Erdkunde, der Landwirthschaft, des Handels und der Manufakturen entworfen, und diese in allen Städten in Umlauf gesetzt werden. Ein vortreffliches Muster dazu findet sich in den Transactionen der Akademie der Künste und Wissenschaften von Connecticut; des Dr. **Dwight** Beschreibung von New-Have ist ebenfalls in dieser Hinsicht eine musterhafte Arbeit.

3) Man sollte eine Reihenfolge von Fragen über alle wichtigen Gegenstände der verschiedenen Wissenschaften entwerfen, um aus den verschiedenen Ländern darüber Antworten zu sammeln. Die königliche Gesellschaft in London hatte schon bei ihrer Stiftung dies zu thun sich vorgesetzt und ihre Transactionen enthalten auch manche auf diesem Weg eingeholte nützliche

Aufschlüsse. Die Agrikulturgesellschaft von Newyork trug der Handelskammer an, als einen bleibenden Theil der, den nach Afrika, Asien, dem nördlichen Europa oder nach dem südlichen und mitternächtlichen Amerika abgehenden Schiffkapitäns zu ertheilenden Instructionen, eine Reihe Fragen aufzunehmen, welche sich auf Vervollkommnung der Landwirthschaft beziehen, die in den durch die Reisenden besuchten Gegenden vorkommen möchten.

4) Man sollte in verschiedenen Fächern der Naturgeschichte wohlbewanderte Männer auswählen, um durch sie in geologischer, mineralogischer, botanischer, zoologischer und landwirthschaftlicher Hinsicht, das Land bereisen zu lassen. Diese sollten auf ihren wissenschaftlichen Wanderungen nicht nur selbst beobachten, sondern überall auch alle Angaben der verständigen und unterrichteten Einwohner jedes Ortes sammeln.

Auf diese Weise haben zum Beispiel die Herren Michaux, Vater und Sohn, die aus Europa nach Amerika gesandt wurden, dem letztern in botanischer Hinsicht wesentliche Dienste geleistet. Die von Michaux dem Sohne in drei Bänden bekannt gemachte Geschichte der amerikanischen Waldbäume ist in seiner Art eines der vorzüglichsten und nützlichsten Werke. Der in der Nähe von Newyork von Dr. Hosack angelegte Pflanzengarten enthält siebenhundert drei und dreißig Gattungen und zweitausend vierhundert Pflanzenarten; die Regierung hat ihn im Jahr 1810 an sich gekauft und dem Columbia-Collegium einverleibt.

Hr. Clinton ist überzeugt, daß hinsichtlich auf einheimische eßbare Pflanzen noch manche Entdeckungen in Amerika zu machen übrig bleiben. Man erzählt von sehr großen Wiesengründen im Gebiete von Michigan, wo Kartoffeln und wilde Artischoken in Menge wachsen; und Pike meldet, die nordwestlichen Indianer nähren sich hauptsächlich mit einer Art Reis, von der, wie man versichert, jede Pflanze eine halbe Pinte Körner liefert.

Der Freude unerachtet, welche Hr. Clinton über die vielen geschickten Aerzte äußert, die gegenwärtig in Amerika die Heilkunst ausüben, so bezeichnet er jedoch die Verheerungen, welche die Schwindsucht anrichtet, als die furchtbarste Krankheit, und als eine der größten Plagen des Landes. Die Sterbeverzeichnisse von 1813 liefern darüber in drei Hauptstädte folgende Resultate:

	Gesammtzahl der Verstorbenen.	An Schwindsucht verstorbene.	Annäherndes Verhältniß.
Boston . . .	786.	193.	1/4.
Philadelphia . .	2291.	216.	1/10.
Newyork . . .	2239.	562.	1/4.
Newhaven . .	——	——	1/9.

Des gelben Fiebers erwähnt er nur um das Unvermögen der Kunst, nicht für ihre Heilung nur, sondern auch für Ausmittelung ihrer Natur und ihres Ursprungs zu beklagen. Humboldt hat in Erfahrung gebracht, daß alle Jahrhunderte ungefähr einmal, unter den mexikanischen Indianern eine ansteckende Krankheit herrscht, die Matlazahuatl genannt wird; daß im Jahr 1545 achtmalhunderttausend und im Jahr 1576 zwei Millionen Menschen daran verstorben: die weißen Menschen hingegen sollen davon verschont bleiben. Sollte vielleicht eben diese Seuche

es gewesen sein, die vor dem Zeitpunkt der europäischen Niederlassung ganze Völkerschaften in Nordamerika vertilgt hat? Und wenn die Behauptung gegründet ist, daß die eingebornen Mexikaner beinahe gar nie vom gelben Fieber befallen werden, welch' ein weites Feld merkwürdiger Forschungen eröffnen nicht diese seltsamen Ausnahmen!

Ein letzter Abschnitt der Arbeit des Hrn. Clinton beschäftigt sich mit staatswirthschaftlichen Verhältnissen, die er in folgenden Fragen, welche als ein Schema der alle gesellschaftlichen Interessen umfassenden und für alle Regierungen gleich wichtigen Wissenschaft betrachtet werden können:

Worin besteht der Nationalreichthum? — Durch welche Mittel wird er erzeugt? — Auf welche Weise wirken die Ursachen, die ihn verschaffen? — Welches sind ihre nähern und entferntern Wirkungen? — ihre scheinbaren und wirklichen Resultate? die verschiedenen Zerrüttungen der Quelle des Reichthums, als nemlich die Arbeit, das Kapital, der Umlauf der Tauschmittel oder der Handel? — Das Einkommen oder die Konsumtion? — Findet sich die Quelle des Reichthums in der Arbeit, im auswärtigen Handel, im Kapital des Grundeigenthums oder in anderm Werth? — Was ist das Kapital? — Was ist das gemünzte Geld? — In welchem Verhältniß steht sein umlaufender Betrag zu dem Gesammtwerth des Jahresertrags, der dadurch beweglich wird? — Ist die Arbeit der Maaßstab des Werthes und giebt es neben ihr einen andern unveränderlichen? — Ist die Bearbeitung des Bodens die einzige, oder die am meisten produktive Arbeit? — Endlich, und über diese Frage sind die Meinungen in Amerika am meisten getheilt: — ist es der inländische oder ausländische Handel, welcher den Nationalreichthum mehr befördert?

Geschichte und Erfahrung lehren, daß, während die Eroberungen auf unserm Erdball von Norden nach dem Süden ihre Richtung nehmen; während die edlen Metalle vom Westen nach dem Osten sich vertheilen, die Bahn des Ozeans und der Atmosphäre, gleich jener der Künste, der Wissenschaften und der Kultur, dem Lauf des Gestirnes folgen, von welchem wir Licht und Wärme erhalten. Dieses Verhältniß, das man als Thatsache betrachten zu können scheint, deutet an, daß die Reihe an Amerika gelangen dürfte, die Lieblingsstätte der Wissenschaften und Künste zu werden.

Großherzogthum Weimar.

Verfassung. — Landtag. — Postwesen — Die Gesellschaft der Freunde in der Noth. — Wissenschaft. Kunst. Adel und Bürgerliche. Geselligkeit.

(Beschluß.)

Bekanntlich ließ der Professor Oken, Herausgeber der Isis, ein unbarmherziges Gericht über das Grundgesetz der landständischen Verfassung ergehen, schalt, daß nur Rittergutsbesitzer, Städter und Bauern die drei Stände des Staats sein sollten; meinte, besser sei der alte,

(heut gar zweideutig gewordene) Unterschied von Nähr- Wehr- und Lehrstand, und sagte darüber viel harte und unhaltbare Dinge.

Daß der Herausgeber der Isis, selbst in weimarischen Landen lebend und als Diener dieses Staats, einen so unumwundenen Tadel in die Welt senden durfte, was an andern Orten als Todsünde angesehen, und sogleich als kriminel behandelt worden wäre, giebt den sprechendsten Beweis von der Freisinnigkeit der weimarischen Regierung. Zwar wurde dieser Angriff im weimarischen Staatsrathe selbst von einigen Mitgliedern desselben sehr hoch aufgenommen, und darauf angetragen, diese sogenannte Frechheit an Prof. Oken nachdrücklichst zu bestrafen, aber da trat der großgesinnte Großherzog dazwischen und erklärte, daß man zwar dem Mann, wenn er gegen Gesetz und Pflicht gehandelt, in aller Form Rechtens den Prozeß machen und ihn nach Befinden seiner Professur entsetzen könnte, daß er aber jeden Gewaltstreich hasse und der Meinung sei, daß man den Prof. Oken, wenn man ihm kein Verbrechen beweisen könne, unangetastet lassen müsse.

Die diesjährigen Sitzungen der Landstände werden über manches, was Grundstein der vollendeten Konstitution (denn das Grundgesetz der landständischen Verfassung ist wohl nicht dafür anzusehen) werden soll, entscheiden. Außer den in der Propositionsschrift genannten Gegenständen, nämlich: Vereinigung der bisher getrennten Kreisschulden, Einführung eines und desselben Abgabensystems durchs ganze Großherzogthum, Bewilligung der zur Bestreitung neuer Bedürfnisse nöthigen Summen, Organisation der Justiz und der Kriminalgesetzgebung, Landesbewaffnung, Verbesserung der Schul- und Studienanstalten u. s. w. werden vorzüglich die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und die Einführung gleichen Besteurung, auch auf die Rittergüter ausgedehnt, und ein Gesetz über die Preßfreiheit als Gegenstände von großem Interesse die Landstände beschäftigen. Man scheint bemüht, die Gemüther dafür gewinnen zu wollen, meistens leuchtet diese Absicht aus einigen Artickeln des hiesigen Oppositionsblattes hervor, das in dem Verhältniß der Pariser Zeitungen zu stehen scheint, wo ebenfalls lange Abhandlungen die Vortrefflichkeit der von den Ministern eben vorgelegten Gesetzesentwürfe entwickeln und anrühmen. Die Stände sollen ihrerseits die Forderung stellen, daß die Domänen des Großherzogs, die sehr beträchtlich sind, und von denen bisher ebenfalls willkührliche Beiträge zu den Staatslasten gemacht wurden, zu gleicher Mitleidenschaft gezogen, und als Eigenthum des Staats, nicht des Regenten betrachtet werden sollen. Ueber die in dem Grundgesetz der ständischen Verfassung ausgesprochene Preßfreiheit soll ein Gesetz nähere Bestimmungen bekannt machen. Der Oberappellationsrath Dr. Martin in Jena war mit dem Entwurfe hierzu beauftragt; aber dieser Entwurf soll so engherzig und beschränkend abgefaßt sein, daß die großherzogliche Regierung ihn einem ihrer Mitglieder zur Prüfung vorgelegt hat, und viele günstigere Bestimmungen aufnehmen lassen wird. Man wundert sich, wie der Herausgeber des neuen rheinischen Merkurs solche Engherzigkeit bei dem Entwurfe eines Gesetzes, das ihm selbst so nahe gehen muß, zeigen konnte.

Große Theilnahme an der Verfassung oder dem Gange der Verhandlungen verspürt man nicht unter dem Volke, selbst nicht einmal unter den Gebildeten des Bürgerstandes. Der deutsche Bürger hat bisher noch zu wenig Antheil an öffentlichen Angelegenheiten gehabt, als daß ihm das Wenige, was ihm jetzt etwa zugedacht wird, von Bedeutung sein könnte. Der Name Stände war ihm bisher nicht fremd; da er sich aber immer gedrückt fühlte, so hofft er auch jetzt wenig Besseres. Das noch gewöhnliche Geheimthun mit dem, was und wie es verhandelt wird, kann nicht geeignet sein, bei dem Volke Sinn und thätige Theilnahme für seine Angelegenheiten zu erregen. Thätiger und aufmerksamer ist hier der Adel, da es sich ja um den Verlust vieler seiner Privilegien handelt. Der Erfolg der Verhandlungen kann nicht zweifelhaft sein, wenn sich auch manche seltsame Aeußerung und einige Hartnäckigkeit zeigen sollte, besonders in Bezug aufdie Uebernahme der Kreisschulden als gemeinsame Staatsschuld. Denn in unsern deutschen Landstände-Versammlungen hat sich noch immer ein kurzsichtiger Oertlichkeitsgeist und ein Ringen nach kleinen und kleinlichen Vortheilen geäußert.

Das öffentliche Leben Weimars erscheint, ob der Berühmtheit der Dichter, die hier gelebt, in der Ferne gewöhnlich in einem Zauberlichte, das, je näher man das Ding sieht, desto mehr verschwindet. In einer Stadt, wo man den ersten deutschen Sänger ohne Sang und Klang, ohne ein Wort der Trauer oder der Rührung zu sprechen, einscharren konnte; wo die wenigen ausgenommen, die ihn auf den Gottesacker trugen, alles seiner Ruhe pflegte, kann der Sinn für das Schöne doch nicht sogar lebendig geworden sein, als man gewöhnlich meint. Bürger und Adel scheiden sich, ein paar Punkte etwa ausgenommen, wo sie sich noch berühren, im öffentlichen Leben sehr scharf von einander ab, was bei der geringen Anzahl von Einwohnern für die Geselligkeit um so nachtheiliger ist. Der Hof nimmt an den Vergnügungen des Publikums jetzt wenig oder gar keinen Antheil, und bildet sich und den Hoffähigen ein abgesondertes Leben; selbst von den Bällen, wo der Bürger erscheint, bleibt er jetzt weg. Dieses Ausscheiden der Stände veranlaßt vielerlei Mißtöne. Das adeliche Fräulein hört es ungerne, daß sich das junge Frauenzimmer des gebildeten Bürgerstandes auch die Benennung Fräulein zueignet, und man würde es sehr verübeln, bei einer Frau, die keinen pergamentnen Adel aufzuweisen hat, den Ausdruck, Frau von N... zu gebrauchen. — Der Berührungspunkte im öffentlichen Leben giebt es wenige, die Thee's etwa ausgenommen, wo man gern den Bekannten oder Fremden bei sich sieht. Sonst bildeten die Theezirkel im Göthe'schen Hause und bei Frau Schopenhauer, den Mittelpunkt des feinen und gelehrten Lebens; doch seit einiger Zeit will sichs auch ändern. — Sinn für Literatur spricht sich überall aus, besonders auch unter dem schönen Geschlechte. Doch sagt man demselben nach, daß das Gemüth unweichlich erkaltet, und daß es sich stark zur Absprecherei und Krittelei neige.

Die literarischen Genüsse beschränkt hier ungemein der Mangel einer guten Sortiments-Buchhandlung, einer guten Leihbibliothek und eines Journals- und Zeitungskabinets; die literarische Thätigkeit dagegen fördert das Landes-Industrie-Comptoir, das durch seine vielartigen

Unternehmungen viele Gelehrte und literarische Helfershelfer beschäftigt. Zu seinen vielen Journalen hat es nun auch eine politische Zeitung gefügt, die durch ihren Titel: Oppositionsblatt, schon die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, und bereits mehrere sehr unbefangen und kräftig geschriebene Abhandlungen mitgetheilt hat. Die Redaktion dieses Blattes besorgen der älteste Sohn des verewigten Dichters Wieland, Ludwig Wieland, und ein aus Altbaiern hierher gekommener junger Gelehrter, Pfeilschifter. Den vielartigen Geschäften des Industrie-Comptoirs steht der alte geheime Legationsrath von Bertuch noch mit bewunderungswürdiger Thätigkeit vor; seinen zu früh verstorbenen, hier sehr bedauerten Sohn, ersetzt ihm jetzt sein Schwiegersohn, der ehmalige Leibarzt des Königs von Würtemberg, Obermedizinalrath von Froriep, der mit ungetheiltem Eifer sich dem neuen Geschäfte unterzieht.

Der Staatsminister von Göthe arbeitet ununterbrochen an der Fortsetzung der Geschichte seines Lebens. Der nächste Band wird durch die Ansichten über Kunst, die bei Gelegenheit der Reise nach Italien mitgetheilt werden sollen, besonders Interesse erregen. Eine Abtheilung dieser Reise will er, dem Vernehmen nach, noch zurücklegen, weil er glaubt, gewisse Verhältnisse bei dem Leben der Personen, die darein verwickelt sind, nicht offen und ungeschmückt darlegen zu dürfen.

Die bei dem Theater vorgenommene Reform hat auch seinen Eifer und seine Thätigkeit für dasselbe wieder belebt, und wir sollen bald die glücklichen Früchte dieser neuerwachsenen Liebe zu sehen bekommen. — St. Schütze, der launige Dichter, lebt still und behaglich, und bereitet so dem Publikum die Genüsse vor, die es seinen Erzählungen und Poesien alljährlich in den Taschenbüchern dankt. Falk zeigt, daß Dichter nicht blos Schönes und Gutes singen, sondern auch mit den großherzigsten Aufopferungen üben können. Riemer würde bei mehr Ehrgeiz viel Vortreffliches leisten können; bis jetzt hat das Publikum manchen seiner herrlichsten Gedanken unter fremdem Namen gekauft. — Freiherr von Einsiedel scheint der Muse untreu geworden zu sein; etwa weil sie ihm nicht sehr treu gewesen ist. — Hr. von Gerstenbergk hat zu einer, bis jetzt noch ungedruckt und unaufgeführt gebliebenen Tragödie eine zweite geschrieben, in der die armen Leute das Schicksal in einem Ringe mit sich herumtragen. — Prof. Schwabe arbeitet an einer ausführlichen Lebensgeschichte Luthers, und Prof. Hassel an einem großen geographischen Lexikon, das bald erscheinen soll. Der Bibliothekar Vulpius, verbreitet die Seltsamkeit der großherzoglichen Bibliothek in den Curiositäten der Vorzeit. Seltsameres könnte er wohl noch aus sich selbst liefern, wenn er die Kunst der Traumdeuterei, des Kartenschlagens u. s. w. (vielleicht der einzige Gelehrte, der sich dieser Künste rühmt) zum Behuf manches gläubigen Mütterleins bekannt machen wollte. — In kurzem wird auch Kotzebue hieher kommen, und sich hier in seiner Geburtsstadt niederlassen.

Für die bildende Kunst kann Weimar, bei dem Mangel einer Gallerie, weder für den Unterricht, noch bei dem Mangel reicher Liebhaber selbstschaffend Großes leisten. Hofrath Meier, der jetzt die neue Ausgabe von Winkelmanns Werken, nach Fernows Tod, vollendet

hat, steht mit Eifer und Einsicht der verjüngten Zeichnungsschule vor. Es ist zu bedauern, daß seine gründliche Kenntnisse in der Geschichte der Kunst nicht für eine Universität benutzt werden, oder daß er das Studium der Kunstgeschichte nicht unter großen Sammlungen fort betreiben kann. Prof. Jagemann ist mit der Ausführung eines ungewöhnlich großen Altarblattes für die neue katholische Kirche in Karlsruhe beauftragt. Der Gegenstand ist eine Himmelfahrt Christi, und die Skizze dazu bereits vollendet. Der Großherzog hat ihm ein eignes Haus erbauen lassen, wo der Künstler die Ausführung des herrlichen Entwurfes beginnen soll, da in der ganzen Stadt kein Saal von der nöthigen Höhe sich gefunden hat. — Schwertgeburths gewandter Griffel ist durch die vielen Almanachsbilder, die alljährlich von seiner Hand gearbeitet erscheinen, hinlänglich bekannt. Die hiesige Kunst- oder Zeichnungsschule veranstaltet alle Jahre eine kleine Kunstausstellung, wozu auch entferntere Künstler Einiges beisteuern, und so dem Publikum einen kleinen Kunstgenuß bereiten. Sonst bekömmt man an Kunstwerken nichts zu sehen, es müßte denn im Göthe'schen Hause oder beim Großherzog sein; denn die Kunsthandlungen haben kaum einige Nürnberger Bilder.

Die Bühne war seit einiger Zeit in einen gewissen Zustand der Schlaffucht verfallen, und hatte durch den Abgang einiger Mitglieder großen Verlust erlitten. Die Oper ist eine der vorzüglichsten in Deutschland; Mad. Jagemann, Hr. Stromeier und Hr. Moltke entzücken oft durch ihren herrlichen Gesang. Das Schauspiel ist, trotz mehrerer vortrefflichen Mitglieder, mangelhaft. Als vorzüglich möchte ich nennen die Hrn. Lorzing, Oels und Deny. Fleiß und freudiges Zusammenwirken ist in keiner Darstellung zu verkennen.

Wenn diese Blätter das Zerwürfniß unserer Zeit, das Ringen und Rufen nach dem Rechten, und die feindlichen Bewegungen der Bösgesinnten der Nachwelt überliefern sollen, so sollen sie ihr auch sagen, wie dort und da, anspruchlos aber sicher beglückend, der Geist des Guten wach geworden ist, und wie von seinem beseelenden Hauche angeweht, von seinem Enthusiasmus aufgeregt, Tausende freudig zum Bessern mitgewirkt haben. Und wo hat dieser Geist sich segensreicher ausgesprochen, als bei der Bildung der Gesellschaft der Freunde in der Noth zu Weimar. — Die Geistesarmuth sagt sichs oft wohlgefällig vor, das Genie könne wohl herrlich und glänzend durch Papierblätter flattern, und Luftgebäude in's Reich der Spekulation bauen; aber im Reiche der Wirklichkeit sei es unbeholfen und wirke und leiste nichts! Der Stifter dieser Gesellschaft ist wieder ein redender Beweis, wie im Gemeinsten Herrliches gedeiht, wenn ein höherer Geist es faßt und ordnet. Wo die alte Erfahrung bequem sich tröstend mit einem: „das kann nicht anders werden," im alten Wuste fortschiebt, da entblüht ein nicht geahnetes, segensreiches Leben, wenn die frische Kraft des Genies es beseelt. Die Meßkataloge schweigen seit einigen Jahren vom genialen, satyrischen Falk, aber herrlicher noch verewiget sich sein Name durch das Gute das er thut, als durch das Schöne das er schrieb; und das liebliche Leben, das mit den Heroen deutscher Kunst, Wieland und Herder, Schiller und Göthe, die das Schöne bildeten, für Weimar begann, endet würdig Falk, indem er das Gute

dazu gesellt. Von der ersten Entstehung dieser Gesellschaft saget der erste Bericht für das Jahr 1816, der, das Schöne dem Guten vereinigend, einen lieblichen, bedeutungsvollen Dominichino, von Schwertgeburt im Umrisse gestochen als Vignette an der Spitze trägt. „Als der Marschall Marmont, erzählt derselbe, mit seinem spanischen und welschen Anhang, in den Lagern von Wiegendorf und Schwabsdorf quartirte und hauste, so daß die Flammen seiner Beiwachten meilenweit den Horizont rötheten, ist Einer aus unserer Mitte in jenen Mordnächten, den armen, bedrängten Landleuten zu Hülfe geeilt, mit Gefahr seines Lebens, und Hintansetzung aller feigen Rücksichten von eignem Wohl, sich dem fremden gern und freudig opfernd. Wohl ist dieses ein Freund in der Noth gewesen, und also haben auch die in Wiegendorf und Osmannsstadt ihn erfunden und genannt. Und wie nach diesem der mordschwere Arm des Krieges und der Seuchen durch die Landschaft immer heftiger gewüthet, und auch den Helfer nicht verschont, sondern ihm ebenfalls vier blühende Kindlein in einem Monat hingestreckt, hat er, obwohl mit ausgeweinten Augen und Herzen, darum das Vertrauen und die Freudigkeit zu seinem Gotte nicht verloren, sondern ist daran gewesen, sich und andere zu ermuntern mit mit Beflügelung, Rath und That. Und sind diese Flügel immer schöner gewachsen und ist aus dem Fundamente einer solchen christlich-festen Gesinnung, ein Himmelsbau entstanden, an dem Gottes Gnade auch bald so mächtig geworden, daß seine Thür als rechtes Nothpförtlein, allen Altern und Ständen, Tag und Nacht offen gestanden. Und wie nun des Klopfens und Dringens kein Ende werden wollte, und die Zahl der Nothleidenden und deren Menge so gewaltig überhand nahm, sei es nun von Kindlein, deren Aeltern zu Grund gegangen, oder von Aeltern aus eingeäscherten Dörfern, die ihre Kinder nicht weiter versorgen konnten, ist ihm das blutende Herz fast gebrochen vor Vaterangst und wußte nicht wo aus noch ein. In solchen Nöthen nun ist er, wie Nikodemus in der Nacht, heimlich zu einem edeln Freunde hingegangen, dessen Beruf es von jeher gewesen, den Brüdern beizuspringen in allerlei Noth und Anfechtung. Und wie er diesen gewonnen, was nicht schwer hielt, dazu einige geprüfte, hohe Freundinnen, auch zuvor Gott ernstlich gelobt, daß er sich dieser heiligen Sache ganz und freudig aufopfern wolle, so ist er ausgeflogen durch das Land, daß er sammelte die zerstreuten Kindlein, wie sie hülfsbedürftig hinter den Zäunen saßen, oder an weißen Stecken einer trostlosen Verwilderung entgegen irrten. Und wie ein oder zwei edle Menschenfreunde solchem Geschäfte lange nicht gewachsen sind, so haben sich, je nachdem er es diesem oder jenem mündlich erzählt, auch mehrere gefunden, und vereinigt, hie und da in niedern und höhern Ständen; und alle Solche haben wir mit dem schlichten Namen Freunde in der Noth genannt.“

Die Gesellschaft übt das segensreiche Werk, die verwahrlosete, verlassene Jugend der niedrigsten Volksklassen das Verbrechen meiden, Arbeitsamkeit und Bürgertugend lieben zu lehren. Hier ein Kind, dessen Aeltern in Ketten liegen, dort eines, daß heimatlos die Welt durchzieht: was soll ihr Schicksal werden? Die Gesellschaft nimmt sie auf, kleidet, nähret und lehrt sie, gibt sie braven Meistern in die Lehre, wacht und ist mit ihren Augen überall. Aeltern,

die sich mit Hülfe der Gesellschaft zum Lehrfache bilden, leiten und lehren die jüngern oder ver-
wilderten, und wie ein geistiger Mechanismus alles in geordneter Bewegung erhält, so ist auch
der Mechanismus des Aeußern. Die Mädchen spinnen, die Knaben weben, und während der
kleine Schuhmacher den andern Schuh verfertigt, nähen ihm die kleinen Schneider seine Kleider,
beide bezahlen auf solche Weise den Tuchmacher, der aus der Mädchen Hand die Wolle erhält.
Wie ein herrlich nach Grundsätzen geordneter Staat, unterstützt eines das andere: gibt und
erhält. Er bedarf keiner Kasse, keiner Kontrolle: ein wohlgeordnetes Buch enthält, wer und
wo man sich zu Beiträgen anheischig gemacht hat; darauf werden die Bedürftigen angewiesen.
Und dieses alles, ohne von dem Geist der Ordnung, der von da aus einst ins bürgerliche Leben
übergehn muß, hat *ein* Mann geschaffen, hat es in *wenigen* Jahren! Die Gesellschaft erfüllt,
bewacht oder leitet 174 Lehrbursche, 101 Pflegkinder, 100 Spinnende und 120 Strickende. Die
Kinder verfertigten in diesem Jahre aus selbstgesponnener Wolle, Baumwolle und Flachs 400 Ellen
Buntzeug; 800 Ellen Leinwand und 300 Ellen Tuch durch eigne, glücklich erweckte Thätigkeit;
Knaben und Mädchen die noch vor zwei Jahren durch Herumstreichen und lose Künste der Land-
schaft und den Städten beschwerlich fielen. An diesem kleinen, fröhlich gedeihenden Staate
möge mancher abgelebte Minister die für so schwer gehaltene Regierungskunst lernen, und sich
überzeugen, daß man mit diplomatischen Noten zwar Sterne und Bänder sich erwerben kann,
aber die Menschheit nicht beglückt — und möge es bewundern lernen, wenn sein ausgepreßtes
Hofherz noch Bewunderung fühlen kann, daß ein genialer Mensch Dinge zu leisten vermag,
wovon er und seine Routiniers sich freilich nichts hätten träumen lassen.

Der *Jahresbericht* gibt für den Psychologen und Pädagogen die interessanteste Ausbeute,
indem er die Geschichte eines großen Theils der von der Anstalt gepflegten Kinder enthalt.
Ich will nur Einiges ausheben, was mir besonders auffiel. So heißt es z. B.

„Siebenmal entsprungen ist *Schöning*, immer wieder von uns aufgefaßt und festgestellt
worden. Einmal lebte er mehrere Monate an der Oelmühle und in den Weinbergen von *Jena*.
Er suchte sogar für dieses Leben in der Wildniß *Kameradschaften* zu stiften. In den Fisch-
monaten schlug er die Schlösser von den Weinberghäuschen herunter, kaufte sich einen Nachthaken
handthierte in der Saale, krebste oder fing sich Forellen in den Bächen. Die Tauben in den
benachbarten Mühlen, wenn sie um Aegidie herum von Körnern feist wurden, entgingen seinen
Nachstellungen eben so wenig, als die jungen Enten auf den Teichen, die Beeren im Gesträuch,
die Fasanen im Walde und die Eier in den Nestern. Zu dieser *freien Jägerkunst* besitzt er
ein von Jugend auf glücklich geübtes Augenmaas. Kein Federchen, was noch so hoch im Gipfel
eines grünen Baumes zittert; sein Auge entdeckt es alsbald, mit ihm das Nest, mit diesem die
Beute. Der Sommer 1815 ist für die Elstern um Jena herum ein böses Jahr gewesen. *Schö-
ning* hauste dazumal in der Gegend der Oelmühle. Auf einer kleinen einsam gelegenen Saal-
insel, im verborgensten Gesträuch, war seine *Feldküche* aufgeschlagen. Zu einem noch etwas
furchtsamen Kameraden, den er durchs Wasser watend dahin führte, und dem wir diese

22

Erzählung verdanken, sagte er ganz gelassen, indem er ihm verschiedene Töpfe zeigte: Das ist unsere Feuerstätte, das unsere Küche, hier spionirt uns kein Teufel aus! „Aber was steckt denn da in den Töpfen, fragte der andere: sind das Tauben?“ Nein, Tauben nicht, aber Elstern, recht beleibte quappligte Dinger! Wie die von der Polizei mich im vergangenen Frühling haschten und zum Rath nach Weimar abführten, hatte ich gleich Fürsehung gethan. Elsterneier gab's damals genug, und in dem ganzen Strich der Oelmühle hinunter, so viel, daß ich sie nicht alle bezwingen konnte. Da kam ich nun auf den guten Einfall ihnen die Flügel ein wenig zu knicken, wie sie in den Nestern flügge werden, so können sie, dacht' ich, mir doch nicht wegfliegen, die Alten müssen mir sie auffüttern, und wenn ich wiederkomme, speis ich sie. Das hat er nun redlich gethan. Auf dem letzten Kreuzzug, den er im vorigen Sommer mit dem wilden Kreuzburger Homann, Komplot machend, neun Stunden in der Länge und Breite, durchs Webicht, bis in die Gegend von Kösen und Naumburg veranstaltete, erwählte er das Thümlerische Gartenhaus vor Jena zur Herberge. Den nächtlichen Eingang in dasselbe nahmen beide durch den Abtrit, die auf dem Boden liegende Scheite benutzten sie, ein Wachtfeuer in dem Saal anzuzünden. Schöning fing junge Hasen im Webicht, Homann zog sie ab und briet oder sengte sie, wie es eben gehen wollte. Sobald Schöning im Freien lebte, so pflegte er mit dem Beil sich ganze Stachelbeersträuche abzuhauen; die reifen ißt er, die unreifen schmort er und mit dem trocknen Holze beschickt er seine Bettelküche. Früher in seinem zehnten, eilften Jahre hat ihn auch das Kriegsleben angezogen. In den Lagern hat er den Troßbuben gemacht. In der Lützner Schlacht, als von den Haubitzen angezündet, rings auf den Feldern die Weisdornen brannten, lag er etwas erschreckt in einem Graben, bis es, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, nicht mehr bumberte. Alsdann kroch er hervor und suchte die Todten aus. Ein Paar in einem hohlen Baum dazumal zurückgelassene Uhren erfüllen ihn noch jetzt mit schmerzlicher Sehnsucht. In der Kunst ohne Paß zu reisen, Hunde mit einigen Wurstzipfel zu locken und den Thorschreibern unbemerkt zu Nacht, wie die Hunde nach Thorschluß, heimlich unter den Thorwegen und Gattern der Stadt hinwegzuschlüpfen, über die Zäune, in's Gehöf und in die Gärten zu gelangen, sucht Schöning Seinesgleichen. Wenige werden es ihm wohl in gewagten Sprüngen von Mauern und Gibeln, so wie im Klettern zuvorthun. Auf gleichem Boden träumerisch, fast dämisch und schläfrig von Ansehen, scheint derselbe, sobald derselbe einen Baum besteigt, die Natur eines muntern Eichhorns anzunehmen.“

Wer bewundert hier nicht die Grundzüge der rohen Menschennatur, die wenn nicht der Geist der Liebe und Religion ihn zur Humanität erziehet, den Wilden oder Räuber schafft: und wer verkennt in Schöning die Elemente, woraus sich einmal sicher ein kräftiger, gewandter und furchtbarer Räuber gebildet hätte? Der Staat straft mit eisernen Gesetzen die Versündigung; aber er versäumt es, den Menschen der Sünde zu entreißen! — Mit Rührung las ich in diesen Blättern auch einen Vorfall erwähnt, der von dem Einflusse, den das alte Gebäude der deutschen Bürgerlichkeit und des Innungswesens auf die Sittlichkeit hat, zeuget, so wie von der Vaterliebe

des Stifters dieser Gesellschaft, der das gefallene Kind nicht aufgibt, sondern mit Liebe das Verirrte wieder an sein Herz zieht.

„Ein Lehrling hatte sich eines Diebstahls schuldig gemacht. Wäre die Strenge des Strafgesetzes nicht durch einen Großherzoglichen ächt menschenfreundlichen Spruch gemildert worden; so war dies junge siebenzehnjährige Leben den öffentlichen Strafanstalten unabbittlich verfallen. Bei dieser Gelegenheit ließen wir einen alten löblichen Handwerksgebrauch wieder aufleben. Dem von unsern gnädigsten Landesvater ausgedrückten Wunsch zufolge, daß das ehrbare hiesige Schuhmacher-Handwerk an diesem Burschen in Betracht seiner Jugend, noch einmal Gnade üben, und was die Sitten desselben beträfe, seine Aufsicht verdoppeln möchte, hatten die Meister sich zahlreich im hiesigen Alexanderhof versammelt. Die Sitzung vor offener Lade war zuerst etwas stürmisch. Als sie schon begonnen, erschien der Vorsteher der Gesellschaft der Freunde in der Noth und trug gleichsam an Aelternstatt dem ehrbaren Handwerk das Gesuch vor. Hierauf Weigerung von einigen Seiten; von andern sogar hartnäckiges Abschlagen, aus alter angestammter würdiger Handwerksehre. „Das sei ja aber das Herrliche, das mit keinem Geld zu Bezahlende, der alten Innungen; deshalb wurden sie ehrbare Handwerker genannt, weil der Namen Schlosser, Maurer, Zimmermann, Tischler u. s. w. schon an sich ein Paß und ein Ehrenname durch die ganze Welt sei, der keinen unrechten Tropfen Blutes dulde, sondern den zu Wien und Berlin eingewanderten Inhaber, obwohl mit verschabtem Rock und abgetragenem Mantel, wenn er sonst ein geschickter Arbeiter sei, Zutritt in die Burg des Kaisers, in das Schloß des Königs verschaffte; man habe an diesen Dingen allzuviel gekünstelt, und alte wohlhergebrachte Rechte, zum großen Schaden und Nachtheil der bürgerlichen Gesellschaft, durch Machtsprüche ungültig gemacht.“ Wir versicherten dagegen, mit vollkommenster Anerkennung des Grundsatzes, daß Ehrbarkeit der wahrhaftige Bürgeradel sei, indem man zwar in jedem Kaufmannsladen Tuch zur Wiederherstellung eines verschabtem Rocks oder eines abgeregnetem Mantels, aber keineswegs die verlorne Ehre, nach der Elle wieder kaufen und einhandeln könne, jedoch gäben wir den ehrbaren Meistern zugleich zu bedenken, daß wir in dieser Verbindung der Dinge, Welt und Staat genannt, nicht blos Schmiede, Schuhmacher, Tischler und Zimmerleute, sondern auch Menschen, Christen und Familienväter wären, daß die Jugend Nachsicht erfordere und daß uns kürzlich unser gnädigster Landesvater mit einem Beispiel von Barmherzigkeit in dieser Sache vorangegangen sei. „Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!“ Indem war auch der Angeklagte in die Stube getreten, und sagte in der Thür stehen bleibend, mit zaghafter Stimme, folgende in altdeutsche Reime zu diesem Zweck verfaßte Abbitte her:

„Lieben Meister und Gesellen, ich muß mich vor die Thür' hier stellen, bin nicht werth vor die Lade zu treten, bis ich eure Verzeihung erbeten! Haltet es meiner Jugend zu gut, was ich gesündigt aus heißem Blut, Gott ist gnädig, seid ihr desgleichen. Meister, wollet die Hand mir reichen! Laßt mich auch nicht zu lang hier stehn, sonst müßt ich in meinem Herzleid

vergeben! So helfe mir Gott und sein heilig Wort, als ich mich redlich will halten hinfort, nach löblichen Handwerksgebrauch und Gesetzen, und meine Ehre nie wieder verletzen." An diese Stelle gekommen, gingen die Augen des Lehrlings über, seine Stimme wurde ungewiß, stockte und verlohr sich zuletzt in ein lautes Schluchzen, und als Augenzeuge kann ich versichern, daß sehr wenige Augen in der Versammlung bei dieser wahrhaft rührenden bürgerlichen Handlung trocken geblieben sind. Nun mußte er vor offener Lade, mit feierlichem Handschlag und Aufsagung des Gebotes: „Du sollst nicht stehlen," den versammelten Meistern lebenslängliche Besserung angeloben, worauf er wieder von denselben als Lehrling des ehrbaren Schuhmacherhandwerks, zu Gnaden an und aufgenommen worden ist.

Weimar im März 1817. P. von Gb.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Gränzen des Holzwuchses auf den höchsten Alpen. Abnahme der Vegetationskraft in den Alpen. — Entstehung der Lawinen. — Ungeheuere Ziegenzucht. — Armuth und Uebervölkerung des Oberlandes vom Kanton Bern.

Herr Karl Kasthofer, Oberförster zu Bern, ein seinem Fache gewachsener, kenntnißvoller und thätiger Mann, läßt uns in seinen „Bemerkungen über die Wälder und die Alpen des Bernerischen Hochgebirgs" (München 1816) einen sehr belehrenden Blick in die Natur der Gebirgsgegenden und in die Haushaltung ihrer Bewohner thun. Die kleine Schrift, welche eben so sehr die Beachtung schweizerischer Regierungen verdient, in deren Staaten Alpen gelegen sind, als der Aufmerksamkeit der Naturforscher würdig ist, denen hier manche merkwürdige Erfahrung geboten wird, erschien schon in einer baierischen Zeitschrift für Forstwesen abgedruckt, aber von Druckfehlern, besonders der Eigennamen, bis zur Unverständlichkeit entstellt.

Von gebirgischen Waldbäumen fand Hr. Kasthofer die majestätische Nachbarin der Gletscher (Pinus cembra) 6350 Pariser Fuß über das Mittelmeer grünend, drei Fuß im Durchmesser, bei sechzig Fuß hoch; die Lärchen (Pinus larix) sind schon vom Bernischen Gebirg verschwunden; die Rothtanne (Pinus picea) steigt am Gebirg bis zu einer Höhe von 6200 Par. Fuß; die Weistanne (Pinus abies) ohngefähr bis auf 5500 Fuß; die Buche bis 3300; die Eiche (quercus robur sessile) bis 3300; der Ahorn (acer pseudoplatanus) bis 4500; die Lenne (acer platanoides) bis 4000; die Birke bis 5500; die weiße Erle (betula alnus incana) bis 4100; eben so hoch hinauf die Esche (Fraxinus excelsior).

Bedeutsam ist, was von der Abnahme der Vegetationskraft der Gebirge angeführt wird. Ueber dem Grimselhospitium wurden unlängst, auf einer Höhe von 6300 Fuß, Reste starker Arvenstämme unter torfartigem Grunde ausgegraben, wo einige Geviertstunden ringsherum kein

Stamm dieser Holzart mehr zu finden ist, und alles Pflanzenleben ausgestorben scheint. Auf dem ganzen gegen Mittag gewandten Berghang am Brienzersee ist, vom Augstmattenhorn hinweg bis an den Brünigberg, die wirkliche höchste Gränze des Holzwuchses wenig über 5000 Fuß und die Rothtannen sterben hier in dieser Höhe ab, wenn sie wenige Schuhe erreicht haben, da doch die mögliche Vegetationsgränze dieser Holzart 6200 Fuß in unserm Hochgebirg angenommen werden kann, und auf dem nämlichen genannten Berghang, auf der Rotschalp z. B., tausend Fuß höher beiläufig 6000 Fuß hoch noch Stocke alter Stämme halb vermodert gefunden worden sind, die einen Fuß im Durchmesser halten; es ist hier folglich ein Berghang in einer Länge von vier Stunden und in einer Breite von tausend Fuß verwildert, oder zur Holzproduktion untauglich geworden, und mehrere von dem Verfasser hier unternommenen Saatversuche mit verschiedenen Holzarten sind, wegen gänzlichen Mangel alter schützender Stämme ohne Zweifel, mißlungen. Kein Bergdorf ist, wo nicht Zeugnisse von den Voraltern gehört werden: daß diese oder iene Obstbaumart vormals mit Erfolg auf ihren Wiesen gepflanzt worden sei, und hier nun nicht mehr gedeihen wolle.

Daß die immer weiter um sich greifende Entblößung des Hochgebirgs von Waldungen Ursache sei der größer werdenden Dürre unserer Sommer, geht aus der Bestimmung der Baumblätter hervor, die wässerigen Dünste an sich zu ziehen, und durch Ziehkraft gegen die Wolken diese von Elektrizität und von Wasser zu entladen. Das Versiegen so vieler Quellen und die größere Seltenheit des Regens in den Staaten von Kentuki und Tennesee, seitdem durch Ausrottung der alten Wälder das Land zu sehr von Bäumen entblößt worden, berechtigt zu ähnlichen Schlüßen auf unsern Alpen, wo immer mehr über Trockniß der Sommer und steigende Unfruchtbarkeit geklagt wird.

Ueber Entstehung der Lawinen und ihre verschiedenen Arten giebt Hr. Kasthofer aus seinen Erfahrungen folgende Auskunft. Gewöhnlich stellt man sich Schneelawinen vor, als große Massen Schnees, die unbedeutend in ihrer Entstehung, und wohl gar von einem Vögelchen veranlaßt, in rollender Bewegung über schiefe Schneefelder sich vergrößern, und wie Berge, von Titanen geschleudert, nach den Thalern stürzen. Allein diese Erklarung ist ganz irrig. Die Schneelawinen konnen ihrer verschiedenen Entstehung und Wirkung nach unter vier Abtheilungen gebracht werden. Staublawinen nämlich, Grundlawinen, Gletscherlawinen und Rutschlawinen oder Suoggischnee *).

Wenn die Menge des gefallenen Schnees groß und der Berghang, wo er aufliegt, schief genug ist, so entsteht eine Lawine. Zerstäubt die Schneemasse im Fall, so heißt sie Staublawine, und dann wird sie durch die Federkraft der Luft, die unter der schnell fallenden Last gepreßt wird, fürchterlich, weniger durch die Menge des fallenden Schnees. Zerstäubt die losgleitende Last nicht, sondern es fällt die ganze Schneedecke auf weniger steilem Abhang,

*) Eine Benennung, die dem Oberlande eigen ist. „Suoggen" heißt langsam gehen, schleichen.

mehr oder weniger — noch zusammenhängend herunter, so heißt sie Grundlawine, die weniger durch Luftdruck, als durch ihre Masse gefährlich wird. Gletscher- oder Eislawinen entstehen blos, wenn im Vorrücken der Gletscher auf schiefer uneben felsichter Unterlage, oder auch nur durch die Schwere der Massen Gletscherfragmente bersten und im Fallen zersplittert herunter stürzen. Suoggilawinen endlich entstehen, wenn die Schneedecke auf weniger schiefer aber schlüpfriger Fläche des Bodens nicht zum Fallen oder Losreißen kömmt, sondern langsam über die Erde rutscht, und hinter jedem Gegenstand, der der bewegten Masse widersteht, sich anhäuft, bis er vom Drucke weicht, oder der Schnee sich an ihm theilt.

Staublawinen entstehen meistens im Winter nach tief gefallenem locker zusammenhängenden Schnee; sie sind für das Leben der Gebirgsbewohner und des Viehs, für die Gebäude und für die Gebirgswälder die gefährlichsten.

Grundlawinen sind weniger häufig im Winter, sondern entstehen gewöhnlich erst beim Antritt des Frühjahrs, wenn Wasser von geschmolzenem Schnee zwischen der Schneedecke eines Abhanges und der Erdfläche durchsintert, den Boden schlüpfrig macht, und seinen Zusammenhang mit den untersten Schneelagen auflößt. Von dem Suoggischnee ist die Grundlawine blos durch die Wirkung und durch die größere Steilheit des Abhangs, auf dem sie liegt, unterschieden. Da der Fall der Grundlawinen selten beträchtlich hoch ist, und ihre Bewegung gewöhnlich regelmäßig in den nämlichen Schründen auf weniger steilem Abhang geschieht, so ist auch der Schade, den sie verursacht, weniger beträchtlich, und weniger Gefahr von ihr für Menschen und Vieh zu befürchten; würde der Fall der Grundlawine beträchtlich hoch, so könnte sie zur Staublawine werden. Im Frühjahr aber, wo der Schnee zu schmelzen beginnt, kalte Nächte oft mit warmen Tagen abwechseln und eine feste Eiskruste dann den Schnee überzieht, wird auch der innere Zusammenhang des Schnees stärker, und seine Masse wird, wenn sie in Bewegung kommt, eher zum langsamern Gleiten über die Berghänge, als zum Abstürzen geneigt sein. Die Grundlawine reißt gewöhnlich von dem Abhang, wo sie sich lößt, Steine und Erde mit; nicht so die Staublawine, die nur im Winter entsteht, wenn ihre Erdunterlage gefroren ist.

Gletscherlawinen sind selten den Waldungen oder der Sicherheit der Thäler gefährlich, wenn nicht größere Massen des Gletschers sich losreißen und in Staublawinen verwandeln, die bis auf beweidete Alpen reichen können. Meistens entstehen die Gletscherlawinen im Sommer, wenn der Fön *) über die Eisfelder weht und das geschmolzene Wasser über die Felsunterlagen des Gletschers rinnt, die untersten Schichten des aufliegenden Eises schmilzt, und so das Vorrücken des Gletschers und sein theilweises Bersten befördert.

Da, wo der Verfasser von den Ursachen der Waldverödungen spricht, berührt er einige Thatsachen, welche wohl wenigen Statistikern selbst in der Schweiz bekannt sein mögen, und Aufmerksamkeit verdienen. In den Oberämtern Interlaken und Oberhasli, sagt er, ist

*) Südwind.

die Ziegenzucht am höchsten gediehen, weil hier die Beschaffenheit des Gebirgs die Ziegenweide am nothwendigsten und nutzbarsten macht, und in diesen Oberämtern überhaupt mehr als in den Simmen- und Kanderthälern die Ländereien zertheilt, landlose Bauern und arme Leute sind. Die Gemeinde Brienz hält zu 300 Haushaltungen bei dreitausend Ziegen, die noch vor wenigen Jahren ganz frei in den ruinirten Wäldern dieser Gegend weideten. Die aus 20 Haushaltungen bestehende Gemeinde Imboden im Oberhasli hält fünfhundert Ziegen, die bis jetzt nicht aus den dortigen Hochwäldern entfernt werden konnten.

Es giebt viele Gemeinden im Oberlande, wo drei Theile der Bauern nicht zwei Jucharten Landes besitzen, und vielleicht ist unter den kultivirten Ländern keines wie das Oberland, wo eine so große Menge landloser Leute zu finden wäre, die für ihren ganzen Lebensunterhalt blos kleine Stücke Allmendland zum Pflanzen von Kartoffeln, und Ziegen, die in die Wälder und auf Gemeindweiden getrieben werden, zu nutzen haben. Diese Zertheilung der Ländereien, die unverhältnißmäßige Bevölkerung der urbaren Thalgründe, die von jener Zerstückelung des Landes und von der herrschenden Armuth die Ursache und auch die Folge ist, der beinahe gänzliche Mangel an Industrie in diesen Gegenden, diese schwer zu hebenden Ursachen haben die so übermäßige Vermehrung der Ziegen hervorgebracht. Die Ziegenzucht erfordert kein Landeigenthum im Oberlande und diese Thiere werden leicht im Winter von Baumblättern und Reisig erhalten, das den Herbst hindurch gesammelt wird. Im Oberhasli werden die Ziegen zum Theil auch von Baumflechten*) genährt, die in rauhen Gebirgen an den Fichten wachsen. Im Frühjahr ist in vielen Gegenden Gemeinweide auf allen Gütern, da die Menge der Armen den vermögenden Landmann hierin zur Nachsicht zwingt. Das ganze Jahr hindurch stehen die ausgehauenen Waldungen, wo so viele mit Gras bewachsene Blößen sind, den Ziegenheerden derer offen, die keine Alprechte besitzen. Aber nicht nur der Arme bedarf ihrer; auch der Reiche, der vermögend genug ist, Kühe auf den Alpen zu sömmern, hält den Sommer hindurch, wie der Arme, Ziegen, und treibt sie in Wälder und auf Allmenden, — um nicht an Milch Mangel zu leiden. Die bedürftige Bevölkerung genießt kein anderes Fleisch, als Ziegenfleisch, und in dem Aktivhandel des Gebirgslandes ist der Verkauf der Ziegenfelle, die meist roh ins Ausland gehen, von Wichtigkeit.

Der Raum dieser Blätter verbietet, hier noch ausführlicher das von Hrn. Kasthofer entfaltete wichtige Verhältniß der Alpen- und Landwirthschaft und der Forsthaushaltung zu berühren, unstreitig der wichtigste Theil der ganzen Schrift. Uns genügt, auf das Werkchen des verdienstvollen Mannes die ganze Aufmerksamkeit zu leiten, und noch sein letztes Wort anzuführen.

Den Gebirgsgegenden des Bernischen Oberlandes steht in nicht fernen Jahren eine ernste Krisis bevor. Mit der unverhältnißmäßigen Bevölkerung hat die Zerstückelung der Ländereien

*) Es sind Lichenes, ciliaris, barbatus etc. Im Oberhasli wird dieses Futter Raag genannt.

so sehr gleichen Schritt gehalten, daß wenige Erbtheile der kommenden Generation groß genug sein werden, ihre Besitzer zu nähren und zu kleiden, und wirklich ist ein Mißverhältniß der Landesproduktion mit seinem Konsumtionsbedarf eingetreten, das um so mehr Abhülfe verlangt, als keinerlei Industrie dasselbe ausgleicht. Die lange verbreiteten Täuschungen von Idyllen-Unschuld in diesen Thälern haben eben so lange den Blick des Beobachters von den Blößen des Landes und des Volkes abgezogen. Die Schaaren der fremden Lustwandler haben mit ihren vollen Beuteln Pandorenbüchsen unter dem Hirtenvolk geöffnet, seiner wenigen Thätigkeit in den schönsten Thälern eine sittenverderbliche Richtung gegeben. Oft ist unter uns die Behauptung gehört worden, daß wohlhabende Landleute leicht ehrgeizig, ehrgeizige Landleute leicht oder immer schlechte Bürger werden. Wer aus dem Gegensatz jene beklagenswerthe Behauptung bestreiten lernen will, der bereise nicht das Gebirgsland: er bewohne dasselbe und beobachte unbefangen.

Wenn das Uebermaaß der Bevölkerung nicht auf andern Wegen, als auf dem unseligen Wege des fremden Kriegsdienstes abgeleitet; wenn der gemeinnützige Sinn des Landmanns nicht geweckt, wirthschaftliche Kenntnisse nicht in den Thälern verbreitet werden; wenn die fortgehende Zerstückelung der Ländereien, die erste Folge und nun auch Ursache der krankhaft gestiegenen Bevölkerung nicht ihre Schranke findet: so werden Forstmandate so wenig die Rettung der Alpenwälder bewirken, als Sittenmandate die Rettung guter Sitten! — —

Zsch.

Aus England.

Hoffnungen zum Besuch des Nordpols.

— Einige der reichsten Männer, die beim Wallfischfang interessirt sind, haben nun, wie man mich versichert, wirklich den Gedanken gefaßt, wenns Möglichkeit ist, den Nordpol besuchen zu lassen. Herr Scoresby von Whitby, der am 11. März 1816 in der wernerschen Gesellschaft zu Edinburg eine Denkschrift über diese Möglichkeit vorlas, ließ es beim bloßen Vorlesen nicht bewenden. Er verwendete sich auch in der Wirklichkeit für die Ausführung seines Wunsches. Scoresby selber hat schon Reisen zum Eismeer gethan. Er hat bewiesen, daß schon Fischer bis ein und achtzig und einen halben Grad der Breite über dem Eise vorgedrungen sind, und sie von da bis zum Nordpol, mit Schlitten von Hunden und Rennthieren gezogen, binnen vierzehn Tagen gelangt wären, wenn ihnen an solchen Entdeckungsreisen gelegen gewesen sein würde. Von der furchtbaren Kälte am Nordpol fürchtet er wenig, da der Thermometer auf dem Eismeer, wie er selbst beobachtete, durch den Nordwind nur unbedeutend änderte. Doch verheelt er sich nicht, daß durch Strömungen und Aerme des ungefrornen Meeres, durch Eisberge, Nebel und weiche, tiefe Schneelager, die Hindernisse noch immer groß bleiben. Aber auch sie zu besiegen, hat er Vorschläge gethan. Vielleicht ist es unserm Zeitalter vorbehalten, dieses noch vom Auge keines Sterblichen gesehene Aussenende des Erdballs zu beobachten.

Aus Asien.

Calcutta und die ostindisch-britische Macht.

— Kömmt man auf der Fahrt nach Ostindien, dem unerschöpflichen und wahrhaften Eldorado Englands, zuerst auf der Seeseite zum Anblick der Stadt Calcutta, des heutigen Tyrus von Asien: so wird man geblendet, überrascht; man reibt sich die Augen; man glaubt zu träumen, oder eine der prächtigsten Städte des alten Griechenlands am Ufer des Ganges zu sehen. Da lagert sich vor unsern Augen eine fast unübersehbare Stadt aus, voll unzähliger Palläste, die alle im reichsten und edelsten Geschmack erbaut, mit einander um den Vorzug der Herrlichkeit buhlen. Dazwischen ragen die hohen Thürme der christlichen Kirchen wunderbar friedlich mit den schlanken Minareten der Moscheen in die Lüfte. Weitläuftige Gärten, wie sie nur die Lande der Wendekreise aufweisen, und nur britische Millionärs ausschmücken können, entfalten sich rechts und links; und weit hinauf an beiden Ufern Hugley's, des großen Ganges-Armes, die schönsten, lieblichsten Landhäuser in unbeschreiblicher Fülle und Lieblichkeit, — vorn die regelmäßige, unüberwindliche Williams-Veste, mit ihren weitläuftigen Werken. Im Innern der Stadt wechseln seltsam die großen Prachtgebäude mit Hütten von Bambusrohr. Es ist hier eine eigne Welt, wie man sie sonst selten erblickt. Da wandeln, fahren und reiten Menschen von allerlei Ländern und Welttheilen, Engländer, Hindu's, Türken, Portugiesen, Armenier, Chinesen, Afrikaner, Perser u. s. w., Alles in reger Geschäftigkeit. — In der Stadt Calcutta wohnen nun zwar nicht viel mehr Leute, als etwa in Paris, das heißt, ohngefähr fünfmalhunderttausend Menschen beisammen. Aber man weiß kaum, wo die Stadt eigentlich aufhört. Denn im Umfang von sieben Meilen leben da, nach den neuesten polizeilichen Zählungen bei 2,225,000 Seelen. Der jährliche Handel mit Indien, dem übrigen Asien und Europa war im Jahr 1814 auf 13,545,160 Pf. Sterling angestiegen, und der reine Gewinn davon auf 599,883 Pf. Sterling berechnet. Warum hat man doch in unserm alles übersetzenden Deutschland noch nicht die bisher erschienenen eilf Bände von den reichhaltigen Denkschriften der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta übersetzt, oder wesentlich ausgezogen?

Was die englische ostindische Gesellschaft unter großbritanischer Landeshoheit von Hindostan besitzt, ist ein Gebiet von 526,000 engl. Geviertmeilen (ohngefähr 180,000 franz. Geviertmeilen). Die hier wohnenden ein und siebenzig Millionen Hindu's werden von 21,300 Mann europäischer Soldaten und 129,000 Mann Seapoys in Zaum und Zucht gehalten.

Nach dem, dem britischen Parlament im Jahr 1814 vorgelegten Zustand der Besitzungen in Ostindien betrug die Bevölkerung des britischen Gebiets blos 40,058,408 Seelen, worunter die Europäer eine Anzahl von 45,246 Menschen ausmachten. Im Dienst der ostindischen Gesellschaft standen damals in bürgerlichen Aemtern 15,564 Menschen, (darunter 3202 Europäer und 12,362 Eingeborne); beim Heerwesen 160,000 Menschen; beim Seewesen 913 Personen nebst 2500 Seeleuten.

Zu derselben Zeit betrug das Vermögen der Gesellschaft 49,064,694 Pf. Sterling, die Schuld 46,114,293 Pf. Sterl. (Im Jahr 1801 betrug die Schuld nur 17,674,532 Pfund, im Jahr 1806 schon 27,722,991 Pf.)

Wie viele Reiche Europens kommen diesem Staate Asiens gleich an Umfang, Volksmenge und innerm Reichthum? Was könnte Ostindien werden, wenn es einst dem Beispiel Nordamerika's folgen würde? — Was würde dann aus dem britischen Koloß werden, wenn er von diesem Fußgestell herabstürzen müßte?

Aus Afrika.

Die Tataren und Malayen, Stammsgenossen der amerikanischen Völkerschaften. — Fortschritte der Südsee Eilander in europäischen Kenntnissen und Einrichtungen. — Owyhee.

—— Man machte bisher aus Nordamerika's Ureinwohnern gewöhnlich einen eignen kupferfarbenen Menschenschlag, den aber schon Meiners zu einem großen Mongolenstamm zählte. Doktor Samuel L. Mitchell, öffentlicher Lehrer der Naturgeschichte zu New-York beweiset nun, daß die Ureinwohner beider Amerika's offenbar Abkömmlinge von Nord- und Südasiaten seien, troß aller Kupferfarbe.

Gleichwie in Asien die Tataren China überwältigten, so in Amerika einst die Horden der Azteken Mexiko. Wie die Hunnen und Alanen Italien verödeten: so einst die Chipewäs und Irokesen die schönen Ufer des Ohio. Was von den siegenden Völkern im nördlichen Amerika verblieb, deutet auf tatarische Abkunft hin. Dafür findet Herr Mitchell mannigfaltige Zeugnisse.

1. Männer, welche sowohl die amerikanischen Wilden, als die tatarischen Stämme in Asien sahen, wie Herr Genet französischer Minister bei den Vereinten-Staaten, Caseaux französischer Konsul zu New-York u. a. m. wurden sogleich von der verwandten Gesichtsbildung und Haltung beider betroffen. Sidi Mellimelli, tunesischer Gesandte bei den Vereinten-Staaten im Jahr 1804, war beim Anblick der Cherlisen, Asagen und Miamies straks derselben Meinung.

2. Professor Barton hat bei seinen Untersuchungen über die Sprachen zwischen denen in Asien und Amerika eine auffallende Menge ähnlicher Wörter von ähnlicher Bedeutung gefunden, die auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweisen.

3. Noch spricht dafür so viel Uebereinstimmendes in den Sitten und Gebräuchen; z. B. das Abscheeren der Haare vom Schädel, vorn und an den Seiten des Kopfs; das Rauchen der Pfeifen bei feierlichen Gelegenheiten u. s. w.

4. Auch zwischen den indianischen Hunden in Amerika und den sibirischen Hunden ist noch viel Aehnlichkeit. Dieser Schlag Hunde ist von ganz anderer Art, als der oder die in Europa

gewöhnlich sind; und allerdings darf man daraus folgern, daß der sibirische Hund nur in Gesellschaft seines tatarischen Herrn nach Amerika gekommen sei.

Die von den Tataren überwundenen Urvölker Nordamerikas sind, nach Mitchells Sätzen, entschieden von malayscher Abkunft gewesen, wie man aus ihren Leichnamen, Gewändern und Kleidungen wahrnimmt, die man noch vor wenigen Jahren in den Salpeter- und Vitriolgruben von Kentuky und Tenesee fand, und in ihrem ausgedörrten Zustand für Mumien ansah.

Aehnliche Mumiengestalten haben die amerikanischen Schiffer auch schon von den Sandwich Inseln und anderer südseeischen Eilanden mitgebracht. Die regelmäßig gestrickten Netze; die künstlich aus Pflanzenrinden verfertigten Gewänder; die Kunstwerke und Schnitzeleien, welche menschliche und andere Gestalten vorstellen sollen; die Kriegsbaukunst und Befestigungsart der alten Amerikaner, dies alles und mehr beweiset offenbare Stammsgenossenschaft mit den Völkern im stillen Meere; über alles aber thun die vergleichenden Beobachtungen des Schädels und Gesichtwinkels an den Mumien, ihre beständige Zusammenstimmung mit denen noch lebenden Malayen dar.

Hätten die Robertsons, Buffons, Raynals, Pauws und andere, die über Amerika schrieben, die zahlreichen Vergleichungspunkte zwischen den Bewohnern Asiens und Amerikas gekannt oder benutzt, ihre Hypothesen und daraus geflossenen Verirrungen würden nicht statt gefunden haben.

Meiners macht die Malayen zu einem Schlag vom mongolischen Menschenstamm; Mitchell kehrt die Sache um. Beide bleiben vorläufig der neugierigen Welt den Beweis schuldig. Inzwischen wird immer für die Geschichte der Menschheit ein wichtiger Beitrag sein, wenn die Stammverwandschaft der nordamerikanischen Indianer mit den Tataren, oder die der Urbewoher mit den Malayen zur Unläugbarkeit erhoben werden kann.

Daß Amerika einst, so gut als die alte Welt, ihre Völkerwanderungen gehabt, ist nicht mehr zu bezweifeln. Wer weiß ob wir nicht einst noch dazu gelangen, aus Sagen, Liedern oder andern Ueberbleibseln des nordischen oder amerikanischen Alterthums den tartarischen Alexander oder Attila, oder wie der Weltverwüster geheißen haben mag, zu erfahren, der vom Nordpol herab bis zum mexikanischen Busen seine Eroberungen machte.

— Man vernimmt nur dann und wann aus englischen und amerikanischen Blättern eine vereinzelte Kunde vom gegenwärtigen Zustand der Südseeinseln, die ehmals durch Cooks und Forsters Reisen, und einige spätere Seefahrer, in Europa so lebhafte Theilnahme erregten. Wer erinnert sich nicht gern der milden, lebenslustigen Otaheiter oder der furchtbaren, kriegerischen Owyher.

Seit vierzig Jahren haben sich dort große Veränderungen zugetragen, welche allerdings Aufmerksamkeit verdienen. Es sind da nicht mehr die unbehülflichen Barbaren oder Wilde,

sondern europäische Gesittung und Kunst blüht auch in den gesellschaftlichen Inseln des stillen Meers auf.

Sämmtliche Sandwich-Inseln stehen jetzt unter dem Zepter eines einzigen Königs, der, im Umgang mit Europäern gebildet, seinen Staaten ein Peter der Große wird. Er nimmt gern Europäer in seinen Dienst, stellt sie an, besoldet sie gut. Die englische Sprache und Lebensart wird sehr gemein. Der König läßt seine Unterthanen in Bereitung ihrer Lebensbedürfnisse und Bequemlichkeiten von den Fremden unterrichten. Er hat von den Amerikanern Schiffe gekauft und läßt nun selbst zu Owyhee eine kleine Flotte nach deren Muster bauen. In der Schiffahrt haben die Sandwicher schon solche Fortschritte gemacht, daß sie mit China einen vortheilhaften Waarenverkehr treiben, der von Jahr zu Jahr lebhafter wird.

Freiwillig und schnell macht auch das Christenthum bei den Sandwichern Fortschritte, denn sie haben Schulen, und die Jugend lernt lesen, schreiben, rechnen. Wirklich befinden sich gegenwärtig vier junge Eingeborne von Owyhee in Morris-Akademie zu Lichtfield im Staat Connecticut, wo sie der Gottesgelahrheit gewidmet sind, um in ihrem Vaterlande einst als Glaubensverkünder zu dienen. Einer derselben ist beschäftigt, einen Theil des neuen Testamentes in die owyheesche Sprache zu übersetzen. Auch ist mit seiner Hülfe schon eine owyheesche Sprachlehre zu Stande gebracht. Vielleicht bedarf es keines halben Jahrhunderts, und Europa steht mit den Völkern des Südmeers schon in Geistes- und Handelsverkehr, und die Flaggen von Owyhee oder Otaheite wehen auch in europäischen Häfen.

Ueberlieferungen.

Nro. 7.

Die Staatsumwälzung von Buenos-Ayres in Südamerika.

1.

Allgemeiner Hinblick auf die bürgerlichen Gährungen und Kriege Amerikas.

Während Europa, von langen Kriegen entkräftet, einer vorübergehenden Ruhe genießt, bereiten sich ihm jenseits des Meers, in entfernten Weltgegenden, in beinahe unbekannten Ländern neue Stürme von unabsehbaren Wirkungen vor. Die Losreissung des spanischen Nord- und Südamerika's wird den ganzen Gang des europäischen Wohlstandes im Innern unsers Welttheils verwandeln. Oder wer wird glauben wenn altvereinte Welttheile plötzlich von einanderscheiden; wenn der größeste und reichste derselben neben uns selbstständig auftritt, daß eine solche Erscheinung in der Weltgeschichte ohne besondern Einfluß auf die übrige Menschheit dastehn werde? — Nach Amerikas Abfall gehe noch das weitläufige Ostindien in Unabhängigkeit über: und Europa steht vereinzelt; auf sich selbst beschränkt; hat statt fremder Goldquellen nur noch seinen eisernen Fleiß; statt der vormaligen Unterthanen am Indus, la Plata und am Fuß der Apalachen, Nebenbuhler in Handel, Kunst, Wissenschaft und Macht, größer, reicher, stärker, als das veralterte Mutterland. Es soll uns nicht fabelhaft dünken, daß unsere Söhne oder Enkel nach hundert Jahren vielleicht schon in Europa amerikanische Provinzen, Vesten und Besatzungen erblicken werden.

Die bisherigen Besitzungen Spaniens in der neuen Welt, welche sich von San Francisco an den neucalefornischen Küsten bis zum Dorfe Carelmapek an den Gestaden von Chili durch den ungeheuren Raum von neunundsiebenzig Erdgraden ausstrecken, haben die Länge von ganz Afrika. Weder Großbritanien mit seinen weitschichtigen Ländern in Asien, noch die ganze Masse des russischen Reichs von deutschen Grenzen bis zu dem vereiseten Kamschatka kommen ihnen an Größe gleich. Und von einem Ende zum andern jetzt Aufstand und blutiger Kampf um Unabhängigkeit.

Wir erhalten nur unzusammenhängende, verworrene Nachrichten übers Meer vom Gang der amerikanischen Staatenverwandlungen und Kriege. Aber es ist ein Kampf, über die ganze Oberfläche eines Welttheils verbreitet; in großen Ländern, deren Staatsverwaltungen zuletzt schon unter der königlichen Regierung so von einander getrennt waren, daß keine von der andern wußte. — Bürgerliche Partheiungen im Innern der um Freiheit ringenden Völker erschweren ihren Streit und machen ihn länger und blutiger. Dennoch nähern sie sich Schritt um Schritt

ihrem Ziel. Am zwanzigsten Heumonds des Jahres 1816 erklärte die Versammlung der vereinigten Staaten Südamerikas zu Cordoba del Tucuman feierlich die ewige Unabhängigkeit derselben. — Dies Cordoba liegt am Strome Segundo, beinah gleichweit vom atlantischen und stillen Meere, in der Mitte des festen Landes, im Herzen der vereinten Staaten.

Zu diesem südamerikanischen Bundesstaat zählt auch das von seinen bürgerlichen Partheiungen lange zerrissene Buenos-Ayres, welches gegenwärtig wider das portugiesische Brasilien große Kriegsrüstungen unternimmt, zum Schutz seiner Selbstständigkeit. — Der Umschwung der Dinge in Europa, der Sturz Napoleons trägt nicht wenig zum Gelingen der Losreissung Amerika's von Europa bei. Eine große Menge von geistvollen Männern, versuchten Kriegshauptleuten und erfahrnen Feldherrn, durch die Wiederkehr und den Geist der Bourbonen aus Spanien und Frankreich verstoßen, begibt sich fort und fort nach Nordamerika und Buenos-Ayres, die Sache der Freiheit zu unterstützen und sich ein neues Vaterland zu verdienen.

Die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten über den Anfang der Staasumwälzung von Buenos-Ayres danken wir dem Engländer John Mawes, welcher auch der neueste Beschreiber Brasiliens und dessen bisher unbekannt gewesenen Innern geworden. Er selbst wohnte geraume Zeit in der Stadt am La Platastrom. Mit seinen Angaben wollen wir einige besondere Nachrichten verbinden, um so einen Beitrag zur Geschichte der Umwandlungen zu geben, wie der amerikanische Welttheil keine größere, seit seiner Entdeckung und Eroberung von den Europäern, erfahren hat.

2.

Der Zustand von Buenos-Ayres im Jahr 1805.

Im südlichen Amerika ist Buenos-Ayres eine der größesten, fruchtbarsten und handelsreichsten von den fünf Provinzen des ehemaligen spanischen Vicekönigreichs Rio de la Plata. Der Sitz des Vicekönigreichs selbst ist die Stadt Nuestra Sennora de Buenos-Ayres, am Ausfluß des Plata- oder Silberstroms; nächst Lima die größeste von Südamerika. Die Menge ihrer Einwohner, die Bevölkerung der Vorstädte mitgerechnet, betrug im Jahr 1807 ohngefähr an 60,000 Seelen. Dazu sind keineswegs die Bewohner der Ortschaften außer der Stadt gezählt.

Diese Bevölkerung besteht aus einem sehr gemengten Menschenschlag: Aus ohngefähr 3000 Europäern. Im Innern des Landes, mit Ausnahme von Potosie, sind deren nur wenige. Ferner aus Kreolen, oder europäischen Nachkömmlingen; aus Mestizen, Nachkömmlingen von Europäern und Indiern; aus Indiern, die meisten haben schon Beimischung von spanischem Blut; aus Mischlingen von Europäern und Afrikanern; endlich aus Mulatten von verschiedenen Abstufungen.

Fast alles treibt Handel und Krämerei; am meisten der Europäer. Haus- und Landeigenthümer sind meistens Kreolen. Eine dritte Volksklasse bilden die Bauern, Quinteros oder

Chacareros genannt; sie sind sehr arm. Einen vierten Stand machen die Handwerker aus. Einen fünften die bürgerlichen Beamte; einen sechsten die Kriegsbeamte; einen siebenten die Geistlichen aller Art, die bei tausend Personen stark waren.

Das Kriegswesen unter den Spaniern war elend. Die Besatzung bestand aus einer Schaar Fußvolks, einer Schaar Dragoner, zwei Schaaren Reuterei und zwei Heerbanden Stückschützen; in allem nicht aus 3000 Mann. — In allen Ständen herrschte mannigfaltige Sittenlosigkeit, weil die Schulen schlecht waren; die Geistlichen überspannte Heiligkeit predigten, die meistens in Beten und Kirchenbesuchen bestehe, die Obrigkeiten oft selbst das Beispiel des Sittenverderbnisses gaben.

3.

Die Engländer gegen Buenos-Ayres. — Liniers. Im Jahr 1807. 1808.

Seit sich Spanien in den Machtkreis des napoleonischen Frankreichs verlor, ward es von den Engländern feindselig behandelt. Die Briten nahmen am 5. Herbstmonat 1804 sogleich auf der Höhe vom Cap St. Marie vier spanische Registerschiffe weg, ohne nur einen Krieg erklärt zu haben. Spanien machte ihn darauf am 12. Wintermonds desselben Jahres kund; und erst am 11. Januar des folgenden Jahrs erschien die britische Gegenerklärung. — Sogleich gingen die Anschläge Albions gegen Buenos-Ayres und Monte-Video, sich dieser großen Handelsplätze zu bemeistern. — Der britische Befehlshaber Samuel Auchmuty nahm Monte-Video. Diese Stadt auf dem mäßigen Hügel einer Halbinsel an der Mündung des Plataflusses, hat inner ihren Ringmauern 15—20,000 Einwohner, welche durch den Handel sehr wohlhabend sind. Von hier aus wurde die Eroberung von Buenos-Ayres bereitet.

Der damalige spanische Unterkönig, Don Sobremonte, war ein furchtsamer, schlaffer Mensch. Der spanische Kriegsbefehlshaber de la Quintana zu Buenos-Ayres war eben so wenig Mann, seine große Pflicht zu erfüllen. Der englische Feldherr Beresford rückte gegen diese Stadt und nahm sie. Es war am 2. Heumonds 1806. Die Spanier aber, verstärkt durch Mannschaft aus dem Innern, und angeführt durch einen Mann, der das Kriegswerk verstand, rückten von neuem vor. Ihr Anführer war Sanjago Liniers der seit früher Jugend beim spanischen Heer gedient, und sich schon bei vielen wichtigen Unternehmungen durch Muth und Klugheit ausgezeichnet hatte. Liniers griff die Engländer an, schlug sie und zwang sie Buenos-Ayres wieder zu verlassen (am 12. August 1806), da sie die Stadt kaum fünf Wochen gehabt hatten.

Die Einwohner versammelten nach ihrer Befreiung eine außerordentliche Junta; und diese setzte eigenmächtig den unfähigen Unterkönig Sobremonte ab, an dessen Stelle sie den tapfern Liniers ernannte. Dieser nahm die Würde, wie er sagte, einsweilen an, um der Krone diese Lande Südamerikas zu retten. Er bemeisterte sich auch der Stadt Monte-Video wieder. Es fehlte ihm nicht an Klugheit und Glück; aber er war ein Mensch ohne sittliche Denkart, schwelgerisch, spielsüchtig, ausschweifend. Indessen behauptete er Monte-Video gegen neue

Angriffe der Britten (am 28. Weinmonds 1806), bis diese unter Admiral Stirling und Feldherr Auchmuty mit verstärkter Macht erschienen, und die Stadt (am 2. Hornung 1807) eroberten. Von nun an beschränkte sich Liniers vorzüglich auf die Vertheidigung von Buenos-Ayres. Die Engländer machten dazu in Monte-Video große Vorbereitungen. Der britische Feldherr Whitelocke befehligte die Unternehmung. Sie mußte aber schon in ihrer ersten Anlage fehlschlagen. Man hatte nicht einmahl für gute Wegweiser gesorgt. Die Heerhaufen verloren sich aus einander zwischen Sümpfen und kamen vereinzelt und müde vor Buenos-Ayres an, das sie überraschen und überrumpeln wollten. Das kam dem Unterkönig Liniers wohl zu statten. Er nahm seine Maasregeln; gab die Vorstädte den Engländern preis, und bereitete ihnen auf den Mauern der Stadt einen fürchterlichen Empfang. Zu Buenos-Ayres war alles, was Waffen tragen konnte, zum Kampfe bereit. Whitelocke ließ Sturm laufen und ward mit ungeheuerm Verlust zurückgeschlagen. Er lief Gefahr gänzlich aufgerieben zu werden; hätte er sich nicht durch Unterschreibung der schimpflichsten Bedingungen gerettet. Er mußte Buenos-Ayres verlassen, Monte-Video ausliefern, und binnen acht Wochen die ganze Provinz räumen. (5. Heum. 1807.)

Liniers, jetzt nur bedacht, seine Würde als Unterkönig zu behaupten, spielte von nun an eine ungemein zweideutige Rolle. Er wollte erst abwarten, wie es in Spanien selbst gehen würde, welchem große Veränderungen vorzuschweben schienen. Schon war es, wie Portugal, von französischen Kriegsvölkern angefüllt. Liniers verdarb es mit niemanden; zeigte sich dem König Karl dem Vierten äußerst unterthänig, und sandte an Napoleon, welchen er den Bestimmer der europäischen Schicksale nannte, den Bericht von der Niederlage der Engländer am Rio de la Plata. Indem er auf diese Art um die allfällige Gunst des französischen Kaisers warb, schien er gar nicht ungeneigt, die Ansprüche der Infantin Charlotte, (gegenwärtigen Gemalin des Königs von Portugal) auf die Provinz Buenos-Ayres zu unterstützen. So hielt er sich und Alles hin, um bequem abzuwarten, wem zuletzt der Thron in Madrid gehören würde? Vom eigentlichen Zustand der Dinge im Mutterlande ließ er nichts laut werden; allen Gerüchten von daher widersprach er. Immer spiegelte er vor, daß Frankreichs Benehmen gegen Spanien freundschaftlich und wohlmeinend sei. Wer widersprach, ward als Verläumder und Friedensstöhrer bestraft.

Der Staatsrath oder Cabildo von Buenos-Ayres, meistens von europäischen Spaniern zusammengesetzt, Leuten ohne Kenntniß, gingen arglos in Liniers Plan ein; und die übrigen Oydores, oder obrigkeitlichen Beamten hatten noch weniger dagegen, wenn auch nur, um in ihren Stellen zu bleiben.

Im Heumond 1808 erschien eine französische Corvette zu Maldonado, einer kleinen Hafenstadt, die den Eingang des la Plataſtroms beherrscht, sechszig Stunden von Buenos-Ayres. Diese zerriß endlich den Schleier des langen Geheimnisses. Nun sprengte man aus, Napoleon wäre mit der königlichen Familie von Spanien wohl einverstanden; zum Beweis der

Freundschaft sende er Flinten und andere Waffen, damit sich Buenos-Ayres gegen die Engländer vertheidigen könne. Das machte große Freude. Die Altspanier zogen feierlich in der Stadt herum, mit Fackeln, Spielleuten voran, und jubelnd: Napoleon lebe hoch!

Der französische Abgeordnete kam endlich zur Hauptstadt, und las der zusammenberufenen Junta die mitgebrachten Aufträge ab. Es waren Briefe der neuen spanischen Minister O'Farril und Azanza, die von den Ereignissen zu Aranjuez und Bajonne, so wie von der Thronentsagung der königlichen Familie zu Gunsten König Josephs Nachrichten gaben. Dazu war eine umständliche Schilderung von allen Uebeln gefügt, welche das Haus Bourbon, besonders dessen jüngere Linie, über Spanien gebracht hatte; und so viel Wahres darin enthalten sein mogte, war es doch nicht ohne Uebertreibung dargestellt. Die getreuen Unterthanen in Amerika wurden ermahnt sich nun mit derselben Klugheit zu betragen, wie vor Zeiten ihre Väter, während des spanischen Erbfolgekriegs. Auch kamen Befehle des Rathes von Castilien, dem neuen Könige Joseph, so wie dem Kaiser Napoleon, den Eid der Treue zu leisten, und Druckschriften und königliche Verkündungen wurden ausgetheilt.

4.

Anfang der bürgerlichen Unruhen. — Goyneche. Im Jahr 1808. 1809.

Da in diesen Verkündungen aber die Vorsteher und Amtleute des Unterkönigs am la Plata für alle Widerspenstigkeit, die man zeigen könnte, verantwortlich erklärt wurden; die Sache ohnehin von höchster Wichtigkeit war: wollten die hiesigen Häupter der Landesverwaltung die Verantwortlichkeit lieber von sich ab, aufs Volk schieben. Denn, dachten sie, wird durch den ausgesprochnen Gesammtwillen ein Entschluß gefaßt: so fällt der Tadel nicht auf uns allein, wenns übel geht. Die Mitglieder des Staatraths oder des Cabildo, waren der Meinung, man müsse durchaus die Lage des Mutterlandes öffentlich bekannt machen, und die von den Abgeordneten mitgebrachten Papiere vernichten. Das geschah. Doch nur die Druckschriften wurden verbrannt, nicht die Befehle der Minister. So wollte man abwarten, wohin sich das Volk neigen würde. Liniers vollzog die Beschlüsse auf die geschickteste Art; offenbarte in einer Kundmachung den Zustand Spaniens und das Verschwinden des bisherigen Königsgeschlechts; behandelte aber daneben den französischen Abgeordneten mit der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit.

Im Volke zeigte sich bald Misfallen an allen Vorgängen in Spanien, wie an der Art, mit dem es endlich zum Licht darüber gelangte. Liniers, um den Abgeordneten von Frankreich allfälligen Unannehmlichkeiten zu entziehn, rieth ihm, lieber nach Monte-Video zu gehen. Er gab ihm einen Befehl an den dortigen Oberbefehlshaber Xaver Elio mit, worin diesem alle mögliche Achtung für dessen Person eingeschärft war.

Xaver Elio, höchst unzufrieden mit dem Unterkönig Liniers, treu dem Hause Bourbon, berief sogleich zu Monte-Video ebenfalls eine Junta zusammen, und erklärte ohne anders, er werde keinem Befehl sich unterwerfen, der ihm fortan von Buenos-Ayres her zukäme, weil diese

Stadt nicht frei, sondern von der Gewalt eines meineidigen Hauptes unterjocht wäre. Dieser Schritt war für das ganze Land ein gefährliches Beispiel zur Ordnungslosigkeit. Liniers schickte auf der Stelle eine bewaffnete Macht gegen Monte-Video, und zum erstenmahle, seit Pizarro's Zeiten, sah man im spanischen Amerika einen Bürgerkrieg zwischen europäischen Häuptern ausbrechen. Liniers sah ein, die Sachen fingen an gefährlich zu gehen. Er machte sich also, so gut er konnte, eine furchtbare Parthei bei den Landbewohnern; ernannte ihm ganz ergebene, oft die unsittlichsten Leute, zu Kriegsstellen; schuf neue Schaaren, deren eine er die Grenadiere von Liniers nannte, weil sie seine Leibwacht bilden mußten. In Verwaltung der Gerechtigkeitspflege erlaubt' er sich jede Schlechtigkeit und Willkühr, Alles, um Anhänger zu werben. Die Folge davon war: er machte sich verhaßt, und hatte nicht nur zu Monte-Video sondern in der Hauptstadt selbst, Feinde.

Immitten dieser ersten Gährungen kam aus Spanien Joseph Manuel Goyneche an, den die Junta von Sevilla als Vollmächtigen hergesandt hatte, die amerikanischen Landschaften in gutem Einverständniß mit dem Mutterstaat für das Haus Bourbon und gegen die Franzosen zu erhalten. Dieser Mann, von reichen Eltern in Arequipa in Peru stammend, war ein wirklicher Abentheurer, der Geld machen wollte. Als die Franzosen Madrid besetzt hatten, war er erst ihr Anhänger gewesen und vom Feldherrn Mürat angestellt; da er durch Andalusien reisete, um nach Amerika zu gehen, hier für die französische Sache zu arbeiten, änderte er den Sinn, und nahm von der Junta die Sendung nach Amerika für die Sache Ferdinands VII. an. In Monte-Video belobte er den Eifer der dortigen Junta. In Buenos-Ayres angekommen, änderte er die Sprache; schalt die Monte-Vider Aufrührer, weil sie auf die ungesetzlichste Weise eine Junta gebildet hätten; und war zufrieden, daß Liniers nebst der Hauptstadt dem König Ferdinand Treue schworen, und die Junta von Sevilla als Stellvertreter der höchsten Gewalt von Spanien anerkannten. Da er inzwischen bemerkte, daß zu Buenos-Ayres die achtbarsten und reichsten Personen gegen Liniers gestimmt waren, sucht' er sich auch ihnen lieb zu machen. Sie hatten Vermögen; das war ihm schon genug. Sie hätten, statt der unterköniglichen Gewalt, lieber eine Junta gesehen. Er gab sogleich zu verstehen, es wär' am besten, dem Beispiel Monte-Video's nachzuahmen. Der Cabildo schritt zu Werk; jeder europäische Spanier hielt zu ihm. Am Neujahrstag 1809 wurde zur Aufstellung einer Provinzialjunta ein Volksaufstand versucht. Allein dieser scheiterte. Die Kreolen blieben dem Unterkönig und der bestehenden Ordnung der Dinge getreu. Nun stürzte Liniers ganze Macht gegen die Aufständischen, und die Häupter derselben empfanden die Fülle seines Zorns. Bei dieser Gelegenheit nahmen die europäischen Spanier, die allein die Verschwörung unternommen hatten, nicht ohne Demüthigung und Erstaunen wahr, daß die wahre Macht des Volkes nicht in ihren Händen, sondern bei den Kreolen sei. Der Unterkönig, der seine Sicherheit den Bajonetten der kreolischen Heerbanden dankte, schmeichelte diesen, wünschte ihnen Glück zu ihrer Ueberlegenheit, und unterhielt zwischen Spaniern und Kreolen auf alle Weise, Zwietracht, um desto leichter über beide Meister zu bleiben.

Das Uebel zu vergrößern, that das Mutterland, oder vielmehr die Hauptjunta von Sevilla einen Fehlgriff um den andern. Zu Buenos-Ayres, wo man eben dieser Junta mit wahrer Begeisterung den Eid der Treue leistete, gab sie dem feilen Elio ungebührliche Macht, selbst über das Kriegsvolk; entschied die Streitigkeiten zwischen Kreolen und Europäern ganz zu Gunsten der letztern; ernannte einen neuen Unterkönig, und Liniers, der gefangen nach Spanien geführt werden sollte, erhielt Erlaubniß, in Cordoba del Tucuman das Leben eines Verstoßenen zu leben.

5.

Die Staatsumwälzung erfolgt. Ausbruch des Bürgerkriegs. Im Jahr 1809. 1810.

Der neue Unterkönig, Balthasar Hedalgo de Cisneros, welcher im Anfang Augustmonds 1809 zu Buenos-Ayres ankam, hatte durchaus nicht die nöthigen Eigenschaften für seine wichtige Stelle. In den ersten Wochen zwar trat eine tiefe Stille ein, der ähnlich, die Gewittern voranzugehen pflegt. Aber Buenos-Ayres, unbeehrt für die Tapferkeit, mit der es den Sturm der Engländer abgeschlagen hatte; die Kreolen überall zurückgesetzt; die Abänderungen im Heerwesen durch den Geldmangel bewirkt — alles trug dazu bei, den Mismuth höher, denn vorher zu steigern. Cisneros wandte sich in dieser Noth an die bessern Köpfe des Landes um Rath. Der Rechtsgelehrte Mariana Moreno, ein junger kenntnißreicher und geistvoller Mann, den man wegen seiner seltnen Beredsamkeit oft den Burke von Südamerika zu nennen pflegte*), schlug vor, um den allgemeinen Wohlstand, und damit die öffentliche Zufriedenheit und die Staatseinkünfte wieder herzustellen, den Handel mit England freizugeben. Moreno's Beredsamkeit fruchtete diesmal nichts. Dagegen wurden die Kreolen von den Spaniern verdächtigt, als brüteten sie über Empörungen. Cisneros empfing Weisungen, mit Strenge zu wachen; und ohne Umstände ließ er sogleich jeden, Kreolen und Fremde, auf die elendesten Angebereien hin, verhaften, einkerkern, oder nach Spanien führen, oder unter das Kriegsvolk stecken. Die natürlichste Folge dieses unklugen Benehmens war: Der Sturz der unterköniglichen Gewalt beim ersten Anlaß, welcher sich darbot.

Es lief eben zu dieser Zeit eine böse Botschaft um die andere aus Spanien ein; bald, Cadiz sei verloren, bald die Hauptjunta in Sevilla sei auseinander gesprengt, nicht mit Schanden nur, sondern auch der Verrätherei beargwohnt. Cisneros verlor in dieser Verlegenheit alle Besonnenheit; klagte in einer Kundmachung über Spaniens verzweifelten Zustand, und vermehrte den öffentlichen Kummer durch seine eigne Verwirrung und Niedergeschlagenheit. Der Stadtrath trat sogleich zusammen, und berieth über die Mittel, Unordnungen vorzubeugen, damit nicht etwa sich eine wilde Parthei der öffentlichen Gewalt bemächtige. Denn jeder sah ein,

*) Er ist nachher auf der Reise nach England gestorben, wohin ihn die Junta von Buenos-Ayres als Gesandten schickte.

die bisherigen spanischen Amtleute konnten ihre Aemter nicht länger bekleiden, da die Oberherrlichkeit der Hauptiunta verschwunden war, von der sie als Untergeordnete die Stellen empfangen hatten; Cisneros hatte so wenig als der geringste Bürger von Buenos-Ayres, Befugniß aus und für sich selbst, die höchste Verwaltung der unterköniglichen Bezirke zu führen. Diese Berathungen des Cabildo zielten übrigens so wenig auf Staatsumwälzungen, oder Einführung einer Unabhängigkeit von Spanien, daß die Glieder des Cabildo, deren Mehrheit aus Spaniern bestand, alles im Einverständniß mit dem Unterkönig selbst thaten. Es wurde also eine Versammlung von den angesehensten Einwohnern des ganzen Landes zusammenberufen. Sie eröffnete den 29. Mai 1810 ihre Sitzungen, und ordnete eine einsweilige Regierungsjunta an, um dem Lande Ruhe zu erhalten.

Diese auf die rechtlichste Weise errichtete höchste Behörde betrug sich mit großer Mäßigung und Würde. Keine von den vormaligen obrigkeitlichen Personen hatte sich über Druck und Gewalt zu beklagen. Dennoch aber schmerzte es diese, nun ohne Ansehn dazustehen, und diejenigen als freie Leute, als Vorsteher zu achten, die vorher ihre Untergebne, und von ihnen wie Sklaven angesehen gewesen waren. Sie schlichen umher, suchten Mißvergnügte, wiegelten auf und bildeten heimliche Verschwörungen. Monte-Video, von jeher voll Eifersucht gegen Buenos-Ayres, war ihnen der beste Stützpunkt. Es weigerte sich zu allererst öffentlich, die neuen Ordnungen anzuerkennen, und reizte andere Gemeinden zur Nachahmung. Als nun vom Mutterlande aus Europa Nachrichten anlangten, es habe sich daselbst ein königlicher Regentschaftsrath gestaltet: ward Monte-Video um so trotziger, und foderte Wiederherstellung des Alten und Zurückgabe der Gewalt an den Unterkönig.

Die Regierung zu Buenos-Ayres dagegen, die gar keine amtliche Nachrichten, sondern bloße verworrene Gerüchte vom Dasein eines spanischen Regentschaftsrathes hatte, wollte denselben nicht blindlings anerkennen, ohne vorher zu wissen, kraft welches Rechtes derselbe sich an die Spitze des Reichs gestellt habe? Denn so konnte man auch zumuthen, nach wenigen Monaten wieder eine andere Regierung, und zuletzt wohl gar die Ansprüche Joseph Bonapartes anzuerkennen. — Die Mißvergnügten griffen zu den Waffen. Sie sammelten im Innern des Landes zwei kleine Heere, das eine unter Liniers Befehl, das andere zu Potosi, unter Befehl des Marschall Nieto. So brach nun der Bürgerkrieg aus; die spanischen Herrn aus Europa gegen die Kreolen. Die Regierung von Buenos-Ayres aber behandelte die Aufständischen, als Empörer; schickte bewaffnete Macht wieder sie aus und schlug sie. Die Anführer der Besiegten wurden fast alle gefangen und schmählig hingerichtet. Zu Cordoba empfingen Liniers, Cancha, Allande, Rodriguez und Morena, kraft Spruches eines Kriegsgerichtes, als Theilnehmer einer Verschwörung gegen die öffentliche Ruhe, den Tod. Nieto, Sanz und Joseph von Cordoba, wurden auf dem Hauptplatz von Potosi erschossen.

Im Norden hatte Paraguay dem Beispiel Monte-Video's gefolgt, und sich auf Anrathen seines Statthalters Velasco gegen die Junta von Südamerika erklärt. Eine Schaar von

500 Mann, welche die Regierung von Buenos-Ayres, unter Befehl des Feldherrn Belgrano im Weinmond 1810 nach Paraguay geschickt hatte, richtete nicht viel aus, bis das Volk daselbst, von den Umtrieben, Ränken und unklugen Maasregeln ihrer Häupter erbittert, aus freien Stücken den Sinn änderte. Die Paraguayer bemächtigten sich selber des Velasco und lieferten ihn, als Hauptschuldigen, nach Buenos-Ayres an die Regierung aus.

Von nun an ward der Bürgerkrieg in Südamerika mit aller jener Erbitterung, und allen jenen Greueln geführt, die ihn zu begleiten pflegen. Monte-Video, welches in Besitz einiger kleinen spanischen Kriegsschiffe war, ließ den Plata damit bestreichen und Buenos-Ayres sperren. Neues Kriegsvolk ward gegen die Regierung geworben; und Elio, von Spanien aus, an der Stelle des abgesetzten Cisneros, mit unterköniglicher Gewalt versehen, betrieb den Vertilgungskrieg mit fürchterlicher Wildheit. Derselbe verbreitete sich schnell über das gesammte spanische Südamerika. Die zu Peru gehörig gewesenen Provinzen Charcas und Potosi, welche seit dem Jahr 1776 zum Unterkönigreich la Plata gehörten, hatten sich bald zwischen Monte-Video und Buenos-Ayres partheiet. Beide Städte waren ursprünglich der sevillischen Junta und Ferdinand VII. ergeben, bis Buenos-Ayres und die Eingebornen des Landes, durch Monte-Video's Nebenbuhlerei, durch der Spanier Groll, und des europäischen Mutterlandes falsche Maaßregeln zurückgestoßen, zuletzt um ihre eigene Erhaltung zu streiten gezwungen wurden.

Nun aber offenbarte sich die Macht, welche in den Worten Freiheit und Unabhängigkeit lag. Durch diese allein gelang es der Regierung von Buenos-Ayres, ihren Feinden furchtbar zu werden und sich einen großen Theil der Bewohner des weiten Landes anhängig zu machen. Der Stadtrath von Buenos-Ayres, weil er sich zweideutiger Gesinnungen schuldig machte, wurde abgesetzt und außer Landes geschickt, ein neuer eingesetzt. Freiwillige, aus allen Gegenden des Königreichs strömten zu den Waffen.

Die Grausamkeit der europäischen Spanier in Peru und Chili gegen die, welche daselbst nur eine Spur von Widersetzlichkeit äußerten, empörte auch dort die Gemüther. Die gräßliche Hartherzigkeit, mit welcher die Spanier mehrere hundert Eingekerkerte in der Stadt Quito dem Tode weihten, dann den Adel des Landes mordeten, um ihrer Herrschaft sicher zu bleiben (August 1810) hatte das Geschrei der Rache gegen die blutdürstigen Europäer allgemein gemacht. Die Aufstände von Peru und Chili belebten den Muth der Junta zu Buenos-Ayres. Sie vernichtete alles, was noch Spur des Königthums in den öffentlichen Einrichtungen an sich trug; schaffte allen Prunk ab; entfernte alle geborne Spanier von den Staatsämtern, und nahm immer mehr die Haltung einer freistaatischen, selbstständigen Oberbehörde an. Es mag ihr nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht werden, daß sie in ihrem Eifer oft zu weit schritt. Doch siegte die Partei der Gemäßigten in ihr ob, besonders, da ihr Vorsteher der edle Corneilo Saavedra zugleich mit Festigkeit erklärte, daß er zu keinen gewaltthätigen Maaßregeln Hand bieten werde. Diese Erklärung Saavedra's mußte um so wirksamer sein, da er laut der einsweiligen Verfassung, zugleich den Oberbefehl der bewaffneten Macht hatte.

So war am Ende des Jahrs 1810 der ganze, unermeßliche Landstrich von den Ufern des Weltmeers bis zu den Grenzen Peru's mit dem Geist der Junta von Buenos-Ayres vereint. Nur Monte-Video beharrte in stolzer Wiederspenstigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin und der preußische Staat.

Dritter Brief.

Betrachtung über Heeresstärke und Staatsschuldenwesen in Europa überhaupt.

Das Militär ist ein Hauptaugenmerk des Monarchen. Ein für Preussen an Kriegsbegebenheiten überreiches Jahrzehend und das Vorbild der durch Disziplin und große Talente in Frankreich sich entwickelten Militärkraft, mußten für Preußen eine gute Schule abgeben für das, was in militärischer Hinsicht zuträglich sei.

Es gewährt auch den trefflichsten Anblick, einen Theil des preußischen Heers aufgestellt zu erblicken. Jugendliche Kraft, gymnastische Gewandheit und ein glänzendes Aeußeres gewähren dem Auge das schönste Schauspiel. Und man möchte beinahe behaupten, daß das preussische Militär in jeder Hinsicht, dem einer jeden Nation vorzuziehen sei.

So wohlwollend indeß dem Auge der Anblick einer solchen Heeresmacht ist, so niederschlagend ist wieder dem Menschenfreund, das jetzige gegenseitige Streben der Fürsten, eine gewaltige Militärmacht zu begründen, um die Aussicht zu neuen Kriegen und Mordscenen zu entfernen. Denn wozu dürfte alle Kraftanstrengung führen, wenn sie nicht Veranlassung fänden sie zu gebrauchen?

Es ist wohl Handlungsweise von machiavelistischer Staatsklugheit im Frieden sich zum Krieg zu rüsten. Allein man hat in neueren Zeiten, selbst an Preußen sich belehrt, was die im Frieden unterhaltenen Vorbereitungen zum Kriege für Resultate geben. Das beste und geübteste Heer wird in Friedenszeit ganz von dem entwöhnt, was man Kriegsgeist nennt. Es bemeistert sich seiner ein Paradengeist; aber die heroische Kraft, die nur im Zeitpunkt der Gefahr sich elektrisch entzündet und unvorbereitet aber mit genealischer Kraft die Mittel zusammen zu zaubern vermag, wodurch ein Heer zu siegen oder zu sterben sich begeistert fühlt, die kann kein Paradenleben nähren und erhalten. Dies ist eine Erfahrung, die uns die Geschichte des Fortschrittes und des Verfalls so mancher militärischen Kraft einer Nation darbietet. Preussen hat davon das letzte Beispiel gegeben. Auf dieses war das Auge von ganz Europa hingerichtet, als die französische Militärmacht eine Armee nach der andern überwunden und aufgerieben hatte. Allein es hatte eben das Schicksal, wie andere Mächte.

Wenn dieser Gedanke dem Beobachter vorschwebt, muß ihm schmerzhaft sein, daß in allen Staaten so viele Kräfte zu Erhaltung großer Heere und zur Uebung der Truppen verschwendet werden.

Jetzt, wo alle Nationen Europas nicht blos ein Pergamentbrief, sondern ein Geist für ihre gegenseitige Erhaltung vereint, wäre wirklich der Zeitpunkt der schicklichste gewesen, wo die obern Staatsbeamte auf Einschränkung der Heermassen ihre Fürsten hätten aufmerksam machen können. Bei allem Vertrauen, das Oesterreich, Rußland und Preussen gegen einander hegen, erregen dennoch die Massen von Kriegsheeren in allen Staaten die Besorgniß, daß es nicht auf eine dauernde Verbindung der Staaten in Europa abgesehen ist.

Des preussischen Kabinets Bestreben scheint zu sein, in der Auffassung der Idee, welche alle Kabinete Europas von der Verstärkung eines Heeres beseelt, keineswegs zurück zu bleiben, und zwar, weil es seine ganze Existenz und seine Würde einzig und allein im Staatenbund durch sein Heer zu behaupten vermag, insofern die übrigen Fürsten Europas durch ihr Heer ihren Hang nach Erwerbungen auszudrücken scheinen.

Oesterreichs und Rußlands Bestreben drückt sich in ihrer geographischen Lage gegen die Türkei und Italien aus, und so lange diese Staaten ihre Heere nicht beschränken, darf Preußen seine Kriegesmacht nicht mindern.

Das Preußische Heer nimmt einen bedeutenden Theil der Staatseinnahmen in Anspruch. Es ist jetzt besser gekleidet und besoldet als unter den vorigen Königen, seit welchen der Preis aller Dinge um die Hälfte höher gestiegen; und es könnte sich leicht bald die Stimme, über die drückende Last, die ein solches Heer dem Regenten und dem Lande machen muß, zu erheben wagen.

Indeß bei der Popularität der preußischen Regierung läßt sich wohl denken, daß ganz andere Gründe zur Erhaltung dieser Heeresmacht obwalten mögen, als die Laune, dem Welttheil ein schlagfertiges und wohlbezahltes Heer aufzustellen. Und wir glauben mit Recht die Behauptung wiederhohlen zu dürfen, daß die politische Lage Europas und die verschiedenen Intressen der Fürsten untereinander den bedeutendsten Beweggrund zu gegenwärtiger Bildung und Erhaltung des preußischen Heeres abgibt.

Viele unserer tiefer sehenden Staatsklugen wollen es berechnet haben, daß die Staatseinnahme Preussens bei weitem nicht die Ausgaben desselben decke, trotz des großen Beitrags, den die französische Kontribution jetzt den preussischen Finanzen verleihen muß.

An dem gewöhnlichen oder jetzt wieder eingetretenen friedlichen Gang der Einnahme und Ausgabe im preussischen Staat, würde man den finanziellen Zustand desselben gar nicht wahrnehmen können, wenn nicht die, durch die Regierung und auf Veranlassung derselben,

zurch Stände und Städte kontrahirten Schulden, den dabei Interessirten Besorgnisse aller Art laut entlockte.

Tröstet man diese vorlauten Gläubiger und getäuschten Spekulanten mit der Weisung, daß Preussen in Hinsicht seiner Schulden gegen andere Staaten gar nicht in Betrachtung kommen könne, so erwidere ich auch: was haben andere Staaten, wie Oesterreich, Holland, Frankreich, England u. s. w. für bedeutende Quellen gegen Preussen, um die Schuldenübel zu bestreiten!

Aber, kann man ihnen entgegnen, zeigt uns doch, was diese nun auch mit solchem großen Naturalreichthum ausgestatteten Staaten für ihr Schuldenwesen bisher zu thun vermochten? Hat Preussen in dieser Hinsicht nicht mehr, als alle übrige geleistet? — Ob diese Anstrengungen für Preussens Finanzsystem und für das Zutrauen, das es sich zu erhalten wünscht, heilsam sein dürfte? Dies ist eine andere Frage. — Vielleicht ist hier der schickliche Ort unser Bekenntniß über das Schuldenmachen der Staaten überhaupt abzulegen.

Staatsschulden sind ein Produkt des vorigen Jahrhunderts. Als im Laufe desselben die Regierungen in Geldverlegenheit geriethen und ihre Unterthanen nicht durch Auflagen und Steuern drücken wollten, nahmen sie ihre Zuflucht zum Schuldenmachen. Sie hatten in dem Zutrauen der Nation zu ihren Absichten und Planen ein Mittel sich Geld zu machen, um ihren außerordentlichen Bedürfnissen zu genügen, oder ihre Ausgaben zu bestreiten. Der reine Ertrag des Nationalvermögens gab den Maasstab zum Zinsfuß der geliehnen Kapitalien, und so geschah es denn, daß gegen eine Zinszahlung von drei, vier und fünf vom Hundert ein nahmhafter Theil des Nationalvermögens in Schuldverschreibungen verwandelt ward, dessen Ertrag der Staat durch Zinszahlung in seiner Realität sicherte.

Das Resultat dieser Operation war nun folgendes: Es ward durch Schöpfung der Staatsschuldscheine ein Theil des realen Nationalvermögens in Papiere verwandelt, deren Ertrag oder die Zinsen durch das übrige Nationalvermögen aufgebracht werden mußte; so, daß die Nation dadurch, erstens ärmer an realem Nationalvermögen ward und zweitens mit dem übriggebliebenen Nationalvermögen einen höhern Ertrag erschwingen mußte, um ihre Ausgaben und die Zinsen, welche die Regierungen zu zahlen hatte, damit zu decken.

Diese Operation der Regierungen, einen Theil des Nationalvermögens dem Verkehr zu entziehn, hatte aber eine Grenze, und die Regierungen sahen sich genöthigt, bei ihren folgenden Geldbedürfnissen eine andere Operation einzuschlagen und Anweisungen auf sich selbst emaniren zu lassen, die den Geldwerth haben, und Geld auch repräsentiren sollten; so entstand das Papiergeld.

Beide Operationen konnten nur glücklichen Erfolg haben, so lange sie dem Bedürfnisse desjenigen, was sie repräsentirten, d. h. dem baaren Gelde, Stirn bieten konnten, oder in so weit man dafür im nöthigen Falle Geld machen konnte.

Indeß die Verlegenheit der Regierungen kehrte oft wieder, und mit ihr wechselseitig die Schöpfung der Staatspapiere und des Papiergeldes, so daß der Umlauf derselben immer häufiger und das baare Geld stets weniger sichtbar ward.

So lange der Wahn nun im Volke herrschte, daß der Werth der Staatspapiere und des Papiergeldes in den Händen der Regierung sei, so machte dies keinen bedeutenden Unterschied. Allein, als man dahinter kam, daß die Regierungen nicht im Besitz des Betrages der von ihr erborgten Summen geblieben, sondern dem Publikum in den Fonds und dem Papiergeld blos einen Stellvertreter derselben zum Besten gaben, so bekam die Sache eine andere Stellung und hat sie bis jetzt noch bestimmter erhalten, nämlich diese, daß jene Stellvertreter allmählig das Zutrauen verloren, und man auf dem Weg ist, die Meinung zu fixiren: daß die Nation den Theil des Vermögens, den es der Regierung vertraut, als verschwunden und verloren betrachten muß.

Die Regierungen bemühen sich zwar, Vertrauen zu gewinnen, indem sie die Ausfälle, welche die Besitzer ihrer Effekten haben, zu decken suchen. Allein nach unsern Resultaten glauben wir uns überzeugt halten zu dürfen, daß hier alle Künstelei noch größern Nachtheil bewirkt.

Von der einen Seite sucht z. B. die Regierung die Zinsen von den ihr geliehenen Kapitalien abzutragen. Was bewirkt sie aber hierdurch? Nicht mehr, als daß sie für ein blos eingebildete Vermögen von der Nation ein fortwährendes Opfer verlangt. Denn wozu nützt es denn, da der Zinsenbelauf von den Staatseinnahmen oder der Nation aufgebracht werden muß, ein Kapital zu verzinsen, das gar nicht vorhanden ist? Dafür ist es gewiß zuträglicher, eine Verminderung der Schuldenlast vorzunehmen und durch eine Beisteuer der Nation, alsdann gänzlich zu tilgen.

Viele Staatskünstler sind von der Ueberzeugung, das Zutrauen der Regierung durch einen Tilgungsfonds retten zu können. Allein genau erwogen, ist der heilsame Erfolg, den ein Tilgungsfond haben dürfte, nur sehr langsam zu spüren: und da die Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben wandelbar und hinfällig sind, so läßt sich gar nicht bestimmt darauf rechnen, daß er nach der Ordnung die Schuldenlast vermindern dürfte, als die Praktiker, die ihn eingeführt wissen wollen, anzunehmen sich berechtigt halten mögen.

Mit dem Papiergelde ist von den meisten Regierungen bereits eine Minderung vorgenommen worden. Diesem Repräsentanten ist, nach unserer Ansicht, aber nicht anders gründlich zu helfen, als ihn zum Nationalgeld zu machen, und ihn durch Realisationsinstitute zu fundiren, wenn er nicht zu Null werden soll.

Nun ist aber mit den Fonds der Staatspapiere in mehreren Staaten zwar ebenfalls eine Minderung vorgenommen worden; allein sie ist nicht durchgreifend, wenn damit nicht zugleich der Plan verbunden wird, die Fonds oder Staatspapiere zu realisiren, und zwar einzig und allein um den Staat von der Pflicht zur Zinszahlung zu befreien.

Die Zinszahlung ist für eine Regierung eine unerschwingliche Last, und läßt sie nie zu

wahren Kräften kommen. Eine jede Regierung thut daher am löblichsten, wenn sie auf welche Art es sei, sich davon frei macht.

Die neuere Zeit hat den Völkern in den von den Regierungen geschaffenen Fonds- und Geldrepräsentanten (Staatspapier und Papiergeld) solche Wunden beigebracht, daß es dem Finanzminister wohl nur mit Wunder gelingen dürfte, auf diesem Wege Mittel zu finden, den Planen der Regierung die Hände zu bieten. Wozu bestreben sie sich daher, die Regierungen in der Meinung fortleben lassen: daß wenn sie ihren Verpflichtungen und eingegangenen Verbindungen allmälig nachkommen, sie das Vertrauen der Nationen sich sichern dürften?

Blick auf das preussische Finanzwesen.

Das preussische Finanzministerium scheint diese Ansicht vorzüglich zu nähren. Es bietet alle Mittel auf, Verhältnisse mit Geldwechseln und Kaufleuten zu erhalten, um solche Operationen bewirken zu können, die ihm die Aussicht verleihet, denjenigen Verbindlichkeiten, welche die preussische Regierung vormals eingegangen, dereinst genügen zu können.

Indeß die Folge hat es schon gelehrt und wird es ferner lehren, daß alle diese Operationen das Zutrauen zu der preussischen Regierung nicht begründen dürften, und den Finanzen blos eine fortdauernde Last bewirken werden.

Das preussische Finanzministerium hat sehr rechtlich gehandelt, daß es, bei kaum wieder eingekehrter Ordnung der Dinge, für gewisse Fonds eine Zinszahlung zuerst und vorzugsweise einleitete, nämlich für diejenigen, die von Kapitalien herstammen, welche ehmals von Rentenirern, Wittwen und Waisen für voll geliehen waren.

Dies bewog die Spekulanten, die Preise dieser Fonds heraufzutreiben, indem sie glaubten, daß der Zahlung der Zinsen auch bald eine Erklärung über Abtragung des Kapitals folgen würde, und animirte sie ferner, die Preise aller der Fonds, von welchen die Regierung noch gar Zinszahlungen leistet, einen höhern Preis zu verschaffen, weil sie wähnten, daß auch in Hinsicht derselben eine günstige Erklärung von der Finanzstelle erlassen werden dürfte.

Jetzt, da in dieser Erwartung mehrere Jahre verstrichen, und in Hinsicht der Zahlung der Fonds und einer ausgedehntern Zinszahlung keine fernere Schritte von Seiten der Finanzstelle erfolgen, sinken seit einiger Zeit die Fonds wieder beträchtlich, und ist daher durch die Zinszahlung weiter nichts bewirkt worden, als daß die Geldbesitzer und Disconteurs auf eine hohe Rente ihr Kapital ausbringen, indem sie statt vier pCt. nahe an sechs pCt. Renten für ihre Kapitalien vom Staate ziehen; und sie werden noch eine höhere Rente ziehen, selbst wenn die Zinszahlung auf alle Fonds ausgedehnt werden sollte, weil alsdann, die baaren Kapitalien mehr Mittel sich zu verzinsen finden und daher im Werth steigen müssen.

Eben so löblich ist es vom Finanzministerio, daß es das preußische Papiergeld (die Tresorscheine) durch Einsetzung vom Realisationscomptoir wieder al pari brachte. Es wurden

dadurch der Zirkulation einige Millionen Umlaufsmittel, woran es so sehr fehlte, verschafft, und dem Diskontowesen gewissermaßen eine Grenze gesetzt.

Indeß nach unserer Ansicht hat man bei dieser Operation den Fehler begangen, daß man die sogenannten Tresorscheine zur Darstellung von Zirkulationsmitteln verwendete. Weit zweckmäßiger und vielleicht für das Ganze heilsamer wäre es gewesen, wenn die Finanzstelle ein neues Papiergeld unter einem andern Namen (z. B. Kassenscheine) geschaffen, und diese durch ein Realisationscomptoir fundirt, die Tresorscheine aber ebenso, wie die Fonds, ihrem Schicksal überlassen hätte.

Durch jene Operation, die sie auf die Tresorscheine verwandte, ist nichts mehr bezweckt, als daß von einer Seite diejenigen plötzlich einen großen Gewinn hatten, die im Besitz dieser Papiere waren, welche sie zu sehr niedrigen Preisen eingekauft hatten, und von der andern die Regierung eine große Schuldnerin geworden ist.

Wir werden wahrscheinlich Gelegenheit finden, in der Folge die Resultate, welche die jetzigen Operationen des preußischen Finanzministers herbeiführen müssen, in Anregung zu bringen, und es soll uns freuen, wenn seine Ansichten ein günstiger Erfolg krönen sollte und wir in den unsrigen uns eines Irrthums zeihen müßten.

Auf jeden Fall ist es aber gegründet, daß, wie die Sachen jetzt stehen, die preußische Regierung eben so wie jede andere, im Verhältniß ihrer Kräfte, von einer Schuldenmasse gedrückt wird, deren Ertrag die Nation aufbringen muß. Die preußische Regierung ist so gewissenhaft, daß sie überall, wo es die Kräfte erlauben, dafür sorgt, daß zum wenigsten die Zinsen von den Kapitalien gezahlt werden. So z. B. zahlt Berlin jetzt die Zinsen von seiner in mehreren Millionen bestehenden Schuld mit fünf Prozent. Indeß so günstig dies für die Besitzer der Stadtobligationen ist, so drückend ist es für die Einwohner Berlins. Denn um den Zinsenbetrag aufzubringen, ist in Berlin eine Miethsabgabe von acht Prozent allgemein eingeführt, die ihn hinlänglich deckt. Ob diese Abgabe in der Folge der Zeit die Hausbesitzer drücken und das Eigenthum im allgemeinen beschweren wird? das ist eine andere Frage.

Man scheint mittlerweile in Hinsicht des Staatsschuldenwesens die Operationen des englischen Finanzsystems in Preußen adoptiren zu wollen, nemlich bloß dafür zu sorgen, daß die Zinsen der Fonds gedeckt werden. Allein man vergißt, daß Englands Schulden ein Resultat glücklicher Operationen sind, die dem Lande heilsam waren, und den reinen Ertrag desselben vergrößerten, anstatt unsere Schulden ein Resultat unglücklicher Ereignisse sind, die den reinen Ertrag des Staats beträchtlich schmälerten. Wir zahlen die Zinsen von unserm Kapital, die Engländer zahlen sie von ihrem Gewinn.

Doch es ist nicht allein die kostbare Unterhaltung der Armee und die Schuldenlast, welche das Einkommen der preußischen Regierung drückt, sondern auch der größere Aufwand, der jetzt zur Verwaltung des Staats überhaupt erforderlich ist.

Die Staatsumwälzung in Frankreich hat den Machthabern mancherlei Erfahrungen und Ansichten über die Kunst der Staatsverwaltung verliehen, die sie nur während einer Staatsumwälzung allmählig verfolgen und zu einem Ganzen ausbilden konnte. Noch kräftiger ward dies gewaltsame Einführen von Verwaltungsformen unter Napoleons Herrschaft verfolgt, und es gieng unter diesem Gewaltsherrscher so weit, daß, als er mit unwiderstehlicher Macht über das feste Land seinen Zepter streckte, er seine Verwaltungsformen allen Völkern gleichsam aufdrang.

Im preußischen Staat sind einige Reste von dieser Napoleonischen Regierungsform stehen geblieben, als Polizei, Gendarmerie und Bürgergarde. Etwas der Art hat immer bei uns bestanden, indeß keineswegs in dem Umfang und der Umständlichkeit, wie jetzt.

Es giebt jetzt keine öffentliche oder Privatversammlung, kein Familienverhältniß, kein Gewerbe, kurz keinen Gegenstand der Betriebsamkeit und Thätigkeit, der nicht von dem Auge der Polizei scharf beobachtet oder erforscht wird. Die Polizei hat vielleicht in Preußen die vollkommenste Organisation erlangt, und sie ist beinahe ganz nach dem Muster der von den Franzosen eingeführten Form geschaffen.

Wir wollen es nicht bestreiten, daß es äußerst zuträglich ist, den Willen des Menschen, der oft in zügellosem Schritt dahin rauscht, unter gewisse Aufsicht zu setzen. Allein wenn man nur in Berlin bei einem unbedeutenden Zusammenfluß von Menschen das Heer von uniformirten und starkbewaffneten Polizeibeamten erblickt, so sollte man glauben, daß die Zügellosigkeit an die Stelle der gesetzlichen Ordnung in Berlin getreten sei.

Indeß muß man bekennen, daß die Berliner Polizei ihrem Muster alle Ehre macht. Gewandheit, artiges Benehmen, unmerkliche Zurechtweisung, alles dieß weiß sie vortrefflich wieder zu geben, und mit jedem Tag vervollkommnet sie sich darin.

Das Personal der öffentlichen Polizei ist sehr bedeutend, und die Ausgabe dafür beträchtlich. Vor nicht langer Zeit sind alle Mitglieder derselben in ihren Gehalten verbessert worden, so daß hier so leicht keine Bestechbarkeit zu besorgen ist.

Trotz dieser vortheilhaften und lobenswerthen Seite, die wir hier von der Berliner Polizei aufstellen, müssen wir doch bekennen, daß es uns scheint, als wäre der Wirkungskreis, der jetzt der Polizei angewiesen ist, keineswegs mit dem Karakter der Berliner im Verhältniß.

Außerdem daß die Bevölkerung Berlins in Rücksicht ihrer Größe eine schnelle Uebersicht gewährt, daß hier die Menschen sich untereinander mehr kennen, ist auch der Karakter der Berliner gar nicht so zur Gaunerei, falschen Industrie und Durchstecherei geeignet, als es viel-

leicht der Fall in London oder Paris sein mag. Berlin bedarf daher keiner solchen umständlichen Aufsicht, als die Polizei sie jetzt zu lieben scheint.

Noch weniger ist der Karakter des preußischen Staats vom Kabinet aus bis zum Volk herab so gestellt, daß irgend eine Vorkehrung nothwendig erachtet werden dürfte, um eine Polizei in ihrer höchsten Verfeinerung, als z. B. eine geheime stets beizubehalten.

In der Geschichte der preußischen Diplomatik giebt es selten eine Stelle, wo Preußen anders als offen, und nach Grundsätzen, gemäs seiner politischen Lage, welche noch immer dieselbe ist und bleiben dürfte, gehandelt hätte. Es braucht sich daher selten aufs Spioniren und Geheimnißerforschen zu legen, wie so manche bedeutende Regierung.

In eben diesem Karakter verfährt auch das Volk. Man hat nie in Preußen von geheimen Verbindungen, Verabredungen für und wider den Staat etwas gewußt, und wenn es solche gab, so blieben sie immer ohnmächtig und ohne allen Erfolg. Den Beweis hiervon giebt die Geschichte der drangvollen Zeit für Preußen in dem letzten Jahrzehend. Das Volk ertrug mit Geduld seine Leiden und es schüttelte das Joch derselben ab, als von außen her die Mittel dazu dargeboten waren. Preußens Könige können sich rühmen, daß sie die wieder errungene Macht keiner Parthei, keiner Sekte, keinem Manne von Einfluß und keinen politischen Verhältnissen zu danken habe, sondern blos der Stimme, dem Herzen und der Tapferkeit ihres Volkes. Es mögen sich wohl hin und wieder mehrere mit dem Einfluß ihrer Ideen und der Wirksamkeit ihrer Thatkraft, bei dem letztern für den preußischen Staat glücklichen Ereignisse brüsten; vorzüglich haben die deutschen Bündler am lautesten die Stimme erhoben, und den Wahn fort gepflanzt, Preußens Regierung ihre Vollgültigkeit wieder erobert zu haben. Indeß wenn man genau die ganze Folge der Begebenheiten, welche die Umwälzung des Schicksals der preußischen Monarchie herbeiführte, ins Auge faßt, so wird sich finden, daß wir den eigentlichen Karakter derselben wahr und richtig in der Gemüthlichkeit der Preußen gegründet sehen.

Bei so gestalteter Gemüthsstimmung der Berliner ist es wirklich auffallend, daß die Polizei einen solchen Umfang in ihrer Wirksamkeit gewinnen konnte, und, daß die Anwendung der Polizei im zu strengen Sinne auf französische Weise beibehalten wird. So z. B sehen wir uns beim Besuch des Schauspiels, von einem Heer Polizeibeamten, Gendarmisten und Nationalgarden empfangen und umgeben.

In den Zeiten der französischen Besetzung, war die genaue Bewachung einer so bedeutenden Versammlung von Menschen, als ein Schauspielpublikum ist, ganz dem Zweck angemessen. Eine usurpatorische Regierung kann nicht genug auf ihrer Hut sein. Anders ist es aber jetzt, wo ein Theil eines Volkes sich im Schauspiel versammelt hat, das eines Sinnes mit denen ist, die es beherrschet. Wozu das Begucken und Beschauen, dem man täglich von Polizeibeamten ausgesetzt ist? Wozu das polizeiliche Zurechtweisen zur Nachsicht und Genügsamkeit gegen Direktion und Schauspieler, wenn irgend ein Unwille gegen ein Dichterwerk oder eine stümperhafte Darstellung desselben im Publikum ausbricht? Warum das Volk verhindern, sein

Urtheil vorzubringen, da wo es am unschädlichsten ist, und so wenig in die Zwecke der Regierung eingreift. Es zwingt dem Beobachter, der oft das Schauspiel besucht, ein Lächeln ab, wenn er die Polizeibeamten beinahe zwecklos im Schauspielhause umherstehen, und sie, um doch nicht ganz außer ihrem Beruf zu leben, forschend mit ihren Blicken umherirren sieht, um einen Zuschauer während der Vorstellung mit bedecktem Haupte zu erspähen, dem sie zurufen können: den Hut abzunehmen.

In dem Zeitraum, wo die Franzosen das Regiment hatten, war die Polizei die Hauptmaschine, wodurch sie ihren Willen kund machte, und die Ordnung auf ihre Weise erhielt. Dem Polizeipräsidenten ward vom französischen Gouvernement, als vorzügliche Autorität, eine Loge im ersten Rang neben der des Königs bleibend eingeräumt, und man ist bescheiden genug, diese ihm noch bis auf den heutigen Tag zu überlassen.

Neben der Polizei spielt die Bürgergarde eine bedeutende Figur zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe.

Als die vormalige Ordnung wieder ankehrte, hieß es allgemein, daß der Monarch die von Napoleon geschaffene Bürgergarde auflösen würde. Indeß nur ein Kurzsichtiger hätte diesen Beschluß billigen können.

Die Bürgergarde ist gewiß ein Institut, wodurch Napoleon in dem preußischen Bürger einen gewissen militärischen Geist belebte. Wer Gelegenheit hatte, den Zustand der vormaligen Bürgermiliz kennen zu lernen, der wird gefunden haben, daß Napoleon sich mit der Organisirung derselben mehr schadete, als er glaubte. Die Uniformirung der Bürgergarde kann man für den preußischen Staat als einen Hebel betrachten, der das militärische Gefühl seiner jungen Bürgerschaft aufregte. Dieß Institut war gleichsam die erste Schule, um sich zur Disziplin aus freier Wahl zu bequemen, wodurch allein der Bürgerstand zum Militärstand hinüber zu locken ist, und es bildet gleichsam die Vorbereitung zur großen Wiedergeburt der militärischen Kraft Preußens, zur Einführung des Konscriptionssystems.

Die Bürgergarde kann man als ein fortdauerndes Mittel betrachten, wodurch der Bürgerstand in der Uebung zur militärischen Subordination und Dienstpflichtigkeit erhalten wird. Es wäre daher vom Regenten übereilt gewesen, dies Institut aufzulösen. Vielmehr ist sehr löblich, daß, trotz dem manche Stimme gegen dasselbe sich erhob, die eingeführte Staatordnung befiehlt, daß jeder der das Bürgerrecht erlangen will, Bürgergardist werden und den Bürgereid in der Bürgergardeuniform ablegen muß. Eben so zuträglich ist es ferner, daß die Bürgergarde nicht außer Aktivität gesetzt wird. Sie hat fortwährend, trotz der zahlreichen militärischen Besatzung Berlins, mehrere Posten zu besetzen, unter welchen die Bewachung der Schauspielhäuser während der Vorstellungen, ihr bleibend angewiesen ist. Dies ist gewiß eine sehr zweckmäßige Vorkehrung, denn dadurch wird der Bürger durch den Bürger zur Ruhe und Ordnung erhalten und nachdrücklicher, als es in England durch einige Konstabler der Fall sein mag.

Berlin im Februar. D — r.

Ludwig Philipp,

gewesener Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orleans,

während seines Aufenthalts in Graubünden, in den Jahren 1793 und 1794.

Die Geschichte des geheimen Aufenthalts Sr. königl. H. des Herzogs von Orleans, vom Oktober 1793 bis Juli 1794 in Graubünden, ist ein zu merkwürdiger Abschnitt in dessen Leben, um nicht für die Geschichte dieses würdigen Fürsten aufbewahrt zu werden.

Der Verfasser dieses kurzen Berichts hatte sich vorgesetzt, solchen bei besserer Muße zu bearbeiten, ohne eben mit der Bekanntmachung zu eilen.

Da inzwischen mehrere deutsche und schweizerische Blätter schon im letzten Jahre, jenes Aufenthalts des Herzogs in Bünden, und zwar theils irrig in den Thatsachen, theils nur sehr oberflächlich erwähnt hatten, und der Verfasser seit dem mehrmals aufgefordert wurde, Auskunft mitzutheilen, steht er nicht länger an, dem Wunsche seiner Freunde Genüge zu thun.

In stiller Abgezogenheit, fern von aller thätigen Theilnahme an den schauderhaften Ereignissen, welche Frankreich im Jahr 1793 bedrängten, lebte der Herzog von Orleans, damals noch Herzog von Chartres, verborgen zu Bremgarten, einer kleinen Stadt in den ehmaligen freien Aemtern, jetzt zum Kanton Aargau gehörig. Feldherr Montesquiou, sein weiser und väterlicher Freund war mit ihm. Beide erfreuten sich des Vororts Schutz. Als aber die französischen Ausgewanderten aus der schweizerischen Freistätte, durch der französischen Machthaber Drohung vertrieben wurden, ward auch der Herzog von Chartres — seiner früh entwickelten vortrefflichen Eigenschaften willen, die vorzügliche Hoffnung seines Hauses, und wegen der Liebe der Franzosen zu ihm, der vorzügliche Gegenstand der Besorgniß ihrer herrschenden Ausschüsse — ausgespähet und bedroht. Auf die Winke des ihm befreundeten Zürichs, mußte er die stille Freistätte verlassen, um sie mit einer andern Verborgenheit zu vertauschen.

Er hatte zwar, durch die Umstände genöthigt, in dem republikanischen Heer als Divisionsgeneral gedient, und keine Schuld auf sich kommen lassen. Denn, daß er, als der Oberfeldherr Dumourier, wegen des mißlungenen Versuchs gegen Paris zu rücken, von den Vollmächtigen des schrecklichen Wohlfahrtsausschusses, und zugleich mit ihnen der Herzog von Chartres verhaftet und nach Paris aufs Blutgerüste geschleppt werden sollte, — daß, sage ich, Er damals das Heer verließ, um sein Leben zu retten, konnte ihm wohl nicht verdacht werden. Aber damals war sein erlauchter Name sein Verbrechen.

Immer hatte er edel gehandelt. Er hatte alle Theilnahme an der Kriegskasse, die mit Dumourier auswanderte, ausgeschlagen, und des Dranges der Umstände ungeachtet, nur ein kleines persönliches Darlehen von diesem Heerführer angenommen. Er lehnte dann auch jeden Antrag ab, der ihn gegen Frankreich bewaffnen sollte. Er zog sich hierauf in die neutrale

Schweiz zurück, und bewahrte in diesen schwierigen Verhältnissen die Ehre seiner Denkart, den Ruhm seines Hauses, und die Pflichten des Bürgers unverletzt. Allein dem lauersamen Argwohn der pariſiſchen Gewaltsherren war es genug, daß er ein Fürst vom königlichem Geblüt (im Anstellungsbrief hieß er: Philippe Louis, Prince français) und laut der Verfassung, der Thronfolge fähig war; daß das Ansehen seines Hauses und seine persönliche Eigenschaften ihm allgemeine Verehrung in Frankreich erwarben. So mußten die Königs- und Freiheitsmörder gerne seine Entfernung oder Vertilgung wünschen.

Der junge zwanzigjährige Herzog zitterte vor dem Gedanken, unbekannt mit dem Schicksale seiner Familie, in einem fernen Welttheile seiner kindlichen und brüderlichen Pflicht und Liebe nicht mehr Genüge leisten zu können, und doch schien es ihm nur zu gewiß, daß er in keinem andern Staate eine so herzliche Aufnahme finden würde, wie in der freundlichen Schweiz. Darum blieb sein Wunsch, sich von dieser und von der Nachbarschaft Frankreichs nicht trennen zu müssen.

Während er seine Feinde glauben ließ, er habe sich nach dem fernen Amerika eingeschifft, durchwanderte er, von einem treuen Diener begleitet, die hohen Alpen. Da lebte der Fürstensohn unstätt in den Hütten der Hirten und bei ihren Heerden. Erst da er vergessen war, und die unfreundlichere Jahreszeit gebot, die einsamen Sennereien zu verlassen, ward auf einen andern Zufluchtsort in den helvetischen Berggeländen gedacht, wo man niemand weniger, als einen französischen Fürsten von Geblüt suchen würde.

Aus öffentlichen Ankündigungen hatte der kluge Montesquiou ersehen, daß im Freistaat Graubünden, im damals herrschaftlichen Schlosse Reichenau eine vermischte reformiert-katholische Erziehungsanstalt angelegt sei. Die Entfernung dieses Freistaats von den französischen Grenzen, dessen Zertheilung in zahllose Thäler, Gebirge, große und kleine Selbherrlichkeiten, die einsame Lage des Schlosses Reichenau, die natürliche Unberühmtheit der neuen Erziehungsanstalt, die paritätische Bestimmung derselben, die im Schlosse befindliche katholische Kapelle und Religionsübung, und die zum Briefwechsel über Bremgarten nach Frankreich dort durchziehende Poststraße, alle diese und noch mehr Vortheile der Lage mußten dem überlegenden Mentor allerdings einladend scheinen, den Herzog in Reichenau zu verbergen. Besonders konnte dem Herzog allenfalls auch Name und Beruf eines Lehrers zur eignen Sicherheit dienen, da es bekanntlich höchst selten ist, daß Fürsten die erlernten Kenntnisse und Wissenschaften so weit inne haben, um andere darin unterrichten zu können. Als Lehrer zu Reichenau erregte sein Dasein noch weniger Aufmerksamkeit.

Inzwischen mußte ein besondrer Umstand, beim Herzog selbst sowohl, als bei dem vorsorgenden Montesquiou große Bedenklichkeiten gegen diesen Entschluß erregen, und in der That war er erheblich genug, um alle vorgedachte günstige Eigenschaften Bündens und Reichenau's beinahe aufzuwägen.

Graubünden war ein demokratischer Freistaat, dessen innere, vielleicht auch äußere Freiheit auf der Eifersucht beruhte, womit die zahllosen, mächtigen und mindermächtigen

Geschlechter des Landes, in steten Partei-Reibungen sie bewachten. Hier war damals Alles, gleich dem übrigen Europa in neue Parteien, dem Namen nach, gespalten; denn im Grunde waren es die alten. Aristokraten hieß man jetzt die herrschende, Republikaner die Oppositions-Partei. Jene kämpften von jeher für Erhaltung und Erweiterung ihrer erworbenen Vortheile; diese stritten um Wiederherstellung des demokratischen Geistes in der Verfassung. Daher wurden die letztern von ihren Gegnern Jakobiner gescholten und für Feinde der Monarchie gehalten, da sie doch nur Gegner der ungesetzlichen Anmaßungen im graubündnischen Volksstaate waren, unbekümmert um fremder Reiche Angelegenheiten.

Reichenau gehörte nun einem Vereine von vier, theils katholischen, theils reformierten Gliedern der bündnischen demokratischen Partei. Den vereinten sogenannten Jakobinern schien also die Bergung eines kostbaren Sprößlings des königlichen Hauses, des Herzogs von Chartres, nicht wohl anzuvertrauen zu sein.

Unter den Eigenthümern der damaligen Herrschaft Reichenau aber, befand sich auch der Obristlieutenant von Jost von St. George, der in der königlichen Schweizergarde, und nachher unter Montesquiou in dem Heere von Savoyen gedient hatte. — Hr. von Jost war dem General Montesquiou als ein achtungswürdiger Offizier bekannt.

Man wagte es, den jungen Hrn. von Silleri insgeheim an Hrn. v. Jost nach Reichenau zu senden, der ihm das Geheimniß entdeckte und Montesquiou's Empfehlung übergab. Als bündnischer Demokrat, als Mann von Ehre, als Menschenfreund konnte er keinen Augenblick anstehen zu erklären, daß er bereit sei, dem Prinzen eine Freistätte zu verschaffen. Sollte er aber die vorgeschlagene Rolle eines Lehrers spielen: so müßte solcher dem damaligen Stadtvogt von Tscharner, Mitherrn von Reichenau und Geschäftsführer dasiger Erziehungsanstalt empfohlen und dem sel. Hrn. Professor Nesemann, damaligen Direktor derselben, bekannt gemacht werden. Auf des Hrn. v. Jost Zeugniß über die Grundsätze dieser Männer, ward ihm der Auftrag ertheilt, das Geheimniß in die Hände derselben, folglich eines Katholiken, eines Reformierten, und eines Lutheraners zu geben. Mit Hand und Herz vereinigten sich die drei Freunde, das Geheimniß zu bewahren, den Prinzen zu verbergen, und ihn nach Kräften zu schützen, so lange es Noth thue. Treulich haben sie sich Wort gehalten.

Zu Ende Oktobers 1793 langte der Herzog von Chartres zu Fuß in Reichenau an. Bis in die Nähe hatte ihn sein getreuer Diener geleitet; dann aber nahm der Fürst sein Reisebündel selbst, ließ sich der Verabredung zufolge, da gewöhnlicher Herrschaftsrath war, anmelden, und unter dem erborgten Namen „Chabos, eines angeblich vor der Staatsumwälzung aus Frankreich gezogenen und nachher durch die Revolutionsfolgen verarmten Languedokers," um eine Lehrerstelle melden. Er trug sich zu einer Probe an, auf gegenseitiges Wohlgefallen hin, täglich zwei Stunden Unterricht in den Anfangsgründen der Geometrie und Geschichte zu geben. Bei so kleiner Verbindlichkeit aber, wozu ihn eine schwächliche Gesundheit nöthigte, überließ

er es der Herrschaft, wieviel er, bis man sich auf bestimmte Zeit einverstehen würde, für Kost und Wohnung zuzusetzen habe.

Man hatte Mangel an Lehrern in diesem Theile des Unterrichts. Der Geschäftsführer der Anstalt übernahm den Auftrag, Herrn Chabos durch den Direktor prüfen zu lassen, und dieser erstattete den gegründeten Bericht, daß Herr Chabos ein liebenswürdiger junger Mann sei, der eine sorgfältige Erziehung verrathe, indem er außer seiner (französischen) Muttersprache, auch in der deutschen, lateinischen, italiänischen und englischen Sprache unterrichtet sei, und neben der Philosophie, die Geschichte und Geometrie weit genug innehabe, um den angetragenen Unterricht mit Erfolg leisten zu können.

Es versteht sich, daß auf diesen Bericht hin, Herr Chabos von Seiten der übrigen Mitherren angenommen wurde.

Es war zu Anfang Wintermonds 1793 als Herr Chabos seine Lehrerstelle in Reichenau antrat. Ihm wurde ein eigenes Zimmer eingeräumt. Er zahlte einen Theil der Pension. Herr Chabos speisete an der öffentlichen Tafel mit sämmtlichen Lehrern und Zöglingen. War schon die Bündnerküche nicht durchaus für ihn annehmlich: so hatte er es doch seinen Freunden strenge empfohlen, ihn, auch in Speise und Trank, ja in Nichts durch die mindeste Auszeichnung zu verrathen. Die wenigen Gerichte, denen er durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte, ließ er vorbeigehen. Von den meisten genoß er mit Lust.

Täglich gab der unbekannte fürstliche Lehrer die übereingekommenen Unterrichtsstunden. Die übrige Zeit brachte er bald auf seinem Zimmer, bald mit einzelnen Lehrern, so oft es aber anging mit einem oder anderm seiner Freunde, wohl auch mit allen dreien zu. Herr von Jost wohnte in Reichenau. Der Stadtvogt von Tscharner, welcher selbst ein Paar Kinder unter den jüngern Zöglingen hatte, wohnte zwar mit seiner übrigen Familie in Chur, brachte aber wöchentlich ein Paar Tage in Reichenau zu. Der ehrwürdige, greise Nesemann aber lebte in Reichenau und kam wöchentlich zwei Tage auf Besuch zu seiner Familie nach Chur, welches nur zwei Stunden von Reichenau entfernt liegt.

So hatte Herr Chabos Anlaß öfters mit einem oder andern seiner Vertrauten, Spaziergänge in die Stadt zu machen, wo er bald an hohen Festtagen dem bischöflichen Hochamte beiwohnte, bald beim ehrwürdigen Nesemann oder beim Stadtvogt von Tscharner einen Tag in vertraulicher Herzensergießung verlebte.

Der Verfasser schweigt über die Gesinnungen, Urtheile und Erwartungen, die solche Gespräche ausfüllten. Er beschränkt sich dahin, zu sagen, daß (was jedermann der das Glück hat, diesen Fürsten zu kennen, ungesagt sich denken wird) seine ungeheuchelten Aeußerungen, eben so viele Zeugnisse eines hellen Geistes und eines edlen Gemüthes waren.

Des Herzogs Empfindungen über das, was in Frankreich gegen ihn und sein erlauchtes Haus vorging, waren oft der Gegenstand des Zweigespräches. Einst rief der Herzog: „weder die Verbrechen gegen meine Familie und gegen meine Person, (es war nach dem was ihnen schmerzlich-

fles wiederfahren konnte) noch der Verlust von Reichthümern und Vaterland, noch die Ansprüche meiner Geburt, selbst nicht die Liebe der Nation, werden mich je vermögen, die Waffen gegen Frankreich zu führen!" — Ein Grundsatz, dem dieser Fürst bis auf die jetzige Stunde getreu geblieben ist.

Was übrigens ein deutsches Blatt, von einem damals an Herrn Chabos geschehnen anderwärtigen Antrag zu einer Hauslehrerstelle betrifft, will ich zwar durchaus nicht widersprechen, da mir der Grund oder Ungrund dieser Angabe fremd ist. Wahrscheinlich kömmt sie mir jedoch schlechterdings nicht vor. Denn sollte der Antrag dem Herrn Chabos als solchen gegolten haben, wie hätte man den zurückgezogenen Fremdling im Privatumgang, oder in den wenigen und unbemerkten Unterrichtsstunden, soweit kennen gelernt haben, um ihm eine Hauslehrerstelle anzubieten? Sollte der Antrag aber, in vorsorglicher Absicht dem Prinzen gegolten haben; wie war man auf die Entdeckung gekommen? Wer von Bekannten hätte Anlaß gehabt, ihn in seiner Abgezogenheit und Verkleidung zu sehen, zu sprechen, zu erkennen? Wie wäre es gekommen, daß das Geheimniß nicht verrathen wurde? — Wie, daß der Herzog, der seinen drei Freunden das größte Geheimniß anvertraute, ihnen diesen Antrag eines Andern verschwiegen hätte.

Zwei herbe Prüfungen hatte der Herzog von Chartres während seines Aufenthalts in Reichenau zu bestehen, — die bittersten, womit ein Sohn je heimgesucht werden konnte. Die erste war, als sein Vater, der Herzog von Orleans, von den nach seinen Reichthümern lüsternen Herrschern verhaftet und auf das Blutgerüste geschleppt wurde; die andere, als, aus gleichen Gründen, die Herzogin Mutter nach Madagaskar deportirt werden sollte.

Mit kindlicher Hochachtung sprach der Prinz jederzeit unter seinen Vertrauten, von seinem Vater. Das Zartgefühl welches ihn hierbei belebte, obschon er in vielen und wichtigen Dingen er nicht mit dem Vater übereinstimmend dachte, war rührend. Lebhaft schmerzte ihn die Beschuldigung, als hätte der Herzog nach dem Thron gestrebt, und die Staatsumwälzung zum Sturze Ludwigs des Sechszehnten zu benutzen gesucht. Er erklärte sich nicht nur selbst von dem Ungrunde dieser Anschuldigung vollkommen überzeugt, sondern theilte auch seinen Freunden diese Ueberzeugung mit, indem er ihnen zeigte, daß in dem Briefwechsel des Vaters auch nicht die mindeste Spur solcher Absichten auszuspähen war.

Man denke sich nun die schmerzlichen Gefühle, welche die öffentlichen Blätter in jeder Hinsicht bei ihm erzeugten, als sie fast alle Posttage Berichte brachten, die dem Prinzen hinterhalten werden mußten; als sie endlich die traurige Entwickelung des Schicksals seines Vaters enthielten, worüber man ihn gern in Unwissenheit erhalten hätte, und die er gleichwohl nicht nur errathen, sondern von den schonenden Freunden endlich wirklich erfahren mußte. Doch vorsorgende Freundschaft und eigner Scharfblick hatten allmählig ihn auf das Aeußerste vorbereitet, und ächte christliche Lebensweisheit machte ihn stark.

Die Herzogin von Orleans, im Besitz unermeßlicher Reichthümer nicht nur, sondern, was noch weit mehr Werth hatte, wahrhaft christlicher Tugenden, wurde zwar um jener willen beneidet, aber um dieser willen so sehr geachtet, daß man sich lange gescheut hatte, Hand an sie zu legen. Endlich glaubte man bei den Franzosen Nachsicht zu finden, wenn man vorgab, die Anwesenheit einer französischen Herzogin und ihre freie Hand über diese Reichthümer wären der Freiheit gefährlich. Unter diesem Vorwand legte man Beschlag auf ihr Vermögen, und bei dem Ausschlusse ihrer Kinder von aller Erbfähigkeit, konnte der Nation und ihrer Verwaltung, die baldige Nachfolge in das reiche Erbe am wenigsten fehlschlagen, besonders wenn man unter jenem ersten Vorwand, die zärtliche Fürstin nach Madagaskar deportierte. Würde auch nicht, so rechneten die Räuber, der Kummer über die Trennung von Europa, von ihren Kindern, und ihrem Vaterland sie tödten, so mußte die Aenderung von Klima und Lebensweise, so mußte schon die lange Seereise ihren Leiden ein Ende machen, ohne daß man beschuldigt werden konnte, unmittelbar Hand an ihre Person gelegt zu haben. So konnten die Habsüchtigen hoffen, diese Reichthümer zu verschlingen, ehe noch ein möglicher Umschwung der Dinge dazwischen treten dürfte.

Ein Erbe der mütterlichen Tugenden, erzogen in ihrem Sinne, die theure Mutter, den Segen des Hauses fast anbetend, wie mußte dem jungen Fürst zu Muthe sein, als er diese Beschlüsse erfuhr? Er litt unaussprechlich.

Er wurde nun krank und verließ mehrere Tage sein Zimmer nicht. Alle Nahrung ward ihm zum Ekel, Ekel der Gedanke an das Leben. Er würde dem Kummer, der ihn Tag und Nacht drückte, unterlegen sein, hätte nicht der Trost der Religion, dieses schönste Erbtheil von der Mutter, sein Gemüth wieder erhoben.

Sein Geheimniß, die persönliche Unbekanntschaft mit den ehrwürdigen Priestern der Umgegend, und seine Lage, gestatteten es ihm nicht, in dieser Beklemmung die gewünschte Zuflucht zu einem Seelsorger seiner Kirche zu nehmen, so pünktlich er auch ihren Uebungen beiwohnte.

Täglich hatte er Anlaß gehabt, die ungeheuchelte Frömmigkeit des tugendhaften Greises, Nesemann, und dessen zarte Theilnahme und Vorsorge kennen zu lernen; und da der Ehrwürdige, fern von allen Glaubensberührungen, ihm nur die Trostgründe darbot, welche aus der ungetheilten Religion Jesu fließen: so waren eben diese Tröstungen Tage lang seine Nahrung und forthin die Arznei seines Geistes. Endlich goß die mildere Wendung des Schicksals der verehrten Mutter Balsam in seine Wunden.

Nun waren aber die väterlichen Güter ihm entrissen, und durch den Beschlag der mütterlichen ihm jede Unterstützung entzogen. Glücklicherweise fanden sich noch Spuren von einigem Vermögen, das der Herzog von Orleans in England gehabt hatte. Aber da die Belege davon nicht in Händen der Familie waren, beeilte man sich nach dem Tode des Eigenthümers nicht so sehr mit dessen Angabe. Doch waren die Entdeckungen während des Prinzen Aufenthalt in Reichenau schon so weit gediehen, daß ihm bereits dahin Anträge gemacht wurden, die noth-

wendig weiter führen mußten, und die förmliche Aufstellung eines Bevollmächtigten in England, zu Benutzung der Entdeckungen, rathsam würde.

Wie nun eine solche Vollmacht gültig auszustellen sei, ohne irgend jemand das Geheimniß zu offenbaren, das war eine nicht leicht zu lösende Aufgabe. Doch suchte vertraute Ergebenheit das Unmögliche zu leisten, und so ward ein Instrument verfertigt, welches, wenn schon in den erforderlichen Formalitäten von einem öffentlichen Notar verfaßt, von Zeugen unterschrieben und gehörig legalisirt, dennoch vielleicht das Einzige dieser Art sein dürfte, indem es so manchen sonderbaren Forderungen der Umstände Genüge leisten mußte.

Inzwischen hatte im Spätjahr 1794 in Graubünden ein Volksaufstand begonnen, dessen erste und vorzüglichste Zielscheibe gerade die Gesammtherren von Reichenau waren, während Vorurtheile, und die Bemühung, den wahren Ursprung zu verbergen, das Gerücht verbreiteten, als hätten sie selbst jene Bewegung angestiftet. Die Erscheinung zahlreicher Volksabordnungen, welche weder auf ihrem Durchzug durch Reichenau, noch in ihren öffentlichen Klagpunkten Klagen und Drohungen gegen jene Besitzer verhehlten, waren dem Herzog von Chartres ein besorgliches Ereigniß. Er gedachte an die Anfänge der französischen Staatsumwälzung und ihre Nachwehen, und fürchtete gleiches für Bünden und Reichenau. Wendete auch schon ein Deus ex machina glücklicherweise die drohendsten Blitze gerade von den Besitzern von Reichenau ab, so erfüllte doch die Fortdauer der außerordentlichen Standsversammlung vom Jahr 1794 und das von ihr niedergesetzte Strafgericht ihn fortdauernd mit der Furcht, die blutigen Auftritte Frankreichs in Graubünden erneuert zu sehen; und er war begierig durch Sehen und Hören sich selbst einen Begriff vom Gang dieser Versammlung zu machen.

Als er sich aber einst unter die Zuhörer gemischt hatte, traute er dem Boden, auf dem er stand, nicht länger; und da man ihn schon lange nicht mehr in der Schweiz wähnte, kehrte er zu Ende des Juni 1794 wieder nach Bremgarten zurück, wo er bis in das Jahr 1795 im Stillen fortlebte, und von dort aus seine ökonomischen Betreibungen in England mit Erfolg fortsetzte, bis er sich selbst dahin begab.

Bald hätte ihn jedoch der Zufall auf der Rückreise nach Bremgarten verrathen können. Er traf nämlich seltsam genug mit einem wirklichen Languedoker Kaufmann, Chabaud, in dem nämlichen Gasthof und an die nämliche Wirthstafel zusammen, wo er als Chabos aus Languedok speiste. Die gleiche Namensaussprache und das gleiche Vaterland schienen auf Erörterungen zu leiten, die letzterem hätten gefährlich werden können. Der Fürst eilte so schnell als möglich von dannen, sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, und säumte nicht den Namen zu ändern und seinen Reichenauer Freunden die neue Adresse zuzusenden.

v. T.

Mannigfaltiges.

Aus England.

Davy's Entdeckung über Mittheilung des Wärmestoffs.

— Der treffliche Naturforscher Davy, dem wir schon so manche wichtige Entdeckung zu danken haben, hat seinen Verdiensten ein neues beigefügt, indem er über die Bedingungen des Verbrennens, und die Mittheilung des Wärmestoffes eine sehr überraschende Thatsache, als Fingerzeig der geheimnißvollen Natur giebt. — Der Versuch ist so einfach und so leicht nachzumachen, daß sich jeder selbst die vollkommenste Ueberzeugung von der Richtigkeit der Thatsache verschaffen kann.

Man gießt in ein kleines Trinkglas ein wenig Aether. Man nimmt dünnen Platinadraht, etwa den zehnten Theil einer Linie dick, zwei bis drei Zoll lang, und krümmt das Ende desselben dann etwas schneckenförmig, etwa wie einen Zapfenzieher. Dies Ende des Drahtes macht man am Licht einer Kerze glühend, und hält es dann gegen die Oberfläche des Aethers, etwa zwei, drei Linien weit von ihr entfernt. Der noch warme Draht, der freilich dann nicht mehr roth glüht, wird in dem Augenblick wieder rothglühend, da er sich dem Aether nähert, ja er wird bis zum Weisglühen heis. Diese Erscheinung dauert fort, oder wiederholt sich, so lange noch etwas Aether im Glase zum Verdünsten da ist.

In Genf, wo der Versuch nachgemacht ward, bediente man sich mit noch besserm Gelingen statt des Aethers, des Alkohols, den man, um ihn leichter zum Verdünsten zu bringen, ein wenig erwärmte; und statt des Platinadrahtes, eines schmalen dünnen Platinastreifens, etwa 1/50 Linie dick. Der Versuch war für das Auge noch auffallender; denn der Streifen ward einem glühenden Bande ähnlich, dessen Farben nach Maasgabe der unsichtbaren Bewegungen der Alkoholdämpfe änderten. Wie man das Metall zurückzieht, oder wieder in den Dunstkreis des Aethers bringt, hört es auf, oder beginnt es von neuem glühend und heis zu werden. Zu bemerken ist noch, daß wenn das Metall, sobald es aus dem Feuer kömmt, nur mit dem leichtesten Ruß überflossen oder geschwärzt ist, es seine Wärme im Aetherdunst, statt zu vermehren, verliert, und der Versuch fehlschlägt.

Bisher ist dieser Versuch überhaupt nur mit Platina und Palladium gelungen; vielleicht weil die Platina unter allen Metallen der schlechtere Wärmeleiter ist.

Ueberlieferungen.

Nro. 8.

Die Staatsumwälzung von Buenos-Ayres in Südamerika.

(Beschluß.)

6.

Fortsetzung des Kampfes zwischen Buenos-Ayres und Monte-Video. — Chili und Peru stehen auf. Betragen des Hofes von Rio-Janeiro.

Monte-Video, in treuer Ergebenheit gegen die altspanische Herrlichkeit, hatte sich unter der Hand schon portugiesischer Hülfe zu erfreuen. Der portugiesische Statthalter von Rio-Grande, auf Befehl des Hofes von Rio-Janeiro, warb Kriegsvolk, und sandte seinen Nachbaren in Monte-Video Feldbedürfnisse aller Art. Dies hinderte die Junta thätiger gegen diese Stadt zu verfahren; mehr noch, da der Feldherr der Junta, Don Manuel Belgrano, immer noch im Paraguay mit einem sehr geschwächten Heerhaufen gegen die vereinte Stärke der vertriebenen und von Brasilien unterstützten Spanier zu kämpfen hatte. Die Junta, um weder Brasilien, noch die Wuth Elio's in Monte-Video fürchten zu müssen; erließ daher am 20. März des Jahres 1811 ein allgemeines Aufgebot aller Einwohner vom sechszehnten bis zum fünf und vierzigsten Jahre. In der Kundmachung führte sie die stolze Sprache der Unabhängigkeit. „Im Laufe von neun Monden haben wir, sprach sie: unsere Unterjocher verdrängt, und unsere Triumpfe dehnen sich von den Ufern des Platastroms bis zu denen des Desaguedero. Aber noch müssen wir zur Vollendung des Werks große Opfer bringen. Die Vorsehung hat euch, Bürger, die Wahl gestattet, das erste Volk Amerika's zu sein, wenn ihr dessen Befreiung beginnet, oder die ersten seiner Sklaven. — Zu den Waffen also! Zeigen wir uns unsrer Ahnherrn würdig. Unsre Enkel sollen nicht sagen, man habe unsern Ruhm binnen wenigen Monden glänzend und verloschen gesehen; und unser augenblicklicher Widerstand habe nur dazu gedient, die Wuth der Tyrannei noch schrecklicher über unser unglückliches Land zurückzuführen!“

Der Unterkönig zu Monte-Video, Xaver Elio, hinwieder hielt sich nun doppelt berechtigt, die Junta für eine aufrührerische Rotte zu erklären, und den Krieg gegen sie anzukünden. Sein Aufgebot an die Bewohner vom Osten des La Plata hatte aber eine durchaus andere Wirkung, als er erwartete. Sie griffen zu den Waffen. In Merced, Domingo, Sarfano, Guategay, Gualechnaibre, Porongos und Espinillo traten sie zusammen, und kündigten dem Unterkönige den Gehorsam auf, so daß er sich mit seinem ganzen Ansehen auf

das kleine Gebiet der Stadt Monte-Video, auf einen Umfang von vierzig bis fünfzig Stunden, beschränkt sah. Zum Glück erhielt er von Rio-Grande und andern Seiten einige Verstärkungen, außerdem wär' er größere Gefahr gelaufen. So konnte er wenigstens den kleinen Krieg auf den Schiffen mit Nachdruck fortsetzen und die Zufuhr nach Buenos-Ayres erschweren. Alle beladene Schiffe, die dahin den Platastrom aufwärts fuhren, mußten auf seinen Befehl zu Monte-Video anhalten und Zoll entrichten.

Belgrano, Feldherr der Junta, nachdem er die spanische Parthei in Paraguay auf den Ebenen von Tacuary besiegt, und durch einen förmlichen Vertrag die Provinz mit dem Staat von Buenos-Ayres vereinigt hatte, zog, von den Paragayern verstärkt, gegen Monte-Video. Die gesammte Kriegsmacht der Junta betrug unter seinem Oberbefehl jedoch kaum siebentausend Mann. Mit dieser lagerte er sich am linken Plata-Ufer zu Colonia del Sagramento, von wo er Monte-Video auf der Landseite angriff, während die Junta nicht nur Freibriefe zur Kaperei auf dem Wasser ausgab, sondern jedem, der ein Schiff gegen das feindliche Geschwader bei Monte-Video ausrüsten konnte, unentgeldlich mit Kanonen und Schußvorrath unterstützte. Noch bedeutender ward die Macht der Junta, als sich auch das Königreich Chili frei erklärt hatte, und Hülfsvölker nach Buenos-Ayres schickte.

Schon früher hatte die Junta das Volk von Chili zur Verbrüderung aufgefordert. „Einwohner Chili's! hieß es in dem Aufruf: Unsere alte Regierung stürzte in das Nichts zurück, aus welchem sie sich nur durch Verbrechen und Schandthaten erhoben hatte. Die gegenwärtige Regierung Spaniens vollendete, was die Ehrlosigkeit, mit welcher seit Jahrhunderten Spaniens Angelegenheiten geleitet wurden, vorbereitet hatte. Die Aristokraten, welche, ohne unsere Neigungen zu erforschen, behaupteten, Ferdinands VII. Sache zu befördern, verriethen ihn schändlich, raubten ihm alles gesetzliche Ansehen, belasteten ihn mit öffentlicher Schmach, und rissen die Oberherrschaft an sich, welche sie zu beschirmen heuchelten. Der elende Rest eines Volkes in einem abhängigen Zustande, dieser verächtliche Rest, der über dreitausend Meilen von uns entfernt ist, zeigte doch den verwegenen aber eiteln Wunsch, uns regieren zu wollen, die Ausübung der alten Tyrannei fortzusetzen, und uns Gehorsam gegen jenen Zepter anzubefehlen, der den schlaffen Händen der Bourbone durch ihre Unklugheit und Unfähigkeit entfiel. Chilier! Was die Völker der Erde von euch wünschen, oder erwarten mögen, hört wenigstens auf, Sklaven zu sein! — Volk von Chili! im ewigen Buch des Schicksals steht geschrieben, daß du unabhängig und glücklich sein sollst; daß die Zeit der Größe und des Glanzes für dich naht; daß du eine berühmte Stelle in den Jahrbüchern des Menschengeschlechts einnehmen wirst, daß die Nachwelt von der Macht des Freistaats Chili und von der Majestät des chilischen Volks sprechen wird!“

Am 14. Brachmonds 1811 rückten die Hülfsvölker von Chili wirklich in die Thore von Buenos-Ayres unter dem Freudengeschrei des Volks ein. Die Junta war nun im Stande, die Unabhängigkeit ihres Landes mit einem Heer von 22,000 Mann zu vertheidigen, ungezählt die

Indianer, welche sich freiwillig zum Beistand antrugen, und zur Fortschaffung des Gepäcks und schweren Geschützes dienten.

Der Hof von Rio-Janeiro spielte bei diesen Ereignissen allen eine seltsame Rolle. Von der einen Seite schien er durch seinen Gesandten Linares die Junta von Buenos-Ayres mit Monte-Video gütlich ausgleichen zu wollen; von der andern aus den Unruhen Südamerikas und aus Spaniens Unglück Vortheil zu suchen. Nachdem er durch seine Ausgesandten und Einverständnisse mit den Statthaltern des spanischen Paraguays umsonst getrachtet hatte, diese Provinz an sich ziehen, und darin die Infantin Carlotta als Regentin anerkennen zu lassen: unterhandelte er mit dem feilen Elio wegen Monte-Video. In der That zeigte sich dieser gar nicht abgeneigt, sich in Portugals Arme zu werfen; und ein Heerhaufe von sechs bis sieben tausend Portugiesen in Brasilien war bereit, Monte-Video zu besetzen. Allein England schien dagegen ernste Einwendungen machen zu wollen, und der britische Admiral Courcy, welcher vor dem Silberstrom kreuzte, näherte sich mit seiner Flotte der Vestung.

Die Verhandlungen zwischen dem Hof zu Janeiro und dem zu London über das Weltmeer hinweg dehnten sich natürlich in die Länge. Der Krieg zwischen Elio und der Junta dauerte unterdessen ämsig fort. Während das ayresische Landheer Monte-Video umzingelt hielt und beschoß, schickte Elio eine Flotte von neun kleinen Schiffen den Plata aufwärts, und ließ am 15. Heumonds 1811 freilich ohne Wirkung Buenos-Ayres beschießen. Allein die schwachen Fahrzeuge hielten den Stoß ihres eignen Geschützes nicht aus; darum kehrte der Befehlshaber dieser gebrechlichen Seemacht, Don Michinilla, eilig wieder zurück.

Desto heftiger bedrängte das, unter Feldherr Rondeaus Befehl stehende Belagerungsheer der Junta die Stadt Monte-Video. Elio kam ins Gedränge. Er spann Unterhandlungen mit der Junta an, um Zeit zu gewinnen, während die portugiesischen Hülfsvölker aus Brasilien im vollen Anzug waren. Diese rückten wirklich in das spanische Gebiet ein, und Elio stimmte darauf bald einen höhern Ton gegen die Junta an. Dies konnt' er um so mehr, da das Heer, welches dieselbe unter Feldherr Castelli's Anführung den Peruanern zu Hülfe geschickt hatte, in eben dieser Zeit am Desaguaderostrom durch den spanischen Statthalter von Lima und Feldherr Goyoneche, eine beträchtliche, zum Theil schimpfliche Niederlage erlitten hatten. Goyoneches Sieg war jedoch von keinen fruchtbaren Folgen. Obschon er dort die Stadt Oruro abbrannte und selbst La Paz, die reiche Stadt in den peruanischen Cordilleren mit ihren zwanzigtausend Einwohnern zur Unterwürfigkeit zwang, fand er doch in dem Geist des Volks allenthalben tausend Hindernisse seiner Fortschritte. Die Junta zu Buenos-Ayres aber benutzte diesen Unfall, durch Mehrung des Heeres ihre alte Stärke zu vergrößern, und den Muth der Unabhängigen zu erheben.

Es war in der That für die spanischen Befehlshaber und Unterkönige des südlichen Amerikas ein sehr unerwartetes, aber großes Schauspiel, Völker, die tausend Stunden von einander entfernt wohnten, die durch die größten Ströme, durch die höchsten Gebirge der Welt, durch

ungeheure selten bewanderte Einöden getrennt waren, plötzlich unter dem Zauberwort Unabhängigkeit mit einander verbunden und vertraut zu sehen; zu sehen, wie die Fahnen der Städte von den Mündungen des Silberstroms über die Wildnisse der hohen Cordilleren flogen, den um Freiheit ringenden Peruanern zu helfen; so wie diese hinwieder ihre Schlachthaufen zum Beistand der entfernten Ayresen sandten.

Nachdem mittlerweile das portugiesische Heer unter Befehl des Feldherrn Diego de Souza am 12. Herbstmonds mit ohngefähr 8000 Mann bei Monte-Video angekommen war, sah sich das Heer der Junta genöthigt, die Belagerung aufzuheben. De Souza bemächtigte sich nun schnell aller um Monte-Video am linken Ufer des Silberstroms gelegnen Landschaften wieder. Doch darauf beschränkten sich auch vor der Hand alle Feindseligkeiten bis zum Ablauf des achtzehn hundert eilften Jahres.

7.

Fortdauer des Kriegs. Entzweiung der Freistaaten. Jahr 1812. 1813.

Diese Waffenstille ward besonders durch den britischen Admiral Courey befördert, der mit seinem Geschwader fortwährend vor dem Silberstrom lag. Wie die Portugiesen Monte-Video, so begünstigten die Briten Buenos-Ayres. Elio wollte die Zufuhr und den Handel mit dieser Stadt vernichten; der englische Seebefehlshaber erwiederte ihm aber mit sehr entscheidendem Ton: „Wenn die Schiffe aller Mächte der Welt mit Ausnahme derjenigen, welche Unterthanen Sr. britischen Majestät angehören, vom Platastrom ausgeschlossen sind, so kümmert mich dies wenig. Ich fordere nichts, als die freie Schiffahrt dieses Flusses. Die Befehle meines Königs müssen vollstreckt werden!“

Um wirksamer zu handeln, hatte sich zu Buenos-Ayres die Junta ihrer Macht begeben, und sie einem Vollziehungsrath von drei Gliedern übertragen. Diese waren Feliciano Chiclana, Manuel de Saratea und Joan Joseph Passo. Die Kriegsvölker wurden sogleich in besserm Stand gesetzt und mit Anfang des neuen Jahres fingen auch die Feindseligkeiten nicht nur gegen Elio, sondern auch gegen die Portugiesen bei Monte-Video an. Diese wurden gleich im ersten Gefecht vom ayresischen Feldherr Artigas, mit bedeutendem Verlust, zurückgetrieben. Der Sieg war aber noch keineswegs so wohlthätig für die Sache des neuen Staates am La Plata, als die inneren Spaltungen desselben dem Bestehen des Ganzen gefährlich waren. Parteiungen in der Regierung, Zwiste zwischen ihr und dem Stadtrath lähmten den Gang der öffentlichen Verwaltung. Die unbesonnene Maasnahme, daß man bei Auflösung der Junta die Abgeordneten der entferntern Provinzen zurücksetzte, brachte Verwirrung und Gesetzlosigkeit hervor. Denn nun wollte bald die eine, bald die andere beleidigte Gegend die Hoheit des Vollziehungsrathes von Buenos-Ayres nicht anerkennen. Cordoba del Tucuman zu allererst riß sich von den Ayresen ab, und stellte in voller Unabhängigkeit eine eigne Regierung auf; Paraguay weigerte sich, gleich Monte-Video, ferner mit Buenos-Ayres gemeine Sache

zu machen. So zertrümmerte zuletzt unter dem erwachten Parteigeist die Stärke der Gesammtheit; und der fortdauernde, nun auch wider Brasilien erhobene, Krieg mehrte das öffentliche Ungemach durch gänzlichen Stillstand des Handels.

Der beharrliche Geist der Völkerschaften am La Plata aber, ihr fester Entschluß, unabhängig von der alten Welt, nach eigenen Gesetzen zu leben, und ihren Kindern die Freiheit zu vererben, glich die von den Staatsführern begangenen Fehler wieder aus. Mogten sich Parteien und weitläuftige Gebiete trennen: in dem Beschluß, nie wieder ihren vorigen Gebietern aus Spanien anzugehören, blieben sie ungetrennt und einerlei Sinnes. So geschah es, daß sich zwar alle untereinander durch Zwietracht hinderten, schneller das Ziel zu erreichen; doch auch, daß die Spanier viel zu früh frohlockten, und von den Zerwürfnissen der verschiedenen Landschaften die baldige Heimkehr aller in die ehmalige Unterwürfigkeit erwarteten. Vielmehr ward von Tag zu Tag heller, daß die Gewalt der kastilischen Krone in beiden Hälften der neuen Welt unerrettbar verloren sei. Denn auch Mexiko, auch Grenada, auch Caraccas, auch Venezuela pflanzten die Paniere der Empörung auf. Und Peru, welches theils durch innere Parteiung schwach, theils durch Gewaltthätigkeit und falsche Vorspiegelungen aus Spanien, einen Augenblick lang zum Gehorsam zurückgeführt worden war, brach diesen von neuem, um dem Beispiel der Uebrigen zu folgen. Spanien, auf dem alten Festlande, von einem ungeheuern Krieg verschlungen, von den französischen Waffen fast ganz überwältigt, konnte zur Rettung seines Amerika's keine Hülfe senden. Und die, welche dort noch, von den Briten unterstützt, für Ferdinand VII. stritten, oder in seinem Namen sprachen, behielten keine andere Mittel, als ohnmächtige Drohungen oder Schmeicheleien, oder Versuche der List und Veränderung ihrer Sachführer. Zu spät hatte in Cadiz die höchste Junta erfahren, daß die unklugen Schritte Elio's nicht wenig den Abfall von Buenos-Ayres befördert, und seine nachmaligen grausamen oder zweideutigen Handlungen der Wiederannäherung der Abtrünnigen verhindert hätten. Sie rief ihn zurück, und sandte, statt seiner, als Unterkönig Don Vigodet nach Monte-Video. Allein diesem blieb nichts übrig, als in Elio's Fußtapfen einzuschreiten, um noch das letzte, geringe Ueberbleibsel der altspanischen Gebiete am Silberstrom zu behaupten.

Der Krieg ward also in einzelnen Gefechten bald unter Monte-Video's Mauern, bald auf Schiffen vor Buenos-Ayres fortgesetzt. Vergebens wollte Vigodet die Mündungen des Plata sperren, um Buenos-Ayres mit andern Weltgegenden außer Verbindung zu setzen. Sowohl die Schiffe Großbritaniens, als der vereinigten Staaten Nordamerika's segelten kühn hindurch, und brachten der Stadt alles, was zur Ausrüstung ihrer Heere vonnöthen sein konnte. Dadurch ward der ayresische Vollziehungsrath vermögend, nicht nur seine Bundesgenossen in Chili und Peru mit Waffenvorräthen, sondern auch mit Hülfsvölkern zu unterstützen, die unter des Feldherrn Puyrredon Anführung, den Krieg am Desaguadero gegen Goyeneche und seine Spanier fortzusetzen. Vigodet, als er dies sah, und selbst, daß der Hof von Brasilien keine Neigung zeigte, den langwierigen, kostspieligen und unfruchtbaren Kampf mit den Ayresen-

nachdrucksam fortzusetzen, hoffte durch Verschwörungen und Verräthereien inner den Ringmauern von Buenos-Ayres zu gewinnen, was er im offnen Felde nicht vermogte.

Es lebten in der Stadt noch viele Altspanier, doch aller öffentlichen Aemter unfähig erklärt, von tausend argwöhnischen Augen beobachtet, und bei jedem Anlaß mit Strenge behandelt. Diese unterhielten mit Vigodet treue, geheime Verständnisse. Sie verbanden sich nach und nach mit andern, welche gegen den Vollziehungsrath des Staates Unzufriedenheit äußerten, und faßten zuletzt den verwegenen Entwurf, durch einen verzweifelten Gewaltstreich die Regierung zu vernichten. An ihrer Spitze stand Martino Alzago und ein Bethlehemitenmönch Joseph de las Animas. Ein Sklav aber, in ihr Vorhaben eingeweiht, verrieth es in den ersten Tagen des Heumonds 1812, und bei dreißig Mitverschworne, meistens Europäer, büßten ihr Wagstück mit dem Tode unter Henkers Händen. Die ganze Bürgerschaft der Stadt war bei der ersten Nachricht von der Verschwörung unter die Waffen getreten, und bewieß durch ihre Eintracht, wie wenig Vigodet, selbst durch den allfälligen Meuchelmord der Oberhäupter, erreicht haben würde.

So währte der blutige schwere Kampf fort. Vigodet ward hoffnungsloser mit jedem Tage, einen Streit ruhmvoll für Spanien geendet zu sehen, den er mit allzu ungleichen Waffen und Kräften zu führen hatte. Nichts vermogte hier kalte Klugheit gegen ein vom Wunsch der Freiheit begeistertes Volk; nichts, Tapferkeit gegen Verzweiflung; nichts, jede Erinnerung an Tugend und Liebe des altkastilischen Throns, gegen den Stolz der Unabhängigkeit; nichts, das Versprechen von Gold und Ehrenstellen an die Häupter der neuen Freistaaten, welche im Gefühl ihrer Selbherrlichkeit, Könige als ihres Gleichen behandeln wollten. Der Krieg war Meinungskrieg, Volkskrieg; und ward mit aller Hinterlist und Grausamkeit, Tücke, Verzweiflung und Unbarmherzigkeit in vereinzelten Gefechten, auf ungeheuern Spielräumen geführt, wie ein Bürgerkrieg geführt zu werden pflegt, da der Soldat nicht für seine Löhnung, sondern für sein eignes Urbild und Wollen ins Feld tritt. Der warme Himmelsstrich konnte hier nur die Kräfte der von Europa gekommenen Streiter erschlaffen; aber die Leidenschaften der Eingebornen entflammte er heftiger. — Wär' es jemals einem König von Spanien vor zwanzig Jahren beigefallen, sich Amerikas großmüthig entschlagen, und seinen Unterthanen daselbst freistaatische Verfassungen schenken zu wollen: die Völkerschaften würden der Schenkung nicht gewachsen gewesen, der Freiheit müde geworden sein und sich endlich wieder neuen Königen oder Gewaltsherrn unterworfen haben. Aber nun, unter Blut und Flammen, reifte der Geist der Freiheit und die Ehrfurcht vor selbstgegebenen Gesetzen, vor selbsterwählten Obrigkeiten, schneller auf.

Jahre lang dauerte der große Streit mit wechselndem Glück. Buenos Ayres blieb nicht nur mächtig genug, ihn mit Nachdruck gegen die Gränzen Brasiliens fortzusetzen, sondern ihn auch auf den Cordilleren zur Unterstützung Peru's zu führen, wo die spanischen Waffen mächtiger waren, den Aufstand zu zügeln. Hätte der Vollziehungsrath von Buenos-Ayres sich mit bloßer Selbstvertheidigung begnügt, und statt seine Kriegsmacht zu vertheilen, sie gegen Monte-

Video zusammengedrängt: ohne Zweifel würde dieses früher besiegt worden sein. Aber die Klugheit foderte, die Spanier in Lima und Quito nie zur Ruhe genesen zu lassen, sie immerfort in ihren eignen Ländern zu beschäftigen, damit sie sich nicht dem Gebiet von Buenos-Ayres nähern, und den Monte-Videern Hand bieten konnten. Daher sah man beständig die Ayresen im obern Peru fechtend, wo ihr Feldherr Puyrredon, nach ihm der unerschrockne Belgrano den Unterkönig von Lima, Abascal, im Schach hielten. Abascal zu Lima, wie der Landeshauptmann Fralas-Montes zu Quito sandten zwar von Zeit zu Zeit Siegesnachrichten nach Europa. Wirklich war ihnen gelungen, die Landschaften, in welchen sie unmittelbar befehligten, zur Unterwürfigkeit zurückzuführen. Aber ihre Herrschaft war, sie selber verhehlten es nicht, von zweifelhafter Dauer, so lange die Ayresen im obern Peru Meister blieben.

8.

Monte-Video wird erobert. Fortschritte jenseits der Cordilleren. Jahr 1814. 1815.

Ein unerwarteter Umschwung der Dinge hatte zu derselben Zeit das Schicksal der alten Welt neu gestaltet. Durch die Verzweiflung und den Heldenmuth der deutschen und russischen Völker war Napoleons Allgewalt gebrochen; er seines Thrones beraubt, seiner ersten Dunkelheit wiedergegeben. Aus Spanien war König Joseph, der Bruder Napoleons, entwichen, und König Ferdinand VII. wieder zum Besitz des Reiches seiner Väter gekommen.

Die Nachricht von allen diesen Ereignissen gelangte schnell zu den Amerikanern. Vigodet verkündete sie aus Monte-Video den Bewohnern des Laplata, Abascal sie den Thälern der Cordilleren. Beide riefen nun in schmeichelnden Verbündungen zur Ruhe, zur Eintracht und Unterwerfung. Doch die Botschaften von Madrid blieben ohne Wirkung. Denn das Band der Unterthänigkeit war längst zerrissen. „Welches Heil, so sprachen die öffentlichen Blätter von Buenos-Ayres: haben wir von einem Bourbon auf dem spanischen Thron zu erwarten? Kein anderes, als dasjenige, welches uns die besten Könige vorzeiten gegeben hatten: Knechtschaft. Er würde vielleicht weise Gesetze geben, aber wir würden ihre Wohlthat durch die Eigenmacht, Habsucht und Elendigkeit seiner Willensvollstrecker nicht genießen. Er würde nicht die Liebe unsrer Herzen, sondern die Frucht unsers Fleißes, das Gold unsrer Kisten begehren. So viel Blut, als wir schon für unsere Unabhängigkeit vergossen haben, soll nicht vergebens vergossen sein!“

Den guten Eindruck, welchen Vigodets, und andrer spanischen Vollmächtigen, Verheissungen hin und wieder auf Einzelne gemacht haben konnten, vernichteten bald Nachrichten aus Spanien, welche von des Königes ersten Verfügungen, von der Wiederemporrichtung geistlicher Gewalt, von der Herstellung unbeschränkter königlicher Macht, von der Verfolgung aller Freisinnigen erzählten. Einige der letztern, Männer welche Gut und Blut für das Haus Bourbon gegen die Franzosen gewagt hatten, kamen nun aus Spanien als Flüchtlinge; sprachen von des Mutter-

Landes Entkräftung und Unterdrückung; von der dort herrschenden allgemeinen Unzufriedenheit; von den Umtrieben und Verwirrungen am Hofe; von der Verarmung des Volks und belebten den Muth der Ayresen zum Widerstande durch ihre schwarzen Schilderungen vom Loose Spaniens.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, unter den verschiedenen, getrennten Freistaaten Südamerika's größere Eintracht zu bewirken. Die Heere wurden verstärkt und alle Maasregeln getroffen, den langwierigen Krieg gegen Vigodet in Monte-Video abzuthun, ehe Ferdinand VII. aus Europa Abtheilungen seiner Heere, die er nun nicht mehr gegen Frankreich nöthig hatte, nach Amerika schicken konnte. Schon im April 1814 wurde Monte-Video ungestümer vom Feldherr Artigas berannt, umzingelt und so vollkommen gesperrt, daß es unmöglich war, Lebensmittel von einiger Menge hineinzuschaffen. Vigodet, mit einer Besatzung von 6000 Mann, und noch mit Kriegsvorrath hinlänglich versorgt, vertheidigte sich standhaft, bis der Mangel an Lebensmitteln und aller Aussicht auf Hülfe von Brasilien oder Europa ihn zwang, den 20. Brachmonds die Stadt Monte-Video den Belagerern zu übergeben. Ihm selber ward gestattet, sich nach Spanien zu begeben; die Besatzung aber, nachdem sie mit kriegerischen Ehren ausgezogen, blieb kriegsgefangen.

Diesem Siege, welcher zu Buenos-Ayres mit Festen voll ausschweifender Freude gefeiert ward, folgte bald ein anderer von nicht geringerer Wichtigkeit. Belgrano, an der Spitze der Ayresen, schlug in sehr blutigem Treffen die Spanier in Oberperu, und verfolgte seinen Sieg mit solchem Glück, daß die Landschaften von Quito und Lima ihr Joch wieder für gebrochen hielten und überall von neuem das Panier der Empörung gegen Spanien aufpflanzten. Der Unterkönig Abascal zu Lima hielt sich selbst in seiner Hauptstadt nicht mehr geborgen. Er floh nach Guayaquil, einer Stadt am Flusse des gleichen Namens, ohnfern seiner Mündungen gelegen. In dieser reichen Handelsstadt, von zwanzigtausend Menschen bewohnt, von drei Vesten beschützt, zählte er beiweiten noch die meisten Anhänger der königlichen Sache. Auch Fralas-Montes, der Landeshauptmann von Quito, eilte voll Schreckens dahin.

In der That hatte König Ferdinand VII. zu Madrid Befehle gegeben, auf mehreren Frachtschiffen, begleitet von vier Linienschiffen, zehntausend Mann aus Europa nach Amerika überzuführen. Nur der Mangel des Geldes verhinderte ihn, seinem Willen schnelle Vollstreckung zu geben. Erst im Anfang des Jahres 1815 konnte die Flotte unter Seegel gehen. Aber für Buenos-Ayres blieb sie ohne Gefährlichkeit; denn sie wandte sich nicht dem Laplatastrom, sondern der Terrafirma zu, um das empörte Karthagena daselbst und die Aufrührer der dortigen Landschaften zu besiegen. Der spanische Oberfeldherr Pablo Morillo, welcher mit seinen zehntausend Spaniern für leichtes Spiel gehalten, Neugrenada und die Caraccas zum Gehorsam zu bringen, dann erobernd über Quito und Lima, und über die Cordilleren nach Buenos-Ayres zu gehen, fand schon unter den Mauern Karthagena's seine stolzen Träume von der Wiedereroberung des gesammten Südamerika's vereitelt.

Die Ayresen, ohne Furcht vor fremden Ueberfällen, bemeisterten sich unterdessen auch

Maldonado's und der übrigen Umgebungen Monte-Videos. Die Portugiesen, schwach und vereinzelt, blieben müssige Beobachter von diesen Fortschritten der Freimänner, gegen welche sie zufrieden waren, ihre eignen Gränzen decken zu können. Hätten nicht die ayresischen Heerhaufen noch in den peruanischen Gebieten gefochten, man würde kaum vom Kriege gewußt haben. Die zerstöhrten Felder blühten wieder. Neue Dörfer wurden aufgebaut. In Buenos-Ayres selbst wuchs der Wohlstand mit Zunahme des ungestörten Handels. Amerikanische und britische Schiffe segelten im La-Plata auf und ab, wie im tiefsten Frieden; brachten Waffen und europäische Waaren aller Art und nahmen die Erzeugnisse des Landes mit sich. Großbritanien allein, welches vormals hier kaum für drei Millionen Dollars Absatz gefunden hatte, sah denselben im Jahre 1815 schon zu neun Millionen gesteigert. So darf man sich nicht wundern, wenn es an der Freiheit der Ayresen den lebendigsten Antheil nahm, sie nach Kräften begünstigte und nichts weniger wünschen konnte, als den Silberstrom wieder in der Gewalt der spanischen Krone zu erblicken.

Der Kampf in den entlegnen Gegenden von Chili und Peru, wo Belgrano, Rondeau und die übrigen Feldherrn von Buenos-Ayres bald Siege, bald Niederlagen erlebten, ward nun auch zur See unterstützt. Der Vollziehungsrath rüstete eine Flotte aus, deren Befehl er einem erfahrnen Seemann, Namens Brown übergab. Dieser, zwar geborner Engländer, aber am La Plata eingebürgert, zum Commodore des Seegeschwaders erhoben, umsegelte das Vorgebirg Horn, und kreuzte schon mit Anfang des Jahres 1816 in den Gewässern des stillen Meers. Hier nahm er mehrere spanische Fahrzeuge; dann richtete er den Lauf gegen Guayaquil, um auch diese letzte Stütze der Spanier zu brechen. Er überwältigte die Schanzen, welche die Mündungen des Stromes vertheidigten und bedräuete die Hauptstadt, während Feldherr Rondeau durch das obere Peru vordrang.

Brown, im Begriff, sich der Stadt Guayaquil zu bemeistern, ließ seine schweren Schiffe zurück, und segelte den Strom mit leichten Fahrzeugen aufwärts. Da betraf ihn das Unglück, daß sein eignes Schiff auf verborgne Riffe lief, und er, als Schiffbrüchiger von den Spaniern gefangen ward. Weil aber kurz vorher der spanische Befehlshaber von Guayaquil in seine Gewalt gefallen war, gewann er seine Freiheit leicht wieder, indem er sie auch diesem ertheilte. So mißlang sein Unternehmen. Zu dem hatte er auch auf Unterstützung vom Feldherr Rondeau wenig Hoffnung; denn dieser war fast zu derselben Zeit, ohnweit Cochabamba, (am 28. Wintermonats 1815) durch den spanischen Kriegsoberst Joachim de la Pezuela geschlagen worden. Es kehrte Brown von Guayaquil zurück und er begnügte sich, weit um die Meere unsicher zu machen. Schon hatte er ein gegen ihn von Lima ausgeschicktes Geschwader von fünf bewaffneten Schiffen gänzlich zerstört und das von Callao nach Cadiz mit 800,000 Piastern beladene Schiff Consequencia erobert. Nun besetzte er, so viel Fahrzeuge er den Spaniern genommen, dieselben mit Seeleuten aus den empörten Landschaften Peru's und Chili's; sperrte die von den

Spaniern besetzten Häfen Coquimbo und Valparaiso und vernichtete allen Handel seiner Feinde an den südamerikanischen Küsten.

9.

Die Staaten Südamerika's erklären im Kongreß zu Cordoba ihre Unabhängigkeit. — Absicht der Portugiesen gegen Monte-Video. — Jahr 1816.

Seit Don Juan, der königliche Fürst von Portugal, am 16. Christmonds 1815 in seinem Pallast zu Rio Janeiro das Land Brasilien zu einem Königreich erhoben hatte, schienen auch seine Absichten bestimmter, als jemals, auf festere Begränzung des neuen amerikanischen Königreichs zu gehen. Er ließ desfalls Unterhandlungen mit dem Hofe zu Madrid pflegen, von wannen zu gleicher Zeit Werbungen um die Hand der portugiesischen Fürstin Carlotta geschahen. Dies, und die Heerrüstungen in Brasilien, welche der allgemeinen Sage zufolge nichts Geringeres bezweckten, als die Vereinigung Monte-Video's und des ganzen, am östlichen Ufer des La Plata gelegnen Landes mit Brasilien, erregte die Aufmerksamkeit und Gegenrüstung der Ayresen.

Bei voller Eintracht der gesammten Freistaaten am La Platastrom war Brasilien keineswegs gefährlich. Denn eine Macht stand wenigstens der andern an Kräften gleich. Aber die Freimänner hatten zwei Dinge für sich, welche den Brasiliern fehlten: abgehärtetes, wohlgeübtes Kriegsvolk mit erfahrnen Feldherrn, und das Zauberwort Freiheit, welches, ausgesprochen über die Sklaven Brasiliens, leicht einen Aufruhr anfachen konnte, der den Thron zu Rio Janeiro erschüttert haben würde.

Je enger sich Don Juan und König Ferdinand von Spanien mit einander verbanden, je wichtiger ward den Freistaaten, ähnliche Vereinigung unter sich zu schließen. Sie gaben den Gedanken auf, daß sie alle nur Einen großen Freistaat ausmachen wollten, und nahmen sich statt dessen die Bundesverfassung der Vereinten-Staaten Nordamerikas zum Muster. Darin einig, ward eine Staatenversammlung ausgeschrieben. Sie trat zu Cordoba del Tucuman im Mittelpunkt der Plataländer zusammen. Zu den Ausgeschossenen von Tucuman und Cordoba kamen die Gesandten von Buenos-Ayres, von Charcas im Lande Paraguay San Juan de Fontera am Fuße der ostchilischen Cordilleren, und Mendoza, welches mit seinen Silbergruben an dem gleichen Gebirge ruht. Sie kamen von San Jajo del Estero, der gewerbigen Stadt am Dolcestrom im Lande Tucuman, von Salta del Tucuman, wo sonst Sitz eines spanischen Statthalters gewesen; vom wiesenreichen Lande Jujuy, dessen Rinder und Rosse weit berühmt in Südamerika sind; auch von Rioja, Chichas, Mizque, Catamarca und andern Orten kamen sie. Alle diese Abgeordnete waren meistens Rechtsgelahrte, und der Unabhängigkeit zugeschworne Leute. Auch ein Mönch ward unter ihnen erblickt.

Nachdem der Kongreß sich einen Vorsteher in der Person des Francesco Narciso de Laprida und einen Statthalter desselben, in der Person des Mariano Boedo erwählt,

aus eigner Mitte auch drei Geheimschreiber ernannt hatte, schritt er alsbald zur großen Frage: ob alle Staaten entschlossen wären, ihre Freiheit gegen Spanien und jede fremde Macht zu behaupten? Ein einziger freudiger Schrei erfüllte den Sitzungssaal, und jeder einzelne Gesandte brachte die Beweggründe seines Staates zu diesem Entschlusse in begeisternden Worten vor. Dann erhoben sich allesammt von ihren Sitzen und schworen mit theuern Eiden die Freiheit der vereinten Landschaften Südamerikas gegen jede Macht und Krone mit Gut und Blut zu vertheidigen. Das geschah am neunten Tag im Heumond des Jahres 1816. Und eine öffentliche Verkündung, gesiegelt mit dem Kongreßsiegel, unterzeichnet von sämtlichen dreißig Mitgliedern der hohen Versammlung, ging als Unabhängigkeitserklärung des Bundesstaates aus:

„Wir, das Volk der vereinten Staaten Südamerikas, versammelt im allgemeinen Kongreß, unter dem Schutz des Allmächtigen, welcher über den Welten thronet, und aus Auftrag und im Namen des Volks, dessen Stellvertreter wir sind, betheuern den Völkern und allen Menschen des Erdbodens die Gerechtigkeit unsrer Absichten, und erklären feierlich im Angesicht der Welt: daß es der unzweideutige und einmüthige Wille dieser Staaten sei, die lästigen Fesseln, mit denen sie an die spanische Herrschaft gekettet waren, zu brechen; sich wieder in die Rechte zu setzen, die ihnen entrissen waren, und Würde und Namen eines freien, von König Ferdinand VII. seinen Nachfolgern und seinem Hauptlande unabhängigen Volks zu behaupten. Da nun diese Staaten von heut an Kraft ihres Rechts, volle Gewalt erhalten, sich selber solche Verfassungen zu geben, welche ihren Bedürfnissen und gegenwärtigen Zeiten entsprechend sind: so thun sie hiermit kund, erklären und bekräftigen, daß sie sich gegenseitig durch Uns, zur Vollstreckung ihres Willens und dieses Beschlusses verpflichten, unter Verpfändung und Verbürgung ihres Lebens, ihres Gutes und ihrer Ehre."

Wie verächtlich auch die öffentlichen Blätter Spaniens von diesem Kongreß sprechen, wie spöttisch auch Rio Janeiro auf die Männer zu Cordoba del Tucuman herabschauen mogte: man verspürte schnell genug die Wirkung der neu vereinten Kraft. Der Kongreß blieb beisammen, das ganze Bundeswesen zu ordnen und die Geschäfte zu leiten. Feldherr Puyrredon empfing für das Kriegswesen die Vollmacht der obersten Leitung. Gegen Peru stand Belgrano; gegen Chili Feldherr San Martino; gegen Brasilien der wachsame Artigas mit ausgedehnter Gewalt über die Gränzgegenden.

Als kein Zweifel mehr übrig blieb, daß Spanien sich mit Portugal wegen des Gebietes am östlichen Ufer vom Laplatastrom einverstanden habe; als eine portugiesische Seemacht vor Maldonaldo erschien, und eine Landmacht durch Riogrande in das Gebiet von Monte-Video einrückte, begab sich der Kongreß von Cordoba nach Buenos-Ayres, dem Kriegsschauplatz näher zu sein. Artigas aber rückte über den Fluß Uruguay in die brasilischen Landschaften am Rio Grande ein; ließ die feindliche Macht von seinen Kriegsbanden neckend umschwärmen, und den schwarzen Sklaven in Brasilien Freiheit verkünden.

So endete das Jahr 1816.

London und die britischen Reiche.

Zweiter Brief.

Vortheile der Engländer für ihren Wohlstand aus den bisherigen europäischen Kriegen. — Unermeßlicher Nachtheil des Friedens für England. — Schnelle Abnahme des Handels und Verkehrs, neben Uebervölkerung. — Verhältniß der Staatsschuld und der Schuldentilgungsmittel. — Zweckwidrige Unterstützung der Brodlosen. — Wahrscheinliche Wiedereinführung der Eigenthumssteuer.

Im letzten Jahrzehend ist die Macht des britischen Staats und sein Einfluß auf die gesammte europäische Staatenordnung so sehr gestiegen, daß man mit Recht **England** als das Haupt derselben ansehen konnte. Ermüdet von übergroßen Anstrengungen sehnen sich alle Reiche in den ehmaligen glücklichen Zustand der Ruhe zurück. Allein dieser glückliche Zeitpunkt ist noch nicht erschienen. Wie nach einer langen Krankheit die Genesung, so fordert auch hier die Rückkehr der Ruhe ihre Zeit. Das lang gestörte Gleichgewicht muß sich erst nach und nach wieder herstellen, und je nachdem ein Staat in den Sinn des Zeitgeistes mehr oder weniger eingedrungen ist, je nachdem er aus den großen Lehren der Weltgeschichte mehr oder weniger Nutzen zu ziehen weiß, wird auch der Stand desselben in dem Staatensystem höher oder niedriger sein.

Im Jahr 1813 strengte England alle seine Kräfte an, den Krieg in **Spanien** und **Portugal** zu fördern, auf dessen glücklichen Ausgang seine einzige Hoffnung, den Feind seiner Größe zu besiegen, gegründet war. Heimlich oder öffentlich unterstützte es alle großen kriegführenden Mächte von Europa; außerdem erforderte der amerikanische Krieg große Aufopferungen. Die öffentlichen Ausgaben beliefen sich auf die ungeheure Summe von 60,000,000 Pf. Sterl. Allein dagegen hatte England den **Handel der ganzen Welt**; kein Schiff durfte sich auf dem weiten Meere erblicken lassen, ohne der Briten Erlaubniß; der Reichthums Asiens strömte der Themse zu; alle Inseln von Westindien schütteten ihre Erzeugnisse auf dem großen Stapelplatz aus; alle außereuropäischen Pflanzungen legten ihre Schätze in England nieder, die Waarenhäuser der Kaufleute strotzten von den Gütern aller Welttheile, und jedes Bedürfniß des gemeinen Lebens oder der Ueppigkeit, des Handels und der Künste konnte von der Hauptstadt aus versehen werden. Die Standhaftigkeit, mit welcher England sich selbst vertheidigte, und für Europa's Freiheit kämpfte, sicherte ihm ein unbegränztes Vertrauen aller Nationen zu, so daß **selbst die Franzosen** ihre Gelder englischen Händen anvertrauten. Dies war wohl der Gipfel von Englands Handelsgröße. Obwohl die Ausgaben der Regierung ungeheuer groß waren, wurde doch gerade durch diesen Aufwand eine mächtige Anzahl der Einwohner bereichert; selbst die Verträge für Erhaltung und Versorgung der englischen Armeen im Auslande wurden im Innlande gemacht. Der Krieg belebte den Handel, und bot selbst den reichsten Kaufleuten hinreichende Gelegenheit dar, ihren ganzen Vermögensstock wirken zu lassen, während sie noch überdem den Vortheil hatten, Europa mit den Früchten fremder Welttheile zu versehen;

Deutschland und der Norden von Europa auf dem baltischen Meere, Frankreich durch die Einfuhrerlaubnisse; Holland durch einen Schmuggelhandel troß aller Zöllner und Sünder Buonapartes. Und obgleich die altgestifteten Verbindungen mit den festländischen Häusern gänzlich unterbrochen waren, hatte doch der sonderbare Zustand des Handels eine neue und sehr geschäftige Gattung von Kaufleuten gebildet, welche den schwierigen Verkehr mit großer Emsigkeit beförderten. Jene wichtige Handelsquelle für alle Arten britischer Gewerbschaften, die westindischen Inseln, war durch den vorübergehenden Besitz der holländischen, spanischen und französischen Niederlassungen mehr als verdoppelt, und England war der einzige Mittler, durch welchen ganz Europa mit den Produkten des Ostens und Westens versehen werden konnte. Indigo, Thee, Gewürze, Spezereien und Medizinen, Nankins, Musseline u. s. w. waren ausschließlicher Alleinhandel desselben. Portugal konnte man zur damaligen Zeit ganz, als eine englische Niederlassung betrachten; die Verwaltung und Behauptung dieses Landes hat zwar eine beträchtliche Vermehrung der Nationalschuld verursacht; allein der Vortheil, welchen tausende von Individuen durch die Verbindung mit demselben erhielten; überwog bei weitem diesen Nachtheil; dagegen kamen alle Schätze des portugiesischen Brasiliens in den Hafen von London. Der Handel mit Südamerika wurde damals ganz frei und gerade, ohne von der spanischen Regierung erst Erlaubniß zu verlangen, betrieben — ein Umstand, den die gegenwärtige spanische Regierung noch jetzt nicht vergessen und verzeihen will. So wie nur die Fluth stieg, oder ein Lüftchen wehte, nahten sich Schiffe den englischen Häfen, oder liefen aus ihnen aus. In eben dem Verhältniß, als die französischen Armeen in Rußland wichen, nahm der heimliche Schleichhandel mit dem Norden zu, und der Spürgeist der englischen Kaufleute ließ keine Gelegenheit vorüber, alle diejenigen Waarenarten, von denen sie sich einen guten Absatz versprechen konnten, in jene ausgesaugten Gegenden zu schicken. Die Schlacht von Leipzig entschied endlich Deutschlands Schicksal, der muthige und einmüthige Ausruf von Orange boven! befreite bald darauf auch Holland, und troß der ungünstigen Jahreszeit strömte nun Waare aller Art in die geöffneten Häfen beider Länder.

Der glückliche Erfolg, mit welchem sowohl in Spanien als in Deutschland und Frankreich gegen die Anmaaßer gekämpft ward, erfüllte alles mit der frohen Hoffnung, daß schon im Frühling der ersehnte Friede zurückkehren werde, und mit ihm der freie Handel nach allen Theilen und Häfen der Welt. Alle Arten von Waaren stiegen bedeutend im Werthe, und ohne erst die Bestellungen abzuwarten, die das Frühjahr bringen sollte, kauften die reichen Handelshäuser große Vorräthe aller Art, in der sicheren Voraussetzung, daß in kurzem die Preise noch weit höher steigen würden. Amerika, die einzige Nebenbuhlerin Englands im Handel, war auf ihre eignen wenigen Häfen beschränkt, und sonach hatte es das Ansehen, als wenn der ganze Handel der Welt ein Ortsrecht Albions werden würde. Groß, wie der Druck der Taxen und Abgaben war, der auf der Nation lastete, war auch der Vortheil aus dem Alleinhandel. Er würde ihn weit überwogen haben. Land stand hoch im Preis, Korn desgleichen; fremde Waaren galten

mehr als sie werth waren, vorzüglich als die ostindischen. — Unter diesen günstigen Aussichten begannen die Verschiffungen des Jahres 1814, als nach einem Zeitraum von 25 Jahren zum erstenmal sämmtliche Häfen Europas der britischen Flagge offen standen. Aber nur zu bald zeigte es sich leider, daß die goldenen Hoffnungen, die die handelnde Welt belebten, schwärmerisch und übertrieben gewesen waren. Denn die Emsigkeit der englischen Kaufleute, Waaren, noch ehe sie wirklich verlangt waren, zu verschiffen, verursachte, daß der Markt bald mit allem überfüllt ward. Denn die Käufer fehlten, und selbst die besten Häuser auf dem festen Lande konnten aus Mangel an Kapital keine bedeutenden Einkäufe machen.

Jetzt fing man erst an, die Folgen des während der ganzen Zeit des Kriegs so emsig fortgesetzten Schleichhandels zu fühlen; denn anstatt, daß man an jedem Bedürfniß Mangel leidende Länder zu finden glaubte, wurde man mit Verwunderung gewahr, daß beinahe alle Gattungen von Waaren hinreichend eingeführt da lagen. Allein weil diese Einführung so heimlich und versteckt geschehen war, glaubte man das Resultat derselben bei weitem geringfügiger und unbedeutender, so daß sich selbst die erfahrensten und vorsichtigsten Berechner bitter getäuscht sahen. Dazu kam noch der Umstand, den sich freilich der stolze Engländer nicht eingestehen wollte, daß nämlich während der Trennung von England die Hand- und Großgewerbe in manchen Theilen des festen Landes so zugenommen hatten und sich in jeder Hinsicht so vervollkommnet hatten, daß sie die Bedürfnisse des Festlandes beinahe einzig und allein zu versehen im Stande waren. Hier brauche ich nur an die glückliche Thätigkeit der Schweiz und Sachsens zu erinnern, welche sich vor allen andern hervorthaten.

Doch noch konnten sich die britischen Kaufleute nicht entschließen, die Preise ihrer Güter herabzusetzen. Demohnerachtet aber hörte der Waaren-Zufluß fremder Welttheile in die englischen Häfen nicht auf, sondern nahm eher zu. Das Festland brauchte diese Güter entweder nicht mehr, oder konnte sie aus Mangel an Geld nicht in dem vorigen Maaße kaufen. Havre und die übrigen Häfen des südlichen Frankreichs wurden zwar endlich auch der britischen Flagge geöffnet; diese Gegenden jedoch besaßen zu wenig das Vertrauen der handelnden Welt, als daß sich viele Häuser hätten entschließen mögen, beträchtliche Vorräthe dahin zu schicken. Selbst von Paris aus kamen so wenige Bestellungen, daß die Verschickungen nach Liverpool und andern großen Städten des Innern bei weitem bedeutender waren. Kurz, der englische Handel, der mit allen Hindernissen und Beschwerlichkeiten während des Krieges glücklich gekämpft hatte, verlor auf einmal bei der Rückkehr des Friedens alles Leben. Die englische Regierung selbst trug zur Vermehrung der mißlichen Lage des Handels bei, indem sie besonders strenge Maaßregeln zur Eintreibung der Abgaben der noch unverkauft daliegenden Waaren, welche auf Versendung warteten, annahm.

Nach und nach zeigten sich nun die für England keineswegs günstigen Folgen des Friedens. Viele europäische Staaten haben nicht allein Kolonien erhalten, sondern was noch weit schlimmer ist, handeln nun in gerader Richtung dahin. Die Schiffe aller Flaggen segeln jetzt an den

englischen Häfen vorüber, ohne sie zu besuchen. Englands Schutz ist ihnen nicht mehr vonnöthen, und da das Anlanden am britischen Ufer stets mit großen Ausgaben verknüpft ist, kann nur Nothwendigkeit sie dazu vermögen. Amerika ist wieder der große Stapelplatz zwischen China und dem baltischen Meere geworden; Portugal erfreut sich seines alten Handels mit Westindien und ist die erste Nation, welche außer der englischen, Thee auf den europäischen Markt gebracht hat. Holland, mit seiner alten Beharrlichkeit, sucht die bisher erlittenen Verluste wieder einzubringen, und wird vielleicht bald seine alte Macht wieder erlangt haben. Der Handel, der bisher als die Hauptstütze Englands anzusehen war, ist nun nicht mehr ausschließliches Recht desselben. Nur diejenigen Waaren, welche England wohlfeiler und besser als andere zu liefern im Stande ist, werden noch ferner verlangt. Denn wenn die Engländer ihren Indigo, Musselin, Thee und Gewürze nicht zu solchen Preisen bringen, welche mit denen der Amerikaner, Holländer und Portugiesen einen Vergleich aushalten, wie können sie erwarten, nur den geringsten Absatz zu haben? Europa ist im gegenwärtigen Augenblick zu arm, die aus dem Morgenland schon eingeführten Güter zu verbrauchen; der daraus entstehende Verlust muß also allein auf diejenigen fallen, welche ihr Vermögen in dieselbe zu stecken wagten. Im Sommer des vorigen Jahres waren von achtzig Schiffen, welche in das baltische Meer einliefen, nur zwanzig englische; in Havannah ist das Verhältniß noch auffallender. Indessen darf man bei diesen Betrachtungen den Umstand nicht aus den Augen lassen, daß ein großer Theil dieses neuen Handels mit britischem Geld geführt wird, so daß die englischen Kapitalisten in den Vortheilen, welche Amerika und die handelnden Mächte auf dem Felde des freien Handels erlangen, stets einen kleinen Antheil haben werden; allein welch ein bedeutender Ersatz ist dies für so große Verluste! Der Nationalreichthum wird dadurch nicht vermehrt, und also auch die große Last, die die Nation drücket, dadurch nicht erleichtert.

Es sei mir nun erlaubt, mit wenigen Worten die Folgen dieser Aenderung von außen auf die innere Verfassung Englands zu berühren. Krieg war seit mehr als zwanzig Jahren das Gewerbe von Europa geworden; in ihm fanden alle Menschen selbst die alten und schwachen, dadurch daß sie die Streitenden mit den nöthigen Bedürfnissen versahen, hinreichende Beschäftigung; diese Thätigkeit und Betriebsamkeit verursachte in England eine Volksvermehrung von mehreren Millionen Seelen, und demohnerachtet mußte man überall seine Zuflucht zu Maschienen nehmen, um den hohen Preiß des Taglohns zu vermeiden. Hierin besteht die einzige und vorzüglichste Quelle des Reichthums des englischen und jeden andern Volks. Jetzt findet aber in England gänz der umgekehrte Fall statt; der Preis der Arbeit ist über alles Erwarten gesunken; tausende von Händen sind unbeschäftigt und es giebt kein Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, als in der Ausschließung aller fremden Fabrikate aus England, und in dem Streben, die englischen Manufakturen besser und wohlfeiler, als die anderer Länder, zu machen. Demohnerachtet aber wird der Verlust, den alle mit Krieg oder Versorgung der Krieger Beschäftigtgewesene erleiden, noch lange und schwer fühlbar sein. Der jährliche Aufwand von 60 Millionen Pfund Sterl.

ist zwar nun nicht mehr; allein die Folgen der verminderten öffentlichen Ausgaben sind nur zu merklich im Wohlstand des Volks. Die vermehrte Volkszahl, welche vorher ein Vortheil war, ist jetzt eine Beschwerde. Die Menge der Armen, deren Unterhaltung dem reichern Theile zur Last fällt, hat in den letzten Jahren ungeheuer zugenommen, und die Art und Weise, welche die Regierung zur Versorgung derselben eingeschlagen hat, nämlich eine auf dem wohlhabenden Theile der Nation liegende Steuer, unter dem Namen: Poorate, ist der unzweckmäßigste und gewissermaßen ungerechteste Weg, dem Uebel abzuhelfen. Man sollte Beschäftigung für die Müßigen suchen, die öffentlichen Landstraßen verbessern, Kanäle graben, Flüsse schiffbar machen, Hafen räumen u. dgl. und dazu sollten die Reichern angehalten werden, einen Theil ihres Ueberflusses anzuwenden; nicht aber sollte man den Müßigen durch Darreichung eines kümmerlichen Unterhalts in seinem Müßiggang bestärken. Der Kaufmann und der große Gewerbsherr waren während des Kriegs die größten Gewinner; in ihren Händen befindet sich jetzt der bedeutendste Theil des Landeigenthums und der Staatsschuldenscheine; diese sollten durch Herabsetzung ihrer Zinsen dem Staate zu Hülfe kommen, und die Last von den Schultern des Volkes nehmen.

Das englische Volk muß gegenwärtig die Interessen einer Staatsschuld von 800 Millionen Pf. Sterl., also gegen 40 Millionen Pf. St. jährlich bezahlen; die laufenden Ausgaben der Regierung belaufen sich auf ungefähr 21 Millionen, die Armentaxen betragen beinahe eben so viel. Dagegen hat sich der Sinking-fund oder der Schuldentilgungsstock unter einer zweckmäßigen Verwaltung zu 292 Millionen Pf. Sterl. angehäuft, einer Summe, welche vor Anfang des Kriegs zur Tilgung der ganzen Staatsschuld beinahe hingereicht haben würde. Aber die Zinsen dieser wohlthätigen Anstalt, statt zu dem Hauptvermögen geschlagen zu werden, laufen zur Bezahlung der Zinsen neuerer Anlehen aus, so daß der Schuldentilgungsstock jetzt nicht mehr mit Recht also genannt werden kann. Das englische Volk befindet sich in dem Fall eines Mannes, der eine Summe von 800 fl. schuldig ist, und 40 fl. mit den Zinsen und den Zinseszinsen zur Tilgung dieser Schuld bestimmt. Die Tilgung würde also in ungefähr 60 Jahren möglich sein; allein während dieser Zeit müssen die ganzen Zinsen des Kapitals (oder in andern Worten dieselben Taxen) fortbezahlt werden. — Ob aber das Volk im vorliegenden Fall im Stande sein wird, eine dergleichen ungeheure Summe blos als Zins so lange Zeit fortzubezahlen, das ist eine Frage, welche der Verlauf der Zeit erst entscheiden muß, und worüber selbst die erfahrensten Staatskundigen in ihren Meinungen sehr verschieden sind.

Kaum war der Krieg beendigt, als das Volk, unbekannt mit den eigentlichen Folgen, welche die Wiederkehr des Friedens bringen würde, Verminderung der Steuern unbedingt forderte. Die Minister mußten nachgeben, und die einträglichste aller Abgaben, die Eigenthumssteuer wurde im letzten Parlament abgeschafft. Was ist aber die gegenwärtige Lage des Staats? Der Handel hat abgenommen, mit ihm die Abgaben der Mauth; die Handgewerbe und Großgewerbe liegen darnieder; die Armuth der niederen Volksklassen hat dadurch beträchtlich

Digitized by Google

zugenommen; die öffentlichen Einkünfte sind daher über Erwarten gering; die öffentlichen Ausgaben aber betragen, trotz aller Vorschläge von Einschränkung und Ersparniß noch bei weitem mehr als die Einnahme, so daß nach einer ganz billigen Berechnung im nächsten Jahr ein Mehrausgeben von wenigstens 17 Millionen eintreten wird. Es bleibt daher im Staate kein anderes Mittel übrig, als die öffentliche Einnahme auf eine sichere und das Volk doch nicht zu sehr drückende Weise zu vermehren. Dies kann aber unter den gegenwärtigen Umständen durch nichts anders geschehen, als durch eine weise angeordnete Abgabe von dem Eigenthum aller Bürger und Unterthanen. Die Erfahrung der vorigen Jahre hat hinreichend gelehrt, welche Beschränkungen und Berücksichtigungen bei dergleichen Steuer nöthig und weise sind, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Minister, wenn sie die Annahme dieser Maaßregel durchsetzen, von den Lehren der vergangenen Jahre Gebrauch und Nutzen ziehen werden.

London.

v. Sch....

Italiänische Staaten.

Einige Bemerkungen über die Wiederherstellung des Kirchenstaats ohne die geistliche Gewalt des heiligen Stuhls in andern Ländern.

(Aus Briefen.)

Wenn der Herausgeber dieser Blätter auch nicht immer mit den in nachfolgenden Briefauszügen enthaltenen Meinungen einverstanden sein kann, glaubt er doch dieselben nicht zurückhalten zu sollen. Auch Ansichten, wie diese, verdienen gekannt zu sein. Und Paradoxien sind, weil sie sich nirgends in den Kreis unserer Begriffe einfügen lassen wollen, darum noch keine unbedingte Irrthümer.

Von Loreto.

— Ich habe die heilige Hütte zu Loreto nicht besucht. Sie steht sehr verlassen, wie mir ein Reisender aus dem Oesterreichischen sagte. Doch von den Nachbarschaften kommen wohl noch Schwärme frommer Landleute, ihre Rosenkränze da zu beten, wo vor der Reformation jährlich bei zweimal hunderttausend andächtige Wallfahrter aus dem ganzen christlichen Europa zusammen zu strömen pflegten; wo Könige und Fürsten knieend ihre goldenen Geschenke an die heilige Gottesmutter überreichten; wo man noch vor vierzig Jahren über acht und dreißig tausend Pilgrimme in allerlei Zungen beten hörte. Wenn es so fortgeht, wird das weiland weltberühmte Loreto bald ein beinah so armseliger Ort sein, wie jenes nordamerikanische Loreto am rothen Meer der spanischen Californier.

Die alte Ordnung der Dinge ist nach den langen Weltstürmen überall, und in Italien auch, so ziemlich wieder hergestellt. Und doch ists die alte Ordnung der Dinge ganz und gar nicht. Es sind neue Wesen mit alten verlegnen Titeln und ehmaligen Aussenseiten. Warum stellt man denn nicht die Wallfahrten nach Loreto wieder in ihrer ehmaligen Menge

her? Warum nicht die Gebete der Fürsten an den Schwellen der Apostelfürsten? Warum nicht den Heldensinn der Doria's und den Verkehr Venedigs mit der Levante und über die Alpen?

Da liegts! Ihr könnet aus carrarischen Marmor wohl noch Homere und Achillen schnitzen; aber es sind doch nur schlechte Steine und keine Homere und Achillen. Man will die alte Ordnung herstellen, und kann doch nicht den alten Geist beschwören, daß er zurückkehre. Der Mensch liebt sein Altes und Gewesenes mit kindischer Selbsttäuschung, und klettet sich den Leichnamen mit wehmüthiger Ehrfurcht an, bis sie unter seinen Liebkosungen in Staub zerfallen sind.

Von Marino.

Ich habe, wie gesagt, Loreto nicht gesehen, aber den kleinen Freistaat, San Marino, und noch dazu sehr zufällig. Glücklich sind die kleinen Staaten zu preisen, deren man sich, besonders von Seiten der großen, nur ganz zufällig erinnert! Ihre unbeneidete Dunkelheit ist beneidenswürdiger, als der blutige Nordlichtsglanz der andern in den Weltgeschichten.

Das Städtchen, wie eine andere italiänische Landstadt, hat nichts Merkwürdiges, das mich anziehen konnte. Doch wollte man mir in der Hauptkirche die heiligen Ueberbleibsel und die Bildsäule des Stifters der Republik zeigen. Billig wird sein Andenken verehrt. Er war kein Brutus, kein Solon, kein Epaminondas, sondern ein verständiger, frommer Glaubensheld gewesen; ein dalmatischer Maurermeister, der in seinen alten Tagen sich in die Einöde dieses unbewohnten Berges begab. Statt ein Kloster zu stiften, hat er eine Republik gestiftet. Das geschah in derselben Zeit, als das römische Reich unterging und die Heruler den letzten der römischen Cäsaren vom Thron stießen. Also statt Roms ein San Marino, damit der Name der Freiheit doch nicht ganz von der Halbinsel der Scipionen und Cincinnaten verschwände.

So steht der kleine Freistaat nun seit beinahe vierzehnhundert Jahren. Nicht Venedigs, nicht Genua's weiland meerbeherrschende Republiken bestehen mehr. Wären diese minder reich, und, wie San Marino, mit einem Ländergebiet von nicht zwei Geviertmeilen zufrieden gewesen, vielleicht beständen sie noch. Das demüthige Veilchen zittert wohl im Grase, wenn der Orkan darüber geht, und es beugt sich; aber die majestätische Eiche und Zeder ists nur, die der Sturm am liebsten bricht, dem sie ihrer Natur nach trotzen soll.

Die übrigen italiänischen Freistaaten, deren Geschichte neulich Sismonde Sismondi recht fleißig und lesbar, aber keineswegs im hohen Geist beschrieben, der des hohen Gegenstandes würdig gewesen wäre, ich sage die übrigen sahen sonst mit vornehmem Achselzucken auf diese republicheua, auf diesen politischen nancrottolo herab. Jetzt blickt die kleine Republik von ihrem wüsten Berg mitleidig auf die vergoldeten Särge ihrer verstorbenen Schwestern hin. Die stolze Venedig lächelte sonst, wenn San Marino sie carissima sorella betitelte.

Das Städtchen, mit seinen beiden kleinen Ortschaften, Serravalle und Faetano, hat

von den französischen Weltüberwindern unaussprechlich gelitten. Reichthum war hier nie; jetzt ist viel Armuth. Aber Armuth ist die beste Säugamme der Tugend. Fast jeder anständig gekleidete Bürger gehört zum gesetzgebenden Rath der Alten oder Anziani. Besonders flucht man noch auf den französischen Platzkommandanten aus der Zeit, da Berthier zu Rom die Posse trieb und auf dem Capitol die Auferstehung oder Ostern der altrömischen Republik feierte. Auch die Bevölkerung hat bedeutend gelitten, und mag kaum noch viel über 5000 Seelen betragen.

Ich will nichts von der Staatsverfassung sagen. Sie ist so ziemlich wieder in der alten Ordnung. Die Gesetzgebung und höchste Gewalt steht bei den dreihundert Anziani des großen Raths; die Vollziehung bei den dreizehn Gliedern des kleinen Raths, von denen immer eins auf ein Vierteljahr Vorsteher, oder Gonfaloniere ist, und das Ganze unter dem milden Schirm des heiligen Vaters.

Die Leute in San Marino schienen mir auf ihre Staatskleinheit nicht minder stolz zu sein, als andere Staaten es auf ihre Größe zu sein pflegen; wiewohl mir eines so lächerlich vorkömmt, als das andere. Sie glauben, nachdem sie die große Weltzertrümmerung überlebt haben, steif und fest an die Ewigkeit ihrer Stadt, und sind in ihren süßen Vorurtheilen so einmarinirt, wie andere. Doch ist man dabei bescheiden, ohne Prunk und Großthuerei; prahlt nur mit seiner Kleinheit und seinem Alterthum, nicht mit Tugenden, die man nicht hat, wiewohl in andern Ländern geschieht, wo sich die schmutzigste Selbstsucht in den Sternenmantel der Vaterlandsliebe wickelt.

Alma fides, Proceres, Vestram quae condidit Urbem
Gaudet in hoc, socia vivere pace, loco.

So schrieben die Bürger von Ankona über ihr Stadtthor, um dem eintretenden Fremdling sogleich hohe Begriffe vom Geist der Duldung inner den Mauern der Stadt einzuflößen, während nur den Katholiken öffentlicher Gottesdienst gestattet war, und die armen Juden sich, mit dem närrischen Zipfel am Hut, dem Hohn der Gassenbuben preisgeben lassen mußten. Das aber gehörte zum savoir faire der Staatsklugheit des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Kirchenstaat und die apostolische Kammer.

Die Wiederherstellung des Kirchenstaats war eine bloße Handlung schlichter Rechtlichkeit von den großen Mächten jedes Glaubensbekenntnisses, und eine Wohlthat für die katholische Christenheit des ganzen Welttheils. Wer wird nicht gern gestehen, daß der fromme Pius VII., durch die rührenden Duldertugenden, welche auch der Feind an dem standhaften Greis bewundern mußte, vieles dazu beigetragen habe? Er wird mit Recht von der Zukunft, als Retter der katholischen Kirche, verehrt werden. Denn stöhren wir die Hierarchie der geistlichen Hirtenschaft: so ist das Gehäuse des katholischen Glaubens gebrochen.

Darum ist gut, daß dem heiligen Vater sein Erbtheil zurückgestellt worden ist, insofern er allerdings auch weltlicher Fürst ist und sein soll. Ein Papst unserer Tage ist wahrlich kein

Papst des finstern Mittelalters, kein Dalai Lama mehr, wofür ihn schreierische Halbwisser gern noch ausgeben möchten. Ohne weltliche Besitzungen könnte der Papst in seiner Würde nicht bestehen, die er als sichtbares Oberhaupt einer grossen Kirche behaupten soll.

Demungeachtet zittr' ich für die Zukunft. Die fortschreitende Bildung und Einsicht der Fürsten und Völker ist dem Ansehen des römischen Stuhles beiweiten nicht so gefährlich, als die Verarmung derjenigen Nationen, die noch katholischen Glaubens sind. Von denselben flossen vor der französischen Umwälzung unermeßliche Summen, als Opfer des Glaubens und der Ehrfurcht, nach Rom in den Schatz der apostolischen Kammer. Diese Summen müssen immer karger fließen, weil es die von Freund und Feind ausgeplünderten Völker nicht mehr vermögen, wie sonst, zu schicken; und weil man es in unsern Tagen den Fürsten kaum verargen kann, wenn sie, beim ganz zerstöhrten Staatshauswesen, bei der Last von Staatsschulden, bei den unerschwinglichen Auflagen, die sie machen müssen, während Gewerb und Handel niederliegen, wenn sie, sag ich, unter solchen Umständen am wenigsten das Wegströmen baaren Geldes nach Rom für Dispensen, Weihen, Sekularisationen, geistliche Rechtsprüche, Taxen, Breve's u. dgl. m. gern sehe.

Portugal hat, auf seinem verwüsteten Boden, den Thron verloren, der sonst Gold und Silber und Edelstein über das Meer an sich zog; Spanien, kaum vermögend, die dringendsten öffentlichen Ausgaben zu bestreiten, hat seine beiden Amerikas eingebüßt; Frankreich liegt von langen Kriegen verblutet und erschöpft, Schuldnerin fremder Nationen; das katholische Deutschland, wie die katholischen Schweizer sind beim Stillstand der Gewerbe und angehäuften Schulden in derselben mühseligen Lage, wie Italien. Die Noth wird nach und nach alle zwingen, darauf zu sehen, ihr Geld im Lande zu behalten, statt es an die apostolische Kammer zu senden, von wannen ihnen nichts zurückkömmt.

Die goldne Zeit der apostolischen Kammer war damals, als man noch in allen christlichen Ländern ungehindert Ablaßzettel, wie himmlische Banknoten, feil bieten, und Schätze der Erden für Schätze im Himmel eintauschen konnte. Seit die Fürsten, nach den Tagen der sogenannten Reformation, die Bibel selber lasen, und die Stelle fanden: „Umsonst habet ihr es empfangen; so gebet es umsonst!" versiegten die edeln Goldquellen. Es half wenig, daß man entgegnete: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth; und wer dem Altar dienet, der soll auch vom Altar zu leben haben."

Indessen betrug dennoch die Einnahme der apostolischen Kammer seitdem aus den katholischen Ländern Europas, über sechs Millionen Gulden, und einen Posten bei dieser Kammer konnte man damals wohl mit 30 bis 60,000 Scudi bezahlen und kaufen, denn er war einträglich genug.

Jetzt ist alles anders geworden. Viele Gegenden der katholischen Christenheit haben sich, seit der französischen Staatsumwälzung ganz von den Zahlungen nach Rom entwöhnt; oder die Fürsten lassen sie den in ihren Ländern befindlichen Bischöfen zufließen, damit die Summen

wenigstens im Lande bleiben. Auch weiß man, daß sich manche Bischöfe wirklich kein Bedenken machten, Dispensationen zu ertheilen, die man ehmals vom römischen Stuhl einkaufte.

Vor der Revolution war die Einnahme von Entscheidungen des heiligen Ehegerichts sehr bedeutend. Da zahlten noch fürstliche Familien ungeheure Summen für eine Erlaubniß, die nachmals die bürgerlichen Gesetze zu geben sich erlaubten. Blos eine Gräfin von Stahremberg, die wegen Familienverhältnisse einen Bruder ihres verstorbenen Gemahls heurathen wollte, schickte 27,000 Gulden dafür nach Rom. Nicht Geringeres kam aus den Annaten der großen Consistorialpfründen, aus den Investituren der Bischöfe und Erzbischöfe, aus den Klosterkollekten, Jubeljahren, Ablassen, und unzähligen andern Quellen.

Das haushälterische Wesen der Fürsten verursachte aber, noch ehe die Weltverwüstung der Franzosen begann, unausfüllbare Lücken in den Einnahmen der apostolischen Kammer. Kaiser Joseph II. allein schadete ihr mit seiner verbesserten Staatswirthschaft jährlich um beinahe eine Million. Nur die aus erledigten Pfründen fließenden Gefälle betrugen jährlich 40,000 Thaler. Das ging verloren. Es verlohnte sich für Papst Pius VI. allerdings deswegen wohl der Mühe, eine Reise nach Wien zu thun, ob sie gleich in der Hauptsache fruchtlos blieb. Besser gelang ihm im Jahr 1791 der Vergleich mit dem König von Neapel, dem das Recht, Bisthümer und Pfründen zu verleihen, gegen 70,000 Thaler zum Unterhalt der neapolitanischen Kardinäle, überlassen wurde, woneben er jedoch, in Form eines Opfers, für die Lehenspflicht 500,000 entrichten mußte. Auf ähnliche Weise hatte schon Papst Benedikt XIV. den langwierigen Streit mit dem Turiner Hof am 6. Mai 1741 beseitigt, da er dem Könige das Recht der Ernennung zu allen Pfründen um jährlich 1000 Dukaten gestatten mußte, und ihn als seinen beständigen Vikarius ernannte.

Man wußte jedoch schon damals in Rom, daß die Zeiten schmerzhaft geändert hatten, und man durch Verträge noch retten sollte, was zu retten war. Und wenn es schon noch Leute genug gab, die in das Bekenntniß des Fagnanus einstimmten: „Der Papst ist der wahre Stellvertreter Gottes auf Erden. Sein Ausspruch ist Gottesspruch. Er ist nach Gott der höchste und unumschränkteste Herrscher. Alle Rechte, natürliche, göttliche, menschliche sind ihm unterworfen, er selbst aber keinem aller dieser Rechte!“ — Die Worte allein thaten nicht genug. Die letzte Verheerung und die daraus erwachsene Verarmung Europens hat auch jene, nichts weniger, als für Rom vortheilhaft gewesenen Staatsverträge, schwer erschüttert und ihnen in ihren Vollstreckungen Abbruch gethan.

Der Bau der Peterskirche hat einst dreißig Millionen Rthl. gekostet. Europa, damals geldarmer, als nachmals, bezahlte dem Papst dies Denkmal seiner Hoheit für Ablaß und andere geistliche Spenden. In den letzten zehn Jahren reichten die Einnahmen aus den katholischen Ländern nicht einmal hin, die jährlichen Unterhaltungskosten an dieser Kirche zu bestreiten.

Verlust der apostolischen Kammer ohne Entschädigung.

Man fühlt hier in Rom dieselbe Verlegenheit, von der sich die Finanzstellen der übrigen europäischen Staaten gequält finden. Rom hat sein herkömmliches Recht auf die Gaben fremder Länder, und man macht Miene, ihm dies Recht abstreiten, oder verkümmern zu wollen.

Spanien und Portugal würden allerdings in gegenwärtigen Zeiten noch die ergiebigsten sein, wenn hier nicht der unglaublich große Geldmangel alle frühern Konkordate und Verträge eitel machte. Spanien hatte schon durch den Kirchvergleich vom Jahr 1753 sehr zum Nachtheil der apostolischen Kammer gewonnen. Man sagt mir, Rom beziehe nicht mehr den zehnten Theil seiner vormaligen Einkünfte von daher. Dasselbe ist der Fall mit Portugal, wo vormals die Einkünfte des päpstlichen Stuhls kaum viel geringer, als die des Königs selber gewesen sein sollen. Ein baldiges Wiederaufblühen der Finanzen ist hier nicht so schnell zu erwarten: Frankreich verspricht auch wenig. Am meisten muß unter solchen Umständen auf den sehr beschränkten Ertrag von Italien, Deutschland und der Schweiz gezählt werden.

Darum wird jetzt sorglich zu Rathe gehalten, was man vorzeiten nur, als kleine Münze, gering achtete. Man muß auf neue Quellen denken, die in unsern Zeiten aber nirgends dürftiger und seltner, als auf geistlichem Boden springen.

Inzwischen leistet das katholische Deutschland und die Schweiz genug und mehr, als man denken sollte. Wie schon, dem Emser Kongreß zum Trotz, in München eine neue Nuntiatur errichtet war, floß dennoch soviel Geld über Konstanz an die Nuntiatur nach Luzern, daß nach dem vom Kaiser Joseph II. gegebenen Verbot der Appellationen an die Rota Romana (im Jahr 1782) der Bote sich beklagte, „daß er wöchentlich einen Louisd'or Porto verloren." In Deuschland haben die Verwandschaften durch die Taufe und Firmung meistens aufgehört. Nicht so in der Schweiz. Die Dispensen bringen jährlich noch schöne Summen nach Rom, wenigstens für jeden Verwandschaftsgrad acht bis zehn Gulden. Diese und andere Dispensationen, Breve's, Investituren, und übrige geistliche Subsidien mögen bedeutend genug für die gegenwärtige allgemeine Armuth Deutschlands und der Schweiz sein; was aber sind sie im Verhältniß zum Bedürfen des heiligen Stuhls, und im Verhältniß zum Ehmaligen?

Man weiß, was sich die Fürsten heutiges Tages gegen Aufnahme von Nuntiaturen sträuben. Jene verlangen Unabhängigkeit, und gerathen mit leztern eben deswegen in einen unbehaglichen Widerspruch. Wie aber für den heiligen Stuhl neue Einkünfte finden? Es wäre vielleicht möglich, wenn man die größern Bisthümer in kleinere Bisthümer auflösen, oder wenn man wieder den Grundsatz siegreich machen könnte, daß kein Bischof in seinem Kirchsprengel, auch in dringendster Nothwendigkeit nicht, in allgemeinen Disziplinarsachen, dispensiren könne; oder, wenn man immer eine gewisse Zahl Bisthümer unbesetzt, und die allenfalls zur Würde bestimmten eine Zeitlang ohne bischöfliche Weihe ließe, daß der Papst als unmittelbarer Bischof gelten, und eine beträchtliche Zahl der Einkünfte, wie Dimissorialien, Erlaß der Zwischenzeiten, die laut kirchlicher Verordnung von einer Weihe zur andern gehalten

werden sollen, und Andres beziehen müsse, was sonst in die bischöfliche Kasse fällt. — Allein dies sind leere Entwürfe. Theils verhindern es schon bestehende Kirchverträge, theils widersetzt sich die Selbstständigkeit der Fürsten, welche dem heiligen Stuhle gern die alte Würde, aber nicht die alte Besteurung der Unterthanen erlauben mögen. Sie sind seit manchem Jahr mit den bischöflichen, klösterlichen und kommissarialischen Rechnungen allzubekannt geworden.

Deshalb war freilich die Wiederherstellung des Kirchenstaats eine der wohlthätigsten Handlungen für die katholische Kirche selbst. Ohne jene hätte kein Papst mehr bestehen mögen, und hätte diese in mannigfache Patriarchate zerfallen müßen. Doch ist damit noch nicht Alles geleistet, was geleistet werden muß.

Geringe Einkünfte vom Kirchenstaat. Schulden.

Das Loos des heiligen Stuhls ist durch die Gerechtigkeit der großen Mächte jedes Glaubensbekenntnißes wieder erträglich geworden; die Einheit der Kirche für den Augenblick gesichert. Es ist edel von Nichtkatholiken, von Preußen, England, Rußland, daß sie dazu beitrugen; Fürsten, die sonst von Rom verketzert worden waren.

Man nimmt inzwischen an, daß der heilige Vater, als weltlicher Fürst, Mittel genug besitze oder empfangen habe, um seine geistliche Würde in der Christenheit mit Anstand behaupten zu können, ohne Steuern und Zinsen von Ländern zu beziehen, die ihm nicht gehören; von Ländern, die ohnehin jetzt mit eignem Mangel zu ringen haben, und sich nach Wiedererschwingung ihres verlornen Wohlstandes sehnen.

Man nimmt ferner an, daß der unumschränkte Gebieter von einem Staate, welcher beinah siebenhundert Meilen im Geviert hat, von einem Staate, der beinah drittehalb Millionen Einwohner hat, bei weiser Haushaltung hinlängliche Einkünfte gewinnen könne. Und in der That, wenn man die Milde des hiesigen Himmels, die Fruchtbarkeit vom bei weiten größern Theil des hiesigen Bodens kennt, sollte man kaum an der Gründlichkeit jener Voraussetzungen zweifeln.

Allein um diesem milden Himmel und dieser fruchtbaren Erde den rechten Nutzen abzugewinnen, sind hier größere Schwierigkeiten zu überwinden, als fast in jedem andern europäischen Lande. Dies hat man bei jenen Voraussetzungen gar nicht in Anschlag gebracht. Der Bauer im Kirchenstaat, fast ohne Eigenthum, arbeitet nicht für sich, sondern meistens für die reichen Gutsbesitzer, für Adel und Geistlichkeit; daher schlaffer und gleichgültiger, als wenns für eigne Rechnung wäre. Er ist wenig gebildet, elend unterrichtet. Hätte ihn nicht das warme Klima zur Trägheit geneigt gemacht, so würde er sich schon durch die milden Gaben der ehmals zahlreichen Wallfahrer, und mehr noch durch die vielen Feiertage, zur unmäßigen Liebe des dolce far niente haben hinreißen lassen. Der Boden trägt also nicht ein, was er könnte; und der Himmel giebt nicht, was er dem Fleißigen geben mögte. Nicht einmal Getraide wird für

das Landesbedürfniß hinlänglich gewonnen. So bleiben auch die öffentlichen Einnahmen niedriger, als sie sein sollten.

Das Vaterherz des weisen Chiaramonti-Pius hat in der kurzen Zeit, da er wieder zu Rom wohnt, unaussprechlich viel Gutes gewirkt; Mißbräuche und fehlerhafte Einrichtungen aufgehoben, die von jeher das Gift alles Bessern waren. Doch er streut nur erst Saaten; und erst die Zukunft kann erndten! Es müssen mehrere Menschengeschlechter ausgestorben sein, ehe nur eins ihrer Vorurtheile, nur eine ihrer übeln Gewohnheiten ausstirbt.

Vor der Revolution betrugen die päpstlichen Einkünfte acht bis neun Millionen Scudi; jetzt schwerlich den dritten Theil. Die Haushaltung des heiligen Vaters ist sehr einfach. Mit zehntausend Piaster monatlich bestreitet er alle Ausgaben seiner Hofhaltung, alle Gehalte seiner Pallastbeamten, den Sold des Maggiordomo wie des Küchenbuben, und dazu noch die Unterhaltung der sämmtlichen Gebäude. Dennoch übt er daneben viele Freigebigkeit; er thut den Armen wohl; er unterstützt die dürftigen Künstler, oder ermuntert hoffnungsvolle Anlagen.

Gesetzt auch, die päpstlichen Einnahmen belaufen sich auf drei bis vier Millionen Scudi jährlich. Was sind sie gegen die Anlässe zu öffentlichen Ausgaben, und eine Masse wachsender Bedürfnisse? Es ist kaum zu hoffen, daß der Papst das Recht benutzen könne, welches er sich bis zum Jahr 1825, laut Uebereinkunft vom May vorigen Jahres (1816) wegen Ankaufs der Besitzungen des Prinz Eugen (Beauharnois) im Kirchenstaat vorbehalten hat. Diese Besitzungen, welche der Prinz von seinem Stiefvater, da derselbe noch Kaiser war, zum Geschenk, und durch den Wiener Kongreß, als Erbpacht, bestätigt empfing, sind bekanntlich zu einem Werth von siebenzehn Millionen Francs angeschlagen, oder einem jährlichen Ertrag von 850,000 Francs. Der Prinz entrichtet inzwischen dem Kirchenstaat einen jährlichen Lehenzins von 20,000 Francs und ein Laudemium von 150,000 Fr.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Staatsschulden beträchtlich sind. Ueber ihre wirkliche Größe walten nur Muthmaßungen. Man wollte mich versichern, sie übersteigen weit hundert und zwanzig Millionen Scudi; was schon darum glaublich ist, weil sie vor der Besitznahme Roms durch die Franzosen gegen neunzig Millionen angelaufen waren, während sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kaum sechszig Millionen Scudi betrugen.

Diese Schulden waren ursprünglich in Zeiten gemacht, als noch ein großer Theil der Christenheit durch Spenden und Zahlungen nach Rom zur Deckung der öffentlichen und besonderen Bedürfnisse des heiligen Stuhls beisteuerte; als man noch aus andern Ländern vom Verkauf der Dispensationen, Indulgenzen, Reliquien, u. s. w., erklecklichere Summen lösete. Diese Zeiten sind verflossen und scheinen nicht wiederkehren zu wollen, mittlerweile die Jammerjahre der Umwälzungen und Kriege die Schuldenmasse häuften und die innern Hülfsmittel schwächten.

Aus diesem allen ergiebt sich: daß die bloße Wiederherstellung des Kirchenstaates keinesweges hinreicht, dem heiligen Stuhl den ihm gebührenden Glanz wieder zu verschaffen. Es muß von den christlichen Mächten, wenigstens den katholischen, für das Ansehen der Kirche

mehr gethan worden, als wozu bisher Hand geboten worden ist. Seit zwanzig Jahren war die Rota romana von fremden Ländern her ganz vergessen, und die Dataria kümmerlich beschäftigt.

Widerstreit der Fürsten gegen das Ansehen Roms.

Der üble Zustand der landesherrlichen Finanzen, daneben der Widerwille der Geistlichen gegen den Cölibat, waren vor dreihundert Jahren unstreitig die wichtigsten Hebel der Reformation. Ein bedeutender Theil der christlichen Europäer fiel von Rom ab, und machte sich vom heiligen Stuhl vollkommen unabhängig.

Man darf es eben sowohl der Klugheit der Päpste, der Thätigkeit der Mönchsorden, besonders der Jesuiten, als dem politischen Interesse der Fürsten zuschreiben, wenn die letztern nicht alle vom Oberhaupt der Kirche abfielen. Demungeachtet suchten auch die treugebliebenen Fürsten für ihre Finanzen dieselben Vortheile zu erhaschen, wie die Abtrünnigen; zuletzt hoben sie sogar in ihren katholischen Ländern häufig die Klöster auf, oder besteuerten sie doch wenigstens, wenn sie ihnen das Dasein ließen, sehr stark.

Es scheint, man wolle heutiges Tages geradezu keinen offnen Bruch mit Rom, wie ehmals im sechszehnten Jahrhundert; aber doch mit Ausnahme der Glaubensartickel, ohngefähr dasselbe, wie zu jener Zeit — Unabhängigkeit vom Einfluß der römischen Curie. Man stellt die aufgehobnen Klöster nicht wieder her; und mögte noch die wenigen Ueberbleibsel vernichten. Man mögte dem heiligen Stuhl die Weihe und Bestätigung der Bischöfe überall entziehen, und den Landesbischöfen die Rechte und Einkünfte zuwenden, welche vormals Gebühren der apostolischen Kammer waren. In vielen Gegenden ist Klage über Abnahme derer, die sich dem geistlichen Stande widmen; in vielen Gegenden wirklich schon Mangel an Geistlichen, weil sich junge Männer ungern einem Stande widmen, in welchem sie bei mäßiger, oft geringer Besoldung, ihre eignen Naturtriebe bekämpfen, und auf den Genuß des ehelichen Lebens Verzicht thun müssen. In vielen Gegenden ist Klage, daß sich nur höchstens noch junge Leute von armen Eltern und niedriger Herkunft zum Priesterstand bestimmen, und ihm dann häufig durch unfeine Sitten und geringe Kenntnisse das nothwendige Ansehen schwächen. Voriges Jahr (1816) konnten in Frankreich, aus Mangel an Geistlichen, von 46,550 Aemtern nur 33,096 besetzt werden. Es fehlten also allerwenigstens 13,454 Geistliche. Im südlichen Deutschland tritt derselbe Mangel ein. Man hat sogar in Frankreich, wie in Deutschland, ohne Scheu schon die Aufhebung des Cölibats gefordert. Aber wußte man auch, was man forderte? Es war nichts Geringeres, als den heiligen Stuhl gänzlich zu isoliren, und seinen Einfluß auf die Gränzen des Kirchenstaates zu beschränken. Wer könnte dies wollen, wenn ihm noch wohlhergebrachte Rechte heilig sind, und die Einheit der Kirche ihm werthvoll ist?

Sind die bestehenden Bischöfe und Klöster mehr oder weniger von der weltlichen Obrigkeit abhängig: so hören sie mehr oder weniger auf, dem heiligen Stuhl zu dienen, von welchem

sie allein in kirchlichen Dingen abhängig sein sollen. Wird die Ehelosigkeit der Geistlichen aufgehoben, so ist das Herz der Priester offenbar zwischen dem Interesse ihrer Familie und ihres Vaterlandes, und dem der Kirche getheilt. Die Sache des heiligen Stuhls wird ihnen gleichgültiger; die Sache ihres Vaterlandes Alles. Was ist dann ein Papst? Was bleibt ihm von seiner Würde übrig, als der todte Name? Was ihm von seinen Rechten, als ein erloschener Titel?

Man hört in Italien nicht über die Beschwerlichkeit des Cölibats klagen. Nie ward hier dessen Aufhebung verlangt; so wenig als in Portugal oder Spanien. Und doch gährt in diesen Ländern, unter wärmerm Himmel, wärmeres Geblüt. Aber noch unterscheidet man hier strenger die Kirche von der bloßen bürgerlichen Sittlichkeit, und opfert die Gebote jener nicht für die Gebote dieser auf, wenn je Pflichten mit einander in Widerspruch kommen. Die unbeugsamen, herben Begriffe, zumal der Deutschen, von Sittlichkeit, sind dem Ansehen des geistlichen Standes eben so schädlich, als die Kärglichkeit der Pfrundausstattungen. Wird darin nicht zeitig ein Vorsehen gethan, so ist nicht nur die Majestät der Kirche, sondern selbst des römisch-apostolisch-christlichen Glaubens bedroht, wegen des Mangels würdiger und kenntnißvoller Priester.

Ohne Zweifel haben die Revolutionskriege in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland daselbst jene harten Begriffe, jene strengen Forderungen an die Geistlichkeit, jenen unduldsamen Geist gegen Protestanten hervorgebracht. In Rom selbst, hier in der Hauptstadt der christlich-katholischen Welt, hier in der Nähe und unter den Augen des Oberhauptes unserer Kirche denkt und handelt man weit freier, als in der Ferne. Obgleich die katholische Kirche allerdings zu Rom die herrschende heißt und ist, trägt doch niemand das mindeste Bedenken, sich Lutheraner und Reformierte ansiedeln zu lassen, und mit ihnen vertraulich umzugehen. Auch gegen die Juden übt man die gleiche Billigkeit. An Verfolgung kömmt niemanden der Sinn, und die Abscheulichkeiten, welche im südlichen Frankreich noch vor kurzem statt fanden, wurden hier laut gemißbilligt.

Nothwendigkeit des Cölibats und der Klöster und volle Wiederherstellung des päpstlichen Ansehens

Die Priesterehe kann unter den Katholiken unmöglich gestattet werden, wenn man nicht die ältesten und heiligsten Bande zerreißen will, welche die Diener des Altars an den heiligen Stuhl zu Rom binden; kann nicht gestattet werden, wenn das erlauchte Oberhaupt der allgemeinen Kirche nicht gleichsam ein Fremdling in der Kirche, und aller seiner ererbten Rechte darin verlustig werden soll.

Soll aber der Cölibat fortbestehen: so ist für die bürgerliche Wohlfahrt der Staaten die Herstellung des Klosterlebens nothwendig. Entweder muß das alte System unserer Kirche vollständig gehandhabt werden: oder es wird unvermeidlich ganz zu Grunde gerichtet, wenn man einige Theile hinwegreissen und andere unangetastet lassen mögte. Halbe Maaßregeln waren von jeher die verderblichsten. Sie sind es auch hier.

Die katholische Kirche bestand in Frankreich, Helvetien, Italien und Deutschland glücklich und Jahrhunderte lang, durch das feste und wohlberechnete Ineinandergreifen aller ihrer Theile.

Sie war eine Wohlthäterin der Staaten; die Grundsäule eines beseligenden Glaubens. Sie hört dies Alles auf zu sein, ihr Gebäude sinkt allmählig zertrümmernd ein, wenn man die Wiederaufrichtung der weggerissenen Klöster hindert, die einer von den Hauptpfeilern des ehrwürdigen und schönen Gebäudes waren.

Ich spreche hier nicht aus dem Gesichtspunkt des Rechts, nicht aus dem der Religiosität, sondern allein aus dem der Politik, und dessen, was die Staaten ihres eignen Wohles willen sollen. Daher will ich auch blos von der Nothwendigkeit wieder aufzurichtender Nonnenklöster reden. Wenigstens diese müssen aus Klugheit von den Fürsten selbst erneuert, oder vermehrt werden, wenn man auch gegen männliches Klosterleben zuviel Bedenken trüge, um dem Staate nicht allzuviel thätige Hände zu entziehen.

So lange die Klöster vorhanden waren, und wo sie es noch sind, ward durch den Cölibat das naturgemäße Verhältniß in der Anzahl des weiblichen Geschlechts zum männlichen keinesweges zu sehr gestört. In Spanien z. B. zählte man vor der Revolution zwar 2146 Mannsklöster, dagegen aber auch 1023 Frauenklöster, die immer sehr bevölkert gewesen sind. In Frankreich waren 770 Abteien für Mönche und 317 Abteien und Priorate für Frauenzimmer. In den übrigen 4,953 gemeinen Klöstern fand ein ähnliches Zahlverhältniß statt. Derselbe Fall war in den übrigen Ländern.

Mit dem Verschwinden der Klöster, zumal der weiblichen, und dem Fortbestehen des Cölibats wird das Gleichgewicht in der Zahl beider Geschlechter auf eine furchtbare Weise gestöhrt. Man denke sich, daß z. B. Frankreich nur 50,000 geistliche Personen habe, die im ehelosen Stand leben; denke sich in diesem Verhältniß die deutschen katholischen Staaten, wie man es allerdings darf; berechne, wie viele Männer durch den Militärstand dem ehelichen Leben entrissen werden: und man wird erschrecken, wie viele tausend weibliche Personen, allen Gefahren der Verführung in der Welt blos gegeben, ohne Hoffnung zur Vermälung sind! — So sind es die Fürsten selbst, welche durch theilweise, unvollständige Maaßnahmen, das zügelloseste Sittenverderben in ihren Ländern erzwingen; ein Sittenverderben, welches noch immer, wie die Geschichten aller Völker lehren, den Verfall der Staaten beschleunigt hat. — Es wird und muß eine Zeit kommen, da diese Unvorsichtigkeit sich durch ihre Wirkungen rächet.

Weil also die Priesterehe nicht gestattet werden darf, ohne das Ansehen und den Einfluß des heiligen Stuhls gänzlich zu vernichten und ohne mitten in der römisch-katholischen Kirche ein Schisma von unzuberechnenden Folgen anzurichten, so ists rathsam, so ists menschenfreundlich, vielen tausend unvermälbaren Frauenzimmern einen Rettungsort vor den Gefahren der Verführung, vor den Kränkungen unfreiwilliger Armuth, vor dem Spott der Unedlen zu öffnen.

Ich weiß es wohl, man wird zu dieser Schutz- und Preisrede der Nonnenklöster lächeln, und Gedanken wie diese, als Beleidiger des Zeitgeistes, ächten. Auch ich kenne den Geist der Zeit, und wohin er strebt. Er will Selbstständigkeit und geistliche, wie weltliche Unabhängigkeit der Staaten; er will innigern Verein der Beherrscher und Beherrschten unter sich

selbst; er will bürgerliche und religiöse Freiheit durch Verfassung; er will Offenkundigkeit in den allgemeinen Weltangelegenheiten, damit die Machwerke der Finsterniß verschwinden.

Aber, vergesset nicht, wohin man erst will, da ist man noch nicht. Und man ist noch nicht da, weil der Weg noch zu weit ist. Der Weg aber ist lang, weil man ihn langsam und schwankend geht. Man will gewaltsame Umstürze altbestandener Dinge verhüten, und glaubt besser zu thun, nur stückweis das Hinfällige abzureissen. So bereitet man aber nur Umstürze vor, die oft schmerzenreicher werden, weil sie unerwarteter sind. Die werden kommen.

Es fehlt vielen Staatsmännern weniger an Einsicht, als an Konsequenz; es fehlt ihnen aber an Konsequenz, weil es ihnen an Muth gebricht. So mögten sie vom Einfluß des heiligen Stuhls frei sein, und dürfen sich doch seiner unsichtbaren Macht nicht erwehren. Oder sie wollen ihn emporhalten, und schwächen doch seine Stützen, weil sie zweien Herren dienen wollen.

Um ganz konsequent zu sein, müssen entweder die Freiheiten der gallikanischen Kirche, Freiheiten jedes Staates werden; die Geldausflüsse nach Rom für geistliche Bedürfnisse aufhören; die Geistlichen durch Gestattung der Ehen an die Sache des Vaterlandes ganz geknüpft werden — — und in diesem Fall fordert Gerechtigkeit beträchtlichere Entschädigung für den heiligen Stuhl, als die Rückgabe des gegenwärtigen Kirchenstaats; — oder man gebe dem Papste, was des Papstes ist, schwäche nicht seine rechtmäßigen Einkünfte, handhabe den Cölibat mit Strenge, gebe den Geistlichen reichere Einkünfte und stelle die durch Machtsprüche aufgehobnen Klöster wieder her. Will man eine römisch-katholische Kirche, so muß man sie wollen in ihrem Bestand, wie sie war, sonst ist sie nichts, als ein hangendes Trümmerwerk, aus dem noch leicht etwas viel Schlechteres wird.

Zu jenem hat man nicht Kraft; daher auch nicht Muth. Zu diesem fehlt wenigen der Sinn. Das ist das Uebel des Jahrhunderts.

Beschluß.

Mit diesen Bemerkungen, deren flüchtiges, bruchstückartiges Wesen die Zerstreuungen der Reise entschuldigen mögen, auf der sie niedergeschrieben worden sind, sollte nur daran erinnert werden, daß die Wiederherstellung des Kirchenstaates zwar als Wiederherstellung der weltlichen Würde des Papstes, keineswegs aber als hinlängliche Wiedererneuerung seines rechtmäßigen, geistlichen Ansehens gelten könne; daß wenn letzteres nicht durch Wiedereinräumung der ehmaligen Rechtsame der römischen Curie in andern Staaten, durch Wiedererlaubniß vernichteter Einkünfte der apostolischen Kammer aus den katholischen Ländern, durch Wiederverjüngung des Klosterlebens unterstützt wird, dem ganzen Gebäude unserer Hierarchie und der damit verbundenen Kirchenverhältnisse eine große Verwandlung unausweichlich bevorsteht. Diese muß und soll verhütet werden, weil sie zum Nachtheil des heiligen Stuhls und offenbare Verletzung der Rechte ist, welche, wo sie gefunden werden, auch am Feinde sogar, achtungswürdig sind.

Ueberlieferungen.

Nro. 9.

Deutscher Staatenbund und helvetischer Bundesstaat.

(Zur Berichtigung öffentlicher Urtheile.)

Die Veranlassung.

Im Norden und Süden Deutschlands viel Geräusch und Bewegung unter Gebildeten und Halbgebildeten aller Stände. Neue Freiheiten, alte Rechtsame, landständische Verfassungen, Staatenbund, Volksthum, Selbstständigkeit sind verschiedener Parteien Losungsworte, welche in Gesellschaften, Flugblättern und dicken Bänden wiederklingen. — Die Meinungen scheiden im Argwohn von einander, und begrüßen sich unter der Hand mit unholden Namen. Man hört die Worte Aristokraten, Demokraten, Jakobiner, Napoleonisten, Ultraroyalisten, als lebte man im Koth von Paris.

Es wird dem hohen Adel, den Standesherrn, der alten Reichsritterschaft vorgeworfen: sie mögten nicht nur, zum Verderben deutscher Einheit und Staatskraft, Curiatstimmen auf dem Bundestag, sondern auch Unabhängigkeit von der Gerichtsbarkeit der Landesherrn, nebst Steuerfreiheit wieder erobern. Darüber unterhandle man nicht nur zu Frankfurt bei der Bundesversammlung, sondern auch an verschiedenen deutschen Höfen; desgleichen, um Wiedereinführung der ehmaligen Landtage, vom alten, wohlbekannten Schlage. Dafür würden Schmeicheleien gespendet, an die feilen Federn der Tagsblättler Geschenke, und keine Umtriebe und Ränke gespart.

Von der andern Seite wird gegen die Volksthümler geeifert; ihnen nachgesagt: sie strebten, durch geheime Verbindungen aller Art sich zu einem Ganzen zu gestalten, um mehr Kraft zu gewinnen; sie trachteten vorzüglich die der Wissenschaften beflissenen Jünglinge auf den Hochschulen für schwärmerische Urbilder zu begeistern; dazu müßte die wohllöbliche Turnkunst, als Vorwand und Mittel dienen, junge Leute abzurichten, aufs Wort in Reih und Glied zu fliegen; man spräche vom Deutschthum, Volksthum, Rittertbaten u. dgl. m. Ja man raunt ganz wichtig einander ins Ohr: Jene Leute alle wären durch fürchterlichen Eid auf das heilige Sakrament des Abendmahls so fest mit einander verbündet, daß keine menschliche Kraft sie trennen könne. Sieht man junge Männer in altväterlicher Tracht stutzern; oder ihre Knebel- und Backenbärte; ihr langes und dickes Haar, welches in Jahr und Tag nicht abgeschnitten werden darf, und bis auf die Schultern herabhängen muß, um fein zu stehen, so heißt's:

„Daran kennt man seine Leute; man weiß wohl, daß diese Buschmänner alle zu einer Fahne geschworen haben!"

So gefahrlos die in Deutschland beginnende bürgerliche Verketzerungssucht für die öffentliche Ruhe auch bisher war und bleiben wird: ist doch wohlgethan, wenn von Zeit zu Zeit ein Biedermann mit Erfahrung und Kenntniß auftritt und die Haufen zur goldenen Mittelstraße zurückweiset. In diesem Sinn scheint der verdienstvolle Crome zu Giessen sein Werkchen: „Deutschlands und Europens Staats- und National-Interesse, vorzüglich in Betreff des germanischen Staatenbundes und der in Deutschland allgemein einzuführenden landständischen Verfassung", geschrieben zu haben, welches jetzt in neuer, vermehrter Ausgabe die Presse verlassen hat. Er, welcher von der Verfolgungswuth auch seinen Theil Ungemach davon getragen mag, stellt sich in seiner Schrift, als ein herzlicherer Freund seines Vaterlandes dar, denn in der That mancher von den Volksschreiern gewesen sein mag, die gegen ihn eiferten, um sich zu verherrlichen. Sein Buch wird gelesen werden. Möge es gute Früchte bringen. Eine Beurtheilung desselben wäre hier keineswegs an rechter Stelle.

Aber die Nebeneinanderstellungen, welche, wie in andern deutschen Schriften, auch in dieser, mit dem deutschen Staatenbund und dem helvetischen Bundesstaat vorgenommen werden, so wie die irrigen Ansichten, welche von mehrern Schriftstellern über den eidsgenössischen Bund ausgehen, veranlassen den Herausgeber dieser Zeitschrift nachfolgenden Versuch zur Berichtigung einiger öffentlichen Urtheile in dieser Hinsicht mitzutheilen.

Der Unterschied von Volks- und Fürstenstaat.

Es waltet in den deutschen Landen lebendige Sehnsucht zu innigster Vereinigung der vielen getrennten, oder locker verknüpften Völkerschaften und Staaten. Denn man hat die bittern Früchte der ehmaligen Reichsverfassung lange genug genossen, welche weder innere Kriege der Deutschen gegen Deutsche, — noch abgesonderte, dem Gesammtkörper nachtheilige Verträge mit ausländischen Mächten, — noch Unterjochung von Fremdlingen verhindern konnten. Je größer die letzte Schmach gewesen, je größer ist die Begier, Mittel zu erfinden, daß solche Schande nie wiederkehre. Darum wünschen ihrer viele, statt eines, an die haltungslos gefallene Reichsverfassung mahnenden Staatenbundes, einen starken deutschen Bundesstaat, und sehr unwillkührlich fällt ihr Blick dabei auf den helvetischen, „welcher allen innern und äußern Stürmen", wie Crome sagt: „Jahrhunderte hindurch trotzte."

Man muß sich aber nicht muthwillig täuschen und glauben, daß es das Wort des eidsgenössischen Bundes gewesen, welches den Verein der Freistaaten in den helvetischen Alpen gegen die Jahrhunderte stark machte. Es war der eigne Vortheil der angränzenden, nebenbuhlerischen Mächte, den selbst der habsüchtige Ludwig XIV. und der eroberungssüchtige Napoleon nicht verkannten; es war die Armuth des Landes, welche den Fürsten schlechten Nutzen verspricht; es war das, uralter Freiheit gewohnte, Herz des Volks.

Nun mag untersucht werden, ob Deutschland dieselben Verhältnisse darbietet? Könnte ein starker Bund auf deutscher Erde schon an sich den Nachbar gefährlich scheinen? Könnte der Reichthum einzelner Provinzen die Lüsternheit eines Fremden erregen? Wäre das Volk gleichgültig gegen die Thronen, von denen es schon oft vertauscht und verhandelt worden ist? Dann wahrlich, würde die beste Bundesverfassung wenig vermögen.

Wie klug berechnet auch im Gebäu des deutschen Staatenbundes das Gefüge sein möge: dies Gefüge allein kann Fürsten und Völker nicht schützen, sobald diese selbst blos durch das kalte Wort des Vertrags, nicht durch das warme Gefühl der Nothwendigkeit eng und fest zusammengehalten werden.

Daneben offenbart sich ein anderer, wesentlicher Unterschied zwischen beiden Ländern. In Deutschland sind Fürsten die Landesherrn. Sie sind nicht bloße Stellvertreter des Volks, sondern Selbherrscher. Es sind ihre Vortheile, die sie in der Bundesversammlung verhandeln; und insofern auch Wohlstand und Glück der Unterthanen ihr Vortheil ist, nehmen sie in den Bundesversammlungen, wie einst auf Reichstagen, darauf Bedacht.

In der Schweiz hingegen ist das Volk Landesherr und Fürst; es ernennt seine Beamten, die seine Diener sind, und giebt ihnen die Aufträge zu den Tagsatzungen. Welche Eigenmacht und Anmaßung sich irgend eine schweizerische Regierung erlauben mögte: sie muß immerdar die Stimme des Volks ehren. Es ist früh oder spät gefährlich, sie verachten. Dabei ist hier das Volk von jeher gewohnt, sich mit stummem Gehorsam Gesetzen zu unterwerfen, die es sich unmittelbar selbst gab, oder mittelbar durch von ihm dazu erkorne Stellvertreter in den großen Räthen. Hier ist noch im Allgemeinen eine tiefgewurzelte Ehrfurcht für äußere Zucht und Sittenstrenge, also, daß man auch, wo Gesetze fehlen, oder äußerst mangelhafte stehen, im Gefühl der Rechtlichkeit so wandelt, wie man, als Gesetzgeber, allen zu thun gebieten würde. Und mit derselben Innigkeit und Treue, wie deutsche Völkerschaften an ihren angestammten Fürstenhäusern, hangen die Schweizer an ihren vielhundertjährigen ererbten Freiheiten.

Jedermann wird fühlen, daß diese Verschiedenheit wesentlich auf die Bundesverfassung in beiden Ländern einwirken, und in beiden einen durchaus verschiedenen, ja oft einander vollkommen entgegen stehenden Geist hervorrufen muß. Wie billig, steht überall der Souverain voran. Deshalb wird in Deutschland zuerst der Fürst genannt und sein Wille bedacht; dann der Unterthan, das Volk. In Helvetien wird zuerst das Volk genannt und dessen Wille bedacht; dann erst, was bloße Sache der Regierung ist. Ein selbherrlicher Fürst aber bringt noch ganz andere Interessen zu den Bündnissen, welche er schließt, als ein selbherrliches Volk.

Es sind die Fürsten, als Menschen, in Verhältnisse verflochten, welche freien Volksstaaten ewig fremd bleiben. Fürsten gewinnen oder geben durch wechselseitige Vermälungen Ansprüche auf Erbschaft von Land und Leuten, im Fall des Aussterbens älterer Stämme. Dadurch werden nothwendig, früh oder spät, größere oder kleinere Staaten wieder in andere

aufgelößt, und Völkerschaften von einander gerissen, die seit Jahrhunderten gewohnt waren, sich als ein Ganzes zu lieben. Weil ein Fürst zugleich Mensch und Selbherr ist, wird sein Familienvertrag auch Staatsvertrag, sein Geschlechtsanspruch Staatsanspruch. In einer deutschen Bundesverfassung nun muß dieser Gegenstand einer der wichtigsten sein, sowohl wegen Erbschaftsforderungen auswärtiger Mächte, als wegen Zerstückelung im Innern. Kann hier nicht Fürsorge gethan werden: so naht sich die Bundesordnung unfehlbar wieder der Auflösung, indem einzelne Glieder verschwinden, oder andere allzu mächtig werden. — In Helvetien ist solch eine Verwandlung ungedenkbar. Hier stirbt der Selbherrscher oder Landesfürst nie aus; er ist das Volk. Und wenn schon einst ein französischer König auf den Einfall kam, gesammte Eidsgenossenschaft zu Gevatter zu bitten, fiel es doch noch keinem bei, die Eidsgenossenschaft, oder einen Theil derselben heurathen zu wollen.

Bei Fürsten ist es mehr oder weniger staatskluge Angelegenheit jedes Einzelnen, seine Macht und sein Gebiet zu erweitern, wenn er mit Recht darf oder kann. Je mehr Zuwachs an Stärke, je größer sein Ansehen und die Selbstständigkeit seines Staates. Wenn jemals die Fürsten einen natürlichen, unüberwindlichen Widerwillen gegen Vermehrung ihrer Einkünfte und Länder verspüren sollten: dann zweifle ich gar nicht, wird auch der platonische Freistaat, und Kants Entwurf zum ewigen Frieden aus dem Gebiet der Träume in die Wirklichkeit herüber wachsen.

Jede Machtvergrößerung der Bundesglieder aber, wenn auch nur durch Länder außer dem Kreis der Bundesschaft, wird nothwendig die Haltung des ganzen Bundeswesens bedrängen.

In Helvetien ist Aehnliches nie zu befürchten. Das Volk will von keiner Gebietserweiterung wissen, weil sie keinen unmittelbaren Nutzen, wohl aber Gefahr bringt, in auswärtige Händel verwickelt zu werden. Es will nur Frieden, nur Freiheit, kein anderes Ansehen. Die gegenseitige Wachsamkeit der kleinern und größern, der katholischen und protestantischen Freistaaten findet jedes bürgerliche oder kirchliche Mächtigerwerden eines jeden einzelnen Theiles gefährlich und wehret ab. Daher ist geschehen, daß von der Eidsgenossenschaft schon angebotne Vergrößerungen abgelehnt worden sind. Sie forderte allezeit nur ihr Recht, nur Wiedererstattung des Entrissenen; nicht sowohl, um in Macht zu wachsen, sondern damit das Unrecht verschwinde, die alte Sicherheit des Landes durch dessen Gränzen wiederhergestellt werde, und die gewaltsam abgerissenen bundesverwandten Brüder wieder zur Familie heim kämen.

So wie unverhältnißmäßige Vertheilung des Reichthums in einem Lande dem Wohlstande und der Freiheit seiner Bewohner Gefahr bringt: so gereicht allzuungleiche Macht unter Bundesgenossen einem Bunde zum Untergang. In Helvetien ist kein Einzelner der Freistaaten allen insgesammt an Macht gleich, noch weniger überlegen; daher fürchten alle nicht einen oder zwei, oder drei; parteien sich nicht, als Schwächere unter und mit den Stärkern. Die Eidsgenossenschaft ist mächtiger, denn ihre einzelnen Theile sind; deswegen auch der Bun-

desvertrag, neben seinen Mängeln, gewaltiger, als jede lichtscheue Verschwörung zu Gewaltthaten sein würde. Durch dies Gleichgewicht besteht Helvetiens innere Sicherheit, und durch Gleichgewicht und Eifersucht der großen Nachbarreiche, die Sicherheit von außen.

Dieser vortheilhaften Bedingungen entbehrt Deutschland; darum kann es nie einen dauerhaften Bundesstaat, wohl aber einen guten Staatenbund aufstellen. Sollte jener entstehen: so könnten weder Oesterreich, noch Preußen, wegen ihrer überlegnen Macht, Genossen desselben sein, oder eine oder die andere dieser Kronen Schirmhalterinnen des Bundes werden. Vielmehr müßte das übrige Germanien, mit Ausschluß jener großen Mächte, zwischen beiden als Zwischenstaat, als Fürsten-Eidsgenossenschaft, in sich abgeschlossen ruhen; — unparteisam in beider Händeln, eignen Frieden bewahrend; — und sowohl durch innere Eintracht, (bewirkt vom Gefühl der Gefahr bei jedem Kriege), als durch die Nebenbuhlerei Preußens und Oesterreichs, in seiner äußern Sicherheit gehütet sein. Ob ein solches Staatsverhältniß dem Interesse Oesterreichs, oder Preußens, oder selbst, bei mannigfaltigen, verwandtschaftlichen Verknüpfungen der Höfe, dem Interesse derienigen Fürsten, entsprechend sei, welche der deutschen Eidsgenossenschaft eigentlich zugehören sollten, — das steht mir nicht zu, zu entscheiden. Aber auch nur in einem solchen Staatenverhältniß ist möglich, daß der gesammte Bund den einzelnen Theil zur Treue zwingen kann, und es ist völkerrechtlich, daß der Theil nicht durch seinen Willen das Ganze auflose und vernichtet; widrigenfalls er mit Zwang zum allgemeinen Gesetz und Vertrag zurückgeführt werden kann und muß.

Der Unterschied zwischen großen und kleinen Staaten.

Man hat noch in mancher andern Hinsicht Helvetien für Deutschland zum Beispiel, oder, wenn mans ohne Unbescheidenheit sagen darf, zum Muster bei Einrichtung des germanischen Staatenbundes aufstellen wollen. Man that aber meistens unrecht, weil man den Unterschied zwischen Volksstaat und Fürstenstaat, Bundesstaat und Staatenbund nicht scharf genug faßte, oder überhaupt, was in Deutschland sehr der Fall ist, die Schweiz nicht genug kannte.

So belobte selbst Herr Crome, der sich als Staatskundiger einen ehrenreichen Namen erworben, und Helvetien bereiset hat, die Schweiz, daß hier z. B. „die Civildienerschaft, im Vergleich mit deutschen Staaten, ungemein gering sei.“ Und er setzt hinzu: „Die Schweizerbürger werden freilich nicht so gewaltig und umständlich regiert, als die unsrigen; aber sie bezahlen auch nicht ein Drittheil, manche nicht ein Zehntheil der Abgaben, welche unsere Unterthanen entrichten.“

In Rücksicht der Wenigkeit öffentlicher Beamten kann die Schweiz am wenigsten zum Vorbilde für Deutschland dienen. Denn im Verhältniß der Landesgröße und Volkszahl hat Helvetien ungleich mehr Beamte, als Deutschland. Statt der Ministerien haben diese Freistaaten ihre kleinen Räthe, Bürgermeister, Landammänner und Schultheißen; statt der deutschen Landstände ihre großen Räthe oder Landsgemeinden; im übrigen für alle Friedens- und Kriegs-

geschäfte eigne zahlreich besetzte Behörden. Nichts wird hier durch den einzelnen Mann, alles durch kollegialische Einrichtung gethan; und so unbedeutende Geschäftchen vorhanden sein mögen, so viele „Pöstlein" giebt es. Man kann beinah sagen, der zehnte Mann in der Schweiz ist Beamteter; und doch bekleidet mancher noch dazu zwei, drei Stellen. Nur in zwölf Kantonen allein zählt man eintausend dreihundert sieben und zwanzig Glieder der großen Räthe.

Je weitläuftiger ein Reich ist, je einfacher muß dessen Verwaltung, und diese meistens in die Hand einzelner Personen gegeben sein, um klaren Durchblick des Ganzen zu haben, Verwirrung zu vermeiden, und den Geschäftsgang zu beschleunigen. Diese Beamten, weil ihre Gewalt groß ist, müssen im Verhältniß derselben reichlich besoldet werden, um unbestechbar und unparteiisch zu sein. Je kleiner hingegen der Staat, je leichter ist es, die Mühwaltungen für denselben unter viele Personen zu vertheilen, ohne Verwirrung im Lauf der Geschäfte befürchten zu müssen. Eine Familie giebt jedem, der zu ihr gehört, sein Aemtlein im Hauswesen, um nicht fremder oder bezahlter Hände zu bedürfen. In den kleinen Demokratien übt daher auch die Gesammtheit aller Bürger auf sogenannten Landsgemeinden die höchste Gewalt unmittelbar aus.

Wo sich viele in Besorgung der öffentlichen Geschäfte theilen, ist die Mühe jedes Einzelnen geringer, und bedarf deswegen weniger Lohns, oder keiner andern Entschädigung, als der Ehre, welche die Mitbürger ihm durch Ertheilung ihres Vertrauens beweisen. Weil die Gewalt keines Einzelnen groß, von vielen beschränkt, und in der Ausübung von vielen beobachtet ist, wird Mißbrauch der Macht und Bestechlichkeit seltner eintreten. So erklärt sichs, daß in kleinen Staaten verhältnißmäßig mehr Beamte, geringere Besoldungen, größere Freiheit und geringerer Aufwand für die Verwaltung zu finden sind, als in großen Reichen.

Der geringe Aufwand für die Verwaltung würde aber doch wohl größer in Helvetien sein, wenn das rauhe Felsenland ihn bestreiten könnte. Dieser Boden aber war fast nie im Stande, seine Bevölkerung hinlänglich zu ernähren; daher mußten neben Landbau und Alpenwirthschaft auf demselben Fabriken blühen, oder die Leute jährlich in fremde Kriegsdienste und fremde Welttheile auswandern. Bei dem allen mangelt es nicht in den Freistaaten an Abgaben, zumal in ausserordentlichen Zeiten für ausserordentliche Bedürfnisse; oder auch nur die nothwendigsten Unkosten der öffentlichen Verwaltung zu bestreiten. Aber diese Abgaben, so gering sie zu sein scheinen, und wären sie auch nicht der dritte, nicht der zehnte Theil derer, wie Crome sagt, die in Deutschland entrichtet werden, sind oft beim kargen Ertrag des Landes so erschöpfend und groß, als es die größern für Deutschlands ergiebige Fluren sind. Ich glaube, kein Staat auf deutschem Boden zahlt sein Dasein so theuer, als Helvetien das seinige, nämlich an die Natur.

Es wäre daher ein übel angebrachter Vorschlag, die Haushaltung großer Reiche nach der in den schweizerischen Freistaaten modeln zu wollen. In den letztern müssen die höchsten, wie die untersten Beamten, nicht nur um sehr geringe Entschädigung, oder ganz unent-

geldlich dienen, sondern auch für die Treue ihrer Verwaltung sehr bedeutende Geldbürgschaft leisten. Dies alles sind Bedingungen, zu welchen sich Beamte in großen Fürstenstaaten schwerlich gern verstehen mögten.

Bei dem allen soll hier nicht geläugnet werden, daß die Zahl der Beamten vielleicht in deutschen Ländern vermindert werden könne, um den Aufwand des Staates für sie zu verkleinern. Denn je größer ein Staat ist, je weniger Beamte soll er besitzen.

Wo die Gewährleistung einer Verfassung gesucht werden müsse?

Welche Verfassung man auch dem Verein der deutschen Staaten geben möge, wird derselbe nothwendig um so früher und tiefer in seinem Wesen zerrüttet werden, je mehr er sich dem Urbilde eines Bundesstaates nähert. Die Ursache liegt theils in der steigenden oder sinkenden Macht einzelner Bundesglieder, wie ich schon oben bemerkte, theils in dem Umstande, daß das Privatrecht der Fürstenhäuser zu einander auch Staatsrecht sein muß.

Daß fremde Mächte, wie, nach de Pradts lächerlichem Einfall, Frankreich und Rußland, Gewährleister des deutschen Staatenbundes werden sollten, wäre dem Bestehen desselben nur um so gefährlicher. Ein Bund, welcher die Gewährleistung seines Lebens nicht in der eignen Naturnothwendigkeit und Lebenskraft, sondern in fremder Hülfe sucht, ist ein Kranker, welcher von der unsichern Kunst der Aerzte erwartet, was ihm die Natur verweigert.

Man darf auch in dieser Hinsicht die Schweiz nicht mit Deutschland auf gleiche Linie setzen. Weil alle große Mächte das Dasein, und den Bestand der einzelnen Bundesstaaten Helvetiens gewährleisteten, steht Helvetien unter dem Schutz des europäischen Völkerrechts, nicht unter einzelnen Protectoraten oder Schirmherren. Eine solche Gewährleistung konnte der Schweiz aber auch leichter geschehen, weil der Freistaatenbund in den Alpen seinem Wesen nach keine Ausdehnung des Ländergebiets wollen kann, und durch keine Heuraths- und Erbschaftsverträge weder Ansprüche auf andere Länder zu bilden, noch dadurch angesprochen zu werden, im Stande ist. Die örtliche Lage ihrer Gebirge machte von jeher und wird immer die unparteiisame Stellung Helvetiens zwischen Deutschland, Italien und Frankreich zum Bedürfniß der Mächte schaffen. Wäre die Schweiz ein Königreich, sie würde in den europäischen Staatsverhältnissen aufhören, zu sein, was sie ist; keinem wohlthätig, vielen gefährlich heißen und nicht durch sich selbst auf Neutralität Anspruch machen können, weil ein Fürst mit andern Fürstenhäusern in Familienverbindungen lebt.

Die innern Zwiste der Schweizer im J. 1813, welche ihnen sehr gern von deutschen Schriftstellern zum Vorwurf gemacht werden, waren ein Zank unter Brüdern, nur ihnen selbst, keinem andern nachtheilig. Daher konnte auch der Wiener Kongreß diesen Hausstreit sehr ruhig und gerecht vermitteln. Wäre die Entscheidung anders über die Eidsgenossenschaft ausgefallen, so wäre sie ungerecht, alles Völkerrecht verhöhnend gewesen, zum Verderben der Fürsten selber, und zur Pflanzung ewiger Unruhen Europens. Eben darum bleibt es ein Zeugniß

von der Weisheit der Könige, die Eidsgenossenschaft isolirt stehen gelassen, und nicht in den Verein der deutschen Staaten versponnen zu haben. Letzteres würde Frankreich so ungern geduldet haben, als Deutschland und Italien die Anmaßungen eines französischen Vermittlers über Helvetien gleichgültig ansahen. Aus demselben Grunde war die Vollständigkeit des eidsgenössischen Staatsgebietes, zur kriegerischen Festigkeit der Gränzen und zur Handhabung einer bewaffneten Unparteisamkeit nothwendig. Auch haben wohl schwerlich die Gesandten der verbündeten europäischen Mächte in der Schweiz die Worte ihres Schreibens vom 13. August 1814 in dem Sinn genommen, wie sie von einigen deutschen Schriftstellern verstanden wurden, wenn gesagt ward: „Von allen Kantonen sei kein einziger vermögend, durch sich allein die Aufmerksamkeit der großen europäischen Mächte festzuhalten, für diese könne nur die ganze Schweiz, als Bundesstaat, Interesse haben." Denn diesen Ministern war ohne Zweifel wohlbekannt, daß z. B. der einzige Freistaat Rhätien oder Graubünden wichtig genug gewesen, lange Zeit die Aufmerksamkeit der Höfe von Wien, Paris, Madrid und Italien, so wie deren Heere zu beschäftigen. Es kommen Tage, da die Verkettung der Umstände das Geringe zum Bedeutendsten macht, und ein Windmühlenhügel, eine Brücke, ein Kreuzweg der Schlüssel des Schlachtfeldes wird, wo sich das Loos eines Welttheils und Jahrhunderts entscheidet.

Alle diese Verhältnisse erscheinen anders in Berücksichtigung des deutschen Staatenbundes. Seine Ruhe wird mannigfaltiger bedroht, seine Unparteisamkeit durch die häuslichen Verhältnisse der selbherrlichen Bundesglieder öfter in Verlegenheit gesetzt werden müssen. Ohne Eintracht unter ihnen selber, entsprungen aus dem Gefühl der Nothwendigkeit, wird jede Gewährleistung eitel sein, am meisten die, welche von außen kömmt. Ohne Eintracht und Gefühl der Nothwendigkeit vom Dasein des Bundes, giebt es für diesen keine innere Sicherheit seines dauerhaften Ruhestandes. Verträge sind bald umgangen, Worte bald neu ausgelegt, Manifeste bald geschrieben. Ohne jenen Geist ist es vergebens, die Bundesstärke aus der Menge der Geviertmeilen und der Einwohner zu destilliren. Die Wichtigkeit des Bundes muß allen einzelnen Mitgliedern erheblicher sein, als ihre eigene Haussache; ja, sie muß es nicht nur den fürstlichen Häusern, sondern auch deren Unterthanen insgesammt sein. Denn ohne der Völker Begeisterung und entschlossenen Sinn, werden auch die Fürsten großer Reiche schwach; hinwieder mit ihren Völkern kleine Fürsten stark.

Dies war seit alter Zeit das Wort der Weltgeschichte. Und Thorheit wars, statt dasselbe zu beachten, Stärke in Vergrößerung des Flächenraums und der bloßen Menschenzahl zu suchen. Die Schicksale der jüngsten Zeit wiederholten den Spruch der Geschichte. Es beginnen die Fürsten, ihn zu beherzigen. Indem sie das Volk durch freie Verfassungen mit sich inniger vereinen, wird ihre Sache vollkommen des Volkes Sache, ihre Ehre des ganzen Volkes Ehre. Man streitet und arbeitet für eignen Vortheil inbrünstiger, als für fremden; der Sklav ficht um seine Haut verzweifelter, als für die seines Leibherrn. Die Fürsten, welche von ihren Rechten aufopfern und sie dem Volke schenken, erkaufen sich eine verdoppelte Staats-

macht: zu den Geviertmeilen und Menschenleibern noch das Herz und den Geist der Nation. Denn immer wird diejenige Nation die meiste Vaterlandsliebe haben, welche ein Vaterland, nicht blos ein Geburtsland besitzt. Gold und Ländereien sind nur das Gut Einzelner; Rechte und Freiheiten das Eigenthum Aller. Darum sind für Recht und Freiheit Meinungskriege, bürgerliche, wie kirchliche, von jeher die schrecklichsten gewesen; denn sie waren Volkskriege, nicht blos Fürstenkriege. Der kluge König Friedrich Wilhelm von Würtemberg hat, sein Volk mündig erklärend, in den ersten Tagen seiner Staatsführung, eine Eroberung gemacht, deren Wichtigkeit das übrige Deutschland im fernern Entwickelungsgang der Schicksale nicht bezweifeln wird.

Es mag sein, daß in Deutschland manche Völkerschaften anfangs sehr gleichgültig gegen verbesserte, und freiere Verfassungen sind, und daß der große Haufe auf die empfangenen staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten wenigen Werth setzt. Natürlich schätzt er nicht, was er nicht kennt; und eben so natürlich könnten manche Unterthanen sogar mißtrauisch gegen Gaben der Fürsten sein, denen zu geben sie bisher allein verpflichtet waren. Es sollte mich wundern, wenn von beschränkten Köpfen kein Timeo Danaos gehört würde? — Doch dies alles ist nur Anfangs. Lernt das Volk die unbekannte Gabe einmal kennen, und die Wohlthat derselben: dann wird es lieber sterben, als sie entbehren wollen. Dafür ist jeder gern Soldat, und das Gefühl der Ehre und Freiheit köstlicher, als baares Geld.

Dafür ist in Helvetien jeder Bürger Soldat; und dies zu seiner und seiner Rechte Vertheidigung zu sein, ihm nicht zu schwer, während in Deutschland dem Heere anzugehören noch hin und wieder beschwerlich fällt, wie wir an dem neulichen Beispiel Berlins sahen. Daß in Deutschland selbst gebildete Männer lange nicht wußten, was an staatsbürgerlichen Rechten und Freiheiten eigentlich gelegen sei, bewieß sogar Göthe, der Dichter, in seinen Briefen aus der Schweiz, da er naiv gestand, er wisse nicht, warum die Alpenhirten in ihren elenden an Felsen klebenden Hütten so Großes an ihrer Freiheit zu haben vermeinten? Er kannte, als er dies jugendliche Urtheil schrieb, die Natur noch so wenig, daß er nicht wußte, der Vogel möge dürftiges Futter im Freien unter allen Wettern und Stürmen lieber suchen, als im goldenen Käfig vollauf von schönen Händen gestreut finden.

Heinrich Zschokke.

Italiänische Staaten.

Vom römischen Carneval. — Kardinal Mauri. — Des Fürst Primas Andenken in Rom.

Rom, den 14. März.

— Nichts vom verflossenen Carneval! Es hats schon Göthe und mancher andere gar anmuthig und bis zum Ueberdruß beschrieben. Was liegt auch der Welt daran, wie der Römer

taumelt und thörelt, wenn er einmal im Jahr das Vorrecht hat, Thor zu sein? Man mag, wie der heilige Brauch fordert, die sieben Kirchen durchlaufen und zu San Piedro und S. Paolo, Maria Maggiore, S. Lorenzo, S. Giovanni in Laterano, S. Croce in Gerusalemme und S. Sebastiano, die in der That himmlische Tempel heißen, seine fünf Avemarias und Paternoster beten, oder sich unter das bunte, tolle, lächerliche Gewühl der Masken mengen — es ist Fasching überall.

Mir gefiel übrigens der bunte Wirrwarr ganz wohl, und ich gefiel mir darin nicht weniger. Bisweilen recht närrisch sein und ein wenig ausrasen können, stärkt Leib und Seele. Doch nicht alles gefiel mir darum. Zum Beispiel die sieben Preise, welche die Pferde im Carneval beim Pferderennen gewinnen, müssen von den armen, vielfach geplagten Juden erlegt werden. Das unglückliche, weiland vom Jehova hochgeliebte, nun von Christen und Türken und Heiden versuchte und verfluchte Volk, wird es denn nicht endlich einmal menschlichere Heilige auf Erden finden? Ach, in der Hauptstadt der christlichen Welt ists wahrlich nicht christlicher, denn anderswo. Aber auch unweit dem Tabor, wo der Heiland selbst wallete, und wo er verklärt sich mit Moses und Elias besprach, und in dem Gebüsche Libanus sieht es noch trauriger aus. — Zufällig sah ich den Rabbiner der hiesigen Judengemeinde. Sein Anblick bewegte mich. Er schien die Leiden, die unaussprechlichen, seines gesammten Volkes allein zu tragen. Es ist eine ehrwürdige, rührende Prophetengestalt, die über den Jammer Israels weint. Ein siebenzigjähriger Greis, mit einem großen, weißen Barte und silberweißen Haaren, im morgenländischen Gewande, den Turban auf dem Haupte.

Ein ähnliche Leidensgestalt, doch anderer Art, sah ich bald nachher, nämlich den Kardinal Mauri. Er kniete vor dem Altare in S. Andrea delle Valle in tiefer Andacht versenkt. Er schien seine Fehltritte in rührender Demuth zu betrauern. Ich kann nicht beschreiben, welche erschütternde Wirkung der Anblick dieses hochbetagten Dulders auf mich machte. Auch er ist nun ein Mann von ein und siebenzig Jahren; in Ungnade beim Papst und allen Kardinälen. Keiner derselben besucht ihn.

Da gedacht' ich seiner glänzenden Zeiten, seiner gewaltigen Worte, die er so oft in der Nationalversammlung zu Paris gegen die Anfechter des Throns und der Geistlichkeit donnerte, daß ihm einst ein junges Weib von der Tribune herab zurief: „Ihr Herren Geistliche, man mögte euch den Bart schneiden; nehmt euch in Acht, wenn ihr euch zuviel sperrt, es könnte den Kopf treffen!" Hohe Geistesgaben, Macht der Rede und edeln Muth haben ihm selbst seine tausend Widersacher nicht abläugnen können. Wer kennt nicht seine seltne Geistesgegenwart in den gefährlichsten Stunden? Wie, da er vom Pariser Janhagel auf den Gassen bedräut, zum Galgentod am Laternenpfahl gedrängt ward, und er kaltblütig dem Volke die Frage that: „Wenn ich nun an der Stelle der Laterne hange, werdet ihr dann besser sehen?" Er verließ Frankreich, da er Thron und Altar verloren sah; fast seine ganze Familie starb unter dem Schwerdt der Staatsumwälzer. Er kehrte erst im Jahr 1805 nach Frankreich zurück, als er

dort von Napoleon einen neuen Thron gebaut und neue Kirchen aufgeschlossen fand. — Nun kniet der alte Mann betend, büßend am Altar von S. Andrea delle Valle.

Unser deutscher Karl von Dalberg, gewesener Fürst Primas, der edle Mann, der Beförderer alles Nützlichen, den selbst seine Mitdeutschen, einiger Staatsfehler wegen, verkannten, hatte in Rom ohngefähr dasselbe Loos, wie der Kardinal Mauri. Er war in Ungnade verfallen. Als ich den Tod des erlauchten Greises hörte, ward ich tief betrübt. Ein angesehener Geistlicher am römischen Hofe zuckte die Achsel, als ich mit ihm vom Tode des Fürsten sprach. „Il povero Dalberg!“ sagte er kalt: „ma questo principe Primate fece molti disgusti al Papa.“ Gern hätt' ich gefragt: welcher ferndeutsche Bischof den Römern besonders gefallen möge? Ich schwieg aber, denn ich hatte mir selber schon geantwortet.

Fea, der Alterthumsforscher. — Von einigen Deutschen in Rom. — Oeffentlicher Unterricht in Neapel.

Jetzt läßt Pius wieder die Alterthümer ausgraben. Fea und Re gelten gegenwärtig bei den Römern, als die besten Alterthumskundigen. Beide sind vom Papst geschätzt. Der Fürsprecher Fea ist allerdings ein fleißiger, ein geistreicher Forscher. Ich empfehle seinen, Ende vorigen Jahres erschienenen, Prodromo di nuove osservazioni e scoperte fatte nelle antichità di Roma. Er ordnet darin vieles neu, aber beleidigt auch die vorgefaßten Meinungen anderer zuweilen nicht wenig.

Gern geh ich von Zeit zu Zeit ins caffè greco, um unsere Deutschen zu sehen. Wär' auch mehr Eintracht unter ihnen, zumal unter den Künstlern! Sie mahnen mich allezeit ans heilige römische Reich auf dem regensburger Reichstag. Da vernimmt man denn auch zuweilen manche drollige Kunde. Zum Beispiel Herr Tiek, der sich in Deutschland durch Verse bekannt gemacht hat, und bei einigen für einen Dichter gehalten ward, soll sich angeboten haben, ganz Deutschland zum katholischen Glauben zu bringen. Als man nach den Mitteln fragte, sprach er viel vom Gelde. Lieber Himmel, aus Rom Geld über die Alpen zurück nach Deutschland! Ich halte das Ding für ein Mährchen, so glaubhafte Männer mirs auch sagten.

Der Uebersetzer von Stollbergs Geschichte der Religion ist ebenfalls ein Deutscher, oder vielmehr ein Schweizer, Namens Keller, von Küsnacht bei Zürich, ein gewesener Protestant, nun Dollmetscher der deutschen Sprache bei der Propaganda. Der Papst hält viel auf Stollberg.

Von einem andern Deutschen, Namens Wolf, erzählte man mir, er habe in einer Audienz beim heiligen Vater unter andern gesagt, daß sich selbst die deutschen Protestanten bei dessen Rückkehr nach Rom gefreut hätten, und Schleiermacher in Berlin geäußert habe: Der

Papst wäre der einzige rechte Protestant gegen Napoleon gewesen. Ueber diesen Einfall hat der würdige, liebe Greis vor Vergnügen recht von Herzen gelacht.

Noch ein anderer Deutscher, Namens Hofmann, ist vor mehrern Wochen nach Rom gekommen. Er hatte eine Erziehungsanstalt in Neapel errichtet gehabt, die sehr blühend und besonders vom Adel unterstützt gewesen sein soll. Es scheint die neue Ordnung der Dinge zu Neapel, oder vielmehr die Zurückkehr der alten, sage der bessern Erziehung der Jugend nicht recht zu. Die Geistlichen bemächtigen sich des öffentlichen Unterrichts wieder und da gedeihen die freisinnigen, nordischen Gedanken nicht. Herr Hofmann geht wahrscheinlich wieder in sein befreites Vaterland heim. Da findet er eine neue Welt im alten Schnitt; immer etwas Besseres, als ihm Neapel wies. Ich hab' es von mehreren Seiten, daß zu Neapel die Gewalt der Priesterschaft wieder steigt.

Man könnte nichts dagegen haben, stiege mit ihr auch nur der bessere Geist, der ächte Geist Jesu auf, des Hochgelobten. Aber es überläuft mich zuweilen ein Schauder vor dem Christenthum, wie ichs oft sehe. Das gemeine Volk plappert täglich tausend Ave Maria's und ist dabei ohne Treu und Glauben. Die Redlichen fehlen auch nicht, aber sie machen nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Noch vor wenigen Tagen, da ich in eine Kirche trat, ihre Bilder zu sehen, hört' ich eine Predigt dalla grazia, die mit Anathema anfing, und mit Anathema aufhörte. Von der Gnade predigen, und sie mit Verfluchungen verbrämen! — Es giebt übrigens in Rom vortreffliche, wackere Prediger; sie erheben, sie erbauen, belehren, begeistern, aber ich glaube, nur die Ausländer; denn den Inländern ist beinah Alles schon Schauspiel. Sie fragen blos: wer deklamirt angenehmer oder richtiger? Was Glauben und That betrifft, mit den beiden ist man im Reinen. Fehlts doch sogar nicht an denen, die in aller Frömmigkeit sagen: Il Papa é un Dio in terra, ma Iddio nel cielo é sopra di questo Dio. Diese Ultra-Ehrfurcht ist Frucht der mönchischen Erziehung zum blindesten, willenlosesten Gehorchen und Glauben.

Desto herrlicher leuchten die einzelnen hochsinnigen, liebevollen, duldsamen Priester und Prälaten, denen man zuweilen begegnet, und an deren Spitze der heilige Vater selber glänzt, gleichwie der geistvolle Kardinal Litta, oder der ehrwürdige Minosbio, des Papstes Beichtvater, oder Testa, Segretario de' Brevi al Principi, der liebenswürdigste Prälat, den ich je gesehen und so mancher andere. Ich glaube, sie könnten auf die Frage: wie sie doch so vortrefflich geworden? wie Aesop antworten: „Weil ich das Gegentheil von dem that, was andere." — Uebrigens ist hier in kirchlichen und politischen Dingen das Schweigen die beste Rednergabe der Weisen. Man erkennt sie; man verehrt sie darum, wenn man sie erkannt hat.

Asien.

Neuere Nachrichten von den Sunda-Inseln und von Japan.

(Aus einer Rede des Hrn. S. T. Raffles, gehalten in der batavischen Akademie der Künste und Wissenschaften in Java.)

Seitdem Java und die dazu gehörigen Länder an die englische Regierung abgetreten sind, ist die Verbindung mit diesem merkwürdigen Theil der östlichen Halbkugel bedeutend erleichtert und vermehrt worden. Die batavische Gesellschaft der Künste und Wissenschaften ist die erste gelehrte Anstalt, welche von den Europäern im Orient gestiftet worden ist; noch vor der Eroberung Java's durch die Engländer hatten die Verhandlungen dieser Akademie sieben Bände gefüllt; seit dieser Zeit ist auch ein achter erschienen, und der neunte ist unter der Presse. Die ersten sieben sind durchaus in holländischer Sprache, im achten und neunten kommen aber auch mehrere englische Abhandlungen vor. Kurz vor Java's Eroberung war die Gesellschaft in einen Zustand gänzlicher Unthätigkeit gesunken; seitdem aber scheint sie von neuem belebt zu sein, und die Welt darf mit Recht Wichtiges aus ihren Forschungen erwarten. Es ist nur zu bedauern, daß die Schriften der batavischen Akademie in Europa noch so selten sind, und noch in den wenigsten Büchersälen vorkommen. Die folgenden Nachrichten sind aus einer Rede des Hrn. T. S. Raffles genommen, welche in dem nächsten Theile der Verhandlungen gedruckt erscheinen wird. Die Bemerkungen über Japan sind vom Dr. Ainslie.

1.

Die Insel Banca.

Die Insel Banca hat erst seit kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen. Dem Dr. Horsefield verdanken wir alle bisher von dieser Insel gesammelten Nachrichten über ihre Lage, geologische Beschaffenheit und Naturgeschichte. Die Entdeckung der beträchtlichen Zinn-Bergwerke, im Jahre 1712 und später, gaben ihr zuerst einen politischen Werth; die holländische Regierung stellte zu verschiedenen Zeiten Nachforschungen über den Zustand und die Beschaffenheit derselben an; allein diese beschränkten sich einzig auf Handels-Gegenstände, so daß außer der Menge Zinns, welche man jährlich erhalten konnte, wenig von dem Innern derselben bekannt war, bis Dr. Horsefield Auftrag erhielt, nähere und allgemeinere Nachrichten darüber einzuziehen.

Was die geologische Beschaffenheit der Insel anbelangt, bemerkt Dr. Horsefield, daß, da die Richtung der Insel von Nordwest nach Südwest sei, sie sich nach Sumatra und der malayischen Halbinsel und der großen Kette der asiatischen Berge, von welcher ein Ast auf Ceylon endigt, ein anderer aber, welcher Arahan, Pegu und die malayische Halbinsel,

und wahrscheinlich Sumatra durchzieht, sendet einen geringern Zweig durch Banca und Billiton, wo er nach und nach zu verschwinden scheint.

Die höhern Theile von Banca sind von derselben Beschaffenheit, als die große Kontinental-Bergkette, d. h. größtentheils aus Granit zusammengesetzt; nach diesem folgt ein anderer Stein, den Dr. Horsefield rothen Eisenstein nennt; dieser kömmt vorzüglich in weniger hochliegenden Orten, in einzelnen Felsen oder in Adern vor. Gegenden, die aus diesem Steine bestehen, gränzen oft an angeschwemmte Orte, deren Oberfläche ziemlich wellenförmig aussieht, und welche nach und nach in andere Hügel von früherer Formation übergehen. Diese Bezirke, welche in einer Beilagerung neben den uranfänglichen Lagern vorkommen, füllen den Raum zwischen dem Granit und Roth-Eisenstein an, und die Lagen gehen alle gleichförmig horizontal. Zwischen diesen wasserrechten Lagern kömmt nun das Zinnerz vor, und zwar unmittelbar unter der Oberfläche oder doch nicht in großer Entfernung davon. Die Verfahrungsart im Bergwerke ist wegen ihrer Einfachheit merkwürdig; man gräbt nämlich zuerst senkrecht in die Erzlagen hinein, und bedient sich dann des Wassers zum Auswaschen und Erleichtern der Arbeiten. Sobald man einen günstigen Platz gefunden hat, wird die Grube zuerst entworfen, ein Kanal von dem nächsten Bach oder Wasserbehälter hergeleitet; dann graben die Bergleute so tief, bis sie zu dem Lager gelangen, welches das Erz enthält; die gefundenen Erze werden alsdann in Haufen nahe an das Wasser gebracht, um gewaschen zu werden; der Kanal oder die Wasserleitung ist mit der Rinde großer Bäume ausgelegt; und das Auswaschen geht mit großer Leichtigkeit von statten, indem die erzhaltigen Theile vermöge ihrer Schwere niedersinken, die erdigen Theile aber von dem Wasser weggeschwemmt werden.

2.
Die Insel Borneo.

Ueber die Insel Borneo sind bis jetzt noch wenige wissenschaftliche Nachforschungen angestellt worden; die geologische Beschaffenheit derselben ist auch noch ganz unbekannt, nur über die Erzeugnisse und das Leben der Einwohner hat man einige Nachrichten, so wie auch von Inschriften in unbekannten Karakteren, und Ruinen großer Tempel in einigen Gegenden, ohne jedoch bestimmte Gewißheit darüber zu haben.

Wenn man die Lage der Insel an der Hauptstraße zwischen der östlichen und westlichen Halbkugel und die Nachbarschaft der bewohntesten Länder des Erdballs, China und Japan, berücksichtigt, so kann es keinem Zweifel unterworfen bleiben, daß Borneo sich einst in einem weit bessern und gebildetern Zustand, als dem unter gegenwärtiger Erniedrigung befunden habe. Daß Borneo schon vor Jahrhunderten von Chinesen und Japanern besucht wurde, ist ganz gewiß; allein ob eine oder die andere dieser Nationen ausgedehntere Kolonieen, als jetzt die Chinesen auf ihr haben, besaßen, müssen spätere Nachforschungen entscheiden.

3.

Die Insel Java.

Die Insel Java besitzt unter allen Ländern der östlichen Halbkugel die meisten und bewunderungswürdigsten Spuren von Alterthümern, Spuren vergangener Größe und Reichthums; die Trümmer zerstörter ungeheurer Tempel, verwüsteter großer Städte, die fein ausgebildete Sprache der Einwohner, die Ueberbleibsel alter Sitten und Gebräuche, welche von einer tiefen Kenntniß der Wissenschaften und ausgebreiteteren Liebe zur Gelehrsamkeit zeugen, beweisen deutlich, daß der Zustand der Javaneser einst weit verschieden von ihrem gegenwärtigen gewesen sein müsse.

Um sich die, in Vergleichung mit der malayischen Halbinsel außerordentliche, Fruchtbarkeit von Java zu erklären, muß man die Folgerungen aus bis jetzt angestellten Untersuchungen über die geologische Beschaffenheit der Insel zu Hülfe nehmen, welchen zufolge sie einzig und allein vulkanischer Natur zu sein scheint, ohne die geringste Beimischung von uranfänglichen oder jüngern Bestandtheilen der Berge des asiatischen Kontinents; da hingegen Sumatra und Banca nur eine Fortsetzung und das Ende der großen Bergkette zu sein scheinen, welche Asien in einer nordwest nach südwestlichen Richtung durchzieht. Java weicht von der Richtung von Sumatra und der Halbinsel Malacca dadurch ab, daß sie gerade von Westen nach Osten streicht, in welcher Richtung die größern der anliegenden Inseln, Bali, Lombock, Simbawa, Endi und Timor, ihr folgen und eine lange Reihe bilden. Diese Reihe sowohl, als die geologische Beschaffenheit aller dieser erwähnten Inseln, ist ein klarer Beweis für das Dasein eines ausgedehnten vulkanischen Spaltes in diesem Theile der Erde, welcher mit dem Aequator beinahe parallel läuft. Die Folgen der vulkanischen Beschaffenheit Java's sind: daß, während Sumatra Ueberfluß an Metallen hat, Java im Ganzen gar keine besitzt, dagegen aber durchgehends einen äußerst fruchtbaren und für alle Arten der Vegetation günstigen Boden hat, während Sumatra große, ganz sterile und wüste Landstriche zeigt.

Die Untersuchung der prachtvollen Ruinen der alten Tempel und Städte, der Sprache und Literatur des Landes bieten dem Geschichtsforscher gleich anziehende Gegenstände dar, als die Erzeugnisse des Bodens dem Naturforscher.

Kapitän Backer, welcher viele und einige sehr glückliche Entdeckungen in den Alterthümern Java's, davon sich die vorzüglichsten zu Prambana, Borobodo und Singa Sari befinden, gemacht hat, drückt sich so darüber aus: „Alle diese Gegenden tragen einen tief ergreifenden Karakter von Melancholie, Zerstörung und Verlassenheit an sich, und die Gefühle eines jeden, welcher sie erblickt, müssen mit der ihn umgebenden Szene vergangener Größe harmoniren, wenn er an den Ursprung dieser einst verehrten und angebeteten Ruinen denkt; welche vormals der Sitz von Künsten und Kultur, die jetzt in Java kaum dem Namen nach mehr bekannt sind, der Typus und die Sinnbilder einer Religion, die man nicht mehr anerkennt, waren. Welche unvergleichliche Anstrengung thätigen und unermüdeten Fleißes, welch edler Geist rühmlicher

Nachahmung und Ehrfurcht, welche Begünstigung der Wissenschaften und Künste, müssen nicht einst in diesen jetzt verlassenen einsamen und erniedrigten Gegenden geblüht haben!" In seiner Beschreibung der Ruinen des Chandi Sewo, oder der tausend Tempel, welche die prächtigsten aller Ueberbleibsel der alten Größe sind, sagt Kapitän Backer: „Niemals und nirgends habe ich größere, erhabenere und erstaunenswürdigere Ueberreste menschlicher Arbeiten und eines reinen und veredelten Geschmacks längst vergessener Jahrhunderte auf einem so kleinen Raum zusammengedrängt erblickt, als diese welche Java zieren, und ob ich gleich nicht zweifle, daß in andern Welttheilen Ruinen des Alterthums vorkommen, welche das Auge des Reisenden, oder den Pinsel des Malers mehr erfreuen, so bin ich doch überzeugt, daß keine derselben in Rücksicht der Kühnheit und Erhabenheit der Ausführung mit dem Chandi Sewo zu vergleichen sind!

Die Ausbildung der Sprache von Java ist ein anderes und nicht minder interessantes Denkmal der einstigen hohen Kultur und Bildung der Insel. Zwei Hauptsprachen kann man als vorherrschend annehmen: die Sunda-Sprache im Westen und die Javanesische im Osten der Insel; die erstere ist eine einfache Mundart, welche die Bergbewohner nach ihrem Gebrauch und Bedürfnissen gemodelt zu haben scheinen, und welcher von der letztern weniger in der Bildung und Biegung der Worte, als in der geringern Beimeischung malayischer Worte unter die ursprünglichen verschieden ist. Die javanesische Sprache, welche man auch außer dem östlichen Theile der Insel, um Bantam und Cheribon spricht, hat ebenfalls viele Wörter mit der malayischen Zunge gemein, und obschon die Sprachlehre nicht ganz dieselbe ist, so weicht sie doch in den Hauptsachen wenig von der malayischen ab. Dieses leitet zu der Vermuthung, daß alle Sprachen des östlichen Archipelagus eines gemeinschaftlichen Ursprungs seien; obgleich man bestimmt nachweisen kann, daß ein großer Theil der in derselben vorkommenden malayischen Wörter erst in neuern Zeiten durch die Handelsverbindung mit den benachbarten Ländern sich bei ihnen eingebürgert habe. Die javanesische Sprache theilt sich wiederum in zwei Mundarten ab, einer deren sich das gemeine Volk untereinander bedient, und einer ander, welchen man die Hofsprache nennen könnte, und deren sich Geringere bedienen, wenn sie ihre Oberen anreden; diese beiden sind im wesentlichen gar nicht verschieden; die letztere enthält nur eine größere Auswahl fremder Worte.

Unter allen Nationen und Stämmen, welche die südliche Halbinsel von Indien, und die unzähligen Inseln von Polynesien und dem australischen Asien bewohnen, nimmt man eine große Aehnlichkeit in den Sitten und der Sprache wahr, welche entweder einen gemeinschaftlichen Ursprung oder eine frühe und allgemeine Verbindung unter einander voraussetzt. Die sonderbaren Gewohnheiten, die Zähne anzufeilen und schwarz zu färben, welche alle Reisende in Pegu, Siam, Camboja und Tonquin wahrgenommen: die Ohrläppchen zu durchstechen und zu einer ungeheuern Ausdehnung zu ziehen, das Tatubiren des Körpers, welches die Burmannen und Einwohner von Laos auch thun; und noch viele andere dergleichen Gebräuche

sind in den Sunda-Inseln durchgehends mehr oder weniger eingeführt; und wenn man sich an die sonderbare Gewohnheit, sich die Barthaare auszuraufen, welche auch in Südamerika bemerkt ward, erinnert, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß eine Verbindung auch mit diesen Gegenden schon früher statt gefunden haben müsse. In einem vor kurzem erschienenen Werke ist sogar die Vermuthung aufgestellt, daß die Einwohner der Philippinen und Südsee-Inseln ursprünglich von Amerika ausgewandert sein müßten. Die Untersuchung der ersten Anbauung und darauf folgenden Zivilisirung einiger dieser Inseln, wäre wohl ein interessanter Gegenstand für den Geschichtsforscher und Philosophen.

Der unermüdliche und gelehrte Dr. Horsefield ist jetzt eben beschäftigt, die öst- und südlich von Suracata liegenden Gegenden zu durchreisen, um sein Werk über die Naturgeschichte Java's zu vollenden; seine Flora Javana ist schon beinahe fertig. Hr. Raffles hat, wie man aus sichern Quellen weiß, den Plan, eine Geschichte Java's nach inländischen Autoritäten, so wie eine Uebersicht der Sprache und Literatur der orientalischen Inseln heraus zu geben; und das hohe wissenschaftliche Interesse eines dergleichen Werkes kann wohl nicht bezweifelt werden.

Ueber Japan hat Hr. Raffles in seiner Abhandlung viele interessante Nachrichten aus dem Munde des Dr. Ainsle, der sich einige Zeit daselbst aufhielt, aufgezeichnet. Unter andern giebt er der Gewissenhaftigkeit und Unpartheilichkeit Kämpfer's folgendes ehrenvolle Zeugniß, welches gewiß kein Deutscher, ohne auf diesen ausgezeichneten und doch so wenig geehrten Landsmann stolz zu sein, lesen wird: „Viele Eingeborne, bemerkt Dr. Ainsle, haben mich versichert, daß nicht eine einzige Unrichtigkeit oder Verdrehung in seinem ganzen Buch über Japan vorkomme; er war ein Mann von gewissenhafter Pünktlichkeit, tiefer Gelehrsamkeit und glücklichem Genie; er sah alle Dinge, wie sie waren, ohne sich durch Leidenschaften oder augenblicklichen Eindrücken irre leiten zu lassen; die Japanesen nennen seinen Namen mit einer Art von Ehrfurcht, und geben ihm den Beinamen: der wahre Apostel ihres Glaubens, aus dessen Schriften sie sich selbst und ihr Land erst recht erkannt haben. Ihre erste Frage, als ich mit gebildeten Japanesern zusammen kam, war: ob ich ein Exemplar von Kämpfer habe? und die Worte, in welchen sie sich über diesen Schriftsteller ausdrückten, waren buchstäblich folgende: „Er hat unser Herz aus uns herausgezogen und es, noch schlagend, vor unsere Augen gelegt, mit allen Bewegungen der Obrigkeit und allen Handlungen der Unterthanen."

Als ein Volk, welches sehr wenig Verbindung mit seinen Nachbaren gehabt hat, stehen die Japaneser auf einer auffallend hohen Stufe der Kultur. Die Lebhaftigkeit und Tiefe ihres Nationalkarakters spricht sich in den großen Fortschritten, welche sie in manchen Theilen der Wissenschaften, vorzüglich aber in Metaphysik, Astronomie und Astrologie gemacht haben, deutlich aus. Ihre Fortschritte in den Künsten drücken sich in allen Werken und öffentlichen Gebäuden ab, und beweisen, wie weit sie in jeder Hinsicht vor den Chinesen, mit welchen sie

die Europäer so oft verwechseln, stehen; die letzteren haben, so lange wenigstens als wir sie kennen, nicht die geringsten Fortschritte in Kultur gemacht, während der geringste Antrieb hinreichend ist, den japanesischen Karakter zum Fortschreiten in jedem Theile der Kultur anzufeuern, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie nach und nach den Grad der europäischen Zivilisation erreichen könnten; nichts schmerzt einen Japaneser mehr, als wenn man sein Vaterland in irgend etwas mit China vergleicht oder verwechselt. Die Japaneser haben, trotz dem Verbote ihrer Regierung, einen grossen Hang zum Reisen und zur Verbindung mit fremden Nationen; die anscheinende Kälte und Zurückgezogenheit ihres Karakters gleichen denen des spanischen Volkes und entstehen vielleicht aus einerlei Ursache, nämlich dem Spionier- und Beobachtungssystem beider Regierungen; dennoch aber sind sie neugierig, lieben das Neue, und sind in ihren Neigungen sehr warm; gegen Fremde sind sie offen und gastfrei, und bereitwillig, sich in jeder Hinsicht des Besseren belehren zu lassen; aber mit Verachtung blicken sie auf alles, was unter ihrer Würde ist, herab, wie davon ihre Geringschätzung der Chinesen ein deutlichster Beweis ist. Die Nachrichten, welche Kapitän Krusenstern von seiner Mission von 1814 uns von diesem Lande mittheilt, stimmen zwar mit den vorliegenden nicht überein, allein ehe man darüber ein Urtheil fällt, muß man die Umstände, unter welchen jene Mission statt fand, wohl berücksichtigen. Von dem Augenblick ihrer Ankunft waren sie unter dem Einfluß eines monopolisirenden Faktors, welcher sich bemühte, alle nur erdenkliche Schmach, welche man dem japanischen Despotismus zuschreiben könnte, über sie herbeizuführen; denn der eigennützige und geldgierige Mann fürchtete den Verlust seines Monopols und die Bekanntmachung seines Geheimnisses. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß seit sieben Jahren, wo Kapitän Pellew das Land besuchte, trotz der angenommenen Maaßregel, keinen fremden Handel zu begünstigen, die englische Sprache, zufolge eines Edikts des Kaisers, in dem Kollegium der Dollmetscher mit sehr gutem Erfolg getrieben worden ist, und daß die jüngeren Mitglieder dieser Anstalt mit großem Eifer und Interesse die englische Literatur betreiben. — Während Dr. Ainsle sich zu Nangasaki aufhielt, langte eine Gesellschaft vornehmer Offiziere daselbst an, welche eben beschäftigt gewesen waren, eine ganz detaillirte Aufnahme des Reiches zu verfertigen, wovon sie ungesehen den vierten Theil vollendet zu haben schienen; die Arbeiten wurden nach einem wissenschaftlichen Prinzip geleitet und mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt.*)

*) Von demselben Hrn. Thomas Stamford Rafiles ist so eben ein größeres Werk über die Insel Java unter der Presse, welches in kurzer Zeit erscheinen wird, und voll von den interessantesten, und bis jetzt noch unbekannten Nachrichten über dieselbe ist, der Titel ist folgender: An Account of the Island of Java, containing a general description of the Country and of its inhabitants, the state of Agriculture, Manufactures and commerce, the nature of the Government and Institutions, and the customs and usages peculiar to the people; together with an account of the languages, literature and antiquities of the Contry, and the native history of the Island, principally from native authorities, by Th. St. Raffles, late Lieut.-Governor of the Island; ein Band in Quart, mit vielen von Daniell gezeichneten Ansichten der Insel und einer genauen Karte derselben.

Südamerika.

Beschreibung und Karte des Meta-Stromes von Don Joze Cortes Madariaga.

Obgleich die Küsten von Südamerika sehr wohl bekannt sind, so ist doch das Innere dieses großen Landes noch sehr wenig erforscht. Die meisten Reisenden haben sich begnügt, die an der Landstraße vorkommenden Merkwürdigkeiten zu beschreiben, wenn man anders jene unwegsamen Pfade eine Landstraße nennen kann, welche blos von den Spuren der Maulthiere gebildet sind. Da die Hauptprovinzen des südlich spanischen Amerikas längs den Cordilleras liegen, so findet man diesen Theil auf den Landkarten noch am richtigsten dargestellt; allein das niedriger liegende Land gegen Osten, welches der La Plata-, Amazonen- und Oronocco-Strom durchfließen, werden gewöhnlich sehr fehlerhaft und unrichtig gezeichnet. Der unermudete B. von Humboldt, dem kein Hinderniß zu groß war, das er nicht beseitigte, hat den Lauf des Oronocco zum großen Theil erforscht, und La Condamine hatte schon vor ihm den Amazonen-Strom bereiset; allein die Gegenden um die kleineren Flüsse, welche sich in die größeren ergießen, sind noch bis jetzt ganz unbekannt. Wenn einst die Einwohner von Südamerika mit der Topographie jener Ströme eben so vertraut sein werden, als sie es durch die Bemühungen des B. von Humboldt mit der Verbindung zwischen dem Amazonen-Strom und Oronocco sind, so muß der Verkehr unter ihnen sehr erleichtert und ihre Wohlfahrt vermehrt werden. Wenn es ihnen gelingt, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, oder wenn eine unternehmende Handels-Nation sie unter ihren Schutz nehmen sollte, so ist der Zeitpunkt, wo dies der Fall sein wird, vielleicht nicht mehr fern.

Don Joze Cortes Madariaga, welcher in einer Angelegenheit von der größten Wichtigkeit von dem Gouvernement zu Caraccas im Jahr 1811 an das von Santa Fe de Bogota gesandt ward, suchte eine bequeme Verbindungsstraße zwischen Neugranada und Venezuela auszufinden und entschloß sich deshalb längs dem Fluße Meta nach Venezuela zurückzukehren. Dieser Fluß war damals noch ganz unbekannt und er richtete seinen Weg folgendermaßen ein: er wandte sich zuerst nach dem Thal von Apiay, südlich von Santa Fe de Bogota, und nachdem er gegen vierzig Seemeilen (zwanzig auf einen Grad) zurückgelegt hatte, gelangte er zu dem Fluß Pachaquiaro, welcher jenes Thal durchströmt, hier verschaffte er sich die nöthigen Boote für sich und zwei seiner Freunde, Männer von ausgezeichneten Talenten, Don N. Camara und Don J. Maria Salazar nebst ihrer Bedienung, um die Reise zu Wasser fortsetzen zu können. So schifften sie den Pachaquiaro hinab, bis zu seiner Einmündung in den Rio Negro, dessen Richtung von Nordwest nach Südost geht, den Lauf dieses Flusses verfolgten sie wiederum bis zu seiner Einmündung in den Umeda, welcher von Westen her kommt, nach drei Meilen erreichten sie den Fluß Umadea; diese drei Flüsse nehmen nach ihrer Vereinigung den Namen Meta an.

Sieben Meilen weiter abwärts liegt die Mission Cabullaro, an den Ufern des Meta, nordwärts und sechs Meilen weiter fällt auf derselben Seite der Fluß Upia in den Meta; vier Meilen von da entdeckten sie den Fluß Tua, bei dessen Einmündung die Missure St. Michael de Tua gelegen ist; siebenzehn Meilen weiter nimmt der Meta von Norden her den Fluß Vira auf. Bis hieher ist die Richtung des Meta ganz nordost; von hier aber neigt er sich nach Nord-Nordost. Zwischen den Flüssen Vira und Cousiana, eine Entfernung von etwa sechszehn Meilen, leben verschiedene nomadische indische Stämme, die Chuenas, Cabres, Guagivos und einige Achaguas, so wie auch einige Amarizanos. Buenavista liegt hart an den Waldstrom Areba, welcher sich von Süden in den Meta ergießt, ungefähr zwei Meilen unterhalb Cousiana. Hier ist die Missionsanstalt Arimena, vier Meilen von der Einmündung des Cravo, und gegenüber auf der andern Seite liegt Surimena, am Fluß Surimena, welcher sich in den Meta eine Meile unterhalb des Flusses Guarimena ergießt. Der Guarimena fällt in den Meta von Norden, nahe am Fluß Cravo. Von Süden nimmt der Meta den Fluß Manacasia auf, sieben Meilen aufwärts Cousiana; vier Meilen von der Mündung des Vira ist die Mission von Maquibo, nahe am Flusse gleiches Namens, die von Casimena liegt am Cousiana. Sieben Meilen vom Cravo entdeckte Don J. Cortes Madariaga eine der größten Inseln im Meta, und nannte sie Berrio, nach dem Namen eines seiner Freunde. Diese Insel liegt gegenüber der Mündung des Guanapolo, welcher sich von Norden in den Meta ergießt, und an dessen Ufer die Mission Guanopolo liegt. Auf dieser Seite des Meta leben die Stämme der Cataros, Chorotas und Salivas; auf der südlichen Seite aber einige Stämme der Cataros und Amarizanos. Von der Insel Berrio bis zum Fluß Casanare, fließt der Meta nordöstlich, nimmt die kleineren Flüsse Pauto, Guachiria, Ariporo, Aricaporo und Chire auf, von der nordwestlichen Seite, in Zwischenräumen von drei, sieben, fünf und acht Meilen vom Cravo. Zwei Meilen vom Chire ist die Einmündung des Flusses Casanare, welcher sehr zu der Fruchtbarkeit der Provinz Los Llanos, der äußersten Provinz von Neugranada nach Venezuela zu, beiträgt.

Bevor der Meta sich mit dem Casanare, nahe an der Bergkette der Cordilleras, vereinigt, nimmt auch er auch alle von den Bergen fallende Wasser auf; allein nach dieser Vereinigung bis zu seiner Ausmündung in den Oronocco, wird er durch keine dergleichen Zuwächse mehr vergrößert, denn die Flüsse Arauca und Apure nehmen alle von den Cordilleras herabkommenden Wasser auf. Nicht weit von der Vereinigung des Meta mit dem Oronocco, ein und fünfzig Meilen vom Casanare ist das Raudal of Cariven, woselbst die ungeheuern Felsen im Strom sind, welche die stärksten Wirbel verursachen und die Schiffarth auf dem Oronocco dadurch äußerst gefährlich machen. — Außer denen bereits angeführten giebt es noch mehrere andere Missionen an den Ufern des Meta, die von St. Rosalia ist gegenüber der Mündung des Pauto, südlich; Macuco ist nahe am Orocue, zwischen der Insel Berrio

und dem Fluß Cravo; Arimena ist acht Meilen von Buenavista; Cabiuna und Guacasia liegen an den Flüssen gleiches Namens, zehn und sechszehn Meilen von Arimena, alle am südlichen Ufer des Meta. Alle diese Missionen stehen unter der Aufsicht der Brüder des heil. Augustins von Santa Fe de Bogota, welche sich durch einen unermüdlichen Eifer auszeichnen und schon viele Indianer beredet haben, im Zustand der Geselligkeit zu leben; allein ohnerachtet der löblichen Anstrengungen dieser apostolischen Missionärs geschieht es oft, daß die neuerlich bekehrten Indianer auf einmal ihre Dörfer verlassen, ohne den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit, und zu ihren vorigen wilden Zustand zurückzukehren; die Erinnerung an ihre alte und gewohnte Lebensweise, die Reize des beständigen Umherwanderns in den schönen üppigen Waldungen mag wohl die Hauptursache ihrer Unbeständigkeit sein. Gewöhnlich gehen sie weg, ohne von ihren Seelsorgern nur Abschied zu nehmen; zuweilen aber bitten sie dieselben um Erlaubniß dazu und versprechen nach einer gewissen Anzahl von Schläfen (wornach sie die Zeit einzutheilen und abzumessen pflegen) zurückzukommen, welches Versprechen sie aber in den meisten Fällen nicht halten. — Es ist sehr zu bedauern, daß die großen Schwierigkeiten, welche Don J. Madariaga und sein kleines Gefolge in diesem wilden Lande zu überwinden hatten, und die Furcht, von den Indianern angegriffen zu werden, ihn verhinderten, die Ufer des Meta und der sich in denselben ergießenden Flüsse weiter landeinwärts zu untersuchen. Es war gerade in der Regen-Jahreszeit, als er den Meta herabsegelte, und da der Fluß sehr angeschwollen war und große Bäume und dergleichen mit sich fortriß, so litten einige seiner kleiner Boote Schiffbruch, und er wurde durch die häufigen Gewitter vom öftern Landen verhindert; allein so viel er von seinem Fahrzeug aus an beiden Seiten wahrnehmen konnte, so waren die Gegenstände stets von der üppigsten Fruchtbarkeit. Die zahlreichen kleinen Gehölze sind von vielen Gattungen von Vögeln bewohnt, welche mit ihrem glänzenden Gefieder und lieblichen Gesang die Gegend beleben. Die wenigen Pflanzen, welche die Missionärs bauen, wachsen luxuriös, der Reis bietet z. B. drei Erndten im Jahre dar, und Don Madariaga erwähnt ein Zuckerrohr von achtzehn Zoll im Umfang gesehen zu haben.

Aus Mangel an den nöthigen Werkzeugen konnte Don Madariaga die Lage der vorzüglichsten Punkte am Meta nicht bestimmen, allein er ist in seiner Beschreibung der zahlreichen Inseln, Bäche und Flüsse sehr genau, und vernachlässigt nicht einmal alle Wachhütten der Kreolen, welche das zu den Missionen gehörende Vieh hüten, zu bezeichnen. Allen Flüssen und Landungsplätzen, die nicht vorher schon bekannt waren, gab er die Namen seiner Freunde, und andrer wegen ihres Patriotismus in Venezuela und Neugranada ausgezeichneter Personen. Auch über die Tiefe des Wassers zu verschiedenen Zeiten des Jahres zog er viele und nützliche Erkundigungen ein, maß die Breite der Flüsse und stellte oft mühsame Tiefenmessungen an. Nach seinen Beobachtungen ist die Tiefe des Meta von vier Faden in der heißen Jahreszeit, zu acht Faden im Regenmonat, und seine Breite gegen den Ausfluß differirt von einer Meile zu zwei und einer halben Meile.

Nachdem die Forscher den Meta und Oronocco glücklich hinabgeschifft waren, bis zum Apure, gingen sie den Apurito aufwärts, dann den Fluß Guarico, und landeten zu Calabozo, fünf Tagereisen zu Carracas, welchen Ort sie nach wenigen Tagen erreichten, wo Don J. Madariaga dem Gouverneur die Tagebücher seiner Reise vorlegte, und zugleich einen Plan zur Beförderung des Handels zwischen Santa Fe und Caraccas, mittelst des Flusses Meta übergab.

So hat Don J. Madariaga die Geographie mit einer sehr detaillirten Karte eines der vorzüglichsten Nebenflüsse des Oronocco bereichert, und den ersten Schritt zu einer in jeder Hinsicht wichtigen und vortheilhaften Verbindung zwischen Neugranada und Venezuela gethan.

Afrika.

Nachricht von dem unglücklichen Schicksal der neuesten Entdeckungsreise ins Innere von Afrika, unter Leitung des Kapitän Tuckey.

Die großen Erwartungen, welche man allgemein von dieser so wohl vorbereiteten Entdeckungsreise zu hegen berechtigt war, sind leider von dem Schicksal, wo nicht ganz vernichtet, doch wenigstens sehr geschmälert worden. Die erste bestimmte Nachricht von dem unglücklichen Schicksal der Reisenden enthielt ein Brief von Bahia in Brasilien, datirt vom 30. Oktober 1816. Der Hauptzweck war, den Lauf des Flusses Congo so weit als möglich zu verfolgen und die daran liegenden Länder zu erforschen. Zwei Schiffe waren hierzu ausgerüstet, das eine, Namens Congo, kommandirte Kapitän Tuckey in Person, das andere die Dorothea, war ein großes Transportschiff, und enthielt alle zu einem dergleichen Unternehmen nöthigen Geräthschaften und Instrumente. Am 3. July landeten beide in der Mündung des Flusses an, nach einer glücklichen Fahrt; die ganze Gesellschaft bestand aus vorzüglichen und bewährten Männern, von anerkanntem Werthe in Wissenschaft oder Kunst; alle waren von dem rühmlichsten, vielleicht nur zu raschen Eifer, den Zweck ihrer Sendung auf das vollkommenste zu erreichen erfüllt, und alles schien sich zu vereinigen, dieses Unternehmen mit dem besten Erfolge zu krönen. Ohne sich lange Zeit zum Ausruhen nach einer so langen Seereise zu gönnen, trat die Gesellschaft wenige Tage nach der Ankunft ihre Reise in das Innere an; man ließ die größeren Schiffe an der Einmündung zurück, und nahm nur die eigens zu diesem Zweck gebaute Schaluppe, welche so eingerichtet war, daß sie selbst in sehr seichtem Wasser noch fahren konnte, mit. So legten die Reisenden 120 Meilen zurück, weiter aber konnten sie ihren Weg nicht fortsetzen, weil die häufig vorkommenden Wirbel und Wasserfälle es unmöglich machten, das Boot weiter mitzuführen. Dies schreckte sie aber noch nicht von ihrem Vorsatze ab; die Mannschaft wurde gelandet und man beschloß den Weg zu Lande fortzusetzen; so gelang es ihnen auch wirklich 150 englische

Meilen vorzudringen, welches 120 Meilen weiter ist, als je ein Weißer, soviel uns bekannt, gekommen ist. Ihr Weg ging durch eine öde und sehr bergige Gegend, wo es ihnen durchaus an allen Bequemlichkeiten fehlte, und wobei sie noch überdies von der erschrecklichen Hitze unbeschreiblich zu leiden hatten; als endlich noch Mangel an Wasser zu ihren Hindernissen kam, und die allzugroßen Anstrengungen ihre Kräfte gänzlich zerstört hatten, entschlossen sie sich, für diesmal den Entschluß, weiter vorzudringen, aufzugeben, und nach ihren Schiffen zurückzukehren. Am 18. Sept. langten die Reisenden in einem Zustand gänzlicher Erschlaffung und Kraftlosigkeit bei ihren Schiffen an. Während ihrer Abwesenheit hatte die zurückgebliebene Mannschaft gleichfalls sehr viel von Krankheiten zu leiden gehabt, so daß man am 22. September beschloß, nach Cabinda zu segeln, um dort neue Erfrischungen einzunehmen, und man glaubte, die Seeluft werde einen guten Einfluß auf die Gesundheit der Mannschaft haben. Am 27. langten beide Schiffe zu Cabinda an, und blieben bis zum 1. Oktober daselbst; von dem Congo hatte die ansteckende Krankheit siebenzehn Mann weggerafft, worunter sich der eifrige Kapitän Tuckey, Lieutenant Hawkey, der gelehrte Professor Schmidt aus Norwegen, welcher als Botaniker mitgegangen war, und alle andern wissenschaftlichen Begleiter der Expedition befanden. Sonderbar ist es, daß, obgleich auch auf der Dorothea die sämmtliche Mannschaft an derselben Seuche darnieder lag, nur ein Einziger von dem ganzen Schiffe sein Leben verlor. Hr. Fitzmaurice, der dritte Offizier des Congo, welcher das Kommando nun übernahm, entschloß sich, nach Brasilien zu segeln, wo er am 29. Oktober zu Bahia anlangte. Die Vermuthung, daß die Ursache des Todes der Mannschaft des Congo, Gift sei, welches ihnen von den Eingebornen beigebracht worden, scheint ganz ungegründet zu sein. Hr. Fitzmaurice ist durch den unglücklichen Erfolg der Unternehmung keineswegs abgeschreckt, sondern hat sich vielmehr erboten, einen zweiten Versuch zu machen, falls man ihm die nöthigen Mittel dazu an die Hand geben wolle; auch scheint er voll Vertrauens zu sein, bei einem abermaligen Versuche, an das erwünschte Ziel zu gelangen; die verschiedenen Fürsten, durch deren Besitzungen man passiren mußte, machten nicht die geringste Schwierigkeit, den Reisenden einen freien Durchzug zu erlauben, auch gestattete man ihnen so viele Wegweiser, als sie bedurften, zu einem billigen Preise. Späterhin scheint es aber doch, als hätten sie von dem schwachen und kranken Zustand der Gesellschaft Vortheil zu ziehen gesucht.

Kapitän Tuckey, dessen Verlust in England allgemein bedauert wird, war ein durchaus achtungswerther und in seinem Fache vorzüglicher Mann, aber einer von denen, welche das Glück zu ihrem Ball auserlesen zu haben scheint, und welcher unaufhörlich mit widrigen Ereignissen zu kämpfen hatte. Er ist ein Irländer von Geburt, aus Greenhill in der Grafschaft Cork; schon frühzeitig wählte er den Seedienst zu seiner Bestimmung und machte verschiedene Reisen nach Westindien und nach Nordamerika in früher Jugend. Als im Jahr 1793 der Krieg mit Frankreich ausbrach, erhielt er eine Kadettenstelle im Suffolk, einem Kriegsschiff von 74 Kanonen, welches Kapitän (nachmals Admiral) Rainier kommandierte. In diesem Schiff

machte er den ganzen Krieg im Kanal unter Lord Howe mit, bis gegen Ende des Jahres 1794, wo er nach Ostindien ging; hier avancirte er in kurzem, und zeichnete sich in der Besitznahme der Gewürzinseln und in manchen andern Gefechten rühmlich aus; kurz darauf eroberte der Suffolk ein französisches Schiff, und da Tuckey sich dabei vorzüglich ausgezeichnet hatte, so gab man ihm das Kommando desselben, und er hatte die Ehre, es in den Hafen von Madras zu führen. Hier erhielt er die Nachricht, daß die La Forte, eine französische Fregatte von 50 Kanonen in der Bay von Bengalen kreuzte: und bot dem Kapitän Cook, der das englische Schiff La Sybille kommandierte, sich als Freiwilliger an, als er gegen selbige segeln sollte; hier begünstigte ihn das Glück, bald begegneten sie der La Forte und nahmen sie nach einem verzweifelten und äusserst blutigen Nachtgefecht. Bald darauf ward Tuckey zum kommandirenden Lieutenant auf dem Suffolk ernannt, und in weniger Zeit zum ersten Lieutenant auf der Fox Fregatte, auf welcher er eine sehr gefährliche und mühsame Expedition in das rothe Meer mitmachte, um die Franzosen, welche eben damals in Egypten waren, zu beobachten. Als er eben auf dem Punkt stand, ein Schiff zum Kommando zu erhalten, mußte er wegen Kränklichkeit Indien verlassen, und kehrte in der Brigg, Star, mit Admiralsdepeschen nach England zurück. Kurz nach seiner Ankunft ward der Friede geschlossen, und er ward auf halbem Sold gesetzt. Erst im Jahr 1813 ward er vom Lord Melville, der seine Verdienste zu schätzen wußte, zum ersten Lieutenant des Kalkutta, einer Fregatte von 50 Kanonen ernannt, und mit einem Transport Missethätern nach Neudsüdwallis geschickt, wo er sich nach Vollendung seines Auftrags mit Aufnahme der Küste und Sondirung der Landungsplätze beschäftigte. Bei seiner Rückkehr ward er sogleich wieder nach St. Helena gesandt, um einigen Ostindienfahrern das Geleit heimwärts zu geben; dies war im September 1805. Auf dieser Expedition begegnete er in der Nähe des Kap Clear der französischen Rocheford-Esquadron; trotz der großen Ueberlegenheit des Feindes bot er demselben einen so verzweifelten und geschickten Widerstand dar, daß die Ostindienfahrer und Südsee-Wallfischfangsschiffe Zeit gewannen, glücklich zu entwischen; die Fregatte Calcutta aber ward übermannt und gefangen nach Rochelle geführt, von wo die sämmtliche Mannschaft und auch Kapitän Tuckey nach Verdun gebracht wurden, wo er bis zur Entthronung Napoleons in einer elenden Gefangenschaft lebte. Bei seiner Rückkehr nach England ward er zum Befehlshaber erhoben und sein erster Auftrag war die unglückliche Congo-Expedition, auf welcher es ihm bestimmt war, sein Leben zu verlieren. Kapitän Tuckey heurathete in Frankreich eine englische Dame, welche er als Mutter von vier Kindern hinterlassen hat, deren ältestes zehn Jahr alt, das jüngste erst nach seiner Abreise nach Afrika geboren ist. Wenige Menschen haben mehr mit Unglück zu kämpfen gehabt, als Kapitän Tuckey; seine Gesundheit zwang ihn, Indien zu verlassen, eben als er Beförderung erwarten durfte, und seine unglückliche lange Gefangenschaft in Frankreich zerstöhrte alle seine Aussichten. Während dieser Gefangenschaft zu Verdun schrieb er das so eben erst erschienene Werk: Maritime geography in drei Oktavbänden, welches ohne Zweifel das vollständigste und beste Werk über

diesen wichtigen Gegenstand ist. Wäre die Congo-Expedition gelungen, so wäre sein Glück gemacht und ihm eine angemessene Belohnung und Beförderung gewiß gewesen, allein auch diese lezte Aussicht vereitelte das Geschick, welches ihn bis zu seinem lezten Unternehmen verfolgte und durch seinen frühzeitigen Tod alle Aussichten zerstöhrte, welche sein Vaterland von seinen unermüdeten Forschungen zu erwarten berechtigt war.

Mannigfaltiges.

Aus England.

Kämpfers Handschrift.

Von den schäzbaren Kämpferischen Handschriften, welche zum großen Theile noch ganz unbenuzt und unbekannt, in der Handschriften Sammlung des britischen Museum zu London, liegen, hat so eben Hr. Antonin Schlichtegroll, Bibliothekar des Museums, den Theil, welcher die russische Reise enthält, aus dem sehr unleserlichen Original abgeschrieben und bearbeitet. In einem folgenden Hefte der Ueberlieferungen werden wir von diesem Tagebuche des größten deutschen Reisenden des siebenzehnten Jahrhunderts, einige Auszüge und Nachrichten über seine noch vorhandenen Handschriften geben können. Kämpfer's persische Reise, von welcher das Tagebuch noch vorhanden, ist noch ganz unbekannt, und dennoch darf man mit Zuversicht voraussetzen, daß sie, troz der neuern Nachrichten, welche man bis jezt von diesen Weltgegenden erhalten hat, viele schäzbare und wichtige Data enthalten.

London im März 1817.

Aus Rußland.

Die Umgebungen von Kasan. — Das Klima. — Das Kloster Silantow und Ischizas. — Die Schluchten des Steppenlandes. — Die Hochschule. — Die Zahl der Studierenden.

Für Deutsche ist in Kasan, an Asiens Gränzen, das Leben allerdings im Anfang und vielleicht auch in der Fortdauer, nicht ganz behaglich. Denn Unkunde der Landessprache beschränkt den Umgang auf wenige Familien. Die Eingebornen behalten immer gegen die Fremden stille Abneigung, die sich jedoch bei Anläßen stark äussert. Die Gesellschaftssprache des Adels, zu dem auch die hiesigen Professoren gezählt werden, ist freilich französisch. Allein plözlich fängt jemand an, russisch zu sprechen, weil er vielleicht nicht französisch versteht; der größte Theil der Anwesenden folgt ihm nach, und — die Deutschen sitzen vereinsamt.

Das Klima wird hier allgemein für ungesund gehalten. Fast alle Fremden, ohne Ausnahme, werden vom Sumpffieber befallen, und es hält schwer, davon loszukommen. Ein Ried, das jährlich von der Wolga überschwemmt wird, fünf Viertelstunden breit, etwa zwei Stunden lang; ein Paar Seen; einige Teiche und Altwasser längs der Kasanka hinauf; Sümpfe und

Moorland rings umher; noch mehr aber der Mangel an Straßenpflaster in der weitläuftigen Stadt von beinah 3000 Häusern, wo jede Gasse beim Regen zur Pfütze wird und man fast bis an die Knie im Unrath waten muß; die üble Gewohnheit, alles Aas und allen Unflath auf die Gasse zu werfen; ja selbst die ausgespülten Löcher der Straßen mit Dünger auszufüllen u. s. w., dies alles macht den Dunstkreis äußerst ungesund.

Ich habe den ersten Zoll schon in einem Fieber an das Klima entrichtet, ohne vor Rückfällen gesichert zu sein. Der rothe Wein, der mich stärken sollte, that mir dabei schlechte Dienste. Eine kleine Flasche, kaum ein Viertelmaas haltend, kostet zwei Rubel, und auch der beste ist mit Branntewein gemischt.

Im Winter, der gesünder als der Sommer ist, steigt die Kälte oft bis 32 und 33 Grad Reaumur, so daß das Queckilber vereist wird. Doch ist dieser letzte Winter ungemein gelind gewesen. Bei der strengen Kälte ist die Athmosphäre gewöhnlich ruhig, wie stockend; mir schien sie in diesem Zustand immer nach Ammoniak riechend.

An angenehmen Spaziergängen fehlts bei Kasan sehr. Die Gegenden sind ohne Abwechselung, oft unsicher. Gegen Westen liegen in der Entfernung von etwa drei Viertelstunden das Kloster Ischizab mit seinen Wäldchen und schattigen Hügeln; links am Ufer das Kloster Silantow auf einer einsamen Höhe mit stattlichen Ulmen umgeben. Aber um zu einem, wie zum andern zu gelangen, muß man über Moorgrund wandern, was besonders gegen Ischizab sehr oft unmöglich, immer ungesund ist. Gegen Norden streckt sich das tiefere Kasankathal hin, von niedrigen Weidengebüschen, Sümpfen und Moorgründen bedeckt.

Gegen Ost-Nordost, Ost und Südost erhebt sich ein höheres Steppengeländ, oben fast ganz abgeflächt, von vielen tiefen Schluchten durchschnitten, an manchen Orten mit Birkenwald, an andern mit niedrigem Eichengestrüpp und verschiedenen Gesträuchen überdeckt; zunächst an der Stadt mit überaus vielen Ziegelscheunen überbaut. Nirgends sieht man da einen Stein, nirgends eine Quelle; wie in Paraguay ist Alles Thonland, Alles dürre Ebene. Der Regen wird zum Theil begierig von diesem dürstigen Lande eingesogen; zum Theil, wenn er zu schnell sich ergießt, stürzt er in die grausigen Schluchten, die er sich längst in dies zerfallende Lehmland gegraben hat, und fast täglich weiter gräbt. Wer dieser Schluchten unkundig ist, kann weit irre laufen, eh er einen Ausweg findet; und das Hinabsteigen an den gebrechlichen, steilen Wänden, ist manchmal gefährlich, wenigstens beschwerlich. Solche Schluchten, meistens tiefer als ein hohes Haus, ziehen sich in mancherlei Schlingungen und Veräßelungen, zwei bis drei Viertelstunden weit in Felder und Wälder hinein.

Ein solches zerschnittenes Thongelände, zunächst an der Stadt, gegen Ost-Nordost, auf sonderbare Weise zerklüftet, gegen Nordwest sich ausmündend, und in die tiefern Thäler der Kalanka verlaufend, mit Birkenwald bewachsen, Waldwiesen wie Inseln, Halbinseln und Landzungen bildend, wo man gegen den Wind Schutz findet, heißt hier die kleine Schweiz. Denn nach den Begriffen der hiesigen Einwohner ähnelt dies unebene Land der Schweiz. An

den Abhängen der Schluchten wachsen Erdbeeren, Blumen, Himbeeren u. s. w. In der That beut diese Gegend die einzige Annehmlichkeit ländlichen Genusses dar. Dahin wandern an Feiertagen und allen Abenden viele Familien, nehmen Geschirr mit, um Kaffee zu kochen und erlustigen sich im Grünen.

Auch in Südost befindet sich in der Entfernung von anderthalb Stunden eine angenehme Gegend beim Schlosse des Erzbischofs. Der Weg führt über eine niedrige Ebene am grünen Abhange des Steppenlandes, das zum Theil mit Gebüschen bewachsen ist, nicht unangenehm zu diesem weit sichtbaren mit hohen Ulmen und Eichen umwachsenen Wohnsitz. Unten am Fuß der Höhe breitet sich der See aus, neben dem von hohen alten Weidenbäumen beschattet, Fischteiche liegen, mit kleinen grauen Wohnungen einiger Diener der Geistlichkeit. Auch dorthin wallt manche Parthie, um einige Landluft zu genießen.

Manchmal versucht' ich auch einen Lustwandel um die beiden Seen bei Kasan, die durch einen Kanal zusammenhängen; aber noch nie gelang es mir, ohne in dem Wäldchen, durch welches auf dem Rückweg im Süden der Weg führt, von unfreundlichen Kerlen begegnet zu sein, die den Fremden sogleich erkennen, und in solcher Einsamkeit nie ohne sonderbare Blicke, und ohne stehen zu bleiben, dahin ziehen lassen.

Was den wissenschaftlichen Verkehr betrifft, hat man hier einige deutsche und französische Zeitschriften: Gilberts Annalen der Physik, die geographischen Ephemeriden, das Morgenblatt, die Leipziger und Jenaer Literaturzeitungen u. s. w. früh und regelmäßig genug. Allein wer an diesen Grenzen Asiens ein Buch will, das nicht gerade ein Petersburger Buchhändler vorräthig hat, kann über ein Jahr lang warten, ehe er es erhält. Und dann macht es die lange Reise ziemlich theuer.

Die hiesige Hochschule hat mehrere treffliche und gelehrte Männer. Die Zahl der Schüler stieg im Jahr 1816 auf 117, sammt 82 solchen, die zur geistlichen Akademie gehören. Im Ganzen also waren 199 Schüler, was für diese Gegenden nicht wenig ist. — —

Kasan, den 28. Jänner 1817.

Aus Deutschland.

Ein Nachtrag zu den Bemerkungen über den deutschen Bundestag.

— Das Bruchstück über den deutschen Bund im zweiten Januar-Heft der Ueberlieferungen ist, wenn man auch über Einzelnes anders denkt, doch in seiner Kürze so geist- und gehaltreich, daß jeder, der die menschlichen Dinge in ihrer Tiefe zu fassen sucht, seine Ansicht gern hier anknüpfen wird.

Daß man vom Bundestage einerseits allzuviel erwarte, diese Bemerkung ist gerecht; sowohl aus dem angeführten Grunde, oder wegen der Masse des zu Entwirrenden, (was jedoch endlich nur Frist fordert) als noch mehr um deswillen, weil gewisse Schranken verfassungsmäßig bestehen, oder doch zu bestehen schienen und scheinen, andere wenigstens in der Eile nicht zu beseitigen sind, und nur die Zeit und Beharrlichkeit das Gleichgewicht unter den streitenden Bestrebungen allmählig herbeiführen kann.

Sehr wichtig scheint jedoch, es lieber mit denen zu halten, die zuviel, als denen, die zuwenig erwarten. Die eigentliche Grundlage aller jetzt zu hegenden Erwartungen ist doch wohl das Vertrauen: daß das verhängnißvolle europäische Intermezzo, oder doch wohl richtiger das Extrem alter Politik von 1800 bis 1815, in der Denk- und Sinnesart der Größern wie der Kleinern, einen Abschnitt gemacht habe. Wollte man dieses Vertrauen freiwillig auf einer zu geringen Stufe halten, so würde man, Alles wohl erwogen, sich selbst mit beizumessen haben, wenn es allmählig so würde, wie man es ausgesprochen.

Wenn es daher auch in dem erwähnten Bruchstück heißt: daß Österreich den Stützpunkt seiner Politik ausser dem Bunde habe, so wollen wir immer daran erinnern, daß im Eingange der Bundesakte „die Ueberzeugung von den Vortheilen" ausgedrückt worden, welche „aus fester und dauerhafter Verbindung der souverainen Fürsten und Städte Deutschlands für dessen Sicherheit und Unabhängigkeit, und für die Ruhe und das Gleichgewicht Europas hervorgehen werden." Es soll in Zukunft eine Politik der Ruhe und des Gleichgewichts geben; denn lange gab es eine des Gleichgewichts und der Unruhe: Und jene soll gerade in dem deutschen Bunde, d. i. in dem gesicherten und gekräftigten Herzen Europas eine festere Basis gewinnen, als sie je besessen hat, und in irgend anderer Art ihr auszuwirken stand. Ein ruhiger Pulsschlag europäischen Lebens soll künftig von hier ausgehen, so wahr Deutschland das Herz ist; und jene europäischen Kriegsfieber, deren höchsten Gewinn Napoleon errungen und eingebüßt hat, sollen, wo möglich für immer erloschen sein.

Wohl uns, daß nicht der mindeste Anlaß sich zeigt, daß man die genannte Macht an das mit ausgesprochene Wort erinnert. Und warum sollte auch selbst das große, das herrliche Oesterreich nicht da einen Stützpunkt haben, wo die Kraft von dreißig Millionen Menschen im Mittelpunkt Europens vereinigt werden soll?

Ueberhaupt dürfte derjenige, (ihr wackrer Korrespondent ist ein solcher wahrlich nicht) sich auf das Gepräge edler und reiner Absicht wenig verstehen, der dasselbe bei Allem, was hier seit Eröffnung des Bundestages bis auf diesen Augenblick verhandelt und geäussert worden, nicht ganz vorzüglich gerade in der Aeusserung- und Handlungsweise der beiden großen deutschen Mächte zu erkennen verstände. Gerade so, wie es der Macht geziemt, (welcher überall Halbheit und Zögerung oder leises horchendes Auftreten am wenigsten anständig ist) ist von ihrer Seite jedes Wort und jeder Schritt gerade und unzweideutig zum Ziele gerichtet gewesen. Und was vom Anschein verschiedenartiger Strebung hier Statt fand, hat sich allein auf einem gewissen mittlern Stande der Macht gezeigt. Immer sei aber auch dieses nur ein Anschein genannt; und wie könnte auch die Hoffnung trügen, daß von allen Seiten allmälig das dauernde eigene Interesse richtig verstanden, und die einmal entschiedene neue Lage nun auch von jetzt an, nur in und nicht ausser dem Ganzen Deutschlands werde begriffen werden wollen.

Sehr wahr erinnert zwar ihr Korrespondent an einen Grundvertrag, der selbst nur dadurch entstehen konnte, daß er nicht Schwierigkeiten lößte, sondern ihnen auswich. Eben so wahr (die Erfahrung hat solches bis auf diesen Augenblick bestätigt) läßt sich aber auch von demselben Vertrage sagen: Es sei in denselben ein Keim gelegt, der die Kraft habe zu leben und zu sprossen; und den Niemand aus dem Boden des Vaterlandes wieder zu nehmen vermöge.

Und so lassen Sie mich denn mit demselben: Permitte divis cetera in einem Sinne schließen, über welchen ich mich, bei aller Länge meiner Randglosse, mit Ihrem Korrespondenten doch wahrscheinlich ohne Schwierigkeit vereinigen würde.

Frankfurt am Main, März 1817. H.

Ueberlieferungen.

Nro. 10.

Berlin und der preußische Staat.

Vierter Brief.

Das Schauspiel. Verartung des Geschmacks durch die Universaldramatiker Nachtheilige Wirkung davon auf die Kunst des Schauspielers. — Devrient. — Die Oper und das Ballet.

Erst seit sechszig bis siebenzig Jahren hat Deutschland eigentlich ein Theater aufzuweisen, und in diesem Zeitraum hat sich dasselbe auf eine Art ausgebildet, daß es wohl schon längst eine recht deutsche, nationale Bühne hätte besitzen können. Mit dem Aufkeimen und dem Fortschreiten des deutschen Theaters entwickelten sich Dichter wie Lessing, Leisewitz, Bretzner, Babo u. s. w., und Schauspieler wie Eckhof, Schröder, Brockmann, Minna Brandes u. s. w. Diesen folgten auf dem Fuße Göthe, Schiller, Kotzebue, Iffland u. s. w. als Dichter, und Fleck, Iffland, Opitz, Bethmann als Schauspieler, welche vereint die theatralische Kunst in Deutschland auf eine hohe Stufe emporhoben. Deutschland begann gleich Frankreich, England und Italien ein Theater im eigenthümlichen Geist des Volks zu haben.

Aber anders ist es gekommen. Der deutsche Genius, der in allen Zweigen des Wissens nach Universalität strebt, hat es gleichsam von sich gewiesen, so etwas Nationales zu bilden. Die Kraft, mit der Schiller, Göthe, Kotzebue, Iffland, dem deutschen Theater ein eigenthümliches Siegel aufdrückten, ward vom Geist der Ausländerei verdrangt, der sich in der deutschen Literatur seit einem viertel Jahrhundert mit Riesenschritten entwickelt.

Es entstand eine Schule, welche in dem Vorsatze, die Formen des Auslandes auf deutschen Boden zu verpflanzen, den deutschen Geschmack zu vervollkommnen glaubte. Frankreich und England gaben den Anhängern dieser Ansicht nicht Stoff genug dazu; er ward von den Griechen, Römern, Italiänern und Spaniern hergehohlt. Es erschienen Don Alarkos, Lakrimas, die Braut von Messina, die natürliche Tochter u. s. w.

Die Stimmen dieser neuen Dramatiker bildeten sich zu wahren Stentorstimmen aus. Man verschrie unausgesetzt die deutsche Natur, welche in der theatralischen Darstellung durch die deutschen Dichter geltend geworden war. Die Sprache der Wirklichkeit, die Verhältnisse der Familie und die Ereignisse der guten deutschen Zeit, durch welchen unsere Dichter früher wunderbare Eindrücke zu machen wußten, kamen ausser Ehren. Karakterzeichnung hieß fortan Grille, Natursprache Kunststümperei, Familienverhältniß Gemeinheit. Alle dramatische Herrlichkeit ward

berechnet nach den Versen, Stanzen oder Assonanzen, welche unsere Universaldramatiker mit ungemeiner Fruchtbarkeit zur Welt brachten.

Da kam es endlich dahin, daß es allgemein ausgesprochen ward, Lessing, Babo, Schiller, Kotzebue und Iffland wären schlechte Bühnendichter, und das Verkehren ihrer Geistesprodukte auf der Bühne ein Zeugniß der Erbärmlichkeit bisherigen Geschmacks. Der Stab war nun über das ächt deutsche Drama gebrochen. Man konnte es freilich nicht ganz verdrängen, indeß nahm die Wärme des Dichters und des Publikums und endlich der Theaterdirektion für das Ritterschauspiel und Familiengemälde u. s. w. ab, und es trat statt dessen ein Umhertappen nach einem dramatischen Urbild ein, über das sich noch keiner bisher zu verständigen wußte.

Es war um diese Zeit, als Iffland an der Spitze der Berliner Theaterdirektion stand. Iffland, der gutmüthige Mensch, der nur den Frieden liebte und sich in jedes Verhältniß, in jede Meinung und Ansicht, selbst wider seine Neigung, hineinfügte, der sehr geringen Werth auf seinen innern Karakter setzte, und Alles für die Behauptung seines äussern Karakters aufopferte, Iffland sah sich genöthigt, oder fand es klug, der neuen Richtung nicht laut zu widerstehen. Er wankte, zögerte, schauderte bei jedem Schritt, den er that, denn es galt seinen Einfluß als Dichter und die Ansichten, die er von seiner mimischen Kunst geltend gemacht. Indeß er näherte sich doch immer mehr der neuen Mode, und so begann während seiner Direktion auch auf der Berliner Bühne eine Art von Universalität in den Darstellungen gäng und gäbe zu werden, welche die Bühne gleichsam zu einem Belustigungspanorama herabwürdigte oder sie als eine Vorrichtung geltend machte, um Experimente an der Schau- und Belustigungsbegierde der Deutschen zu machen.

Bei dieser Wendung, welche die theatralische Darstellung erhielt, war es ganz natürlich, daß die Dichter sowohl als die Schauspieler auch eine andere Richtung nahmen. Die Ansicht, welche Schiller, Kotzebue und Iffland durch ihr Talent geltend gemacht, ward den Dichtern verrückt. Sie erkrankten alle an der Universalität der Schlegel, Tiek, Giesebrecht, und wie die berühmten Namen ferner sein mögen. Mit Verrückung der Ansicht von deutscher theatralischer Darstellung, in welcher sich die Schauspieler-Talente eines Fleck, einer Bethmann und anderer hochverdienter Künstler so herrlich entwickelt hatten, verschwand Haltung und Stützpunkt. Iffland, hätte er nicht der neuen Schule den Hof machen wollen, würde dies Unwesen haben verhüten können. Er that es nicht. Man verlor sich in neue Darstellungsversuche, und künstelte und verkünstelte, und entfernte sich immer mehr von der Natur, weil man Höheres als sie, suchte.

Es fällt dem Zuschauer dies ganz deutlich in die Augen, wenn er die Mitglieder der Berliner Bühne, die noch von der alten Schule vorhanden sind, z. B. einen Beschort, Mattausch, Kaselitz, eine Fleck, Eunike neben dem Wolffschen Künstlerpaar, Rebenstein

u. s. w. auf der Bühne beobachtet. Auch diese Künstler sind alle brav, allein man merkts, daß jene mehr der freien Natur angehören, diese mehr dem Zwange der Schulweisheit unterthan sind.

Seitdem ein Beschort, Unzelmann, eine Fleck u. s. w. aus der Blüthe ihrer Kraft hinaustreten, kann man eben nicht behaupten, daß die Berliner Bühne mit wichtigen Künstlern bereichert worden, oder daß wir Hoffnung haben, sie ersetzt zu sehen. Der bedeutendste Gewinn ist der Berliner Bühne in Devrient geworden. Dieser ausgezeichnete Schauspieler giebt uns neuerdings den Beweis, daß zwar das Genie einzig und allein den großen Schauspieler aufstellt, allein daß diesem zugleich die Grenze gezeigt werden muß, die ihm die Natur gestellt.

Bei den meisten Schauspielern giebt das Publikum schon diese Gränze an. Ausgezeichnete Schauspieler glauben aber dem Publikum imponiren und in allen Rollen gleich groß sein zu können. Selbst Fleck, ob er gleich seltne Gabe besaß, verrieth auch in dieser Hinsicht seine Schwäche. Denn er, der wie ein wahrer Proteus im Tragischen wie im Komischen stets an seiner Stelle war, glaubte sich auch zum Sänger zu eignen. Er wollte einst das Publikum überraschen und übernahm in einer Oper — ich glaube, es war in Romeo und Julie — eine Singpartbie. Nur das laute Gelächter der Zuschauer konnte ihn auf andere Meinung von sich bringen.

Iffland, der bei weitem nicht so reiche Künstlergaben wie Fleck besaß, hatte aber doch keine geringe Meinung von denselben. Er dessen Stärke vorzüglich in Darstellung gutmüthiger und komischer Alten bestand, wollte es Fleck im Wallenstein, Lear, Karl Moor u. s. w. nachthun. Wie weit es ihm gelang, hierüber ist nur eine Stimme. Indeß ging er noch weiter. Er, der vierzigjährige wohlbeleibte Mann, erschien den Berlinern als Pygmalion. Nur erst dann entschloß er sich, diese Rolle abzugeben, als der Griffel eines witzigen Künstlers sein Bild im Pygmalions-Kostüm darstellte, und darunter Pygmalion als Iffland setzte.

Devrient ist der jetzige Roscius der Berliner Bühne, und der Liebling seines Publikums. Er verdient es zu sein, denn er ist ein ausgezeichneter Schauspieler, aber keiner von künstlerischer Allvermögenheit. Er ist, streng genommen, noch einseitiger als Iffland. Fürs hohe Tragische ist er nur kärglich von der Natur ausgestattet. Man bemerkt in der Darstellung, daß er das Ideal im Gemüthe trägt. Aber es ist ein Kampf zwischen diesem und seinem Aeussern: Stimme und Muskelkraft fehlen ihm. Die tragische Haltung und Drapperie weiß er zu handhaben, allein das giebt noch nicht den tragischen Schauspieler, höchstens eine Abschattung von ihm.

Im Familiengemälde, wo das gutmüthige Alter einen so ausgebreiteten Spielraum hat, und in welchem Iffland so vorzüglich hervorragte, und im Lustspiel, wo das Alter von seiner komischen Seite sich zu zeigen hat, und Iffland auch an seiner Stelle war, haben wir an Devrient ebenfalls noch nichts Ausserordentliches absehen können. Er ist zu lebhaft, zu feurig, verräth zu viel Lebenskraft, und wenn er sie zu unterdrücken sucht, wird er zu steif.

Eigentlich groß, genial, und über Fleck und Iffland zu sehen, ist Devrient im Fach der Lustigmacher. Hier kommt ihm seine körperliche Gewandheit und die Gabe, sein Sprachorgan ins Unendliche zu ändern, sehr zu Hülfe. Wer ihn als Wildfang, Gauner, als Geck sieht, findet ihn in seinem ihm von der Natur angewiesenen Kreise, und mit Recht bewundert ihn das Publikum jetzt unermüdet in den Drillingen als Ferdinand, in Kotzebues: Der gerade Weg ist der letzte, als Kandidat Krumm, und in den beiden Philiberts als Cousin Posterau. Versucht er es in anderer Gestalt sich zu zeigen, so wird man zwar oft den geistreichen Künstler nicht verkennen, aber nicht das finden, was er leisten soll, weil ihm die Natur die äusseren Mittel dazu versagt.

Den Berliner Universaldramatikern und Kritikern, die in Weimar die Pflanzschule ihrer Ansichten begründet sehen, ist es durch ihren Einfluß auf die Theaterdirektion gelungen, daß diese für die Berliner Buhne die Wolfs von Weimar an sich zogen. Das war großer Triumpf für die Kunst in Berlin, um ein Muster zu sehen, welches sich unter den Augen des ersten plastischen Dichters Göthe, gebildet hatte. Das Künstlerpaar trat auf. Die Berliner drängten sich, die neuen Gestalten zu sehen und die weimarische Manier, von der man so viel Worte gemacht hatte, ins Auge zu fassen. Indeß war die Wirkung gar mäßig. Das weimarische Künstlerpaar steht in Reih und Glied des übrigen Theaterpersonals, nicht durch Genialität, sondern durch Manier auffallend.

Die gegenwärtige Direktion der Berliner Bühne kann allerdings für dramatische und Schauspielkunst nicht mehr so viel, als die vorige leisten, weil ihr die Mittel dazu fehlen. Sie behält daher blos die theatralische Darstellung im Auge, und hier leistet sie das Vorzügliche. Wenn Berlin nicht so viele Schauspielhäuser, als London, Paris und Wien aufzuweisen hat, so hat die Direktion dafür gesorgt, daß in dem einen Theater alle Mittel, welche die theatralische Kunst erforderlich macht, niedergelegt sind, um vollkommene Darstellungen zu geben; so daß dasjenige, was in Berlin auf die Bühne gebracht, gewiß nirgends in Hinsicht der äußern Würde der Kunst, so vollkommen gesehen werden dürfte. Keineswegs kann hierbei berücksichtigt werden, ob das, was dargestellt wird, in dramatischer Hinsicht vollkommen ist, oder ob es in der Art, wie es gespielt wird, den höhern Ansichten der Mimik entspricht. Denn welche Verschiedenheit herrscht in Deutschland nicht in Betreff der Ansicht von dramatischer und mimischer Kunst?

Es mag Bestimmung des Deutschen sein, in seinem Kunstkreise die Gemüthlichkeit der alten und neuen Völker in ihren Kunstwerken zu erhalten, allein keineswegs kann er sich berufen fühlen, sie in ihrem ganzen Umfange aufzustellen und die Deutschheit selbst zu verdrängen. Mögen wir in unserer dramatischen Kunst die Griechen, Römer, Franzosen, Engländer, Italiäner und Spanier im Auge behalten und uns vorstellen, allein nie sollten wir es auf Kosten

unserer Eigenthümlichkeit thun. Und finden wir diese nicht aufgegeben, wenn wir gerade den Gang erwägen, den die Dramatik und Mimik in neuere Zeit genommen?

Alles aber hat seine Zeit; das Pochen und Schreien der Anhänger unserer Universaldramatiker fing auch endlich an, die erste Kraft zu verlieren, und man erlaubt es sich allmählig, hin und wieder den alten Weg einzuschlagen. In diesem Zustand befand sich der Theatergeschmack, als Iffland dahinzog und dem Grafen von Brühl die Intendantur des Theaterwesens zu Theil ward.

Graf Brühl ist kein Mann für dieses Fach, wie Iffland es war. Er hat nicht die Prätension, und man macht sie auch nicht an ihm, den Theatergeschmack zu leiten, sondern ihn bloß nach der Einsicht der Kunstverständigen anzugeben, welche eine sogenannte ihm untergeordnete Direktion bilden, die über die Wahl der Stücke, die Besetzung der Rollen, die Anordnung der Kostüms u. s. w. im Einverständniß mit ihm entscheidet.

Von Einseitigkeit kann nicht mehr die Rede sein. Vielmehr scheint die Berliner Direktion sich dahin zu neigen, den Theatergeschmack der frühern Zeit zu berücksichtigen. Ganz kann sie ihm nicht genügen, denn es fehlen ihr die Mittel dazu. An Zierlichkeit in Dekoration, Kostüm u. s. w. mangelt es in Berlin nicht, aber an Schauspielern im hohen, vollen Sinne des Worts. Denn diese sind es doch nur, die ein dramatisches Werk heben und erhalten können. Nie würde z. B. Schiller durch seine dramatischen Werke seinen Ruhm in Deutschland in dem Grade errungen haben, wenn er nicht ein Fleck'sches Paar, einen Iffland, eine Bethmann, Meyer und mehrere damals an der Berliner Bühne vorzüglich glänzende Talente zur Seite gehabt hätte. Schillers Dramen werden noch in Berlin gegeben, aber den Eindruck machen sie nicht mehr, den sie zurückgelassen bei denen, die sie vormals darstellen sahen.

Noch deutlicher springt dies hervor bei den Darstellungen der Shakespearschen Meisterwerke. Sie wurden seit fünfzehn Jahren nach der Ansicht unserer Universaldramatiker und Kritiker in den wör'lichen Uebersetzungen von Schlegel, Tiek u. s. w. gegeben. Hier wollte man die Universalität der Individualität unterschieben. Indeß man sah keinen Hamlet, Makbet, Lear und Romeo, keine Ophelia, Desdemona, Julie u. s. w. in der glänzenden Vollkommenheit, wie sie vormals dargestellt wurden, als diese Meisterwerke nach Schröders oder Bürgers Bearbeitungen gegeben wurden. Oder wo sehen wir jetzt in Berlin einen Odoardo, Marinelli, einen Fiesko, Otto von Wittelsbach und Johann von Schwaben u. s. w. in dem Glanze wie vormals, auf die Bühne kommen? Man wagt sich kaum, sie wieder aufzuführen. Die Kunst der Schauspieler selbst ist durch den falschen Geschmack der jüngern Kunstkritiker verkrüppelt worden. Man begnügte sich seitdem auf der Bühne mehr den Dichter als den Schauspieler loben zu sehen. Dieser schlich in den Fesseln der handlungsleeren Stücke, so gut es ging, einher, und mußte sich mit gedrechselten Stanzen und Versen peinigen. Die wahre dramatische Kraft des Schauspielers wird vom Wortgeklingel der neuern poetischen Mach-

werke erstickt. Jetzt hört man oft vom Schauspieler sagen: „er spricht schön"; sonst hieß es: „er spielt schön!"

Das Resultat von dem allen ist, daß wir das, was wir Schauspielkunst nennen, bei weitem nicht mehr zu Berlin in der alten Vollkommenheit ansichtig werden. Dieß liegt nicht an der Direktion, nicht an den Schauspielern, sondern in dem Einfluß, den vor einem Jahrzehend eine verdrehte Kunstansicht behauptete. Der Nachtheil würde gewiß lebhafter bemerkt werden, wenn die Berliner Direktion nicht einen reichlichen Vorrath von Opern hätte, auf welche Gattung die Universaldramatiker und Kritiker nie einen mächtigen Einfluß hatten, und zwar, weil sie darin nichts zu leisten verstanden, und vielleicht überzeugt waren, daß sie darin nach ihrer Ansicht nichts Besseres geben könnten.

Die Oper ist daher dasjenige, was in Berlin in größerer Vollkommenheit als die Tragödie und das Lustspiel gegeben wird. Hier sind alle Talente vereinigt, um etwas Vorzügliches leisten zu können. Die besten und kostbarsten Partituren werden herbeigeschafft; ein Orchester aus den größten Meistern zusammengesetzt, weiß sie mit genialer Kraft aufzufassen, ein treffliches Personal von Sängern und Tänzern trägt sie vor und stellt sie dar, und überraschende Maschienerie und Dekorationen helfen die Täuschung vollenden. Man wollte anfangs sagen, die Direktion thue für die Oper zu viel, für das Schauspiel zu wenig; sie setze dieses hintan. Das hatte sie nicht erst nöthig zu thun; es thut sich von selbst. Damit verliert sich auch die Lust der bessern Dichter für die Bühne, die keinen mehr begeistert. Die alten Trefflichen sind heimgegangen, oder ernst worden. Noch walten Kotzebue und Klingemann schwächlich. Die neuern Dichtererzeugnisse reichen bei weitem nicht hin, Leben in das Todte zu bringen, und die Kunstjünger der neuen Schule halten sich mit ihren Stücken keinen Monat auf dem Repertorium.

Die Berliner Theaterdirektion scheint den richtigen Grundsatz aufgefaßt zu haben, daß es in Hinsicht des dramatischen Werthes und der mimischen Darstellung eines Theaterprodukts der Kritik vorbehalten bleibe, zu entscheiden. Hierdurch verdirbt sie es mit keiner der Parteien, wie dieß vormals der Fall war, als Engel und nach ihm Iffland an der Spitze der Direktion standen. Eben wegen diesem in Betreff der Wahl der Stücke und der Schauspieler angenommenen Grundsatze ist nicht sie, sondern blos der Dichter und der Schauspieler der Kritik ausgesetzt. Allein mit dieser Kritik hat es bei weitem nicht mehr so viel zu bedeuten, als vormals. Dieselbe bildet jetzt nur einen Lückenbüßer in den Zeitungen, deren Verfasser sich mehrentheils als die ergebenen Diener der Publikums zu geberden wissen. Vor kurzer Zeit warf sich zwar einer der Universaldramatiker auf, in einem dramaturgischen Wochenblatt seine Ansichten kund zu thun. Allein das schnelle Verschwinden dieses Unternehmens hat dessen Verfasser wohl überzeugt, daß seine Schule und die Stimme seines Gottes nicht die Stimme des Berliner Publikums ist.

Was aber vorzüglich die Strenge gegen dramatische Kunstwerke und Schauspielertalente mildert, ist die Aufnahme, welche Musik und Tanz bei der Berliner Bühne gefunden. Bei

weitem hatte man vor langer Zeit, und sogar noch, als Iffland die Leitung der Bühne führte, nicht so viel Sinn für Musik und Tanz in Berlin gehabt, als seit einigen Jahren. Iffland selbst war kein großer Mann in diesem Zweige der Kunst und lebte, wie alle große Männer, blos für die Kunst, deren schönste Zierde er war. Nur mit Mühe war er zu bewegen, auf Opern und Ballette bedeutende Auslagen zu machen, und es geschah erst in den letzten Jahren seiner Direktion, daß er dem Verlangen des Publikums nachzugeben sich überwand. Noch nachdrücklicher ward er hierzu aufgefordert, als ihn die Direktion des ganzen Opernhauses, das aus lauter Sängern, Tänzern und Virtuosen bestand, übertragen wurde, und er nun auch diese Künstler zu beschäftigen hatte.

Der Ruf, den die Meisterwerke der Franzosen im Fache der Oper und des Ballets, in ganz Europa damals errungen hatten, mußte auch bei den Berlinern den Wunsch aufregen, diese Meisterwerke dargestellt zu sehen, und so ward der dasigen Theaterdirektion die schwierige Aufgabe, diese Meisterwerke nach Berlin zu verpflanzen; welche sie auf eine ehrenvolle Art zu lösen verstand. Iffland kostete dieß viel Ueberwindung, denn er mogte wohl ahnen, daß bei der zunehmenden Vorliebe für Musik und Tanz die Kunst des Schauspielers hintenangesetzt werden dürfte, und darin hat er sehr richtig geurtheilt.

Man kann leicht denken, daß ein Orchester, wo ein Weber, Gurlich, Ramberg und Seidel dirigiren, das unter seinen Mitgliedern Virtuosen, wie Muser, Börmann, Semmler, Schwerz u. s. w. zählt, allen Forderungen des schwierigsten Komponisten zu genügen vermag und das für Musik eingeübte Ohr des Publikums nie unbefriedigt entläßt.

Der Fortschritt in der Kunst, Musik zu hören, ist bei den Berlinern seit einem Jahrzehend auffallend. Die schwierigsten Kompositionen eines Bethhoven, Spontini, Maria von Weber, Cherubini, u. s. w., welche dem Ohr der Berliner vormals gleichgültig waren, werden jetzt mit hoher Aufmerksamkeit angehört. Man ist in Berlin unermüdet, schöne Musik zu hören, und ist nur dann befriedigt, wenn man sie oft genug gehört, um sie ganz zu fassen. Man darf daraus nicht folgern, daß eine gründliche Kenntniß der theoretischen Prinzipien der Tonkunst allgemein verbreitet wäre; sondern muß es blos als das Resultat der Fertigkeit betrachten, die das Ohr durch das öftere Hören schwieriger Musik erlangt, und bei den kunstreichsten Kompositionen gleichsam von einer dunkeln Ahnung von Ordnung, und einem dunkeln Gefühl, sich die Schwierigkeiten beim öftern Anhören derselben, aufzulösen, ergriffen wird. So war es nicht vormals.

Mit der Empfänglichkeit für Instrumentalmusik hat sich die Liebe zur Vokalmusik in hohem Grade bei den Berlinern entwickelt. Man zählt jetzt daselbst eine große Anzahl von Singdilettanten, die aus den verschiedenen Singschulen, die sich nach dem von Fasch errichteten Singinstitut hier gebildet, hervorzugehen Gelegenheit haben. Es kommt beinahe keine Gesellschaft zusammen, und findet kein Schmauß statt, wo nicht dem Gott des Gesanges ein Opfer gebracht wird.

Man macht daher in Berlin keine geringe Forderung an den Schauspieler, welcher zu seinem Gesange das Publikum einladen will. Die Theaterdirektion bestrebt sich, den Erwartungen desselben in dieser Hinsicht zu genügen, und es stellt das Singpersonal unserer Bühne sehr seltne Talente auf. Die Sänger Fischer, Funke und Stämer, die Sängerinnen Auguste Schmalz, Milder-Hauptmann und Schulz gewähren durch ihren Gesang den Berlinern sehr genußreiche Abende. Von diesen vorzüglichen Künstlern, welche in den Opern größtentheils die Hauptpartheien besetzen, sind Fischer und die Milder ein Gegenstand der Parteiung im Publikum.

Gewiß ist Fischer eine der seltensten Erscheinungen für die darstellende Kunst. Man wird schwerlich einen Sänger auffinden, der mit einer so schönen ausgebildeten Stimme das Talent des Schauspielers in solchem hohen Grade vereinigt, als er. Im Tragischen wie im Komischen ist er gleich trefflich. Er ist sich dieser seiner Kraft in hohem Grade bewußt, und dieß reißt ihn oft hin, der Darstellung und Ausführung seiner Parthieen größern Nachdruck zu geben, als wohl erforderlich ist. Damit schadet er häufig dem Eindruck, den er zu machen wünscht. Es artet nämlich sein schöner Gesang sehr oft in Ziererei aus, wenn er den Ausdruck von Gefühlen verfolgt, die eine Baßstimme nur andeuten, aber nicht ausführen darf. Vorzüglich wird er oft dazu verleitet, wenn er in komischen Rollen, z. B. in der des Figaro, Johann v. Paris, des Kapellmeisters und der Dorfsängerin sein gewandtes Geberden- und Mienenspiel überladet und dieß mit seinem Gesang zu unterstützen beabsichtigt.

Ein Gegensatz von Fischer ist die Milder-Hauptmann. Diese Künstlerin vereinigt mit ihrer schönen vollen Stimme einen juno'schen Körperbau. Ihre Darstellungen als Medea, Iphigenia, Athalia gewähren dem Aug und dem Ohre den schönsten Genuß. Dieß ist der Kreis, worin sich ihre Talente mit vieler Klarheit bewegen. Indeß geht ihr wieder die Schule des Gesanges und das Talent des umsichtigen Schauspielers ab. Was sie ist, hat ihr die Natur verliehen. Sie ist Stimme und heroische Figur und im Vortrage der deklamatorischen Musik dürfte sie vielleicht einzig sein.

Die Meinung über diese Künstlerin ist getheilt, denn da es allgemein heißt, daß sie alle ihre Singparthieen durchs Gehör und durch Vorspielen sich eigen macht, aber sie nicht vom Blatt oder durch Noten erlernt, so betrachten sie die Kunstsänger nicht als eine Künstlerin, sondern als eine Dilettantin, die ihren Vorrath von Kenntniß des Gesanges durch ihr angebornes Talent zu unterstützen weiß. Die Naturalisten hingegen setzen sie wieder über die Schmalz und Schulz, die sie an Stimme übertrifft, aber denen sie an Kunstübung bei weitem nachsteht.

Ein fruchtbarer Zweig der Berliner theatralischen Darstellungen ist jetzt das Ballet. Bei allen Opern, wo es auf großen Effekt berechnet ist, darf das Ballet nicht fehlen, und da der Monarch eine Unterhaltung an Balletvorstellungen findet, so läßt sich leicht denken, daß die Theaterdirektion alles anwendet, es zu vervollkommnen. Indeß kann man das Tanzpersonale nicht als ganz vorzüglich ausgeben. Die Berliner haben sich neuerdings überzeugt, daß es bei

weitem noch nicht am Ziele der Vollkommenheit steht, nachdem mehrere französische Tänzer seit dem wieder eingekehrten Frieden in kurzer Zeit die Proben ihres Talents abgelegt haben. Anatole Gosselin und seine Gattin hatten vor kurzem die Berliner zur Bewunderung durch ihren Tanz hingerissen, und jetzt ist es Antonin, der sie durch seinen Tanz entzückt. Die Darstellungen dieser Künstler haben die vorzüglichen Talente, die das hiesige Balletpersonale übrigens aufzuweisen hat, sehr verdunkelt, und es scheint das Urtheil daraus hervorgegangen zu sein: daß dem Deutschen das Tanztalent nicht in hohem Grade angeboren sei. Sed haec non nostra est.

Berlin im März.

G — r.

Englands Staatskunst in Ostindien

oder

Geschichte und Ursachen des Krieges in Nepaul.

Beschreibung des Landes Nepaul. — Beschreibung von Terraie. — Des Krieges Veranlassung und glücklicher Ausgang für die Briten. — Bedenkliche Lage der Briten in Ostindien, zu Anfang des Krieges. — Englands Vortheil aus dem Siege über Nepaul. — Bedrohungen von den wilden Horden der Pindarens. — Schilderung dieses Volks.

Zu den wichtigsten, ich möchte sagen, weltgeschichtlichen Begebenheiten des gegenwärtigen Zeitalters gehören ohne Zweifel einerseits die Unternehmungen Rußlands gegen Persien, wodurch diese Macht den ostindischen Besitzungen der Engländer sehr nahe kömmt; andererseits die Absichten Englands auf Erweiterung seiner Besitzungen in Ostindien nach Osten zu, wodurch der brittische Zepter an die Grenzen Chinas rühren würde! — In dieser letztern Rücksicht führten die Engländer den so eben rühmlich beendigten Krieg in Nepaul. Es ist überflüssig, der großen noch unzuberechnenden Folgen zu erwähnen, welche daraus entstehen würden, wenn England in unmittelbares Berühren mit dem chinesischen Kaiserthum kommen, und kraft der Waffen ihm gelingen sollte, in jenes riesenhafte unbekannte Reich vorzudringen. Der gegenwärtige Aufsatz ist das Beste und Erschöpfendste, was bis jetzt über diesen großen Gegenstand geschrieben worden ist. Der Verfasser, Oberst Doyle, ein persönlicher und genauer Freund des gegenwärtigen Oberbefehlshabers von Ostindien, des Grafen von Moira, konnte besser denn irgend einer die Nachrichten mittheilen. Die allgemeinen Ansichten, welche er aus der Folge der Begebenheiten herleitet, beweisen seine tiefen Kenntniße jener Gegenden, die er während der Zeit, die er dort seinem Vaterlande mit Ruhm diente, sich eigen machte. Ich gebe deswegen seinen Brief ohne alle wesentliche Auslaßung, und schmeichle mir, daß keiner der deutschen Leser ihn unbefriedigt aus der Hand legen wird.

London den 3. April 1817.

An den Grafen von B...

— — Sie haben mich wiederholt aufgefordert, Ihnen meine Ansichten über die neulichen Begebenheiten von Indien mitzutheilen, an welchen Sie, wie ich weiß, besonders warmen Antheil nehmen. Sie mögten die wahren Ursachen des in jenen Gegenden beendigten Krieges,

Digitized by Google

und Wesen und Staatsverhältnisse des Volkes, mit welchem wir zu fechten hatten, näher kennen lernen. Mit Vergnügen will ich versuchen, Ihren Wünschen zu entsprechen. Ohne in Einzelnheiten einzugehen, werde ich Ihnen klare Ansichten des Entstehens, der Fortschritte und der Beendigung des kurzen aber blutigen Kampfes vorzulegen mich bestreben, und dann einen Blick auf die politische Lage werfen, in welcher sich die englische Regierung nach dem mit Nepaul geschlossenen Frieden befindet. Schlüßlich werden Sie mir erlauben, einige allgemeine Bemerkungen über den Zustand von Ostindien, und über die Erwartungen, zu welchen unsere politischen Verhältnisse in jenen Gegenden berechtigen, hinzuzufügen.

Die Kette der großen Himaleh-Berge, welche die Tatarey von Indien trennen, bildet die nördliche Grenze des nepaulesischen Reiches. Eine ähnliche Bergkette, welche beinahe parallel mit den Himaleh, in einer Entfernung von etwa hundert englischen Meilen läuft, unter dem Namen der Nepaul-Berge bekannt ist, kann als die südliche Grenze des Reiches angesehen werden, welches sich zwischen sechs und siebenhundert Meilen in der Länge erstreckt, von dem Gebiet des Bootan Rajah, welches der östlichste Punkt ist, bis zu den Ufern des Sutledge, nach Westen zu, welcher Fluß es von dem Völkerstamme der Sikhs trennt. — Das Land zwischen diesen beiden Bergketten ist größtentheils mit hohen und steilen Gebirgen bedeckt, deren dichte Wälder nur von tiefen Schluchten durchschnitten sind, welche die von dem Himaleh herunterkommenden Waldströme bilden, und durch welche sie sich in das ebene Land von Indien ergießen. Hier und da findet man einige wohlangebaute Thäler von verschiedener Größe und Ausdehnung, zu welchem der einzige Zugang durch enge Pässe führt. Die vorzüglichsten darunter sind die Thäler von Catmandoo und das eigentliche Nepaul-Thal. Von dem letzteren bekömmt das ganze Land seinen Namen. Im ersteren liegt die ansehnliche Stadt Catmandoo, welche für die Hauptstadt des ganzen Reichs gilt.

Vor noch nicht langer Zeit scheint diese ganze Berggegend unter mehrere kleine selbherrliche Fürsten vertheilt gewesen zu sein, unter denen die Rajahs von Nepaul und Catmandoo die mächtigsten waren. Im Jahr 1768 schloß der Erstere dieser Fürsten, aus Furcht vor den ehrgeizigen Absichten des Letztern, eine Verbindung mit dem Rajah von Gorkah, seinem Nachbar, welchen er bei einem Angriff des Rajah von Catmandoo auf sein Land, zu Hülfe rief. Der Rajah von Gorkah nahm diese Einladung gern an und mit Hülfe der nepaulesischen Truppen gelang es ihm, den Rajah von Catmandoo zu vertreiben. Allein darauf bezeigte der Sieger keine Lust, das Land, welches er befreit hatte, zu verlassen, sondern beschloß, es für sich selbst in Besitz zu nehmen. Er rottete das landesfürstliche Geschlecht aus, und befestigte dadurch das Haus Gorcah oder Goorkha auf dem Throne von Nepaul. Daher kömmt es, daß, wenn man von dem regierenden Geschlecht spricht, man es immer Goorkhas nennt, obgleich das Land, worüber sie herrschen, Nepaul heißt. Seit dem Jahr 1768 hat das Haus Goorkha durch eine Folge kräftiger Unternehmungen stets an Macht zugenommen und seine Besitzungen ausgedehnt. So hat es auch alle die vormals unabhängigen kleinen Fürsten unterjocht und ihre

Länder an sich gezogen, und ist dadurch zu einem großen Reich und einer bedeutenden furchtbaren Macht herangewachsen.

An dem Fuße der nepaulesischen Bergkette, und längs der Ausdehnung nach Hindostan zu, erstreckt sich ein schmaler Strich Landes, ungefähr im Durchschnitt zwanzig Meilen breit, welchen man gewöhnlich mit zu Nepaul rechnet, und Terraie nennt. Derselbe bildet eine Art von Rand längs der ganzen Linie unserer Provinzen Bengalen, Bahar, Oude und Delhi, und geht bis zu dem Gebiet unseres Freundes und Bundesgenossen Vezirs. Dieser schmale Strich Landes hat uns mit den Goorkhas in Berührung gebracht, und war, wie man sich leicht vorstellen kann, der ewige Zankapfel bei allen Grenzstreitigkeiten zwischen uns und jener Nation. Die Goorkhas haben, in der Absicht ihre Besitzungen im flachen Lande auszubreiten, schon seit mehreren Jahren sich kleine Eingriffe in unsere Besitzungen erlaubt. Anfangs waren die Neckereien so unbedeutend, daß man gar nicht darauf achtete. Allein durch diese Nachsicht kühner gemacht, nahmen die Goorkhas vor einiger Zeit auf einmal zwei und zwanzig Dörfer in Nunnore, einem Theil der Provinz Bettiah. Ungeachtet aller Vorstellungen von Seiten unserer Regierung, wollten sie den Besitz derselben nicht wieder aufgeben. Obgleich die Gewaltthätigkeit berechtigt haben würde, sogleich zu den Waffen zu greifen, ließ man sich doch gern gefallen, daß man den von den Goorkhas vorgegebenen rechtlichen Grund jener Besitznahme, vor Ergreifung weiterer Maaßregeln, durch einen von beiden Seiten ernannten Ausschuß untersuchen ließ. Die Folge war, daß das Eigenthumsrecht der ostindischen Gesellschaft auf den bestrittenen Landesstrich ganz außer Zweifel gesetzt ward. Dennoch schützten die Goorkhas mancherlei vor, um die Räumung des Landes zu verschieben, und die Streitigkeiten zu verlängern. Dies dauerte bis zu dem Jahr 1813, wo nach wiederholten Unterhandlungen der Rajah endlich vorschlug, daß man eine neue Abordnung veranstalten, und nach einer nachmaligen und genaueren Untersuchung der früheren Verhandlungen, den Abgeordneten Vollmacht geben sollte, die künftige Grenzlinie zwischen beiden Staaten, ohne weitere Anfrage zu bestimmen. Die Bengalische Regierung nahm diesen Vorschlag an, und sandte den Oberstwachtmeister Bradshaw, mit den Vollmächtigen der Goorkhas zu handeln. Der Erfolg des Zusammentritts bestätigte vollkommen den der ersten Untersuchung und kein Schein des Rechts zeigte sich auf Seiten der Goorkhas. Als aber nun die erwartete Uebergabe des besetzten Landstrichs erfolgen sollte, fand sich, daß die Gesandten des Goorkha keine Vollmacht dazu hatten. Den darauf erfolgten Erinnerungen ward kein Gehör gegeben, sondern im Gegentheil erhielt Bradshaw Befehl, sich sogleich über die Grenze zu entfernen. Unter diesen Umständen erhielt eine Absendung unseres Kriegsvolks Auftrag, vorzurücken. Alsbald verließen die Goorkhas den streitigen Landesstrich und die Oberherrlichkeit der ostindischen Gesellschaft ward wiederum befestigt. Es schien, die Goorkhas hätten, ohne förmlich ihren vorgeblichen Rechtsansprüchen zu entsagen, stillschweigend in Wiederbesitznahme von unserer Seite eingewilligt.

Bald darauf machte die regnerische Jahreszeit nothwendig, das Kriegsvolk wegen der in

dieser Jahreszeit herrschenden Fieber zurückzuziehen, und die Verwaltung des Bezirks wurde den bürgerlichen Behörden der Gesellschaft daselbst übergeben. Kaum aber war die Besatzung abgezogen, als ein Haufe der Goorkha-Krieger vorrückte, britische Verwaltungen oder Jannahs angriffen, mehrere unserer Leute tödtete, und unter andern den obersten Jannahdar oder Verwaltungsbeamten auf eine grausame und kaltblütige Weise hinrichten ließ, welches, nachdem er seinen Posten schon vollkommen übergeben hatte, unter den Augen und auf Befehl des Anführers der Krieger geschah. Es war nun einleuchtend, daß es die Absicht der Goorkhas war, die unrechtmäßig besetzten Lande mit Gewalt der Waffen zu behaupten. In dieser Lage der Dinge fand es Oberstlandpfleger, Graf von Moira, gegenwärtiger Markgraf von Hastings, geleitet von einem rühmlichen Bestreben, Krieg zu vermeiden, für gut, eine ernsthafte und starke Ermahnung an die Regierung von Goorkha ergehen zu lassen. Er forderte Aufklärung der vorgefallenen Gewaltthätigkeit, Bestrafung der Grausamkeit des Befehlshabers von Goorkha, und Auslieferung der besetzten Lande als Hauptbedingung der Fortdauer des guten Einverständnisses. Alle diese Vorstellungen wurden keiner Antwort gewürdigt, worauf also förmliche Kriegserklärung und Vorrückung des Heeres erfolgte.

Der Streit, in welchen wir auf diese Weise verwickelt wurden, gehörte zu den wichtigsten. Wir hatten offenbare Beleidigung empfangen, und unsere Besitzungen waren durch einen der frechsten Eingriffe verletzt worden, wofür man uns Abbitte und Ehrenerklärung verweigerte. Die Grundlage aller unserer Besitzungen in Indien besteht in der von unserer Macht dort herrschenden Meinung. Wäre es uns mißlungen oder nur halb gelungen, die von den Goorkhas empfangene Schmach zu bestrafen, würde dies den verderblichsten Einfluß auf unsere Macht in andern Theilen von Hindostan gehabt haben. Es war daher nothwendig, den Krieg sogleich mit dem festen Entschlusse zu eröffnen, die Goorkhas gänzlich zu unterjochen, und einen Frieden zu erzwingen, der gegen alle fernern Einfälle von dieser Seite sicherte. Allein es war kein Krieg, den wir mit einer oder zwei Feldschlachten endigen zu können hoffen durften. Wir hatten es mit einem neuen Feind zu thun, in einer Gebirgsgegend, wo uns die Natur tausenderlei Hindernisse in den Weg stellte, und wo die Vortheile unserer Waffengewandheit durch die Unmöglichkeit in großen und zusammenhängenden Massen zu wirken, größtentheils verloren ging. Unter den vielfachen Aufgaben des Kriegs, ist wohl keine schwerer zu lösen und zweifelhafter im Erfolg, und an keinen ist die Erfahrung der besten Feldherrn und der Muth der tapfersten Soldaten öfters gescheitert, als an Eroberung eines Berglandes, vertheidigt von einem muthigen, kriegerischen und entschlossenen Volke.

Einen solchen Krieg schnell und entscheidend zu beendigen, war die vom Lord Hastings zu lösende Aufgabe und die Mittel, welche er ergriff, zeigten von seiner tiefen Einsicht. Sein Hauptaugenmerk ward, zuerst in die Gebirge vorzudringen. Deshalb theilte er sein Heer in vier Haufen. Der östliche bestand aus dem Kriegsvolk von Dinapore, unter Oberstfeldwachtmeister Marlay. Dieser sollte Catmandoo gegenüber in die Gebürge einfallen und gerade auf die

Hauptstadt zu rücken. Weiter westlich sollte die Benares-Abtheilung unter Feldherr Sullivan Wood, Bootwal besetzen, und von da mit Marley gemeinschaftlich handeln. An den Ufern des Suttledge, dem westlichen Ende unserer Linie stand der Heertheil des Feldherr Ochterlony gegen die Hauptmacht der Goorkhas unter ihrem Oberanführer Amer Sing. Feldherr Gillespie hatte Befehl, in das Doan einzufallen, und sich Meister von Kalonga zu machen, die Pässe an den Flüssen in jener Landschaft zu besetzen, und so Amer Sings Rückzug, im Fall Ochterlony ihn zurückdrängen sollte, abzuschneiden. Der Zweck dieses ausgedehnten Kriegsentwurfs war, die Linie des Feindes überall zu schwächen, indem man ihn nöthigte, sich weit auszudehnen, und ungewiß zu bleiben, auf welchem Punkte man eigentlich im Sinne habe, die Bergpässe durchzubrechen; während es auf der andern Seite vollkommen hinreichend sein würde, daß nur ein Heertheil den Weg durch die Berge fände, um uns einen entscheidenden Sieg und glückliche Beendigung des Krieges zu sichern. Hätte Lord Hastings seine Macht in eine oder zwei große Massen getheilt, würde der Feind seine ganze Stärke auf dem bedrohten Punkte zusammen gezogen, und uns den Erfolg eines Angriffs auf die Bergpässe sehr unsicher gemacht haben, oder hätten wir die erste Schwierigkeit glücklich überwunden, so würden doch auf dem fernern Zuge durch enge Felsenwege, wo nicht mehr als zwei Mann nebeneinander gehen konnten, die Größe unseres Heers unser größtes Hinderniß gewesen, und die Kraft des Feindes dadurch vermehrt worden sein.

Der von Lord Hastings gemachte Entwurf war trefflich berechnet. Allein der Anfang der Ausführung wurde von keinem glücklichen Erfolge begünstigt. Die Haufen der Anführer Marley und Wood, fanden in den Gebirgen so bedeutende Schwierigkeiten, daß sie sogar alle Versuche aufgaben, die Bergpässe zufolge empfangener Weisung zu erstürmen. Ein großer Vortheil jedoch war, daß sich starke feindliche Absendungen nach jenen Gegenden hin richteten, und die Vertheidigungsanstalten anderer Orte sehr geschwächt wurden. Der Heertheil des Feldherr Gillespie drang daher, wie es die Absicht war, in die Gebirge ein, und belagerte die Festung Kalonga, die er mit Sturm zu nehmen suchte. Allein der entschlossene Widerstand des Feindes, und wie man vermuthet, Mißverständnisse in ertheilten Befehlen, machten die Anstrengungen unserer Soldaten eitel. Nach einem sehr blutigen Gefechte wurden sie mit starkem Verluste zurückgeschlagen. Der Feldherr machte neuen Versuch zu stürmen, und stellte sich selbst an die Spitze seiner Leute. Da fiel er an der Oeffnung des Mauerbruchs, mit Wunden bedeckt. Der Sturm mißlang abermals und die Belagerung ward aufgehoben.

Obgleich auch hier die Unternehmungen nicht glücklich waren, verursachten sie doch, wie bei den Feldherrn Wood und Marlay, dem Feinde Zerstreuungen, welche dem nützten, was im Westen vorbereitet ward. Hier drang nämlich Feldherr Ochterlony, mit Ausdauer, Umsicht und Beharrlichkeit vor. Seine Bemühungen zu unterstützen, ließ Lord Hastings, welcher damals in dem nördlichen Theil Hindostans war, einen neuen Heerhaufen unter Befehl des Obersten Nicholls, in die Landschaft Kemaon einrücken, die im westlichen Theile von

Nepaul liegt. Oberst Nicholls hatte Befehl Almora, die Hauptfestung in Kemaon, zu besetzen; die Ueberschreitung der Flüsse im Westen zu sichern, so den Rückzug Amer Sings abzuschneiden, und ihm in den Rücken zu fallen. Alle diese Bewegungen führte Oberst Nicholls mit der bewundernswürdigsten Geschicklichkeit aus. Er durchzog das Gebirge ohne Verlust; griff des Goorkha Heer unter Husty Dhal, einem Oheim des Raja, an, und schlug den Feind vollkommen. Husty Dhal selbst fiel in der Schlacht. Darauf richtete sich der Oberste gegen die Aussenwerke der Festung Almora, und nahm sie mit Sturm: belagerte Almora selbst, und zwang es zur Uebergabe, so daß nach zehn blutigen Tagen, ganz Kemaon erobert und besetzt war. Der glückliche Fortgang dieser Unternehmung entschied den Feldzug, denn Amer Sing, der Anführer der feindlichen Hauptmacht am Sutledge wurde in seinem Angriffe auf Feldherr Ochterlony zurückgeschlagen und gezwungen, sich zurückzuziehen. Oberst Nicholls schnitt ihm den Rückzug in Kemaon ab. Das nöthigte ihn, seine ganze Kriegsmacht an Feldherr Ochterlony gefangen zu geben.

Auf diese Weise war das Land der Goorkhas von den Ufern des Sutledge bis zu dem Gogra von unseren Völkern besetzt, und die Stellungen, von welchen aus wir den Krieg weiter verfolgen konnten, ließen die baldige gänzliche Unterjochung des Landes erwarten. Unter diesen Umständen schickte der Rajah von Nepaul Gesandte in unser Lager, und bat um Frieden. Diesem zufolge wurde ein Vertrag abgeschlossen, welcher zwar dem Rajah seine Selbherrlichkeit, uns aber vollkommene Sicherheit gegen künftige Gefahren gewährte. Der ganze Landstrich Terraje, die Ursache so vielen Streites, mußte an die britische Regierung übergeben werden, mit Ausnahme des Bezirks Morung, welcher aus Schonung den Goorkhas gelassen wurde, da er ihnen als Viehweide unentbehrlich ist. Die Landschaft Kemaon ward bestimmt, für immer Eigenthum der ostindischen Gesellschaft zu sein; das Land an dem Jumna, westlich von Kemaon, den verschiedenen kleinen Fürsten wieder zuzufallen, denen es die Goorkhas abgenommen hatten. Die Festung Nagree, und eine gewisse Landschaft, ostwärts davon, sollte künftig dem Rajah von Siccem angehören, dem Fürsten eines, theils aus Hindus theils aus Tataren bestehenden Volkes, mit welchem wir erst seit kurzer Zeit in Verbindung stehen, und das uns in diesem Kriege beigestanden hatte.

Dieser Vertrag wurde von den Bevollmächtigten des Rajah unterzeichnet, und eine bestimmte Zeit für die Auswechselung der Genehmigungen festgesetzt. Allein der Rajah, nach der gewöhnlichen Staatsklugheit der indischen Höfe, suchte immer Vorwände zum Zögern, und verweigerte endlich geradezu die Bestätigung, in der Hoffnung, die herannahende regnerische Jahreszeit werde uns in Verfolgung unserer Unternehmung stören. Diese Treulosigkeit machte einen neuen Feldzug nöthig. Deshalb schickte man sich während der Regenzeit mit Ernst zur Unterjochung des Landes an. Da wir von Kemaon und den westlichen Provinzen bis zum Sutledge kriegerisch Besitz hatten, so war der Erfolg gewiß. Der Oberbefehl in diesem andern Feldzug

ward dem Feldherr David Ochterlony übergeben. Er sollte über Muckwanpore nach der Hauptstadt Catmandoo vordringen.

Sobald es die Jahreszeit nur einigermaßen erlaubte, begann der Oberfeldherr seine Bewegungen. Er stieß bei Muckwanpore auf den Feind. Hier geschah ein sehr blutiges Treffen. Die Feinde thaten tapfern Widerstand, drangen muthig an die Bajonette der Unseren heran und stürzten sich wüthend in das Feuer. Allein trotz diesem wurden sie mit bedeutendem Verlust geschlagen. Nun stand unserm Weg zur Hauptstadt nichts mehr entgegen. Jetzt erschienen zum zweitenmale Abgeordnete des Rajah in unserm Lager, und flehten für ihn um Frieden unter allen Bedingungen, wofern er nur Selbherr in seinem Lande bliebe. Es stand in unserer Gewalt, das Land für uns selbst zu nehmen, oder auf irgend eine andere Weise darüber zu verfügen. Allein der Oberstlandpfleger begnügte sich mit den Bedingungen des ersten Vertrags, indem diese allen den Zwecken, wegen welcher wir den Krieg angefangen hatten, vollkommen entsprachen; diese bestätigte der Rajah sogleich und willig.

Im Anfang des Kriegs war der allgemeine Zustand Indiens keineswegs sehr erfreulich. Nur durch wohlberechnete Schritte der Kriegsmacht und einer kräftigen Staatsklugheit gelang es dem Lord Hastings, die Maratten im Zaum zu halten und zu verhüten, daß durch sie unsere Verrichtungen gegen Nepaul unterbrochen würden. Es ist offenbar, daß vor Ausbruch des Krieges die Goorkhas mit Scindiah und andern Maratten-Fürsten in Verbindung standen, und auf deren Mitwirkung rechneten. Allein die Entschlossenheit in Lord Hastings Verfahren vereitelte Alles, daß nämlich, da die Kriegserklärung geschah, sogleich auch schon zahlreiche Heere nach ihren verschiedenen Bestimmungsörtern im Zuge waren, ehe Scindiah und die andern Maratten-Fürsten entfernteste Ahnung vom Anfang der Feindseligkeiten hatten.

In jenen Augenblicken aber war die Anzahl der Heereskräfte, welche Lord Hastings zu seinem Gebrauch hatte, keineswegs groß genug, nach allen Seiten die Stirn zu bieten. Allein er brachte binnen kurzer Zeit im nördlichen Theil von Hindostan eine Macht zusammen, welche unter seiner persönlichen Anführung hinreichend war, die Maratten zu zügeln. Verschiedene Anzeigen machten es nöthig, ihre Bewegungen zu beobachten. Denn Scindiah stand an der Spitze eines bedeutenden Heeres bei Gwalior. Diese nahe an unserer Grenze gelegene Festung, welche wir im letzten Kriege den Maratten abgewonnen hatten, und welche wir als eine Vormauer gegen alle Einfälle von daher stets hätten behaupten sollen, war auf eine ganz unbegreifliche Weise während der schwachen und unthätigen Verwaltung, welche auf das kluge und prachtvolle Regieren des Lord Wellesley gefolgt war, dem Scindiah wieder gegeben worden. Anstatt also ein Bollwerk der Sicherheit für uns zu sein, war die Festung jetzt ein Gegenstand, auf welchen wir unsere Aufmerksamkeit unverwandt richten mußten. Meer Khan mit einem Heer von 25,000 Mann, theils aus Freibeutern, theils aus Maratten bestehend, stand ganz in der Nähe und der marattische Rajah von Berar, oder wie man ihn auch zuweilen nennt von Nagpore (dem Namen seiner Hauptstadt) suchte eine starke Macht zu sammeln, unter

dem scheinbaren Vorwand den Rajah von Bhopaul, einen kleinen Fürsten, dessen Land zwischen Berar und Scindiahs Land liegt, abzustrafen. Allein der wahre Grund war, sich mit Scindiah und Meer Khan zu verbinden, und mit vereinten Kräften unsere Gebiete anzufallen. Der Rajah von Bhopaul, aus vergeblicher Furcht vor einem Einfall von Seiten des Rajah von Nagpore, bat uns um Beistand, erbot sich Hülfsgelder zu geben, und stellte sich unter unseren Schutz. Lord Hastings war geneigt, dies Anerbieten anzunehmen, allein wie es zum Abschluß der einzelnen Bedingungen kam, fand der Rajah allerlei Schwierigkeiten und Aufschübe, welche nebst einigen andern Nachrichten, zu der Entdeckung leiteten, daß das Gesuch um Beistand mit Vorwissen des Nagpore geschehen war, um ihre Trügereien zu decken, und die wahre Absicht der Zusammenziehung von Heeren zu bemänteln.

Lord Hastings hatte sich indessen nicht täuschen lassen, und deshalb das Heer von Madras nebst dem Hülfshaufen von Hydrabad vorgeschoben. Als daher des Rajahs Heer beisammen und im Begriff stand, angeblich gegen Bhopaul, in der That aber mit Scindiah gegen uns zu rücken, langte Oberst Doveton zu Ellichpore auf der Gränze mit 30,000 Mann an, und Hastings meldete dem Rajah, daß, sobald er mit seinen Völkern nach Bhopaul gehen würde, sich mit dem Scindiah zu vereinigen, Oberst Doveton schon Befehl hätte, in Beras einzufallen, die Hauptstadt Nagpore zu stürmen und zu schleifen. Diese Drohung hatte erwünschte Wirkung. Der Rajah läugnete alle feindliche Absichten, und erbot sich, seine Aufrichtigkeit zu beurkunden, selbst in das Lager des Oberstlandpflegers zu kommen.

Um ferner Scindiah und Meer Khan vom Vordringen abzuschrecken, mußte ein Herrhaufen von Bombay nach Jaulna, ihnen im Rücken, vordringen. Durch diese Vorkehrungen ward die entworfene Vereinigung mit den Maratten gänzlich vereitelt, und Lord Hastings hatte freien Spielraum in Nepaul.

Es scheint, daß bei dem letzten Einfall die Goorkhas zu voreilig gehandelt hatten, ehe alle Plane zur Reife gediehen waren. So viel ist gewiß, sie hatten die ehrgeizigsten Hoffnungen. Ein merkwürdiger Brief von Amer Sing, ihrem Oberbefehlshaber, welcher sehr gewandt sein soll, wurde von den Unseren aufgefangen, und aus ihm schöpfte man viel Einsicht in ihre Entwürfe. Der Brief, von dem sich drei Abschriften vorfanden, war an den Rajah von Nepaul gerichtet. Amer Sing räth in demselben kräftige Verfolgung des nun einmal angefangenen Krieges an; tadelt jedoch sehr, daß man die Feindseligkeiten durch ungerechten Angriff zur unrechten Zeit begonnen habe. Darauf zeigt er, daß nur in Verbindungen mit andern indischen Mächten, das Reich von Nepaul zum Gipfel seiner Größe gelangen und die Engländer vertreiben könne; daß es ferner nöthig sei, alle diese Mächte zu diesem Zwecke zu vereinen, und auch den Kaiser von China mit in das Geschäft zu ziehen, den es nicht schwer halten würde zu überzeugen, daß die Engländer nur deswegen Nepaul zu erobern trachteten, um von aus nach Tibet vorzudringen.

Der Erfolg des Krieges und die Bedingungen des Friedens, wodurch die Goorkhas die Hälfte ihrer Länder verloren haben, sichern uns vollkommen gegen alle ferneren

Beschwerden. Wenn man glaubt, daß die Nepaulesen den übrigen Indern gleichen, würde man sich sehr täuschen; denn sie sind ein Volk, wie die schottischen Hochländer, ein tapferer kräftiger Stamm, kühn, thätig und unternehmend; erfahren in Krieg, welchen sie in den letzten fünfzig Jahren ununterbrochen zu führen pflegten, voll von Vertrauen auf sich selbst, und gleich allen Gebirgsbewohnern mit Verachtung auf die Bewohner der Ebene herabblickend. Ausser einer bedeutenden Anzahl stehender Schaaren zur Vertheidigung der Gebirge, hatten sie ein beständiges Heer von 25,000 Mann, gut geübt und gewaffnet. Ihre Kleidung ist wie die unserer Seapoys; und sie sind eingelernt, sowohl in Reih und Glied, als auch in ihrer gebirgigen und fast unwegsamen Gegend nach dem Vortheil und der Gelegenheit des Orts zu streiten. Man fand, daß sie alle neuen bei unserer Kriegsmacht eingeführten Verbesserungen angenommen hatten, besonders bedienten sie sich mit glücklichem Erfolg einer neu erfundenen Art Grenade (shrapnel shell) welche zu Catmandoo verfertigt wird. Sie gebrauchten auch bei ihren Haubitzen die Tangenten-Scalen, welche erst seit Lord Hastings Verwaltung in Indien, bei unserer bengalischen Artillerie eingeführt sind. Diese wenigen Umstände zeigen, mit welcher Wachsamkeit sie alles beobachteten und annahmen, ihre kriegerische Stärke zu vermehren.

Ich habe auf diese Weise versucht, Ihnen einen Begriff von dem Kriege in Nepaul zu geben, welchen man selbst in diesem Lande nur sehr unvollkommen verstanden und dessen Wichtigkeit man daher keineswegs richtig zu schätzen gewußt hat. Was die Frucht des Krieges anbelangt, muß bemerkt werden, daß die Friedensbedingungen mehr als die sämmtlichen Kriegskosten bezahlt haben. Der Nawab Vizier, dessen Gebiet in Oude an das Nepaulesische anstößt, und der daher ebenso sehr als wir diese lästigen Nachbaren los zu sein wünscht, streckte der Regierung von Bengalen eine Million Pf. Sterl. als Anlehn zu sechs vom Hundert vor, und von dieser Summe soll noch ein Theil übrig geblieben sein. Dagegen haben wir dem Vizier den ganzen Theil von Terraie (welches uns zufolge des Friedensvertrags ganz abgetreten ist) so weit es an seine Besitzungen gränzt, abgetreten, welches er mit Dank als Bezahlung seines Anlehens angenommen hat; so daß Lord Hastings im Stande gewesen ist, diesen Krieg zu führen und glücklich zu beendigen, ohne der ostindischen Compagnie eine einzige Rupee Kosten zu verursachen.

Allein ausserdem, daß die Friedensbedingungen unsere Besitzungen in jener Gegend vollkommen sichern, dürfen wir aus den Eroberungen, welche wir behalten, große Vortheile ziehen zu können erwarten. Kemaon, welches jetzt mit unsern Besitzungen vereint ist, wird bei weitem mehr eintragen, als Verwaltung und Vertheidigung desselben kosten wird. Und da sich die Landschaft nördlich bis dicht an das Gebirge Hemmalech erstreckt, setzt sie uns in den Stand, in gerader Verbindung und in Handelsverkehr mit der westlichen Tartarei zu treten. Westlich macht der Fluß Alekunnundra, ein Ast des Ganges, die Grenze von Kemaon aus. Die Schiffarth darauf ist in unsern Händen und erstreckt sich bis hart an die große Oeffnung des Hemmalech-Gebirges, so daß auch diese Wasserverbindung dazu beitragen muß, einen

vortheilhaften Handel mit der Tartarei zu eröffnen, und zwar nicht allein für die sämmtlichen Bedürfnisse unserer indischen Gebiete, sondern auch in verschiedenen Waaren europäischen Kunstfleißes, vorzüglich in wollenen Tüchern, welche dort in hoher Achtung stehen und bis jetzt immer zu Lande dahin gebracht wurden.

Im Osten haben wir gleichfalls eine Verbindung mit der Tartarei gewonnen, durch das Land des Rajah von Siccem, unsers Bundesgenossen, und man verspricht sich große Handels-Vortheile davon. Ausserdem hat noch in Folge dieses Krieges eine Auswechselung von Höflichkeits- und Freundschafts-Versicherungen zwischen dem chinesischen Statthalter in Jassa und der Regierung von Bengalen statt gefunden; so daß die glückliche Beendigung dieses Krieges nicht allein unmittelbare Vortheile von größter Wichtigkeit mit sich gebracht hat, sondern auch noch andere daraus hervorgehende Früchte vom höchsten Werth erwarten läßt.

Der Zustand von Indien seit dieser Begebenheit verspricht einen langdauernden Frieden. Die weisen und wohlberechneten Maaßregeln, welche Lord Hastings bei dem vor kurzem erfolgten Tode des Rajah von Nagpore ergriffen hat, haben zur Folge gehabt, daß im May vergangenen Jahres (1816) ein Schutz- und Trutz-Hülfsvertrag mit seinem Nachfolger unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu Stande gekommen ist. Auf diese Weise ist einer der furchtbarsten Maratten-Staaten mit uns gegen seine vorigen Bundesgenossen auf das engste verbunden. Dieser Umstand allein setzt schon den Ausgang eines Krieges, den Scindiah gegen uns etwa einst unternehmen könnte, ausser allem Zweifel.

Die einzige Quelle allenfallsiger Unruhen in Indien, sind noch die Pindarees, ein unabhängiger Stamm Freibeuter zu Pferde, denen kein Abentheuer zu kühn ist. Sie leben größtentheils in verschanzten Lagern an den Ufern des Flusses Nerbudda, von wo aus sie ihre Streifzüge nach verschiedenen Gegenden richten. Ihr einziger Unterhalt besteht im Plündern. Sie wandern äusserst schnell, überfallen plötzlich unvertheidigte Gegenden, welche sie dann auf das unmenschlichste verwüsten. Ihre Pferde sind an die unglaublichsten Anstrengungen gewöhnt, und sollen in vierundzwanzig Stunden hundert englische Meilen zurückzulegen im Stande sein. Vor kurzem überfielen sie eine der ostindischen Gesellschaft zugehörige Landschaft, wo sie sich die frechsten Räubereien erlaubten, und mit einer ungeheuern Beute so schnell entflohen, daß alle Versuche unserer Reiterei, sie einzuholen, fruchtlos blieben. Da unsere Verbindung mit dem Rajah von Nagpore, uns bis an den Nerbudda, den Sitz dieser Räuber, bringt, so sind wir im Stande uns gegen ihre ferneren Einfälle zu sichern, und bei den zweckmäßigen Maaßregeln, welche der Oberbefehlshaber von Bengalen ergreift, vorzüglich in dem Bund mit dem Rajah von Jagpoor, ist an einer baldigen gänzlichen Unterjochung derselben nicht zu zweifeln.

Bei der Denkart der indischen Mächte, wäre es wohl übereilt zu behaupten, daß wir ununterbrochenen Frieden erwarten dürfen. Allein indem unsere Macht täglich mehr befestiget wird, nimmt alle auswärtige Gefahr ab. Dies scheint auch die öffentliche Meinung in Indien zu sein, welche durch die kräftigen Maaßregeln des Lord Hastings hervorgebracht worden ist. Der

verbesserte Zustand des Staatsvermögens und des öffentlichen Zutrauens in Indien sind der beste und zuverlässigste Beweis davon. Noch nie war ein größerer Geldvorrath auf dem Markte zu Kalkutta, und die Versicherungsscheine zu sechs vom Hundert der ostindischen Gesellschaft, welche bei der Ankunft des Lord Hastings in Indien, im Jahr 1814, einen Abzug von vierzehn vom Hundert erlitten, hatten im August 1816 nicht mehr als drei vom Hundert Abfall. — —

Dies waren die glücklichen Wirkungen einer auf rechtliche und edle Grundsätze gestützten Verwaltungsweise und der heitern Ansichten des Vortheils der ostindischen Gesellschaft, wodurch allein die Ueberlegenheit der britischen Macht in jenem Welttheile aufrecht erhalten und behauptet werden kann.

London im Januar 1817.

Rede eines Südamerikaners vor dem Areopage des heiligen Bundes.

„Die Greuel, welche der spanische Vertilgungskrieg in dem beweinenswürdigen Paradies der neuen Welt zum zweitenmale seit seiner Entdeckung verübt, schreien zu jedem um Hilfe, der ein menschliches Herz im Busen trägt. Es scheint, als dränge sich alle Wuth der weißen Jakobiner, weil ihr in Europa kein Tummelplatz des Ausbruches gelassen ward, nach den Ebenen der neuen Freiheitserde, um unter geheiligten Namen und Zeichen in ungestörter Lust zu würgen. Die Geister der Mordgesellen Pizarro's, Almagro's und Cortez erstehen wieder aus ihren blutgedüngten Gräbern, und die Vergeltung zieht unter ihrem Panier über die Häupter ihrer eigenen Enkel. Die Zeit des katholischen Ferdinand I. lebt auf unter dem katholischen Ferdinand VII. mit dem Unterschiede, daß dieser verlieren wird, was jener durch Grausamkeit errang. Denn nicht gegen wehrlose Indier gilt es zu kämpfen. Europa selbst ficht um das Erbe Mutezuma's und Atahualpa's gegen Europa's entartete Söhne, die jetzt Neger befreien, um desto sicherer Amerikaner in Knechtschaft zu erhalten, wie sie einst Neger in Fesseln schlugen, um die Kinder der Sonne schadenfreier zu vertilgen."

Wer glaubt nicht einen Schreibfehler von drei Jahrhunderten zu lesen; wenn er einen Befehl des Generalkapitäns Mozo, von Caraccas am 18. November 1815 datirt sieht, in welchem also steht:

„Ich befehle euch, alle Rücksichten der Menschlichkeit auf die Seite zu setzen. Alle Auf„rührer und ihre Anhänger, man treffe sie mit oder ohne Waffen, alle endlich, die irgend einen „Antheil an der gegenwärtigen Krise nehmen, müssen auf der Stelle ohne vorgängiges Ver„fahren, blos auf eine mündliche Berathschlagung, in Gegenwart dreier Offiziere, erschossen „werden."

Ein Befehl, den Ureztiete, Gouverneur der Insel Margarita, weiter also an den Hauptmann übertrug:

„Ihr werdet niemand Pardon geben, und euere Truppen alsbald nach deren Ankunft plün„dern lassen. Ihr werdet den Platz verbrennen, und zurückkehren, wenn alles ruhig („tod und „verbrannt“) ist.“

Ein König von Syrakus legte dem überwundenen Karthago keine andere Verpflichtung auf, als die Menschenopfer abzustellen. Spanien hat die alten Altäre Mexiko's wieder aufgerichtet, und in Hekatomben rauchen Menschenopfer, von dem altchristlichsten Volke dem Götzen einer schrankenlosen Machtgier und Habsucht gebracht.

Wenn der deutsche Bund einem wiedereingesetzten Fürsten verbeut, das Eigenthum seiner ihm wiedergegebenen Unterthanen durch einen Machtspruch zu entreissen, sollte der heilige Bund, der Retter Europas von grausamer Politik, seine Stimme nicht erheben dürfen, nicht erheben müssen, um die Kinder Europens von der selbstmörderischen Hand Spaniens zu retten?

„Einst hörte Rom mit Erkenntlichkeit einen Wilden vom Ufer der Donau, und zum Preiß seiner Freimüthigkeit befahl es seinen zerstörenden Legaten, einzuhalten. Wie groß stünde Europa vor uns, widersetzte es, im Namen der Menschheit, seinen hohen Schiedspruch dem Fortschwellen des Weh's, worunter Amerika ächzt! —“

Welchen Empfindungen würde ein Südamerikaner, etwa ein Sohn des Cazikensohnes Tupac Amaru, der nach der Befreiung Nordamerikas schon vor dreißig Jahren thun wollte, was jetzt geschehen wird, oder Don Josephs Espana, der 1796 ebenfalls von Caraccas aus die vereinigten Staaten von Südamerika gründen wollte — welchen Empfindungen würde er begegnen, wenn er im Namen seines Vaterlandes, dessen Wunden aufdeckend, und dessen zerschnittene Adern vor dem Areopag des heiligen Bundes zeigte, dem alle sich Brüder nennende Fürsten beisäßen, also gegen Spanien spräche:

---

*) Hat der Himmel, grausames Spanien, mich nur für dich allein geschaffen? Jahrhunderte glücklich und ruhig, bis zur Stunde, wo deines Colombo Hand den Schleier zerriß, der, seit die Erde erschaffen ward, mich deinen Blicken barg, lernte ich dich nur durch Blut und Thränen kennen. Kaum angelangt auf meinen Gestaden, schleudern deine Kriegsknechte unbekanntes Feuer auf meine Kinder, das sie niederschmettert; deine Rosse stampfen sie zu Boden, du zerstörst meine Throne und Altäre, die meine Dankbarkeit jenem Gestirne errichtet hatte, dessen Strahlen meinen Boden befruchten, meine Blumen und Früchte, die Bewohner meiner Wälder und

*) Aus dem Werke de Pradt's: Des Colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique. Paris 1817 im Februar. Das Buch hätte größern Werth, wäre es um die Hälfte kleiner. Aber es enthält treffliche Stellen, die ich mit eben der Freimüthigkeit anerkenne, womit ich die Blößen seines Werkes über den Kongreß von Wien in der Schrift zu zeigen bemüht war: „Lesefrüchte aus Hrn. de Pradt's Werk über den K. v. W. wider dasselbe 1816.“

Ebenen, mit den glänzendsten Farben schmücken, und die Säfte meiner Pflanzen reifen. Diese Säfte geben dir Gesundheit, die Eingeweide meiner Berge Reichthum; und Tod, nur Tod war mir bis jetzt der einzige Mittler dieser Dankbarkeit. Seit du den letzten Inka auf den Scheiterhaufen bandest, seit du den Herrscherstamm Mexiko's in einen andern Welttheil entführtest, hast du je seitdem aufgehört, Schmach auf Schmach, Verderben auf Verderben zu häufen?

Ich öffne meine Arme zu deinem Empfang, und du erklärst mich für deinen Sklaven. Und um dir ein Recht dazu zu geben, weisest du meinen Kindern die letzte Stufe in der Reihe der Wesen fern von dir an. Rom erst muß dir befehlen, Menschen in ihnen anzuerkennen, und von nun an überließest du dem Schwerdte und den Fesseln die Sorge, den Abstand zu erfüllen, den du zwischen uns gesetzt. Wesen, so verworfener Art, waren allerdings nur gut zum Vertilgen, und sie sind nicht mehr! — Doch damals warst du wenigstens nicht Kindesmörderin; aber jetzt, jetzt ist es dein eignes Blut, was du verspritzest!

Wer, Spanier, sind wir? und wer seid ihr? Haben die Ansiedler Amerikas in euern Augen ihren ursprünglichen Karakter verloren, erkennt ihr nicht mehr euere Brüder in Ihnen? Verzeiblicher war euer erstes Wüthen, denn euere Streiche fielen auf Fremdlinge; als jetzt, wo ihr gegen euch selbst zu Felde zieht. Uns trennt nicht mehr seltsamer fremdartiger Gottesdienst, mein Mund giebt euch jener Sprache feierliche, prachtvolle Klänge wieder, wie ihr sie in jene Weiten trugt, die ich jetzt einnehme. Eine Mutter bezieht alles auf ihrer Kinder Wohl; ein kluger Eigenthümer alles auf die Besserung seines Erbes. Woran könnte ich in euch die Gefühle jener und die Einsicht dieses erkennen? Widerlegt mich, wenn ihr könnt? Was thatet ihr für uns und was haben wir nicht für euch gethan?

Spanien du herrschest, und dein Reich macht dir bange. Meines Gebietes Größe erschreckt dich im Vergleiche der engen Grenze des Deinen. Meine Reichthümer beschämen deinen Nothstand, und meine Fruchtbarkeit die Unergiebigkeit deines Bodens. Jene Bevölkerung, welche alle meine Eigenschaften hervorrufen, erschreckt im voraus deine entvölkerten Städte, deine verlassenen Felder. Es gilt, damit anzufangen, diese Keime der Kraft und des Glücks zu zerstören, den überschwellenden Saft stocken zu machen, und dem Baume nur jene Früchte zu erlauben, die du selbst pflücken kannst. Die Natur vernahm deinen Befehl, unfruchtbar zu sein. Dem Oehlbaume hast du untersagt, seinen Saft für mich zu spenden, dem Maulbeer das Insekt zu nähren, woraus der Kunstfleiß meine Kleidung bereitet hätte; der Rebe meine Hügel zu bedecken, und meinen Durst zu löschen. Unfruchtbar muß Amerika sein, damit Spanien blühe, entvölkert von ackerbauenden Bewohnern, und hier die Krämer zu vermehren und zu bereichern. Nur Gold soll bei mir wachsen, um dir zu gehören; das nur willst du mir erlauben; jeder andere Verkehr mit der Welt ist mir untersagt, und wenn ich ihr entdeckt heißen kann, so ist sie für mich noch zu entdecken. Umsonst schimmern die nützlichen und lockenden Erzeugnisse ihres Kunstfleißes an meiner Schwelle, du vergönnst nur der theuern Ungeschicklichkeit deiner

Arbeiter sie zu überschreiten. Meine Ströme und Hafen könnten die Flotten einer Welt fassen; dein eisernes Gesetz läßt ihre Oede nur in fernen Zwischenräumen durch die schwachen Sendungen des gierigen Staatsschatzes oder der Ränke unterbrechen*). Durch wen lässest du über mich schalten? Durch Fremdlinge. Wer ersetzt sie? wieder Fremdlinge. Glücklich noch, wenn dieser Vorwurf der einzige ist, den ich ihnen zu machen habe, wenn sie nicht diesen Ueberzug als leichtes und schnelles Mittel betrachten, zu Schätzen zu gelangen. Sieh da, was mich deine Herrschaft kostet! Ungerechnet deine Kriege, die mich nichts angehen, und die meine Hafen sperren, meine Gestade mit Feuer verwüsten, und meinen weiten Umfang in einen Kerker wandeln. Soll Lima und Mexiko auf der Folter liegen, weil du dich in Europa in irgend einige Ränke oder Irrungen verwickelt hast? Das Gefühl aller dieser Uebel ist jetzt auf seiner Höhe. Eine lange Zeit, Spanien, warst du für mich nicht mehr in der Welt. Ereignisse, die ich nicht verschuldet, erzeugten diese Trennung; sie hat andere Verhältnisse, andere Berechnungen herbeigeführt, sie bestehen jetzt, und eine neue Schöpfung ist für mich erstanden. Soll ich ihr um deines Eigennutzes willen entsagen? entsagen für den Preiß desselben Nachtheils, der wie zuvor unfehlbar mich niederbeugte?

Lasse mich in Frieden der Laufbahn meines Alters, dem neuen Weltumschwunge folgen. Werd' ich von jenem fortgerissen, der einst mich in deine Hände gab, wie vermöchte ich dem zu widerstehen, der mich ihnen entnimmt? Du täuschest dich; du wähnst ich sei es, der meine Bande brach, während die Natur, die ganze Menschheit es gethan. Ich trete in ihre Reihen, aus welchen du mich entfernt gehalten, und will nicht mehr aus ihnen treten. Sprich selbst, ist es etwa nur dein König, der allein über mich herrschte? Nein, jeder Spanier, jede Werkstätte, jede Kaufmannsstube Spaniens sieht in mir ihren Unterthan, ihren Leibeignen. Das ist zuviel der Last, ich schüttele sie von mir, und nun brechen Brand und Verwüstung herein. Ueberall rauchen Blut und Asche, und Kastiliens Löwe, an Wildheit mit jenem meiner Wälder eifernd **), schickt sich an, wie er nur über Wüsteneien zu herrschen.

Welche Vorstellung habt ihr denn von den Rechten der Oberherrschaft? Hat der Himmel, indem er den Menschen schuf, nichts als einen Unterthanen aus ihm machen wollen? Ist sein Haupt dem Joch verpflichtet, welcher Form und welcher Schwere es sei? und sind es endlich nicht die Unterdrücker, welche Rebellen machen? Ihr meint also, jeder Widerstand heische Vertilgung? dem Laufe der Natur folgen, sei Pflichtverletzung, und Nachdenken und Vergleichen müsse zum Tode führen? Trennen sich in Spanien die mündigen Kinder nie von ihren Eltern, und habt ihr niemals sie Familienhäupter werden sehen? Nun denn! ich verlange nichts als eben diesen Uebergang. Die Stunde hat geschlagen; alles mahnt mich in meinem Innern an meine Reise, alles von aussen klärt sich auf, regt, vergrößert sich: sollte ich allein in den Winkeln,

*) Die Erlaubniß, Schiffe nach dem spanischen Amerika zu befrachten, mußte sonst als Hofgunst gesucht werden.

**) Amerika hat keine Löwen, sondern den Puma oder Jaguar, der vom Löwen sehr abweicht. Das hätte de Pradt wissen, und auch als Redner nicht vergessen sollen.

allein in dem Dunkel bleiben, in dem ihr mich halten möget? Welche Mittel habt ihr dazu? Wo sind euere Schätze? in den Eingeweiden meiner Berge. Wo euere Schiffe? in meinen Wäldern. Wo euer Einkommen? in meinen Erndten, die ihr verbrannt, meinen Feldern, die ihr entfruchtet habt. Wo sind euere Krieger? die Unglückseligen! ihr schleppt sie zur Vertilgung ihrer Brüder! Auf wen werdet ihr bauen, wenn sie einmal das Gold ins Auge fassen, was ich statt eueres kargen Soldes ihnen schimmern lassen kann; wenn sie jene Früchte kosten, welche ich statt eines vom Geitz zugemessenen, von betrügerischer Habsucht geschmälerten Unterhaltes ihnen biete; wenn sie die Bräute erblicken, mit welchen ich sie vermählen kann, während ihr in trauriger Hagestolzenschaft ihre Jugend und ihre Geschlechter erlöschen laßt. Oder sei es auch, daß sie euch treu blieben jene Söldner, womit ihr mich bedroht: Zu meinem Verderben ausgesendet, werden sie nur ihr Grab erreichen. Glaubt ihr, ihr Anblick mache mich zagen? Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Cortez und Pizarro, und meine Söhne stammen von ihnen gleich euch. Euere Pferde und Waffen werden sie nicht mehr in Staunen setzen; lange hat man in diesen Himmelsstrichen euch unsterblich gewähnt; jetzt weiß man, daß ihr sterben könnt.

Glaubt mir, auch Feindes Rath kann manchmal heilsam sein: Entsagt einer Herrschaft, welcher die Natur ihr Ziel bezeichnete; sie ist mir niederdrückend, euch fruchtlos. Vernehmt es, daß fortan kein Volk vonnöthen habe, als Herr über ein anderes zu walten, sondern allein mit ihm Handel zu treiben. Vertraut den Ersatz eueres gefürchteten Verlustes meinem Emporblühen, es hat das euere zur Folge. O! hättet ihr so begonnen! Nichts wird weiter dies gemeinsame Glück stören, es wird euch nichts kosten, und ihr werdet da zur Hälfte erndten, wo euch die Saat nichts kostete. Euere neuen Reichthümer werden ohne Kosten, ohne Mühsal, ohne Mackel sein, und nur um so mehr euerm Hang zur Ruhe, euerer angeborenen Großmuth zusagen. Wenn es nicht so würde, so vollendetet ihr in euerm eigenen Schooße die Entvölkerung und das Verderben, als dessen Urheberin man mich schon einmal anklagte. Kehrt auf die lichte Bahn zurück, die uns beide zum Glücke führt. Wir wollen ihn enden den mörderischen Krieg, der uns ein Blut vergießen macht, das nur bei den süßesten Namen aufwallen sollte, und dafür die friedlichen und nützlichen Wettkämpfe des Kunstfleißes, der Arbeit, des Handels tauschen. Versuchen wir, wer obsiegt, das jugendliche Amerika oder Altkastilien? Bauet euere Fluren, ich will meine Minen bauen, um Gold für jener Erndten zu gewinnen. Ruft die vertriebene Betriebsamkeit zurück in euere Werkstätten; ich harre auf gehäuften Schätzen ihrer Erzeugnisse. Alles was ihr bedürft, besitze ich; aber mit dem Schwerdte könnet ihr es nicht mehr erlangen. Wisset, daß Natur es der Arbeit, dem Gewerbfleiße nur zuerkennt: das ist das neue Gesetz der Erde, und nicht um eurentwillen geschieht ihm Einspruch. Ich verlange nur dessen Anwendung bei den Zwisten, die uns widereinander waffnen. Wenn aber Vorstellungen, die so sehr auf Recht, Vernunft und Brudersinn gegründet sind, euer Herz nicht schmelzen können; wenn es dem Schrei meiner Schmerzen verschlossen bleibt; wenn nichts euch genügt, als die Rückkehr in das Joch; wenn Vorsicht euch vor den Gefahren meiner Entrüstung nicht warnt; wenn eines

Tages Amerika Spanien verweigert, was Spanien jetzt Amerika versagt; wenn ihr für alles Berufung auf das Schwerdt beschließt, und kein anderes Organ wollt, als nur das Schwerdt: dann Spanier, weil ihr mich dazu zwingt, dann antworte ich euch, wieviel es auch mich kostet: durch das Schwerdt! und mein letztes Wort legt ihr auf dessen Spitze.

Inhaltschwere Worte, mit Rednergabe gesprochen, die wohl mit leichten Aenderungen in manchen Ländern disseits des Meridians von Ferro eben so bedeutsam wiederhallten, als gälten sie den Söhnen der alten Welt. Denn überall bleibt Mensch, Natur und Wahrheit sich gleich. Und was beschlösse der heilige Bruderbund?

K. Friederich.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Allgemeine Theurung. Theilweise Hungersnoth. Wirkungen derselben. Uebervölkerung. Noth von Glarus. Frankreichs Verhältniß. Ultramontanisches Christenthum. Wyß Reise ins Berner Oberland.

Jeder Tag hat seine eigene Plage, und wie jeder Mensch, so hat sie jedes Volk. Was den Spanier, was den Deutschen drückt, was den Schweden, was den Neapolitaner kümmert, was den Briten, was den Franzosen plagt, das drückt und kümmert und plagt den Schweizer nicht. Ihm wäre im Gefühl seiner Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit wieder ganz wohl, hätte er, nach überlebten politischen Stürmen, einen freundlichern Himmel über sich, gewognere Nachbaren neben sich, und dankbarern Boden unter sich. Es läßt sich nicht läugnen, die Schweiz ist eines der schönsten und reizendsten Länder des Erdbodens; die Natur darin eine wahre Dichterin; allein sie hat auch den bekannten Erbfehler der Dichterinnen, daß sie für die Haushaltung übel sorgt und ihre armen Kinder etwas vernachläßigt. Eine Reihe von Jahren verschneite die Alpen zu früh, machte die Erndten der Thäler zu spät, vereitelte die Hoffnungen der Winzer und brachte Armuth, Theurung, zuletzt wahre Hungersnoth über das ganze Land. Man hörte von ewigen Regengüssen, von verwüstenden Wolkenbrüchen, von ungeheuern Ueberschwemmungen, vom zermalmenden Sturz der Lauinen weit umher, daß den Menschen bange ward; zuletzt kamen noch Erdbeben dazu, die jedoch mehr Schrecken, als Schaden brachten.

Jeder machte nun von diesem Allen seine Nutzanwendung auf eigenthümliche Art. Viele, das heißt, bei tausende, wanderten aus nach Amerika, um einen mildern Himmel, und einen ergiebigern Erdgrund zu finden. Andere machten Entwürfe, endlich einmal durch verbesserte Flußbetten, den Ueberschwemmungen und Versumpfungen der Thäler vorzubeugen. So haben die Kantone Bern, Waat und Neuenburg ein großes Werk im Wurf. Die Landwirthe mahnten zu klügerer Benutzung des Bodens. Die Kornwucherer hielten ihre Vorräthe

zurück, um sie den hungernden Mitchristen um den höchsten Preiß versteigern zu können. Die frommen Nachbeter Jung Stillings und der Frau von Krudener predigten das nahe Weltende und den Zorn Gottes über die armen Schweizer, während doch Türken und Heiden nicht halb so fromm sind, als wir Schweizer und dabei das schönste Wetter von der Welt genießen. Der Papst erlaubte seinen Kirchgenossen das Fleisch an Tagen, da er es ihnen sonst versagte. Einige Regierungen dagegen verboten den jungen Burschen und Mädchen das Tanzen, weil man bei böser Zeit nicht fröhlich sein müsse. So that jeder, wie er konnte und meinte, daß es gut sei.

Inzwischen war eben nicht alles gut, was die Angst that, wie das wohl zu geschehen pflegt. Am übelsten wirkte auf die ganze Eidsgenossenschaft, daß ein Kanton anfing, die Ausfuhr seiner Lebensmittel gegen die übrigen zu erschweren, das heißt zu sperren. Nun mußten die übrigen, auch die einsichtsvolleren Regierungen wider ihren Willen, das Gleiche thun. Damit ward die Noth erhöht, statt vermindert, und von einer Gegend gelangte keine Hülfe mehr zur Andern. Hätten die deutschen oder italiänischen Fürsten in ihren Ländern auf ähnliche Weise zwischen ihren einzelnen Provinzen gleich allen Verkehr und Umsatz der Lebensmittel verhindert: so würden sie vielleicht auch größere Noth erkünstelt haben, als nöthig war. In einem kleinen Staat, wie die Schweiz, ist dergleichen kräftige Maaßregel noch wirksamer, als in einem Reich mit größeren Provinzen. Am besten bei der Sache war, daß man noch über Frankreich und Italien, so wie aus Deutschland einige Zufuhr von Getraide, Reis und andern Lebensmitteln erhielt; wiewohl Frankreich schon wegen der bloßen Durchfuhr Schwierigkeiten machte. In der Eidsgenossenschaft selbst galt der Kanton Aargau als allgemeine Kornkammer, von wannen besonders Luzern, Uri, Unterwalden, Schwyz, Zug, Glarus u. s. w. ihre Bedürfnisse reichlich, wenn gleich in einzelnen kleinen Abtheilungen holten.

Bei dem Allen offenbarte sich die hausväterliche Sorgfalt der eidsgenössischen Regierungen von der andern Seite für ihre Mitbürger aufs herrlichste. Da ward keine Gemeinde, und in den Gemeinden auch der Geringste nicht vergessen noch versäumt; in zahllosen Städten und Dörfern die rumfordsche Sparsuppe eingeführt; aus den öffentlichen Vorräthen um niedrigen Preis verkauft, oder unentgeldlich gegeben; aus dem gesammelten Armenvermögen den Nothleidenden mitgetheilt. Mit den Regierungen wetteiferten die vermöglichern Privatleute in wohlthätiger Unterstützung. In Städten und Dörfern bildeten sich menschenfreundliche Vereine und Hilfsgesellschaften, welche mit Rath und That zur Hand gingen. Wußte man entfernte Gegenden in noch größerm Elend, auch ihnen schickte man noch Hilfe. Es flossen aus beinah allen Kantonen sehr beträchtliche Summen nach Glarus, an die dortige evangelische Hilfsgesellschaft, um das unglaubliche Elend der, durch Stillstand des Handels und der Gewerbe in den Bettelstand versetzten Menschenmenge in Glarus zu mäßigen.

Die Schweiz kranket an demselben Uebel, wie England. Sie leidet in vielen Gegenden an Uebervölkerung. Die ehmalige Thätigkeit der Fabriken bewirkte eine ungeheure Volks-

vermehrung, welche mit dem plötzlichen Verschwinden der Ursachen ihres Daseins, ohne Mittel geblieben ist, sich das Leben zu fristen. Die Erde hat für sie nicht Raum und Kraft genug, alle zu nähren. In vielen Gemeinden, da alles Gemeinland unter die Unglücklichen zum Anbau vertheilt ward, kamen auf eine Haushaltung kaum zweihundert Geviertklafter. Man findet da Dörfer, wo während des Winters zwölf bis zwanzig Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, Alte und Junge, Kranke und Gesunde in einer einzigen Stube beisammenwohnen mußten; wo wegen Abgangs anständiger Bekleidung, weder Kinder die Schule, noch Erwachsene die Kirche besuchen konnten. Vielleicht nur in einigen Manufakturgegenden Englands, gewiß weder in Deutschland noch Frankreich, hat man von so unermeßlichem Elend eine Vorstellung. Schon zu Anfang des Winters ernährten sich viele Familien nur mit Klößen von Kleie und mit dem Aase todter Thiere daselbst. Aber auch in andern Gegenden der Schweiz, wenn sie schon nicht an Uebervölkerung litten, bewirkte Mangel besserer Lebensmittel, daß das Fleisch von Hunden, Pferden und Katzen nicht länger verschmäht wurde.

Man hat wie in England, auch in der Schweiz, viel und mannigfaltig berathschlagt, wie den Uebeln der aus dem Fabrikleben entsprossenen Uebervölkerung am zweckmäßigsten zu begegnen sei? In England lebt die ungeheuere Masse der an den Bettelstab Hingestürzten gegenwärtig von den abgeforderten Unterstützungen der Reichen. Ohngefähr eben so ists in der Schweiz. Dadurch wird in beiden Ländern die Masse des gewonnenen Wohlstandes wieder in beinah gleichem Verhältniß geschwächt, wie sie durch den vormals ausserordentlichen Gewerbsfleiß genährt war. Denn viele Tausende zehren da müssig am allgemeinen Vermögensstock, ohne das mindeste zu seiner Erhaltung oder Mehrung beitragen zu können. In einigen Kantonen — und so weit kam es doch in England noch nicht — gerieth man auf den verzweifelten Einfall, die Ehen armer Personen geradezu gesetzlich zu verhindern, um der Vermehrung der Nichtshabenden Einhalt zu thun. So geschah es durch ein Gesetz der Landesgemeinde von Uri, und des großen Rathes von Luzern. Gesetze aber gegen Naturtriebe gehören wohl nicht ganz zu den natürlichsten, und müssen besonders in Freistaaten als wunderseltsame Merkwürdigkeiten erscheinen. Zudem ist vorauszusehen, daß Verfügungen dieser Art, welche zwar die Ehen, aber nicht die Geburten verhindern können, der Willkühr der Vollstrecker freien Spielraum zu despotischen Eigenmächtigkeiten öffnen, und Laster der Unzucht pflanzen. Man will die Zahl des Volkes mindern, und mehrt die Zahl unehlicher Kinder, oder der Kindermorde. Man will den Uebeln der Armuth wehren, und arbeitet den guten Sitten gesetzlich entgegen.

Vielleicht oder wahrscheinlich würde die Noth der Schweizer noch nicht so hoch gestiegen sein, hätten sie freundlichere Nachbarschaften, rücksichtlich des Handels und Gewerbs. Aber besonders Frankreich lähmte durch seine strengen Handelsgesetze, Einfuhrverbote und Gränzzölle die letzte Kraft und Hoffnung schweizerischen Kunstfleißes. Als Frankreich mit den eidsgenössischen Freistaaten die Unterhandlung wegen der Militärkapitulationen betrieb, wurden schmeichelnd die lieblichsten Aussichten auf Handelsbegünstigungen gegeben. Aber auch nur

Aussichten. Umsonst widersetzten sich einsichtsvolle und rechtliche Staatsmänner in den gesetzgebenden Versammlungen der Kantone, gleich dem männlichen Uffleger in Freiburg, einer Militärkapitulation mit Frankreich, bevor ein Handelsvertrag abgeschlossen sei, oder überhaupt. Sie wurden als Träumer, als Jakobiner, als Feinde der Bourbonen, als Napoleonisten, als Freunde Deutschlands und deutschen Geistes verkehert und überstimmt. Jetzt giebt die Schweiz ihr Blut hinweg, aber von der Gegengunst wird wohl geschwiegen werden, bis einmal wieder die Rede von Erneuerung der Militärkapitulationen eintritt. Inzwischen gewinnt oder behält Frankreich allezeit staatsklug durch die Söhne derer, die unter seinen Fahnen als Oberhauptleute dienen, den Einfluß, welchen es will, auf die Schweiz, die doch in Sprache, Sitte und Gemüth mehr den Deutschen verwandt ist, und den Deutschen aus den letzten Schicksalen das meiste Gute dankt, so sie empfing.

Aber eben der helle deutsche Geist will nicht aller Orten behagen; man möchte beinah sagen, er ist etwas verrufen. Französische, noch besser vielleicht spanische Beschränkung der Ansichten mögte man wohl lieber in Umlauf setzen, wenn es so leicht damit ginge. In kirchlicher Hinsicht ist es jedoch schon in so weit damit gelungen, daß sich die unter dem alten, deutschen Bisthumssprengel von Konstanz gestandenen katholischen Kantone zuerst untereinander entzweien, dann gern oder ungern von der deutschen Kirche trennen mußten, um unmittelbar unter Rom, oder dem Legaten, oder dem Generalvikar des Papstes zu stehen. Noch wird berathen und gehadert, auf welche Weise wieder ein Bisthum zu stiften, oder zum alten zurückzukehren sei? Inzwischen erläßt der apostolische Generalvikar Göldlin, zu Beromünster im Kanton Luzern apostolische Sendschreiben an die katholischen Christen; warnt darin vor denen, die vor „ultramontanischen Grundsätzen“ warnen; zeigt, daß das ganze Christenthum ultramontanisch sei, weil es vor alter Zeit aus Italien gekommen sein soll; zeigt auf die „Sklaverei und Finsterniß der griechischen Kirche“ seit sie sich vom „römischen Papst losgerissen“ habe, (eine Behauptung die der Apostolische schwerlich beweisen oder in Rußland wagen würde, wo verhältnißmäßig glänzendere Fortschritte der öffentlichen Bildung, als in Italien und Spanien gethan worden). Und um, wie sich ein Schweizerblatt neulich darüber ausdrückte: Die römische Hierarchie ganz in ihrem göttlichen Lichte darzustellen, läßt er zwei alte Hirtenbriefe französischer Bischöfe zur Ehre der göttlichen Einrichtung der Hierarchie abdrucken, die Schweizer vor den verderblichen, deutschen Grundsätzen zu behüten, indem er zum Ueberfluß hinzufügt: „Aus Deutschland her ist keine Kirche in Helvetien gegründet worden.“ Wenn auch schwerlich jemand an der Gründlichkeit und Wahrheit zweifeln wird, wenn gesagt wird: „daß der römische Papst, als Nachfolger des h. Petrus, als Oberhirt über alle Hirten und Schaafe der ganzen Kirche eine wesentliche, göttliche Gerichtsbarkeit habe — darüber gilt kein Klügeln und Vernünfteln!“ so wird man doch des Generalvikars Vorstellung von weltlichen Fürsten und Obrigkeiten wohl hin und wieder zu herbe finden, wenn er behauptet: „Man mögte die Bischöfe in einem Lande“ (es ist nicht gesagt, in welchem?) „von ausländischer Gerichtsbarkeit

losreissen, um sie unter das eiserne Joch einheimischer Politik zu schmieden.“ Dazu stellt er als warnendes Beispiel England hin. Ist denn aber die einheimische Politik ein wirklich so eisernes Joch? wird der gebildete Schweizer fragen; denn auch für diesen sowohl, als für die hochwürdige Geistlichkeit, ist das Büchlein gedruckt und in Luzern um fünf Batzen zu haben.

An diese literarische Erscheinung mag sich eine andere reihen, von anderer Gattung, aber gediegneren Werthes. Das ist des Herrn Professor J. Rud. Wyß Reise in das Berner Oberland, mit trefflichen Kupfern (meistens von Lory und Hegi) zwei Bände (Bern bei Burgdorfer 1817), denen noch ein „Handatlas für Reisende in das Berner Oberland“ mit Karten, Ansichten der Bergletten und Gebirgshöhen, Aussichten von Berggipfeln und Anblicken der Stellungen oberländischer Schwinger beigefügt ist.

Man muß wohl jedem Schriftsteller das Recht lassen, zu schreiben, für wen er will, und so viel er will. Darum geziemt uns nicht, Bedenklichkeiten gegen die Größe dieses Werks über ein kleines Ländchen zu erheben. Und da Herr Wyß, indem er für den Gelehrten und für den Ungelehrten schreiben wollte, so bescheiden ist, selbst zu sagen: „Wenn man es Allen treffen will, trifft man es Keinem ganz; aber ich wäre zufrieden, wenn ich es nur jedem halb getroffen hätte!“ ist man zum Schweigen gebracht. Und wandert man mit diesem Cicerone durch die wunderhafte romantische Gebirgswelt seines Vaterlandes: so drückt man ihm gern unterwegs freundlich-dankbar die Hand, und sagt: Es ist mehr, als halb getroffen! Denn kunstreich weiß er uns in den Thälern seines Hochlandes die ganze ungeheuere Natur aller Erdgebirge nebenan zu spiegeln, daß der Blick von den Alpen Berns auf die Alpen Thibets und der Cordilleren zugleich umherschweift. Und ein Cento alles Schönen, was je über die Pracht und Herrlichkeit dieser Höhen gesagt worden ist, tönt uns aus seinem Gespräche wieder begeisternd zu. Wer mit dem Verfasser vielseitige Bildung und Kenntniß gemein hat, wird hier als Natur- und Geschichtsforscher, Dichter, Erdbeschreiber, Staatsmann, Sprachkundiger u. s. w. wechselnden Genuß finden; und wer solche Bildung nicht hat, wird sie sich hier unvermuthet angewinnen. Darum zweifle ich nicht, dies Werk wird von denen gern gelesen werden, welche die Schweiz zu sehen weder Gelegenheit noch Hoffnung haben; noch mehr von denen, die sie sahen, und gern die ewige Majestät der Alpenwelt in erfrischten Erinnerungen vor sich aufsteigen lassen wollen. Wer zu den Gletschern von Bern wandelt, wird eben so ungern seine Augen, als ein Buch zurücklassen, das ihn erst sehen lehrt.

In diesen Blättern ist kein Raum für Inhaltsanzeigen oder Beurtheilungen eines Buchs; auch bekrittl' ich nicht gern den, von dem ich lernte, und tadle den nicht gern, der mir Vergnügen gewährte. Darum sei's mit dieser bloßen Hinweisung abgethan, und dem Wunsche, daß Wyß, — und wer hätte dazu die glücklichern Gaben empfangen, als er? — uns noch mit einer vollständigen Sagenkunde der Alpen beschenken mögte. Denn was er unter dem Worte „Mythologie“ davon zum Besten giebt (zweiter Th. S. 405) ist doch eitel wenig. Jetzt aber ist die Zeit, da man noch retten soll und kann, was von der Vorwelt Wesen und Bildern in des Volkes Tönen lebt. Immer bewahrte sich der Geist des Alterthums am längsten im Gebirg rein; aber immer mächtiger dringt auch in diese abgelegenen Einsamkeiten der helle Geist des Neuerthums. Mit jedem Jahr werden wir weniger von dem erfahren, was uns

— — in alten Mären ist wunders viel geseit,
Von Helden lobebaren, von großer Arebeit;
Von Freuden und Hochzeiten, von Weinen und Klagen
Von kühner Recken Streiten!

Ueberlieferungen.

Nro. 11.

Berlin und der preußische Staat.

Fünfter Brief.

Genußseligkeit der Berliner. Eigenthümlichkeit des Luxus unserer und voriger Zeiten. — Annäherung der Stände im Leben und Genuß desselben. — Der königliche Hof. — Verhältniß der Stände im Volk zu einander. — Der Handelsstand. — Die Juden.

Im Allgemeinen hat sich die Empfänglichkeit der Berliner für Genüsse aller Art in hohem Grade verfeinert. Man findet bei weitem nicht mehr so viele Personen dem Spiele, dem Trunk und dem liederlichen Leben hingegeben. Selbst der gemeine Bürger- und der Soldatenstand machen nicht mehr solche wüste Auftritte wie ehmals, die nur die Trunkenheit, die Verzweiflung beim Verlust im Spiele und Ausschweifungen aller Art veranlaßten. An die Stelle wilder roher Freuden sind aber Prachtaufwand, Bequemlichkeit und Gaumenkitzel gesetzt. Für die höhern Stände sind eine Anzahl Gastsäle eröffnet, wo an einem Mittag oder Abend von den Berliner Gaumseligen mehr verzehrt wird, als ihre Vorfahren in einer ganzen Woche auszugeben sich entschließen konnten. Ferner gibt es eine Menge geschlossener Gesellschaften, wo die höhern Stände sich versammeln und Alles in Wohnung, Geräth, Beleuchtung und Bewirthung durch Beiträge glanzvoll und köstlich verwaltet wird. Die meisten Leute von Ton sind in drei oder vier solchen Kreisen Theilnehmer und dies beträgt eine bedeutende jährlich bestimmte Ausgabe, die aufgebracht werden muß. Die große in allen Stadtkreisen befindliche Anzahl von Wein- Kaffee- und Speisehäusern, die noch alle Tage vermehrt wird, und von denen jedes sein Publikum hat, zeigen es hinlänglich an, daß die Berliner jetzt mehr zum kostbaren Lebensgenuß hinneigen, als vormals. Hier treiben bemittelte Hausväter und Söhne ihr Wesen, und wird das verzehrt, was die Vorfahren zum Sparpfennig zurücklegten.

Ein Sammelplatz für die zierlichen Frauen und Mädchen sind die sogenannten Konfituriers, deren Zahl täglich zunimmt. Einige der letztern haben einen bedeutenden Ruf erlangt. Zu ihnen drängt sich unaufhaltsam eine Anzahl genußlustiger Leckermäuler, und das Leben und Weben daselbst gibt dem Beobachter den Anblick eines lebendigen Panorama. Sehr viele von diesen Konfituriers sind zugleich Gelegenheitsorte zu manchem zärtlichen Stell dich ein, wo der liebenswürdigen Berlinerin mit den Süßigkeiten für den Gaumen, die sie aufgetischt findet, auch für das Herz erfreuliche Süßigkeiten dargereicht werden.

Es ist ganz natürlich, daß sich dadurch im Allgemeinen auch eine gewisse Empfänglichkeit für Anstand und äusseres Ansehen verbreitet hat, und steigender Aufwand in Kleidern, Geräthen und in solchen Dingen, die bloß dem Auge Nahrung, oder einen gewissen Anstrich von Erziehung und Wohlstand geben. Aller reine Gewinn, welcher der erwerbenden Klasse verbleibt, wird nicht wie vormals, zum Kapital aufgesammelt, sondern sofort zum Aufwand benutzt.

Größtentheils ist es daher der Fall, daß sich die arbeitende Klasse nicht mehr in grobes Tuch und gewöhnliches Leinen, wie sonst kleidet. Der geringste Handwerker hat das Ansehen eines wohlhabenden, wohl auch reichen Mannes. Die arbeitende ja selbst dienende Klasse der Frauenzimmer zeigt sich an den Tagen, wo sie öffentlich erscheint, in geschmackvollem Kopfputz, in schönen Shawls und edeln Gewändern. Man hat Mühe, ihrem wahrem Stand auf die Spur zu kommen. Dieser Aufwand belebt alle Gewerbe. Das Kapital, das den vormals bei jedem einzelnen vergraben gewesenen Sparpfennig in dem Kreise der Gesellschaft bildete, ist im freien Umlauf und das Ganze hat das Ansehen großen Wohlstandes, der genau erwogen eine leere Truggestalt ist.

Im Allgemeinen läuft es zwar auf dasselbe hinaus, ob eine Gesellschaft durch liegendes Gut und Baarschaft oder Kunstfleiß ihr Dasein sichert. Der Unterschied zeigt sich aber darin, daß eine Gesellschaft, die blos auf Kunstfleiß beruht, bei Abnahme desselben in einen Zustand von Armuth versinkt, der bei liegendem Gut nicht eintreten kann.

Der Gewerbsfleiß Berlins ist seit einigen Jahrzehenden um das Dreifache gestiegen. Blos gewöhnlichen Handwerkern ist es möglich, aus ihrem Erwerb eine dreifach größere Auslage zu machen, als es sonst der Fall war. So findet man eine große Anzahl Schuster, Schneider, Kammacher, Tischler u. s. w., die einen Ladenzins von ein bis zwei hundert Thaler jährlich abzutragen vermögen. Selten ist jetzt ein Handwerksmann müssig. Alle arbeiten auf Spekulation, wenn es ihnen an Aufträgen fehlt; und die Ausstellungen von Zierrathen, Hausgeräthen, Kleidungsstücken und andern Prachtdingen, sind so häufig, daß hier der Markt für das ganze Königreich zu sein scheint. Bald wird Berlin den größern Hauptstädten London und Paris in dieser Hinsicht nichts nachgeben. Den glänzendsten Anblick gewähren eine namhafte Anzahl von Gold- und Silberhandlungen, die für viele Tausende schon verarbeitetes Gold und Silber dem Auge zur Schau darstellen. Man sollte kaum glauben, daß bei solcher Einrichtung deren Inhaber Rechnung finden.

Nun dürfte es wohl in Berlin nicht sobald an Mitteln fehlen, die Industrie der Bewohner aufrecht zu halten, wenn man bedenkt, daß das große Heer der Beamten oder Staatsdiener und eine nahmhafte Anzahl Kriegsleute schon allein einen bedeutenden Theil des baaren Einkommens, das von der ganzen Monarchie zusammengebracht wird, hier in Umlauf setzen. Die Anzahl zuströmender Fremden vermehrt die Summen. Indeß eben das Zuströmen des baaren Geldes veranlaßt, daß ein großer Theil der Bewohner Berlins in Genüssen und Zerstreuungen aller Art sein Einkommen zu verschwenden Gelegenheit findet und daß diejenigen, welche wegen ihres

beschränkten Verdienstes nicht Theil nehmen können, ein dürftiges oder auch einförmiges Leben führen müssen.

Man kann mit Fug und Recht den Glanz in Berlin nur als einen bloßen Firniß betrachten, der alljährlich neu aufgetragen werden muß, wenn er erhalten werden soll. Der größte Theil der Berliner hat blos durch seine Industrie ein Auskommen, das allein von der Masse des baaren Geldes, welches in Umlauf kömmt, abhängt. Und da nun in allen Ständen jeder sein Einkommen steigern muß, um seinen vermehrten Bedürfnissen zu genügen, so müssen die Dinge von A bis Z täglich im Preise steigen. Man hört daher auch die Hausfrauen täglich über Theurung der ersten Nothwendigkeiten klagen. Miethzins, Dienstlohn, ist beinahe um das Doppelte im Preise hinaufgegangen und diesen stehen die Lebensmittel keineswegs nach. So lange die Maschiene in gutem Gang ist, so lange diejenigen, die den Hebel derselben in Händen haben, oder diejenigen, von welchen aus das baare Geld in der Hauptstadt zirkulirt, nicht weiter schreiten und die von ihnen abhängenden Stände nicht weiter fortreißen, wird es nicht an äusserm Wohlstand fehlen. Indeß beweiset es die Erfahrung, daß der Luxus wie ein Polyp die Kanäle der menschlichen Begierden zu umschlingen sucht und täglich an Umfang und Betriebsamkeit zunimmt. Berlin steht in Hinsicht des Luxus noch nicht am Ziele. Schon jetzt könnte man voraussetzen, daß die allgemeine Einnahme des Volks seine Ausgabe nicht zu decken fähig ist, und es wird natürlich sein, daß in einigen Jahrzehenden noch größeres Mißverhältniß Statt finden wird.

Es ist nicht leicht möglich, dem Aufwand, der seit dem vorigen Jahrzehend sein Aufkommen gefunden, durch Gesetze Einhalt zu thun, wie man oft vermeint. Der Luxus unserer Zeit hat einen eigenen Karakter, worin er sich von dem der vorigen Zeiten wesentlich unterscheidet. Wenn Ueppigkeit blos im äussern Verhältniß der Menschen, in Kleidern, Geräthen u. s. w. besteht, dann ist sie leicht durch ein Gesetz zu beseitigen. Erstreckt sie sich aber auf die Genußfähigkeit der Menschen, steht sie mit ihren Gefühlen, ihrer Geisteskultur und ihren gemüthlichen Bedürfnissen in Verbindung, so kann das Gesetz nicht ausreichen, den Luxus zu unterdrücken oder die ganze Natur des Volkes muß umgeschaffen werden.

Es ist nicht ein solcher Aufwand, der scharf in die Augen fällt, sondern der im Stillen treibt. Er entwickelt und verbreitet sich blos durch die Vorstellung, die jetzt alle Stände von einem höhern Leben und von einer Gleichheit der Gefühle haben.

Das liegt im Geist der Zeit, den die Begebenheiten der vorigen Jahrzehende entwickelt. Dieser Geist der Zeit ist bei weitem nicht in seiner wahren Gestaltung, vorzüglich wie er sich in Deutschland zeigt, fest ins Auge gefaßt worden, weil er sich jetzt erst hervorzudrängen beginnt.

Die allgemeine Bemerkung, die oft vernommen wird, daß das gesellschaftliche Leben jetzt kostbarer und genußreicher ist, liegt einestheils in dem Bestreben der Völker, sich den Freuden des Lebens, die sonst nur in dem Kreise der Großen ihre Stelle fanden, zu nähern; anderntheils in der Gemächlichkeit und dem Sinn der Großen für die in andern Ständen verbreiteten Quellen

des Genusses. Beide Endpunkte des Genusses haben sich gleichsam begegnet und in ihrem Zusammentreffen in der Art gekreuzt oder gemischt, daß das gesellschaftliche Leben, um für beide empfänglich zu werden, einen höhern Standpunkt einnehmen mußte.

Dieser Standpunkt ist es, den wir nach seinem Ursprunge ins Auge fassen müssen; auf ihn glauben wir, ist das gesellschaftliche Leben in ganz Deutschland, ja in Europa hinaufgetrieben, und dies bestätigt uns die Ansicht, die wir in dem Kreise unserer Beobachtungen in Berlin und dem preußischen Staat von ihm genommen.

Gewiß gibt der preußische Hof den redendsten Beweis unserer Ansicht. Schon in der ganzen Lebensweise des Monarchen und seiner Familie herrscht eine Bürgerlichkeit und Volksthümlichkeit, die sonst an Höfen gar nicht aufzuweisen war. Man sieht keine Prachtfeste und große Mahlzeiten, destomehr spricht edler Geschmack und der Geist der Ordnungsliebe aus dem Ganzen hervor. Zieht man die Palläste und die von der Hofsitte vorgeschriebenen, nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten sich zeigenden Umgebungen des Hofes nicht in Betracht, so führt der Monarch und seine ganze Familie höchstens die Lebensweise eines der ersten begüterten Privatleute des Staats. Das Ganze ist eingerichtet, um dem Herrscher, wenn ihn seine Neigung zöge, einen bequemen Uebergang zur Theilnahme an den Genüssen seines Volkes zu erhalten. Es scheint in seiner ganzen Hauseinrichtung alles darauf berechnet zu sein, sich oft als Vater und Freund seines Volkes zeigen zu können. Beinahe täglich, wenn er in der Hauptstadt ist, erscheint er im Kreise seiner Familie im Theater. Bei den Maskenbällen, welche diesen Winter Statt fanden, wobei jedem für den Eintrittspreis der Zugang gestattet war, fand sich der König und seine Familie ein. Man sah ihn in den für den Hof bestimmten Logen, von wo er mehrmal sich dann maskirt, unter das Publikum im Saale mischte und sich unter der maskirten Menge fortbewegte. Bei den desmaskirten Bällen, wo der Eintrittspreis etwas kostbarer war, und wozu der Adel und die Dikasterien zur Unterzeichnung eingeladen waren, und anständige Personen Eintrittskarten gegen Zahlung erhielten, war der König ebenfalls mit dem ganzen Hofe gegenwärtig.

Die Aufnahme, welche der König und der Hof im Kreise dieser Volksversammlungen findet, spricht es ganz klar aus, daß das Volk in den Gefühlen seiner Würde zu weit vorgeschritten sei, als daß es die Achtung und Verehrung, die es der geheiligten Person des Monarchen zu weihen sich schuldig hält, je aus den Augen verlieren konnte. Eben diese Rücksicht nehmen auch die verschiedenen Stände gegeneinander. Keiner pocht auf seine Geburt, seinen Reichthum, seinen Rang. Alles trinkt die Freude gleichsam aus einem Pokal. Keiner ermüdet in dem Bestreben, dem Kreise würdig sich zu zeigen, dem er einverleibt ist. Selbst bei dem Handwerker zeigt sich eine Feinsinnigkeit, die, wenn es seine Einnahme erlaubte, ihm das Ansehen eines Hofmannes verleiht.

Daß dies Alles auf einen Fortschritt im Luxus hindeutet, ist wohl natürlich. Denn die Empfänglichkeit selbst des Handwerkers für Lebensfreuden setzt auch gutes Einkommen von

seinem Gewerbe voraus, und dieses kann nur erfolgen, wenn sich die Gewerbe durch den Luxus in ihrer Betriebsamkeit angefeuert finden.

Da ferner überhaupt die Höhe, auf welcher sich jetzt die Regierenden gegen die Regierten gestellt, nicht mehr den vormaligen weiten Abstand bildet, so denkt sich selbst schon jeder Mensch nicht so tief im Kreise der Gesellschaft herabgesetzt, als vormals. Es herrscht eine größere Gleichheit der Ansprüche, und wenn nicht jeglicher sie in der Theilnahme an der Verwaltung zu gründen sucht, so hält er sich doch nicht bestimmt, in dem was zu genießen steht, zurückzubleiben. Bei dem allen wird still und sicher von jedem die Grenze anerkannt, die er im Kreise der Gesellschaft hat. Durch dies gegenseitige Zugestehen seiner Beschränkung muß aber natürlich eine gewisse unmerkliche Abstufung der Stände erfolgen, die sich nicht so grell als vormals zeigt. Sie besteht jetzt nicht in der äussern abgeschnittenen Form, sondern in der Verschiedenheit des Wirkungskreises.

Es lebt jeder, kleidet sich und genießt übrigens, nicht wie es vormals hieß, nach seinem Stande, sondern nach seinem Einkommen. Obgleich nun dies Einkommen der Menschen im preußischen Staat überhaupt sich durch die gesteigerte Betriebsamkeit merklich vergrößert, nimmt doch von der andern Seite die Empfänglichkeit für Genüsse in dem Grade zu, daß ein bestimmtes Einkommen für die unbestimmt steigenden Ausgaben nicht hinzureichen beginnt. Die Lage der Staatsdiener und Kriegsleute, von welchen eine große Anzahl in Berlin lebt, ist also in gewisser Rücksicht sehr beengt, und man hört sie trotz des erhöhten Soldes über ihr Verhältniß in der Hauptstadt klagen, wo der allgemeine Hang zum Genuß die Preise aller Dinge vertheuert und die Gelegenheit zu genießen, sie und ihre Familien zu bedeutenden Ausgaben einladet.

Einen Gegensatz von diesem bildet der gewerbtreibende Stand. In diesem nimmt natürlich der Kaufmann die erste Stelle ein. Es gibt in Berlin Handlungshäuser, die einen Aufwand bestreiten, in dem es ihnen selbst der hohe Staatsdiener nicht gleich thun kann. Von der großen Masse von Nationalvermögen, welches in dem für Preußen unglücklichen Jahrzehend von 1806 bis 1816 angegriffen werden mußte, hat die Masse der Kaufleute Gelegenheit gehabt, einen großen Theil an sich zu ziehen. Alles auf Grund und Boden verwendete Kapital ist durch die Bedürfnisse, die der Krieg herbeiführte, besteuert, verpfändet und verschleudert worden, um ihnen zu genügen, und indem der größte Theil desselben durch den Krieg verzehrt ward, so ist der Ueberrest in den Händen der Spekulanten geblieben.

Der größte Theil dieser Emporgekommenen besteht in Lieferanten, Wechslern und Produktenhändlern, welche in Berlin die erste Linie in den Reihen der großen Welt bilden. Diese Erscheinung ist aber nicht neu. Stets war es während eines Krieges der Fall, daß Leute, welche das Glück begünstigt, vom Bettelstabe sich zu Millionärs emporhoben. Indeß vormals ward der Reichthum von den Emporkömmlingen nicht so zur Schau getragen als jetzt, und er ist jetzt vorzüglich ein Gegenstand der öffentlichen Rede geworden, insofern er vorzüglich einer

Gattung von Menschen in die Hände gekommen, deren Dasein überhaupt von den ältesten Zeiten her ein Gegenstand des Gezänkes war, wir meinen — die Juden.

Bekanntlich ist den Juden, seitdem sie zerstreut wurden, vorzüglich der spekulative Handel, der sich blos durch unerwartete und in ihren Augen nicht zu bestimmende Ereignisse erhalten kann, verstattet worden. Sie haben in demselben stets ihr Fortkommen gefunden, weil dieses von seinem Vaterlande verdrängte und in allen Welttheilen zerstreute Volk selbst nur ein Spiel der Begebenheiten war, und zuversichtlicher sich dem Glück und dem Ungefähr preis giebt, als jedes andere Volk, das in seinen festen Sitzen und auf seinem vaterländischen Boden eine jener wenigsten kärglichen Quelle seines Fortkommens verbürgt findet.

Der Jude neuerer Zeit hat eigentlich Alles dem Zufalle zu verdanken. Große Begebenheiten und Verhältnisse, die in die Welt eintraten, haben des Israeliten Schicksale auf sonderbare Weise bestimmt; er hat durch eben so auffallende Zeitverhältnisse seine Menschenrechte verloren, als er sie wieder gewann. Wodurch kam es, daß der Hebräer in der Vorzeit verfolgt, gedrückt und verachtet war? Weil zu jener Zeit im Gemüth des Menschen diejenige Leidenschaft, welche sich im Gefolge der Selbstsucht entwickelt, die herrschende war. Wodurch ist es den Juden gelungen, daß ihnen in unsern Zeiten wenigstens die Rechte des Menschen zugesichert werden? Weil in dem großen Theil der Menschen der Funke reinen Menschenthums zur Flamme hervorbricht.

Es sind wahrlich nicht Ueberlegungen und Rechtsgründe, die den Juden bald ganz oder unter gewissen Bedingungen aus der Gesellschaft bannten, bald in dieselbe zurückführten. Das liegt vielmehr im Geist der Zeit, der bald die Eigensucht, bald die Sittlichkeit, als den Anführer großer Entschließungen einsetzt. Wir können es weder den Vorfahren zur Last legen, daß sie die Juden oder Heiden verfolgt, so wie wir es wieder nicht dem heutigen Geschlecht zum Ruhm zählen können, daß es die Juden milder behandelt. Eben dadurch, daß den Juden die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens in allen Staaten versagt waren, war er ein Spielball des Zufalls geworden. Indem man den Juden von allen bürgerlichen Verhältnissen ausschloß, wollte man ihn gleichsam dadurch in seinem Dasein vernichten, und es mußte befremben, ihn wie einen Phönix immer wieder neu und kräftig hervorgehen zu sehen. Dies rührte aber vorzüglich daher, weil man die günstigen Augenblicke nicht zu berechnen vermochte, die der Zufall ihm aufbewahrte; auch nie auf den Gedanken gerieth, sie zu berechnen, sondern vielmehr auf die schiefe Ansicht kam: daß der Jude immer und allenthalben durch Betrug, List und Raub sein Fortkommen fände. Nun sollte man aber doch bedenken, daß ein aus so vielen Millionen bestehendes, in allen Welttheilen unter so mannigfaltigen Nationen lebendes Volk schwerlich fortdauernd so viel Jahrtausende bestanden haben würde, wenn sein ganzes Fortkommen durch Betrug, List und Raub geschehen wäre; es müßte vielmehr längst in Kerkern, auf Galeeren und auf Schaffotten das Ziel seines Daseins gefunden haben.

Wir halten dafür, daß man in Deutschland kein so lautes Geschrei wiederum gegen die

Juden würde erhoben haben, wenn die Begebenheiten der letzten Zeiten nicht die Spiele des Glücks und Ohngefährs vermehrt und damit eine große Menge Juden bereichert hätten, die nur darauf angewiesen sind.

Es ist entschieden, daß sowohl die Gegner als Vertheidiger der Juden blos durch den seit dem letzten Jahrzehend angeblich zugenommenen Reichthum der Juden veranlaßt worden, über sie zu richten. Nirgends ist aber hierzu solcher Stoff vorhanden, als in Berlin. Daher ist auch von Berlin aus der Funke zu der in Deutschland angeschierten Verfolgungssucht gegen die Israeliten ausgegangen.

Es ist kein Wunder, daß der Jude nur in Reichthum sein Glück und seinen Ruhm setzt, da er blos dadurch sein Fortkommen sichert. Es darf ferner nicht befremden, daß der Jude, da man ihm überall blos den spekulativen Theil des Handels verstattet hat, seinen Reichthum in das Material setzte, welches der Hebel der Spekulation ist, das Geld. Es geht daher natürlich zu, daß der Jude in den Tagen, wo das Geld in schnellen Umlauf ist, in Zeiten der Umwälzungen, der Kriege, und der angestrengten Finanzoperationen, am besten seinen Vortheil erlauert.

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große mehreren Handlungshäusern Anerbietungen machen ließ, ihn durch die Mittel, welche ihnen ihr Gewerbe in die Hände gab, mit Geldsummen in seinen kriegerischen Entwürfen zu unterstützen. Allein von allen wollte keines sich dazu verstehen. Juden allein waren es, welche dem großen Manne entgegen kamen, und so geschah es denn, daß, nachdem Friedrichs Unternehmungen durch einen glücklichen Erfolg bekrönt wurden, die Juden vorzüglich in seiner Hauptstadt in den Besitz bedeutender Reichthümer kamen. Friedrich wußte, was er dem Spekulationsgeist der Juden zu verdanken hatte, und er verlieh ihnen daher, sei es aus Dankbarkeit oder staatswirthschaftlichen Absichten, eine größere Duldung als bisher. Indeß verstand er es hinwieder, in dem den Juden zugefallenen Reichthum seinen Staatseinnahmen eine ergiebige Quelle zu verschaffen. Die Juden mußten bedeutende Abgaben zahlen, und so war der Staat für das in die Hände der Juden gekommene Vermögen gleichsam entschädigt.

Der vorzügliche Wohlstand der Juden in Berlin nach dem siebenjährigen Kriege veranlaßte aber auch in der Denkart und Erziehung derselben eine Richtung, wodurch sie sich dem Geiste des Zeitalters zu nähern beginnen. Die merkwürdigste Erscheinung wird es immer bleiben, daß bei dem ersten Schritte, den die Juden zu deutscher Bildung machten, in ihrer Mitte sich ein genialischer Kopf wie Mendelsohn erhob, der nicht allein die gedrückte Gemüthlichkeit der Juden zu beleben, sondern sie auch für deutsche Bildung zu begeistern wußte. Seine Gemüthlichkeit, die er in jenen Zeiten, trotz der damaligen Verbildung seines Volkes so rein und klar dem Grundkarakter der Deutschen anzuschmiegen wußte, und die es veranlaßte, daß er um die Wette mit Abt, Lessing, Rammler, Nikolai u. s. w. den Grundstein zur Ausbildung der deutschen Literatur zu legen gewürdigt ward, macht ihn dem Beobachter zu einer der seltensten

Erscheinungen. Mendelsohns Geist war es, der weit umher in Europa leuchtete, und auf die Juden den Geist des Zeitalters ernstlich hinlenkte. Seit seiner Zeit ist es geschehen, daß nicht allein das Judenthum, sondern auch der Jude selbst als Mensch und Bürger, die Aufmerksamkeit der Fürsten und Völker auf sich zog. Seitdem ward in Deutschland vielfach und öffentlich darüber verhandelt. Dieser eröffnete in jener Hinsicht die Bahn, ihm folgte eine große Menge denkender Köpfe.

Der Ideenverkehr, der sich dadurch in den Juden und über die Juden entwickelte, war der Bildung derselben vorzüglich in Berlin sehr heilsam. Der anhaltende geistige Kampf für und wider sie gab ihnen mehr Empfänglichkeit für die Denkart des Zeitalters, und so geschah es dann, daß sie sich in Denkart und Handlungsweise auch dem Fortschritt des Lebensgenusses anschlossen, der im preußischen Staat und vorzüglich in Berlin statt fand. Der Geitz, die schmutzige Auszeichnung in ihrem Aeussern, in ihren Kleidern und Wohnungen, die vormals ihnen zum Vorwurf gemacht ward, ist jetzt eine Seltenheit, und in Hinsicht des Luxus und der Genußfähigkeit stehen sie jetzt keinem andern Stande nach.

Man könnte vielmehr behaupten, daß sie im Verhältniß zur Volksmenge Berlins, einen Vorsprung in der Empfänglichkeit für Genüsse gemacht haben, und zwar, weil sie die Mittel dazu vorzugsweise haben, die ihnen ihr spekulatives Gewerbe, dem sie bis jetzt noch ganz hingegeben sind, zu verschaffen im Stand ist.

Die bedrängten Zeiten des preußischen Staates und der Krieg, den er zu führen hatte, waren für viele eine ergiebige Quelle des Erwerbs und neuen Reichthums; da nach der Versicherung derjenigen, welche die Verhältnisse der Juden genau kennen, das Vermögen, das ihnen im siebenjährigen Kriege zu Theil ward, durch nachtheilige Spekulationen, Verschwendungen und mancherlei andere Verhältnisse bedeutend abgenommen hatte. Die meisten von diesen reichgewordenen Juden haben in der Stadt und auf dem Lande ihre prächtigen Wohnungen, zeigen sich in Equipagen, geben Gastereien, die der Sammelplatz der ersten Staatsdiener und der geschätztesten Künstler sind, und führen ein Leben trotz dem gebornen Großen.

Dieser in die Augen fallende Glanz mußte diese Menschenklasse neuerdings zum Gegenstand des Erstaunens auch wohl des Neides machen. Man sucht die Quelle ihres Wohlstandes auf, will sie in Betrug und Wucher finden, und sie liegt doch nur im Glücksspiel benutzter Zufälle. Es wäre gewiß ein Beitrag zur Kenntniß der über alle menschliche Vernunft hinausgehenden Verkettung des Schicksals, wenn man die Geschichte aller dieser Emporkömmlinge niederschreiben wollte.

Es ist von vielen Seiten und auf hundertfältige Art im preußischen Staat seit mehreren Jahren erwogen worden: Ob man den Juden Bürgerrechte zu verleihen habe, um ihnen den Weg zu allen Gewerbszweigen zu eröffnen? Nur nach vielem Hader ist man endlich vor ohngefähr sechs Jahren dahin gekommen, sie ihnen im preußischen Staat zu gestatten.

Viele Juden sahen ehmals diese Zeit als noch sehr entfernt an, oder glaubten gar nicht,

daß sie jemals bezweifelt werden könnte, und da sie die Schwierigkeiten begriffen, mit welchen ihre Nachkommen zu kämpfen haben dürften, wenn sie ferner im Handelsverkehr ihr Fortkommen erhalten sollten, so entschlossen sie sich, zum Christenthum überzugehen oder ließen ihre Kinder taufen, verheiratheten sie mit Christen u. s. w. Dadurch geschah es dann, daß viele Judenfamilien dem Kreise der Christen näher kamen. Die meisten dieser Proseliten fanden Aufnahme in Gesellschaften und Klubs, wo sonst Juden kein Zutritt gestattet wird, und durch diese eingetretene Annäherung ward endlich wieder eine Klippe, woran die Menschlichkeit so oft scheiterte, allmälig abgestoßen.

Es fanden sich inzwischen selbst scharfsinnige und kenntnißreiche Männer, die in diesem aufgekommenen Verhältniß einen Anstoß fanden oder nach ihren Ansichten darin den Verfall des Christenthums erblickten. Sie ersannen daher einen Ausweg, wodurch den Juden ein Hinderniß sich den christlichen Religionsparteien zu nähern, entgegengestellt werden sollte, und so bildete sich die hin und wieder schon in öffentliche Anregung gebrachte christlich-deutsche Gesellschaft, welche als das Grundgesetz ihres Vereins die Bedingungen aufstellte: Weder den Juden, noch den getauften Juden und deren im Christenthum geborenen Kindern Zutritt in ihrem Kreis zu verstatten.

Obgleich dieser Grundsatz in der Form, wie er sich hier gestaltete, nicht allgemein gebilligt ward, faßte er doch hin und wieder Wurzel und mußte noch mehr sich verbreiten, als die den Juden verliehenen Bürgerrechte im preußischen Staate, mehreren Familien dieses Volks Gelegenheit verschaffte, sich in ihrem Wirkungskreise auszudehnen. Die Stimme gegen die Juden ward lauter. Die Herolde des neuen Deutschthums wollten in den Juden lauter Revolutionärs und Freunde der Franzosen sehen und suchten überall Gelegenheit, sie bei Regierung und Volk verdächtig zu machen. Der neue ausgebrochene Krieg Preußens gegen Frankreich gab indeß den Israeliten häufig Veranlassung, sich auf eine ihren erlangten Staatsbürgerrechten würdige Weise zu zeigen; ihre Jugend trat in Reih und Glied zum Kampf gegen den Feind, opferte sich dem Vaterlande, und machte das Vorurtheil zu Schanden: daß der Jude nicht zum Soldatenstand geschaffen wäre.

In diesem Kriege fand jedoch auch eine namhafte Anzahl Juden durch Lieferungen und Handelsspekulationen Gelegenheit, bedeutende Summen zu gewinnen. Der Friede kehrte ein, und es waren in diesem Zeitpunkt, wo alles durch Drangsale erschöpft war, mehrere Israeliten kräftig und reich nach Berlin heimgekehrt. Die großen Einrichtungen, die sie in Hinsicht ihres Hauswesens trafen, die bedeutenden Verhältnisse, welche sie angeknüpft hatten, erregten abermals wie immer Neid und Schmähsucht brodloser oder eitler Wüstlinge. Die Neckereien nahmen wieder ihren Anfang und man versuchte es sogar von der Bühne herab, durch die Aufführung der in ganz Deutschland zur Sprache gekommenen Posse: Unser Verkehr, ihnen mehr Nachdruck zu geben. Gefahr für das Bessere und Reinmenschliche liegt darin nicht; höchstens

längere Nahrung für ein sterbendes Vorurtheil. Der Weltgeist hat zu nachdrücklich seine Uebermacht erhärtet, als daß man noch zu besorgen hätte, die Idiosynkrasie einiger Hitzköpfe könne vormalige Verhältnisse wieder hervorrufen.

Berlin. April 1817. D—r.

Zween Beiträge zur Geschichte unserer Zeit.

Folgende Beiträge bedürfen, um gehörig von den Lesern gewürdigt zu sein, keines erläuternden Vorworts. Jeder bezeichnet sich selbst. In jedem waltet ein anderer Geist. Dennoch wurde die Entstehung des letztern, des Versuchs einer innern Geschichte der neusten Ereignisse, erst durch den erstern, der als ein Beitrag zur geheimen Geschichte der Zeit gelten mag, veranlaßt. Darum mögen sie beide hier unter einerlei Aufschrift erscheinen, wie ein wahrer Januskopf mit Doppelgesicht.

Die Aechtheit der Denkschrift des Herrn Baron von Gagern ist unzweifelhaft, und dem Herausgeber von dem Hrn. Verfasser selbst in einem Schreiben vom 17. April 1817 bezeugt.

Der Versuch einer innern Geschichte der neuesten Ereignisse muß die Aechtheit seiner aufgestellten Thatsachen in jedes Lesers Brust selbst beurkunden. Von anderer Hand nimmt er kein Zeugniß an.

D. H.

1.

Beiträge zur Zeitgeschichte.

Vom Freiherrn v. Gagern.

Es ist Zeit, von vielen Dingen in Deutschland den Schleier aufzuheben; die Geschichte unserer Tage würde mangelhaft bleiben, wenn wir solchen Stoff nicht sammelten. Unsere Nation ist es wohl werth, daß man sie unterrichte. Die Fürsten waren umstrickt; aber sie, die Nation selbst, hat sich geholfen; ihr redlicher Sinn, ihr gereizter Unwillen, ihre lang schlummernde aber aufgeweckte Energie, vom Pallast bis zu der Hütte, und vom Feldherrn bis zum Gemeinen.

Doch im Stillen wirkten tüchtige Männer, übten ihr Talent, faßten kühne Entschlüsse, gaben die Richtung, trotzten dem Ungemach, scheuten nicht die Mühe, und was mehr ist, nicht das mögliche Mißlingen. Ohne so rasche That, ohne so sonderbaren Einfluß, ohne so mächtige Triebfedern, wäre alles bei dem leeren Vorsatz, bei dem innern Grimm, verhallenden Klagetönen und dem gewöhnlichen behutsamen Gang der Kabinette geblieben. Es war keine andere Abrede, Konspiration oder Rottirung unter ihnen, als der Einklang starker Seelen. Indem ich Namen nenne, werde ich mich bestreben, gerecht zu sein, doch mit Correggio's Worten: Anch' io son' pittore.

Vielen war mein freiwilliges Exil ein Räthsel. Viele wissen um meine Verbannung aus dem österreichischen Kaiserstaat, oder was dem glich! Warum davon nicht deutlich sprechen? — Es verwebt in die großen Begebenheiten der Zeit. Von Franz II. dann vom Kaiser in Person begnadigt, will ich auch gerechtfertiget vor der öffentlichen Meinung erscheinen! Keines Herrn geborner Unterthan, meine eignen angestammten Rechte nur vertheidigend, war

ich auch von der Seite in großer Masse berechtiget, nach Gefallen zu thun und zu sprechen, und bin es noch.

Die Ereignisse waren so nah vor meinen Augen vorübergegangen! Ich konnte so die Unbill der Zeit überschauen, messen und empfinden! Wie oft habe ich die Frieden wünschenden und Frieden hoffenden vor dem Siegestrunkenen gewarnt, der gleich andern Trunkenbolden vom Wein zum Scheidewasser kommen würde!

Ich berge es nicht, es war eine Zeit, wo mich die nahe Hoffnung verlassen hatte; eine Epoche, wo ich glaubte, daß wir mit seinem furchtbaren Dasein komponiren müßten, ja ein Augenblick in jüngern Jahren, wo ich ihm dienen wollte, um ihm zu entfliehen. Bliebe Florida und Luisiana in seinen Händen, ließ ich ihm sagen, so wollte ich Rheinländer und Maynländer, von der Mosel und der Saar, vom Neckar und der Lahn, der Deutschen viele, nach und nach an den Missisippi führen. Dort hätten wir wohl die Freistätte wieder gefunden! Wie viele gingen früher dahin, aber um geringerer Veranlassung! Und er war wohl Mann dazu, solchem Vorsatz Nachdruck zu geben.

Herr Talleyrand, als Staatsmann, als Weltmann, als geistreicher und gelehrter Mann, schien mir unter seinen Zeitgenossen unübertroffen. Beging er Fehler im Privatleben, so konnte ich sie seitwärts liegen lassen. In dieser persönlichen Verbindung, die ich so oft zum Vortheil meiner Landsleute anwendete, sagte er mir mehr wie einmal: Ich liebe den Herzog von Dalberg mehr wie Sie, denn er ist viel munterer. — Ja wohl! der Jugend Fröhlichkeit verschwand unter diesem Druck, unter welchen mich Stand und Pflicht, und des vaterländischen Rheins bezwungener Lauf gesetzt hatte. Und von dem gebeugten Stolz, von der Schwermuth, sind die Wurzeln noch nicht alle ausgerissen.

Schon damals sagte er die merkwürdigen Worte: je ne veux pas etre le bourreau de l'Europe. Schon zu Warschau sprachen wir so offen wie jetzt von der Bourbonen Herstellung, als der einzigen Möglichkeit Europa zu beruhigen; und ich durfte ihn kühn dazu ermahnen. Es ist also falsch, daß er ohne sein Zuthun in Ungnade gefallen sei; er wollte sich entziehen, eben weil er mit den heillosen Händeln nichts mochte zu schaffen haben. Vergeblich war damals meine Gegenvorstellung: ob denn der Kontinent und Deutschland insbesondere besser daran sein würden, wenn er von dem Schauplatz abtrete?

Doch als die Gefahr auch dem rechten Rheinufer nahe kam, Oldenburg und Norddeutschland fielen, alles erschüttert war, verließ ich Weib und Kind und den verwunderten Vater, und das Land, dem ich mit Ehre vorstand, und beneidete Würden, und was mehr ist, geprüfte Freunde; um fern an meines Kaisers Thron Schutz und Recht wieder zu finden. Nur in eines Freundes Ohr wagte ich zu sagen, und auch er mochte Mitleid mit dem Gemüthskranken haben: Ich werde unsere Unabhängigkeit vertheidigen; ich werde beitragen, Baiern mit Oesterreich

zu versöhnen. — Aber mit Beharrlichkeit erreicht man viel! — Gegen die Menschenfeinde sei es im Voraus gesagt: daß ich auch nicht an eines Deutschen Brust angeklopft habe, ohne Tugenden und vaterländische Gesinnungen zu entdecken. Und ich war bereits zu alt zur Täuschung.

Mannigfaltig waren noch von Zweibrücken und Mannheim her meine Verbindungen zu München. Sie gaben mir und meinen Worten leichten Eingang, vom Monarchen angefangen.

„Also nach Oesterreich," sagte mir einst Maximilian Joseph, mit Groll und Argwohn, den er motivirte.

„Gnädigster Herr, an diese Besorgnisse für ihr Land kann ich nicht so glauben. Der Wiener Hof selbst steht jetzt in Verbindungen, die das hindern. Es sind unverständige und untreue Diener, die solche Abneigung in Eurer Majestät Brust hegen und nähren. Aber daß Eurer Majestät Thron immerdar erschüttert sei, so lang Tirol in Ihren Händen ist, das glaube ich auch. In dem Sinn lassen Sie uns handeln."

Und der König sagte nicht nein. Als mir früher der Kronprinz die Herrlichkeiten der Natur zu Salzburg und Berchtolsgaden zeigte, erinnere ich mich noch eines selbst erfundenen Wortes, in den tiefen Schachten der Erde gesprochen, aber einem Baierfürsten wohl verständlich: Herr, wenn wir uns nicht vor diesem frechen Charlemagne bewahren, so werden auch sie tassiloisirt. Ueberflüssig! denn das stolze sprudelnde Gemüth war eher zu besänftigen und zu warnen, als zu wecken.

Früher schon hatte mich Bekanntschaft, unserer Frauen Verwandte und meiner Söhne Dienst, zu dem General Graf Wrede auf seinem Landsitz nach Mondsee geführt. Es bedurfte keiner langen Umschweife, um in des raschen Helden Seele zu lesen. Verwünschen durfte ich die Schlacht von Wagram, wo er in soldatischer Pflicht so vieles beigetragen hatte, unsere Ketten zu schmieden. Frei konnte ich ihm sagen: „Freund, Mann der Ehre, Sie sind uns sobald wie möglich Ersatz schuldig, wie und wo es immer sein mag. Nicht gegen, sondern für uns hat Ihnen die Natur so großes Talent gegeben. An Ihnen ist es fürwahr, die Fahne unserer Unabhängigkeit zu pflanzen, wenn immer Sie die Möglichkeit sehen." Und längst schlummerte der Vorsatz und das Pflichtgefühl in seiner edeln Seele. Nicht der Tand der Bänder und Würden, nicht der Schimmer der Geschenke hatte ihn geblendet und entfremdet. Und wenn die vaterländischen Künstler zu den drei Schweizern auf dem Rütli das Gegenstück suchen, so haben sie es im Kahn zu Mondsee gefunden, wo wir trotzig die bessere Zukunft ins Auge faßten.

Es war damals durch höchst glückliche und kluge Wahl der Freiherr von Wessenberg österreichischer Gesandter zu München. Die Liebe zu den Wissenschaften hatte die erste persönliche Verbindung unter uns gestiftet. Und zur Ehre dieser Wissenschaften sei es gesagt, es waren vor andern Söhne und Freunde der deutschen Musen, die in dieser kraftvollen Zeit den Pult verließen, um nachdrücklich, und wenn es Noth war, bewaffnet zu wirken.

So und mit so vielen andern anschaulichen Kenntnissen deutscher Sinnesart ausgerüstet, kam ich nach Wien. Auf diesem neuen und großen Schauplatz sah ich ruhig um mich her. Der Männer und geistreichen Frauen unserer Gegenden waren viele da, längst gewohnt Rhein und Donau zu verknüpfen.

Das Leben gleicht dem Schachbret. So müssen die Gegenzüge sein; nicht nach der Phantasie und den abstrakten Regeln, sondern nach des Gegners drohenden oder feldöffnenden Zügen. Er mag thun, was er will, er wird mich finden.

In diesem unvergeßlichen Sommer und Winter ging der Feldzug in Rußland vor. Alsobald sahen die Klügsten ein, daß die Stunde geschlagen habe. Alles um mich her war regsam und wach. Weil es in meiner Macht war, den Zirkel meiner Bekannten zu wählen, fand ich bald die Faden, womit Tyrol noch an Oesterreich hieng.

Da that York den entscheidenden Schritt. Längst hat die Geschichte und der Völker Weisheit solche Fragen beantwortet; oder vielmehr bekannt, daß sie keineswegs zu beantworten seien. Die Wahl des Augenblicks, die Art, der Ausgang rechtfertigt oder verdammt. Ubi manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt.

Es war Aufruhr und Revolution. Allerdings. Aber Revolution heißt nichts anders, als den politischen Zustand der Dinge ändern — das Wort gehört, wie die Worte: Freiheit, Tugend, Konstitution, in die Klasse der Dinge, die man fürchtet, ob des möglichen oft gesehenen Mißbrauchs. Als oranischer Diener und Anhänger bin ich befugt, von der Sache billiger zu denken. Weder in Holland von Wilhelm dem ersten, noch in England von Wilhelm dem dritten, und ihren Unternehmungen spricht man so. Unsere glorreiche, glückliche, gesegnete Revolution— steht auf allen Seiten in den Parlamentsreden, wie in den Gebeten, und den Blättern der Geschichte. Und alles um mich her singt so oft und so fröhlich das Volkslied von Meisners Hand:

Wachse hoch Oranien!
Gleich dem Eichbaum unter Stürmen,
Ob sich Wolken drohend thürmen,
Ob die Winde brausend weh'n,
Wachse hoch Oranien!

Blühe stolz Oranien!
Völkerjoch hast du zerbrochen,
Hast Tyrannen Hohn gesprochen,
Warst der Freiheit Felsendamm,
Blühe Nassau's Heldenstamm! u. s. w.

Nun, war jener Zustand etwa bei uns gut, war er nur erträglich? Wie weit war noch die Distanz zur gänzlichen Unterwerfung? Der General York handelte gegen die königlichen Befehle. — Aber waren diese Befehle noch frei? — Wie wenn einst Franz I. aus Madrid, oder Ferdinand VII. aus Valencey so befohlen hätte? War Berlin und Potsdam viel unabhängiger? Und wie dachte Nation? War sie etwa gespalten?

Diese Extreme sind eben die noch dauernde Krankheit unserer Tage; das Königthum alles oder nichts. Und die ganze Weisheit der vergangenen Zeit, das aufzulösende Problem bestand und besteht darin: diese Mittelstraße zu finden.

Hat dieser York seinen Feldherrnstab mißbraucht? Ging wie unter jenem leichtsinnigen Volk, die königliche Würde von Schritt zu Schritt zu Grabe? Tumultuirten die Berliner fortan? Lößte sich der Heere Gehorsam auf? — Nein. Von Tag zu Tag befestigte sich das königliche Ansehen wieder. Friedrich Wilhelm III. war nie mehr selbstvertrauend, mehr selbstherrschend, als nach diesem Entschluß des bewährten Soldaten und des hochgesinnten Bürgers.

Aber noch waren die preußischen Heere wenig gerüstet; sie bedurften der Hilfe. Um so mehr eilten wir, sie zu leisten.

Jedoch indem wir so von allen Seiten die Völker wecken, und in Harnisch setzen, die deutschen Nationalkräfte in Anspruch nehmen wollten, schien es mir räthlich, um den falschen Wünschen, den üppigen Auswüchsen der Imagination, jedem demokratischen Unfug gleich ein Ziel zu setzen; alsobald von oben herab im Namen der Gewaltigen zu sagen, wornach wir trachteten. Folgende acht Punkte schienen mir der wesentliche Text, um den sich alles drehen würde.

1. Deutschlands Unzertrennlichkeit.
2. Die Kaiserkrone auf dem Haupte des Kaisers Franz.
3. Ein Wahlreich zwar, aber ein vollständigeres und gerechteres Wahlsystem in Absicht der Wahlfürsten, und der gesammten Völkerschaften.
4. Eine gemäßigte oder minder einschränkende Kapitulation.
5. Bessere Einrichtung und Aufsicht auf des Reiches Wehranstalten.
6. Justiz und Reichsgericht.
7. Freier Handel und Wandel, freier Dienst und Auswanderung.
8. Die Herstellung des aristokratischen Theils der Kirche in einem gewissen Verhältniß.

Ich gab diese politischen Artikel nicht blos dem Grafen, nun dem Fürsten Metternich, sondern sandte sie auch durch den Grafen Walmoden an dessen Schwager den Staatsminister von Stein, der Alexandern begleitete, und war sehr bald im Fall, sie zu kommentiren.

Das ist Herr Friedrich Karl Freiherr von Stein zu Nassau; Napoleons le nommé Stein. Ja wohl le nommé Stein. Der oft genannte, der von uns und den kommenden deutschen Geschlechtern mit Dank genannte, den die Säuglinge nennen sollen, wenn sie kaum Vater- und Mutternamen lallen. Sein Ausdauern, sein eiserner Muth, sein kluger Sinn und sein Genie haben die Dinge und ihren Ausgang herbeigeführt, geordnet, verknüpft, worüber wir jetzt frohlocken, und deren großen Zusammenhang wir einst von ihm selber hören sollen. Würdige Vertraute waren von jeher der Probirstein ächter Fürstengröße, und die Geschichte wird auch

von der Seite **Alexander** und **Napoleon** vergleichen. Für wen mehr als diesen Mann und unsere Zeit hat **Horaz** die herrlichen Worte erfunden:

Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni,
Mente quatit solida. —

Tyrol und Voralberg wollten wir also wieder in Aufstand und starke Wehre setzen. Eben die Männer, die im Jahr 1809 dort an der Spitze gestanden, und so große Resultate geliefert hatten. Es hing unzweifelbar nur von unsern Winken ab. Doch statt des Gelingens unserer Anschläge wurden sie **ruchbar**. Das Wiener Kabinet fand nothwendig, den englischen Kurier in Mähren aufzufangen, sich die Depeschen zuzueignen, und der Hof ahndete unsere kühnen Schritte. Ersucht, die österreichischen Staaten zu verlassen, erbat ich mir noch wenige Tage Zeit zur Verantwortung, die hier steht:

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Kaiser,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Nachdem ich im Begriff war, für den Dienst Eurer Kaiserlichen Majestät Gut und Blut zu wagen, kommt es mir unmöglich vor, daß ich von Ihren Staaten ungehört, verkannt, und in Ihrer Ungnade scheide. Meiner Ehre, Familie, Vaterland, Eurer Kaif. Königl. Majestät Selbst, und dem Erzherzog **Johann**, ja dem Königlichen Hause von Baiern, gegen welches ich auch Verpflichtungen habe, bin ich diese Verantwortung schuldig.

Das Vorhaben, **Tyrol wieder in Gährung zu bringen**, habe ich nicht angezettelt, wenn ich es mir schon keineswegs zur **Unehre** rechnen würde, sondern es lag vollkommen in der Natur der Sache und des Landes, in den Ideen des Erzherzogs, und in den Ansichten, Berechnungen und Wünschen der hiesigen Häupter von Tyrol und Vorarlberg. Folgendes sind die Gründe, warum ich dieser Verbindung, und dieser Absicht nicht nur beigetreten bin, sondern in gewissem Betracht sie habe leiten wollen, und warum ich gegen jene Männer für das mir bezeigte Vertrauen ewig dankbar bleiben werde.

Mitten unter den schweren Vorwürfen, die zu unserer Zeit Deutschland trafen, sind nur wenige Dinge, die uns wieder rechtfertigen, und in besserm Lichte erscheinen lassen. Vorerst Eure Kaiserliche Majestät selbst, die dreimal den Kampf mit den höchsten Gefahren begonnen haben, weil Ehre und Wohlfarth der Monarchie es so geboten; alsdann Ihre Armee, die nach jedem auch ungünstigen Feldzug oder Friedensschluß, statt mit größerer Unluß, mit erhöhtem Muth, Beharrlichkeit und Energie zu den Waffen griff; und endlich jener große Zwischenakt von Tyrol und Vorarlberg. Diesem allen meine laute Bewunderung zu zollen, darum kam ich nach Oesterreich. Urtheilen **Höchst Sie**, ob ich es nicht mit beiden Händen ergriff, daran thätigen Antheil zu nehmen.

Ich kam auf dem Weg wissenschaftlicher Verhältnisse in Verbindung mit dem Freiherrn von Hormayr, und durch ihn mit Seiner Kaiserlichen Hoheit. Alle, die an diesen Beredungen Theil nahmen, sind Tyroler oder Vorarlberger. Der Erzherzog selbst, ist eben so geborner gefürsteter Graf zu Tyrol, als er königlicher Prinz zu Ungarn und Böhmen genannt wird. In ihrer aller Seele war zu jeder Stande der Wunsch der Befreiung Tyrols wach; und um so lebendiger, als die Kriegsverhältnisse den Moment des wahrscheinlichen Gelingens und der Kombination mit den allgemeinen deutschen Angelegenheiten herbeiführen. Denn es ist Konsequenz, das immer und bis zur Vollendung zu wollen, was man einst aus richtigen Gefühlen begonnen hat.

Eure Kaiserliche Majestät hatten diese Verkommniß Selbst gut geheißen. Zweimal geschah es zu so großem Verlust der Monarchie, zweimal war es nicht mit günstigem Erfolg gekrönt, und die Stimmung und die Wünsche blieben dieselben. Uns konnte die That nun bei dem drittenmal in jedem Betracht größer, ausführbarer, nothwendiger, und mit dem Wohl von Europa in Einklang, und was Tyrol selbst anbetrifft, gerechter erscheinen, denn zu der Unbill der gewaltsamen Unterwerfung wurde noch die Unbill der gewaltsamen Zerstückelung hinzugefügt, ohne das Ermorden der Anführer zu gedenken.

Unmöglich können diese hohen Beweise der Liebe und Treue eines angestammten Volks dem Herzen Eurer Kaiserlichen Majestät angenehmer sein, wenn Sie sie gebieten, als die freie Wiederholung. Dem Vater, dem Ehegatten, dem Bruder, dem Freund sind die großen Beweise der Affektion, die ihm in den schwierigsten Momenten unaufgefordert gegeben werden, unendlich willkommener, als wenn er darauf dringt. Warum nicht so der geliebte Herr und Monarch? Und da der Erfolg doch immer zweifelhaft bleibt, da dieser Versuch eben so unglücklich wie der vorige ausgehen konnte; so schien es uns für das Gemüth Eurer Kaiserlichen Majestät schonender, als wenn Allerhöchst Sie Selbst so große Opfer begehrt hätten! Ja diese Opfer sind so groß, daß man sie vernünftig und sittlich im Enthusiasmus wohl darbringen, aber nicht vernünftig und sittlich im Kabinet vorschreiben kann.

Es ist eine wahre Konfusion und Vernichtung aller moralischen Ideen, Treue aus den gezwungenen augenblicklichen Unterwerfungseiden abzuleiten. Diese Behauptung, die freilich im Katechismus der Usurpatoren obenan steht, ist unter den verschiedenen Bestandtheilen des Unrechts, die wir zusammen Tyrannei nennen, dem Deutschen das unleidlichste. Das Band der Treue entspinnt sich, aus wechselseitigen, einmal bestandenen Gefühlen und Verpflichtungen. Nur diese zu brechen, ist die böse That. Und wenn der Hesse, der seinem Kurfürsten festiglich anhängt, und den aufgedrungenen Herrn wieder verjagt, ein meineidiger und treuloser wäre, so wollte ich lieber Natur- und Völkerrecht jenseits den Seen von Canada suchen.

Nach der Meinung jener verhafteten Männer, denen ich hierin zu glauben hatte, war dieser Aufstand ganz und gar und so sehr in den Wünschen des Volks, daß der Ausbruch tagtäglich vorzusehen war und noch ist; daß eine gewaltsame Konscription, ein beschwerlicher Durch-

marsch, die Annäherung fremder Heere, ein zufälliger Zank das Feuer anfachen und verbreiten kann.

Es war daher weder unvernünftig, noch schien es uns pflichtwidrig, wenn sie wünschten, diesem vorzusehenden Ereigniß bessere Resultate zu sichern; wenn sie ihre Landsleute nicht wehr- und mittellos sehen wollten; wenn sie ihnen verständige Anführung und Leitung bereiteten; wenn sie von Volksexzessen, von der Sehnsucht nach fremder Hilfe, von demokratischen Prinzipien und Einflüsterungen abzogen, und sie alsobald unter Fahne und Befehl eines tapfern Fürsten des Kaiserhauses versetzten.

Als in unsern Berathschlagungen die Frage von den Hilfsmitteln war, fand der Antrag alsobald Gehör, Niemand sonst zum Bruch der Pflicht, was auch immer der Vorwand sei, unter den einheimischen zu verleiten. Lieber wollten Seine Kaiserliche Hoheit vergrößerten Gefahren entgegengehen, und es der Zukunft anheim stellen. Selbst mein ältester Sohn, Dragoner-Offizier im Regiment Riesch, den ich bestimmte, an Seiner Hoheit und meiner Seite zu sein, würde zuförderst seine Entlassung förmlich und regelmäßig begehrt haben. Jene drei Verhafteten, die Herrn von Hormayr, von Roschmann und Schneider, hatten mit schweren Opfern ihre Anhänglichkeit an Herrn und Land schon bewährt. Das sind sehr traurige Verhältnisse des Lebens, wenn man zwischen Herrn und Land mitten inne steht. Wie leicht ist nicht die Verwechselung, wie leicht der Glaube, daß es ein und dasselbe Interesse sei, wie leicht war das nicht hier? Wie verzeihlich schien ihnen das Verbrechen, nicht des gebrochenen, sondern des unterbrochenen Dienstkontrakts; wie entschuldigend die Idee, daß sie mit Gefahr ihres Lebens zu größeren Dienstleistungen hineilten! — Eurer Kaiserlichen Majestät ist es jedoch nicht unbekannt geblieben, daß der Freiherr von Hormayr, oberster Direktor des geheimen Staatsarchivs, und also in einem Posten des höchsten Vertrauens und der Verantwortlichkeit bestellt, determinirt wurde, Wien und sein Amt nicht ohne die Allerhöchste Genehmigung zu verlassen. Dieser Umstand, daß er sich nicht nur der kaiserlichen Ahndung, sondern auch jeder kaiserlichen Disposition gänzlich unterwerfen wollte, rechtfertigt ihn ungemein, aber auch uns, und zeigt schon allein, wie man gedacht und gehofft habe.

Was nun mich noch insbesondere betrifft, so bin ich vermöge meiner Geburt im gesammten Reich deutscher Nation Edelmann und Freiherr. Daß der französische Kaiser durch seine willkührliche Dekrete diese meine Rechte gefährden und vernichten wollte, thut ihnen keinen Abbruch, sondern setzt mich nur mit ihm in gerechte, offene und persönliche Fehde. Von Paris aus droheten uns, oder drohen uns zwei Reiche, das empire françois und die Oberhand der Unwahrheit. Die letzte auf der Erde zu bekämpfen, davor bin ich allein Mann genug; das erste, soviel an mir ist. Andere Verhältnisse des Dienstes und der Treue hatten mir gebieterisch aufgelegt, die eben so nichtswürdige als absurde rheinische Konföderationsakte mehr wie einmal zu unterzeichnen, und das ist hinlänglich am Tag. Was ich aber als oranischer Verpflichteter

und als Deutscher dagegen verwahrend eingewendet habe, das weiß man nicht. Keine Handlung scheint mir stark genug, um diese Schmach zu tilgen; nachdem ich von jenen Dienst-Obliegenheiten entlassen bin. Man hat es nicht allgemein und nicht tief genug gefühlt, was es sagen wolle, was es am Ebro und an der Eider, zu München wie zu Dresden, und in Preußen wie in Ungarn sagen wolle, wenn Napoleon von sich selbst ankündigte, er wolle das Reich Karls des Großen wieder herstellen. Noch hat man hinlänglich die gotteslästerlichen Worte gewürdigt, als er sich öffentlich von seinen Schmeichlern eine zweite providence nennen ließ, in demselben Zeitraum, als er, den die einzige Vorsehung mit so ausgezeichneten Gaben ausgerüstet hatte, die menschliche Gattung zu so blutiger Aufreibung und zu ihrem Verderben hinriß. Dem als denkender Mensch und besonders als Christ Einhalt zu thun, zähle ich zu meinen ersten Pflichten.

Wenn ich daher mühsam die alte deutsche Nationalgeschichte verfaßte und hier im Zusammenhang mit jenem Beginnen Eurer Kaiserlichen Majestät, auch der Kaiserin Majestät in Unterthänigkeit überreichte, — unsere Geschichte zu der Epoche nämlich, wo wir gegen die, uns eben so drohende Uebermacht der Römer Jahrhunderte lang kämpften; wenn ich darin unseren alten, vererbten Sinn entwickelte, und wie man damals schon von der Universalmonarchie und insbesondere vom Imperio Galliarum an unsern Rheinufern dachte; so hoffte ich freilich Frankreich und seinem Kaiser Abbruch zu thun; aber in der That minder durch historische Kunst, Phrasen und Deklamationen, die ich sogar oft vermied, als durch dokumentirte unwidersprechliche Wahrheit.

Wie ich die Sache von Tyrol ansah, habe ich hinlänglich erörtert. Nachdem des Reichs Festungen im Waffenstillstand sind genommen; des Reichs alte Verfassung mitten im Frieden, gewaltsam und bedrohlich aufgelößt, und unsere nordische Fürsten ohne Krieg und Kriegserklärung aus ihren Stammlanden sind verjagt worden, nach solchen, im völkerrechtlichen Betracht ganz sinnlosen Handlungen, sehe ich nicht wie Frankreich und sein Kaiser, sobald wir es ändern können, jemals gegen uns sich auf Völkerrecht und Besitzstand berufen mögen — bis die vollständige Wiederherstellung und Genugthuung erfolgt ist.

Allein es war freilich vielleicht eine tadelnswerthe Arroganz, wenn ich wähnte, den Planen in Tyrol durch meine Verbindungen, Erfahrung und Weltkenntniß, in politischer und diplomatischer Hinsicht, bessere Gestalt, Richtung und energischen Zusammenhang zu geben.

Jedoch, im Hinblick auf Eure Kaiserliche Majestät durfte es mir scheinen, daß es nur eine Fortsetzung früherer Vorhaben sei. Nichts wurde mir denkbar, wie es dem Interesse Ihrer Monarchie nachtheilig werden möge. Alsbald blieben Sie Herr, früh, spät, offen oder nachsichtig die Ereignisse zu begünstigen; in jeder Form sich dazwischen zu legen; nach Willkühr zu beendigen. Doch eben darauf, daß es Ihrer Monarchie in so hoher Maße frommend gewesen wäre, darf ich allein keinen Nachdruck mehr legen, oder mich einer Argumentation unterziehen, nachdem Eure Kaiserliche Majestät es anders befunden haben. Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann, konnte ich zwar zusichern, mit Leib und Leben Ihre Person und Ehre zu

bewahren. Nachdem sich Seine Hoheit aber frei entschlossen hatten, würde ich sie selbst beleidigen, wenn ich behauptete, daß Gefahren sehr erwogen wurden.

Statt blutige Auftritte im südlichen Deutschland, und zwischen Alpen und Rhein zu veranlassen, durfte ich ganz andere Resultate hoffen. Wenn ich schon früher Deutschlands Lage im Großen und Allgemeinen betrachtete, so schien mir der Nationalhaß zwischen Oesterreich und Baiern, von Frankreich immer angefacht und unterhalten, eines der mächtigen Hindernisse unserer Wohlfahrt. Es wegräumen, war seit langem Triebfeder meines Lebens, und ein so starker Wunsch, daß auch das Blut meiner eigenen Söhne mir nicht zu lieb war, ihn zu erreichen. Darum dienen sie in beiden Armeen. Darum von meiner Seite so manche Reisen, Bemühungen und Vorstellungen. Denn umsonst wünscht man mit Worten Eintracht, wenn man nicht beseitiget, was sie stört. Oesterreich war zwar oft im Unrecht gegen Baiern. Aber der Verlust von Tyrol ist niemals zu verschmerzen; ohne Tyrol ist die Monarchie verrückt, Baiern aber ist diese Provinz nur schädlich, und sie kann ihm leicht ersetzt werden. So war meine feste Ueberzeugung, und keine Stufe zu hoch, auch der Thron nicht, wo ich sie nicht ausgesprochen hätte. Nachdem man mich aber in eine solche Kathegorie gesetzt hatte, daß beide Herrn in meine redliche Absichten keinen Zweifel setzen konnten, schien mir eben diese Auflosung, dieser Ausweg das passendste.

Der Aufstand von Tyrol und Vorarlberg, dachte ich mir, ist alsobald von gewaltiger Wirkung. Baiern, dessen Heer und junge Mannschaft erst so schwer geblutet hat, wird sich zweimal besinnen, den Kern seiner Truppen in diesen Gebirgen aufzuopfern, die es nicht behaupten kann noch will. Es vermag nicht zu berechnen, was Österreich thun wird. Es fürchtet die nordischen Mächte, ihre Ahndung, ihre Ansprüche, ja den allgemeinen deutschen Haß. Eine offizielle Versicherung in unsern Händen, daß es der bairischen Herrschaft nicht Abbruch thun solle, wird uns zum Zweck führen. Sie uns von den Mächten zu verschaffen, übernahmen auf mein Zuthun sehr angesehene Boten. Aber ein sehr triftiger, überall giltiger Vorwand für Baiern wäre es gewesen, sein Kontingent zu unserer und Oesterreichs Beobachtung in der Heimath zu behalten. Meine Seele wird immerdar durch diesen Gedanken und durch dieses starke Wollen sich erhoben fühlen: daß das südliche Deutschland nicht noch einmal im Laufe dieses Sommers die Blüthe seiner Jugend auf die Schlachtbank führe, nur um seine eigene Ketten zu befestigen. Ja diese Hoffnung dehnte sich aus guten Gründen auf die Schweiz, und auf Graubünden zunächst aus; und der Erzherzog würde, wenn die gütliche Einladung nicht gefruchtet hätte, selbst eine bedrohliche Stellung gegen sie genommen haben, um die Leistungen nach Frankreich zu hemmen.

Was man aber in Illyrien und gegen Italien hin thun wollte, oder daher zu befahren hatte, ermessen Eure Kaiserliche Majestät von selbst. Diesem Kriegsschicksal, diesen Unternehmungen giengen aber Seine Kaiserliche Hoheit als Feldherr entgegen, und vieles schien sie zu begünstigen, was in diese Zeilen nicht gehört. Niemand unter uns, soviel mir bekannt ist, gehörte zu einer fremden und geheimen Gesellschaft. Den sogenannten Tugendbund kenne

ich nur von Hörensagen, und von jeher habe ich darüber so gedacht: daß unter den Besseren zu allen edeln Zwecken ohnehin eine ewige Abrede besteht; die förmliche Association aber uns mit vielen sehr mittelmäßigen Personen in eine unanständige Konfraternität versetzt. Nur das war mir aus guten Quellen bewußt, daß das gewaltige Streben im Norden den Süden geschreckt, weil man die Grundsätze und Absichten, für die man kämpfen will, noch nicht ausgesprochen hat. Mein Wunsch ist, daß die hier angegebenen acht Punkte, die ich wörtlich so den Leitern im Norden durch den Grafen Walmoden habe vorlegen lassen, den Gesinnungen Eurer Kaiserlichen Majestät nicht zuwider sein mögen. Daß ich übrigens weder Geld noch Geldeswerth in Anspruch nahm, sondern eine Ehre darein setzte, mit meiner eigenen schon disponiblen Lage anständig und als ein Edelmann den Vorsatz auszuführen, ist Eurer Kaiserlichen Majestät hinlänglich bekannt geworden. Diese innere Verwaltung war Sache derer, die das Land kannten. Als sie den Zweck wollten, mußten sie wohl unumgänglich die Mittel bereiten, und hatten meine Zustimmung. Es war jedoch im Angesicht des Erzherzogs bereits eben so von strenger Komptabilität die Rede, als Seine Hoheit mit eigner Hand sich so ausdrückten: daß nur der höchste Grad der Uneigennützigkeit von allen Seiten diese Handlung gerecht und groß werde erscheinen lassen.

Von Eurer Kaiserlichen Majestät aus den großen Mitteln ihrer Monarchie Belohnung für mich und die Meinigen gehofft zu haben, will ich keineswegs in Abrede stellen. Am meisten würde es meinem Ehrgeiz geschmeichelt haben, wenn sie einst wieder auf unserm Thron nach altem Kaiserbrauch, zuerst nach den Dalbergen, und dann auch unter den Protestanten nach meinem Familiennamen gefragt hätten.

Mögen Andere glücklicher sein, in so hoher Maße Eurer Kaiserlichen Majestät Huld zum allgemeinen Wohl zu verdienen. — Bliebe aber auch dieser Unwille gegen mich, so würde ich dennoch nie aufhören, in der allertiefsten Ehrfurcht zu sein

Eurer Kaiserlichen Majestät

Allerunterthänigster.

Wien, den 16. März 1813.

Das alles bedarf nicht vieler Erläuterung. Mit der größten Schonung und Achtung wurde ich behandelt, und nie wird deßwegen eine Klage über meine Lippen kommen; nie eine Sophisterei, daß man gegen mich Unrecht hatte. Bedürfte es zur Ehre der Nationen, ihrer Regierungen und Sitten, einer Zusammenstellung, eines Kontrastes, so wäre es in ähnlichem Fall Savary und der Freiherr von Hager.

Nur das will ich, das muß ich erwähnen, daß viele kluge Männer dafür hielten, und noch jetzt dafür halten, es sei nach unserer Manier besser gewesen, die französische Macht würde schon damals getrennt und gebrochen worden sein; die Schlacht bei Lützen wäre nicht so vorgefallen. Und wäre diese Schlacht minder hartnäckig vertheidigt worden, oder eine zweite hätte Statt gehabt, wo waren wir? — Der österreichische Hof, damit die Sache im Norden nicht allzusehr

auffalle, fand damals nothwendig, den Vorgang entschuldigen zu lassen. Als ich nun vom Grafen Metternich mich beurlaubte, vernahm ich unter andern folgende merkwürdige Worte:

Vorerst, was mich anbetrifft, — „man lasse meinen Absichten Gerechtigkeit wiederfahren."

„Gehn sie nach Schlesien in die Hauptquartiere. Sie werden sehen, daß Oesterreich „und Preußen nie auf intimeren Fuß waren. Handeln und sprechen sie in dem Sinn. „Vertheidigen sie die acht Punkte, die sie mir zugestellt haben; es ist auch ungefähr „meine Ansicht. Lang werden wir nicht mehr zaudern dürfen. Zu jeder Zeit werden „wir auf sie zählen."

Ja wahrlich, sie haben auf mich zählen dürfen; oft half ich das wankende Vertrauen zu Oesterreich befestigen.

Ich aber meldete dem Grafen bei dieser Beurlaubung, daß Ehre und gerader Sinn nicht litten, den Münchner Hof alles das ignoriren zu lassen. Und einiger Einwürfe ungeachtet, that ich so.

Indem ich sofort dem Grafen Rechberg, dem baierischen Gesandten zu Wien, dieser Dinge Zusammenhang entwickelte, ihm die Gefahren seines Vaterlandes von allen Seiten zeigte, ihn beschwor, die baierischen Heere nicht noch einmal unter Napoleons Führung ziehen zu lassen; bot er mir Vertrauen für Vertrauen, ließ mich die Lage und die geheimen Wünsche seines Hofes klar sehen, und ermahnte mich in dieser schwierigen Epoche, Baiern überall zu vertreten. Dieser feierlichen Stunde werde ich eben so wenig vergessen, als unserer Freundschaft. Das Wort, das ich dem trefflichen biedern Manne gab, habe ich treulich und emsig gehalten. Noch zu Wien, und zu Breslau, und bald zu Dresden, und auch zu London, nicht nur Oesterreichs, sondern auch Baierns Beitritt an die Ungläubigen verkündigend, wenn man von den eingebildeten Zuchtruthen abließe, und zu verständigen Traktaten käme! — Die Zeit hat uns gerechtfertigt, der Graf Wrede unterschrieb, und Napoleon wenigstens schrieb dem Ereigniß den Umsturz seiner Plane zu.

Wie schnell diese Dinge ihre Reife erhalten würden, war damals noch in der Hand des Schicksals. Sie herbeizuführen, dem verwaisten, gestaltlosen, gebeugten Vaterland die Hand zu bieten; einen Verein, eine Behörde, einen Haltungspunkt zu bereiten, bildete sich ein Verwaltungsrath, präsidirt von dem Minister von Stein, anerkannt von den Mächten, augenblicklich eben so thätig als kühn und fest. Wir würden von Norden her auf Deutschland auf ähnliche Weise gewirkt haben, wie die Behörden zu Cadix vom Süden auf ihr Volk, wäre es nöthig geblieben. Aber Oesterreich erklärte sich.

Als der Waffenstillstand mir Zeit ließ, gieng ich nach England, schilderte dort den Zustand der Dinge, nahm die oranischen Farben, befestigte alte und stiftete neue Verbindungen und Freundschaften.

2.

Versuch einer innern Geschichte der neuesten Ereignisse.

Von Heinrich Zschokke.

Die ungeheuern, zuweilen ans Fabelhafte streifenden Begebenheiten unsers Zeitalters sind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeströmt, als der große Haufe der Zeitgenossen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An diese Quellen mögt' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüssel zu vielen unbegreiflichen Räthseln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem stillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geschichten und Aufklärungen über den Ursprung und Fortschritt des großen Volker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltsherrschaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß sich darin viele das Verdienst am großen Heldenwerk unserer Tage zuschreiben. Die Schriftsteller, welche das Volk zur Selbstermannung begeisterten, werden sagen: Wir habens gethan! Die Völker, welche Gut und Blut heldensinnig für ihre und ihrer Fürsten Freiheit und Ehre aufopferten, werden sagen: Wir! Die Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen ins Werk setzten, werden sich, dem Throne nahe stehend, brüsten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimsten Staats- und Fürstengeheimnisse nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn diese geheimen Geschichten geben nur wieder Geschichten von unerklärten Erscheinungen; von Dingen die in Raum und Zeit kommen und verschwinden; nicht von dem dahinter spielenden alles bewegenden, unsichtbaren Geist.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauspielhause, welcher der Aufführung eines Meisterwerks beiwohnt, die Gestalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten sieht, ohne den Geist des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er sah: so schreibt er eine Geschichte der Dinge, wie sie gewöhnlich geschrieben wird; verbindet er die Erscheinungen mit schöpferischer Kraft zu einem Ganzen, zeigt Ursachen und Wirkungen, so schreibt er eine sogenannte pragmatische Geschichte; stand der taube Zuschauer hinter den Coulissen, und sah die Vorbereitungen der Spieler, so schreibt er sogar eine geheime Geschichte. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verstanden.

Unsers Zeitalters Geschichte ist nur eine winzige Phrase im unendlichen Weltschauspiel, dessen Bühne der Erdball, dessen Darsteller die Menschheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit sich selber ist. — Wer die Phrase in ihrer rechten Bedeutung verstehen will, muß sie nicht aus dem ursprünglichen Zusammenhang herausreißen und daraus eine verstümmelte Einzelheit machen. Er soll sie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Von vielen Männern, die darüber geschrieben oder gesprochen haben, will es mich bedünken, habe keiner den tiefen Sinn jener Phrase besser geahnet oder erfaßt, als sie von den drei ehrwürdigen fürstlichen Urhebern des vielbesprochenen heiligen Bundes geahnet oder begriffen wurde; zumal von Alexander, Selbherrscher von Rußland, der eben deswegen auch von den tauben Zuhörern des Schauspiels mannigfach verkannt, und wohl mitunter für etwas schwärmerisch gehalten worden ist.

Ich selbst gestehe gern, daß die Erscheinung jenes Bundes mich anfangs befremdete; nicht weil ich ihn an sich selbst für eine Thorheit hielt, sondern weil ich eben Kaiser und Könige, umgeben von Prunk, Höflingen und Alltags-Staatsklugen, kaum einer solchen Reinheit und Größe der Ansichten fähig achtete. Der Irrthum war auf meiner Seite. Daß der erlauchte Zögling des edeln Laharpe in der That höher steht, als ein großer Theil der zeitgenössischen Geister, läßt sich nicht länger bezweifeln.*)

Die Schlachten bei Leipzig und Belle Alliance werden so gut, als die von Marengo und Austerlitz, vergessene, höchstens noch von Schulknaben und Geschichtsforschern der Nachwelt beachtete Dinge werden. Aber der Gedanke des heiligen Bundes ist in der Geschichte der Menschheit ein bedeutsames Merkzeichen, weil er für die menschliche Gesellschaft der erste Lichtstrahl eines neuen Zeitalters ist, das zu tagen beginnt.

Das Bild vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, welches an der Spitze von den ältesten, schriftlichen Urkunden des menschlichen Geschlechts steht, ist der weissagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, sechstausendjährigen Weltschauspiels; Ueberschrift und Inhalt der gesammten nachfolgenden Geschichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Bösen entzweite sich die Menschheit; sie ist noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht, ringt sie nach dem höchsten Gut, und ungeachtet des Widerstrebens von Millionen, nähern sich diese dem Höhern, ohne es zu glauben.

Das Schlechteste auf Erden ist die Erde, und was aus ihr kömmt und sich zu ihr thierisch hinabneigt, als gewährte sie den rechten Genuß. Das Beste unter dem Himmel ist der Geist und was sich zum Göttlichen emporarbeitet. — — — Da stehen die uralten Kämpfer; immer dieselben seit Anbeginn, nur in verschiedenen Zeiten mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen gegeneinander Kain und Abel, das goldene Kalb und die mosaische Gesetztafel; der athenische Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kaiaphas mit den Hefen Jerusalems und Christus Jesus am Kreuz; das Heidenthum und die Schaar der Märtyrer; Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV.; Papst Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebst

*) In diesen Tagen erschien eine kleine Schrift: „Betrachtungen über das am 26. September 1815 zu Paris geschlossene Bündniß, bekannt unter dem Namen des heiligen Bundes. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Germanien 1817." — In ihr lebt, wo nicht Alexanders Wort, doch hell sein Geist.

Luther, und Leo X.; Leopold von Oesterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleonische Frankreich, und die bedrängten Europäer; les Légitimes und los Liberales.

Immer und immer war es der alte Kampf zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, so weit wir in die Völkergeschichten zurücksteigen können. Die einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Bessern; die andern für das ihnen Nützliche gegen das allen Ersprießliche; die andern für das irdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft offenbart ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldsack und Stammbaum, gegen die reinern Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige, siegte jedesmal ob, selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Die Wahrheit, das Göttliche ist eine Flamme, welche zuletzt auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur desto herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen, die den kurzsichtigen oder selbstsüchtigen Genossen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn sie auch das alles nicht waren. Die Zahl derselben war in ältesten Zeiten sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu Christi, und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist heut schon sehr achtbar, wenn schon im Verhältniß zu den an das Irdische klebenden Volksmassen, klein. Sie bildet heutiges Tages schon eine unsichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle, in verschiedenen Sprachen und verschiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnsucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterschied zwischen ihnen, wiewohl sie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintansetzen, ihrer Kirche getreu sind. Sie kommen aus verschiedenen Schulen und bekennen sich doch zu einerlei Grundsätzen.

Was wollen sie?

Sie wollen wie in Deutschland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allzeit dasselbe: Herrschaft des gesunden Menschenverstandes; Grundsätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anstatt der „Konvenienz-Politik", Verhütung des militärischen Despotismus und der kirchlichen Priestermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürsten gegen andere begründet; keine Schooskinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker seufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weise Sparsamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Gesetzlichkeit statt Willkührlichkeit; Staatsverfassung statt

Eigenmacht, Achtung der Volksstimme in des Volks Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr Religiosität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das ist wieder der neue Streit unter dem alten Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Darum donnert man in Spanien gegen die Liberales, im britischen Parlament gegen die Oppositionspartei, in Deutschland gegen die, welche Landstände begehren, u. s. w. Da erscheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöster; die Geburtsadlichen und Großzeremonieenmeister; alle, die im Spiel, das gespielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Diese glauben für etwas Solides zu fechten, weil sie, um was sie streiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantasten, die für bloße Ideen hadern, oder für Bösewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwischen nennt man die herrschenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geist der Zeit. Und eben die Geschichte des Geistes, der die Zeit und die Massen des Raums bewegt, ist die wahre Geschichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einst der nordamerikanische Freiheitskrieg, hat nachmals auch die französische Staatsumwälzung in Europa die lebendigste Theilnahme und Meinungsspaltung erregt. Diese Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzosen persönlich liebte oder haßte; sondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, so daß jeder Streich, jenseits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war sein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der gesunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Besitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt sich niemand. Wenn aber eine britische Flotte Kopenhagen bombardirt und Washington zerstöhrt, zucken schon viele Millionen Herzen im Unwillen, nicht wegen des einstürzenden Gemäuers, sondern wegen eines zusammenstürzenden Rechtes.

Nie kam den deutschen Völkern in Sinn, gleich den Franzosen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freistaaten gelten sollte, und stand plötzlich vor ihrem Geist. Die französische Republik, verabscheut durch die Greuel, welche sie geboren hatte, verschwand; aber die Ideen dessen, was gerecht und wahr ist und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als französischer Kaiser, die Rolle. Man bemerkte häufig, daß dieselben Personen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiserthum lebhaften Antheil nahmen, weil sie von daher das einwirkende Beispiel des Bessern, des Freisinnigen erwarteten. Es schien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Bessern oder Schlechtern. Man hatte z. B. gesehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich blos an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien

der Geburt aufhob, und den Fähigsten, nicht den Privilegirtesten an die wichtigsten Stellen setzte. Napoleon blendete lange; aber seine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchsichtiger. Kein hoher Gedanke der Menschheit begeisterte ihn, sondern eine ganz gemeine, grobe Leidenschaft. Da fiel Alles und Frankreich selbst von dem Heuchler ab. Er war zum Untergang reif. Gott winkte und seine Stunde schlug. Fürsten und Völker standen auf. In allen Ländern war alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wers vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wissen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heillose.

Dem Aussenspiel nach schienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelößt und eins zu sein; dem Innern oder Geistigen nach standen sie aber noch immer weit von einander. Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferstanden. Länder und Völkerschaften wurden getheilt und verschenkt; die Cortes auf die Seite geschoben; die Klerisei sang Te Deum laudamus; Legitimität ward das Schiboleth, weil doch ein Wort sein muß. Der Krieg mit den Franzosen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menschheit Fittige ankleben, daß sie schneller dem Urbilde des Besten nahe komme, und verzweifeln über ihren Stillstand. Aber sie steht nicht still, so wenig als die Sonne, die niemand von der Stelle rücken sieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles ins liebe Alte zurückdrängen, und täuschen sich, wie unerfahrne Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzustoßen glauben, während sie das Schifflein und sich vorwärts treiben.

So erklärt sich das Hadern und Seufzen in Preußen, Würtemberg, Baiern und andern Staaten, wegen der bessern Loose, die den Völkern daselbst von trefflichen Königen bereitet werden; so das bedenkliche Hinschauen der Zweifler auf die Werke des Bundestages. Es ist wahr, die Völker haben Großes gethan für die Rechte ihrer Fürsten; aber die Fürsten beginnen Großes zu thun für die Rechte ihrer Völker.

Aber es ist ein schweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu versöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies ist die Aufgabe der Weltweisen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürsten nicht, wenn sie, zu Gunsten vom festern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere sie, wenn sie sich vom Geschrei entgegen strebender Parteien nicht verwirren oder ermüden lassen. Dies Geschrei ist die alte Dissonanz zwischen Politik und Moral; sie löset sich auch nirgends rein auf, als in der Religiosität des Gemüths.

Bei Thieren, thierischen und barbarischen Menschen ist die Religiosität, das heißt, die Beziehung alles Seins auf Gott und Ewigkeit, nicht vorhanden; nur Instinkt und List oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, sondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsstufen stehen, sogenannten zivilisirten, streiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird schon zu Hilfe genommen. Doch dient sie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträgen, Friedens- Kriegs- und Handelsbündnissen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürsten zu Gott, wenn ein religiöser Sinn dereinst die Verträge und Bündnisse schließt, und die Klugheit blos, als Magd, dabei dient, dann wird die menschliche Gesellschaft einen Riesenschritt zur Selbstvollendung und dauerhaften Glückseligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Bestie; Religiosität allein der höhere Mensch, als unsterbliches Wesen. Das Göttliche ist die Krone des Geisterthums.

Als erste Weihe zu dem, was sein soll, was bei den Fortschritten des menschlichen Geschlechts nothwendig einmal sein wird, ist der unter dem Namen des heiligen Bundes geschlossene Vertrag zu rechnen. Mit Hinblick auf Gott und Ewigkeit, auf Fürsten- und Völkerrecht, wird einst unter gebildeten Nationen jeder Vertrag, jede Staatsverfassung, jedes Gesetz gegeben werden. Noch ists nicht so.

Wohl manche sind dem heiligen Bunde beigetreten, weil sie dazu von den Stiftern, nicht von ihrem eigenen Gemüth eingeladen wurden, und unterzeichneten aus Höflichkeit, ohne recht zu wissen, was sie machten. Denn ihr Stand war noch zu tief unter den Höhen der Menschheit. Manche mögen wohl dazu sehr fein gelächelt, aber es nicht Wort gehabt haben; andere, weil ihnen die hehre Idee schlechterdings fremd und verschlossen blieb, suchten darin wohl gar ein Bündniß gegen die Türken, Juden und Heiden; oder der Fürsten gegen ihre Unterthanen, also ein recht antichristliches, ungeachtet doch selbst die Schweizer in Landsgemeinden und großen Räthen dazu stimmten; oder sie hieltens für Frucht einer Stunde stiller Rührungen, oder einer schwärmerischen Grille, und fragten: Was kömmt dabei heraus?

Wer sich aber solche Frage nicht selbst beantworten kann, dem ist sie nicht zu beantworten. Und ihre Verlegenheit verkündet, auf welcher Stufe sie stehen, oder wie tief ihr Mißtrauen gegen das Edlere im menschlichen Geschlecht ist.

Indem ich versuchte, in leichtem Umriß die innere Geschichte der neuesten Ereignisse anzudeuten, mußt' ich zum Häßlichsten, was Barbarei, Selbstsucht, Herkommen, Kastengeist hervorbringt, auch die schönste Erscheinung der sich regenden höhern Menschenwürde nennen, den Lichtstrahl eines neuen Zeitalters, das zu tagen beginnt.

Alle Aufschlüsse, welche zur geheimen Geschichte unsers Zeitalters gegeben werden, sind nicht so lehrreich, als ein Blick aus dem finstern Jahrhundert, dem wir mit unsern Privilegien, Verketzerungen, Legitimitäten, stehenden Heeren, Arrondirungsplanen, Censuren u. s. w. angehören, in das Licht eines neuen Weltmorgens der Geister erquickend ist.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Neapolitanische Literatur. — Entrollte Schriften aus Herkulanum. — Neuere Werke gelehrter Neapolitaner.

— Neapel hat sich glücklich wieder in seine gute alte Zeit zurückgeschwungen. Die Stürme des Jahrhunderts hinterließen nur Narben: sonst nichts. Es ist wieder das fruchtreiche, schöne Land, voller Anmuth und Lebensgenuß. Es entfaltet sich wieder der Glanz seiner zwei bis dreihundert Fürsten und Herzoge, seiner paar hundert Marchesen und Grafen und fünftehalb hundert Baronen, neben dem seligen Nichtsthun der halbnackten Lazaroni und freisinnigen Kalabresen. Von Räuberbanden hort man auch wieder, doch hielten die österreichischen Besatzungen bisher gute Mannszucht. — Joachim Murats Andenken ist und bleibt verwünscht, wie billig. Denn nie wird man ihm es vergessen, daß er so rüstig bei dreihundert Klöster aufheben wollte, die bisher des Landes Vortheil und Seegen gewesen; daß er bei achtundfunfzigtausend Mönche und Nonnen (soviel zählte man wenigstens im Jahr 1807) brodlos zu machen suchte, die doch den dritten Theil von allen Gütern des Landes besaßen, und daß er sich irreligiöserweise einbildete, fünfzigtausend Weltgeistliche wären für das Seelenheil von beinah fünf Millionen Einwohnern des Landes genug.

Es lebt sich hier recht behaglich, wenn man sich nur das Selbstdenken abgewöhnt und nicht mit nordischen Ideen, deutschen oder französischen oder englischen laut werden will; denn das ist kaltes Wasser in die Glut des Süden und macht tolles Geprassel ohne Nutzen. Die Zensur ist strenge; ohne hochobrigkeitliche Erlaubniß und Durchmusterung von geistlichen Augen darf kein Werk gedruckt, kein fremdes eingeführt werden. Daher ist die neapolitanische Literatur im Ganzen herzlich arm; alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft bewegt sich in dem engen Kreis, welchen die ängstliche Staatsklugheit des weltlichen, oder geistlichen Arms vorgezeichnet hat, und die Kunst des Schönen ist eine gedungene Magd des üppigen Reichthums.

Nächstens sollen wieder einige entrollte und entzifferte Schriften aus den herkulanischen Gräbern das Licht der Welt erblicken. Darunter ist wohl das Bedeutendste das Uebrige vom Werke Epikurs, davon ein Theil schon im J. 1809 gedruckt worden ist. — Ueberhaupt scheints, schwelgen die bessern Köpfe Neapels lieber in den Herrlichkeiten der Vorwelt, als ihrer Zeit. Abate Romanelli, ein mühsamer Alterthumsforscher und fleißiger Schriftsteller, Verfasser einer dickbändigen alten Erdbeschreibung Neapels hat nun wieder zum Nutzen der Reisenden in drei Bänden Napoli antica e moderna, dazu noch ein besonderes Werk über die Insel Capri geschrieben. Letzteres ist jetzt erst erschienen, und enthält mancherlei Lehrreiches, von dem ich Ihnen künftig mittheilen will. Der vor kurzem gestorbene Abate Andres gab Aneddoti greci e latini tratti dai codici della regia Bibliotheca Napolitana heraus, die ich unsern deutschen Philologen empfehle. — Die Storia di Napoli fino a' tempi presenti vom Marchese Vivenzio bedeutet wenig. Eine gute Geschichte von Neapel muß wenigstens fünfhundert Meilen weit vom Vesuv geschrieben werden. Gute Beiträge werden einweilen in der Biografia degli uomini illustri del regno di Napoli von dem jungen, thätigen Gelehrten Giuseppe Boccanera gesammelt, welcher auch Mitarbeiter an der Biografia degli uomini illustri di Sicilia geworden ist. Letztere, vom Doktor Giuseppe Emanuele Ortolani gesammelt (monatlich erscheinen immer vier Lebensbeschreibungen), ist nur Nachbildung der erstern, welche schon seit 1813 begonnen hat.

Ueberlieferungen.

Nro. 12.

Ueber die Munizipal-Korporationen in England im Allgemeinen, und über die Korporationen der Stadt London im Besondern.

(Aus dem Brief eines Engländers an einen Bewohner des festen Landes.)

Der wichtige Einfluß, welchen die Munizipal-Korporationen in England auf die Aufrechthaltung der alten Konstitution und der Freiheiten und Privilegien der Bürger unstreitig haben, und welchen sie besonders in den letztvergangenen Zeiten bei einigen Gelegenheiten unverkennbar geäussert haben, giebt diesem Gegenstand, wie mich dünkt, hinreichendes Interesse fur den Politiker und Geschichtsfreund auch ausser England. Der Verfasser desselben ist nicht genannt, allein aus der klaren und richtigen Weise der Behandlung des Gegenstandes kann man mit Gewißheit schließen, daß er zu den aufgeklärteren und unpartheiisch denkenden Englandern gehort, und aus guten Quellen geschöpft haben muß.

D. U.

London, Dezember 1816.

Die vor kurzem bei der Wahl des Lord Mayor's von London in unserem Stadtrath und der Bürgerversammlung stattgehabten Verhandlungen scheinen den Wunsch in Ihnen erregt zu haben, die Geschichte und Beschaffenheit unserer Munizipal-Korporationen näher kennen zu lernen.

Erlauben Sie mir, ehe ich Einzelnes berühre, im Allgemeinen zu bemerken, daß das Dasein der bürgerlichen Korporationen in diesem Lande einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Aufrechthaltung bürgerlicher Freiheit und der alten Regierungsform in England, vielleicht in ganz Europa, gehabt hat. Sie müssen mir zugestehen, daß England während der letzten dreiundzwanzig Jahre der Welt ein noch nie gesehenes Schauspiel dargeboten hat. Eine verhältnißmäßig kleine Nation gab die bewunderungswürdigsten Beweise von Kraft, einmal in der glücklichen Vernichtung der verderblichen Plane der Republikaner, und des riesenhaften Ehrgeizes Buonapartes zur See, dann zu Lande in dem mächtigen Beistand, den es den erschöpften und zum Theil schon überwundenen Mächten des Festlandes leistete, um das eiserne Joch wieder abzuschütteln, und endlich in dem kräftigen Antheil, den es selbst in dem Befreiungskrieg gegen den Anmaßer nahm. Der merkwürdigste Umstand, welcher diese Kraftäusserungen innerer Macht und Stärke begleitet, ist, daß das heilige Feuer der Freiheit unter uns noch mit demselben Glanz und mit derselben hellen Flamme brennt, für welche es schon seit Jahrhunderten so bekannt ist. Die stürmische Zeit der französischen Staatsumwälzung ist an uns vorübergegangen; der verderbliche Code des droits de l'homme ist in unserer Nähe bekannt gemacht und in Ausübung gebracht worden; beinahe alle Völker in Europa litten mehr oder weniger vom Fieber

bürgerlicher Neuerungssucht, **England allein blieb gänzlich unerschüttert stehen**, seine Gesetze und Freiheiten litten auch nicht die geringste Veränderung.

Dem nachdenkenden Beobachter muß die Erforschung der Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung wichtig sein, und ohne Zweifel werden künftige Geschichtsforscher noch ihren Scharfsinn auf diesen Punkt richten. Gewiß ist es, daß es nicht das Werk des Zufalls war, aber eben so gewiß ist es auch, daß man die Güte der britischen Staatsklugheit nicht als einzige Ursache davon annehmen darf. Während jener Zeit haben sich Stürme erhoben, welche den Staatsbestand des britischen Reiches zu bedrohen schienen; allein ohne sie zu erschüttern, legten sie sich; nur die Wellen tobten gegen das majestätische Schiff, ohne es jedoch zu beunruhigen. Es ist gewöhnlich, diese Ausdauer und Unerschütterlichkeit der Vorzüglichkeit der Staatsverfassung und Führung zuzuschreiben. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Einheit und Macht, welche unser Hof besitzt, zum großen Theil die Ursache einer festen folgerechten Handlungsweise liegen mag, während unsere Gesetzgebung, welche alle Vorzüge der Adels- und Volksherrschaft in sich vereinigt, der vollziehenden Gewalt alle nöthige Kraft und Nachdruck gab. Demohnerachtet ist es eine auffallende Erscheinung, daß trotz den so lange fortgesetzten Staatsverhandlungen, trotz dem, daß wir in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine starke freistaatische Partei unter uns gehabt haben, und trotz jenem Streben nach Veränderung, welches stets nach dem Neuen greift; daß, sage ich, trotz allem diesen doch in unseren Einrichtungen nicht die geringste Neuerung statt gefunden hat, sondern daß alle und jede derselben noch eben so fest stehen, als vor dem verhängnißvollen Jahre 1789. Ich gebe zu, daß eine Hauptursache davon in unserer insularischen Lage zu suchen ist; allein dennoch wage ich zu behaupten, daß die bewunderungswürdige Einrichtung und Verkettung unserer bürgerlichen, oder wie man es auch nennen möchte, unserer politischen Vereinigungen des zweiten Ranges, nemlich der **Korporationen und verbrieften** (chartered) **Stiftungen**, eine mitwirkende nicht unbedeutende Ursache gewesen sei. Die große Anzahl dieser Vereine hat seit Jahrhunderten die Seele der öffentlichen Freiheit aufrecht gehalten in allen Theilen des Reiches, und im Verein mit unserm späteren Fundirungssystem, dazu beigetragen, das Privatinteresse der Einzelnen mit dem allgemeinen Interesse des Staates zu verschmelzen.

In vorigen Zeiten waren diese Körperschaften die Wiege des Handels und der Freiheit; jetzt sind sie in den meisten Fällen noch die stärksten Haltungspunkte verfassungsmäßigen Rechts und wahren Vaterlandsgeistes. Es giebt gegenwärtig in England, so wie vorher in Frankreich, zwei Arten von Körperschaften, nämlich **weltliche** und **geistliche**. Von den letztern will ich für diesmal wenig bemerken; sie bestehen aus denjenigen Geistlichen, welche Mitglieder von Dom- oder Kollegienstiften sind; sie besitzen liegende Gründe, welche zum Theil Ueberbleibsel der Kirchengüter sind, die zur Zeit der Kirchenänderung nicht verweltlicht wurden. Die ganze Geistlichkeit bildet eigentlich **eine** große Körperschaft; denn jedes Mitglied derselben übt seine Rechte so aus und genießt seine Einkünfte unter dem Schutze des Gesetzes so, wie sie von seinem

Vorgänger ihm überliefert wurden, und wie er sie wiederum seinem Nachfolger überliefert. Auf diese Weise hat Kirche und Staat ein gemeinschaftliches Interesse und jedermann, der sich der erstern widmet, hat Interesse in der Aufrechthaltung des letztern. Dabei müssen Sie jedoch bemerken, daß diese kirchliche Einrichtung nicht im geringsten die unbeschränkteste Gewissensfreiheit hemmt. Wir betrachten die regelmäßige und eingeführte Erhaltung der Geistlichen als nöthig zur unfehlbaren Ausübung der kirchlichen Gebräuche und Feierlichkeiten; allein andere Sekten, welche ihre Geistlichen mittelst freiwilliger Beiträge erhalten, bestehen hier unter dem Schutze einer vollkommenen Duldung, und sind in der Hauptstadt und andern großen Städten vorzüglich zahlreich.

Die weltlichen Körperschaften bestehen in Munizipalitäten oder Gemeinden in den verschiedenen Städten und Märkten des Königreichs, und genießen besondere Rechte und Vorzüge, welche aus altem Herkommen oder aus Freibriefen (charters) entstanden sind; zu diesen kann man noch die großen gefreiten Gesellschaften, als die Bank von England, die ostindische Gesellschaft u. s. w. rechnen. Ich werde mich besonders mit den ersterwähnten beschäftigen, weil das stufenweise Wachsthum der Freiheiten und Vorzüge, welche jetzt so fest in den Herzen der Engländer gewurzelt haben, sich an denselben am deutlichsten zeigt.

Im Jahr 1066, als die Normänner in England landeten, befand sich der größere Theil des englischen Volkes in dem Zustand einer gänzlichen Leibeigenschaft unter den kleinen Fürsten oder Lords des Landes, ähnlich dem bisherigen Zustand der Bauern in Rußland und Polen. Dies erhellt am deutlichsten aus einer unter Wilhelm I. im Jahr 1086 aufgenommenen Volkszählung, die man noch jetzt unter dem Namen des Doomsdaybook's aufbewahrt. In dieser werden die Namen von sechsundvierzig Städten, damals burghs genannt, aufgezählt, deren Einwohner zwar keine Freibriefe, sondern einen Schirmherrn unter den mächtigen Baronen hatten, unter dessen Schutz und Namen sie Handel und Wandel trieben, und dem sie dafür etwas Gewisses bezahlen mußten. Aus dem Freibrief, welchen der König späterhin den Einwohnern von London ertheilte, sehen wir, daß er ihnen erlaubte „gesetzfähig" (law worthy) zu sein, und daß ihre Kinder dies von ihnen erben sollten. Hieraus allein kann man den elenden Zustand der ungefreiten Klassen in der damaligen Zeit ersehen, in welchen sie nicht einmal das Recht hatten, gegen erlittenes Unrecht sich an die Gesetze zu wenden, oder über ihr Eigenthum nach Willkühr zu verfügen, sondern ihre beweglichen oder unbeweglichen Güter standen ganz in der Gewalt ihrer Herrn. Die drei darauf folgenden normännischen Könige, welche eigentlich keine rechtmäßigen Ansprüche auf den Thron hatten, bewilligten, um sich bei dem Volke beliebt zu machen, verschiedenen Märkten oder Städten, Freibriefe, in welchen sie ihnen erlaubten, Gilden, oder Handelsgesellschaften zu haben, und ihren Verkehr ungestört nach Willkühr zu treiben, wogegen sie eine Art von Pachtgeld (free-farm-rent), welches gewöhnlich in dem zehnten Theil ihrer beweglichen Güter bestand, entrichten mußten. Hierdurch wurde in

kurzer Zeit der Handel so sehr belebt und vermehrt, und die aus diesem Systeme entstehenden Vortheile waren so groß, daß die Könige es ganz ihrem eigenen Vortheil gemäß fanden, die freien Städte zu vermehren, so viel in ihren Kräften stand, theils als eine einträgliche Quelle der Kroneinkünfte, theils aber als das beste Gegengewicht gegen die zu stark überhand nehmende Gewalt der Barone. Vermöge der ihr auf diese Weise zugestandenen Freiheiten, machte die Stadt London große Fortschritte im in- und ausländischen Handel, und erlangte bald Reichthum und Macht; denn die letztere war eine natürliche Folge des ersteren. Von nun an begann es auch, eine nicht unwichtige Staatsrolle zu spielen. Wenn der König und die Baronen mit einander stritten, suchte es aus der Hilfsbedürftigkeit des ersteren Vortheil und neue Freiheiten zu erlangen, als Preis geleisteter Hilfe; zu andern Zeiten stand es den Baronen gegen den König bei; dann wurden die Freibriefe gewöhnlich aufgehoben, allein beim Frieden mit einer gehörigen Summe Geldes wieder ausgelöset und oft noch neue hinzu erworben. — Es ist wohl nicht uninteressant zu beobachten, wie diese Privilegien von Zeit zu Zeit zunahmen. Heinrich der erste, der dritte König der normannischen Linie, gestattete den Londnern, für einen Pacht von dreihundert Pfund jährlich, die ganze Grafschaft Middlessex zu verwalten, und ihre Sheriffs selbst zu ernennen, zugleich mit dem Vorrecht, daß der Gläubiger irgend eine Summe, die seinem Schuldner gehörte, einer dritten Person übertragen konnte; welche Vorrechte noch heutiges Tages geltend sind. Das letztere unter dem Namen des foreign attachment, macht einen wichtigen Abschnitt unserer Gesetzbücher aus. Die darauf folgenden Könige Heinrich der zweite und Richard der erste gestatteten neue Vorrechte und bestätigte die alten. Unter ihnen erlangte London, daß keiner seiner Bürger außerhalb der Stadt als Soldat zu dienen verbunden ist, welches heut zu Tage noch gilt; und zufolge welches weder Aushebung zum Landdienst, noch Pressung zum Seedienst innerhalb des Weichbilds derselben statt haben darf; und wenn ja durch einen Zufall ein Bürger oder Freimann gepreßt wird, so muß er, wenn er sein Bürgerrecht aufweisen kann, sogleich wieder freigegeben werden. Ebenso dürfen keine Soldaten in der Stadt einquartiert oder von derselben verpflegt werden; auch dürfen die Bürger zur Ausrüstung der Landmiliz nichts beitragen, es müßte denn freiwillig von dem versammelten Stadtrath beschlossen werden.

In den alten Komödien kommen oft satyrische Ausfälle gegen die Stadtsoldaten (trained bands) vor; diese waren in alten Zeiten das einzige Militär der City, und hatten wahrscheinlich kein besonderes kriegerisches Aeussere, obgleich ihre Anzahl gar nicht unbedeutend war; denn im Jahr 1660 bei der Wiedereinsetzung Karls des zweiten, musterte die Stadt allein zwölf Schaaren zu Fuß, jede zu 1500 Mann, und eine Reiterschaar, davon die Obersten und Oberststatthalter alle Ritter waren. Allein im letzten Jahrhundert ist dieses ganz eingegangen. Während des letzten Krieges wurden jedoch zwei Schaaren aus der Stadt ausgehoben, unter der Bedingung, daß sie nicht weiter als zehn Meilen von London dienen sollten. Doch der Gemeinderath verstand sich sehr ungern dazu.

Wir kehren jetzt zu unserm geschichtlichen Ueberblick der Gemeindsfreiheiten zurück. König Johann gestand der Stadt fünf Freibriefe zu; aus dem einen vom Jahr 1202 ersieht man, daß sich einige von den Handelsverbindungen zu besondern Gilden gebildet hatten, wie z. B. die Weber, welchen der König noch mehr Vorrechte einräumte, aber zugleich auch ihre Abgaben vermehrte. Im Jahr 1215 gestand er den Bürgern das Recht zu, sich jährlich einen Mayor zu wählen, der aber dann von dem König und seinen Richtern bestätigt werden mußte. Dies wird noch jetzt beobachtet. Heinrich der dritte gab der Stadt London neun besondere Freibriefe, davon der eine noch jetzt den Bürgern oft von großem Nutzen ist, indem sie kraft desselben von aller Art Zoll und Mauth auf Waaren in jedem Hafen und jeder Stadt des Reiches befreit sind, ausgenommen diejenigen Taxen, welche das Parlament aufgelegt hat. — Um diese Zeit finden wir, daß die Munizipal-Korporationen einen neuen und besondern Grad von Wichtigkeit annehmen. Wir sehen die Bürger und Freimänner sich in einem höhern Kreise bewegen, und jene anfangs örtlichen Befreiungen national werden.

Um diese wichtige Veränderung vollkommen zu verstehen, ist es nöthig, ein paar Worte über das damals in unserm Lande sowohl, als in ganz Europa gebräuchliche Lehenwesen zu sagen. Der König war das einzige Haupt von einer Art kriegerischen Bundesschaft, welche die Barone untereinander bildeten, und vermittelst welcher sie von dem König ihre Länder als Belohnung ihrer Heerdienste erhielten; die niederen Klassen der Gesellschaft hingen von den Baronen ab auf ebendieselbe Weise. So lange die Baronen, des Königs unmittelbare Lehensmänner, nicht allzu zahlreich waren, so war es natürlich, daß sie, nebst der höhern Geistlichkeit (welche zu gleicher Zeit die gelehrtesten Männer ihrer Zeit hatte) allein zum Rathe, dessen sich der König in wichtigen Fällen bediente, berufen wurden. Dies waren (der älteren, aber dunkleren und zweifelhafteren Vereinigung der sächsischen Wittenagemots nicht zu gedenken) unsere ersten Parlaments, welche damals unter den Namen von Commune concilium oder Concilium magnum bekannt waren. Prynne, einer der ältesten und zuverlässigsten Urkundenforscher, bemerkt, daß er das Wort Parlament, in diesem Sinne gebraucht, zuerst in einem Jahrbuch aus dem achtundzwanzigsten Jahr der Regierung König Heinrichs des dritten (1244) gefunden habe, daß aber schon lange vor dieser Zeit solche Concilia magna von unsern Königen gehalten worden wären, bei welchen alle Herren und Barone gegenwärtig waren und votirten.

Die bürgerlichen Kämpfe, welche gegen das Ende der Regierung Heinrich des dritten statt fanden, brachten unter den streitbaren Partheien eine Art von Wettstreit hervor, die Zahl ihrer Anhänger soviel als möglich zu vermehren, und aus diesem Beweggrunde war es, daß im Jahr 1264 Simon von Montford, Graf von Leicester, im Namen des Königs, den er damals gefangen hielt, Einladungsschreiben nicht allein an die vorigen Mitglieder des Commune concilium, sondern auch an zwei andern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, welche vorher nie zu diesem Zwecke versammelt worden waren, ergehen ließ; dies waren nämlich die Grafschaften (shires) und Städte (burgs), und das Einladungsschreiben, welches er bei dieser Gelegenheit

ergehen ließ, wird noch in unsern Archiven aufbewahrt *). Diese obgleich bei einer [illegible]mäßigen Gelegenheit ergriffene Maasregel, hielt man in der Folge dem damaligen Zustand der Gesellschaft sowohl angemessen, daß **Eduard der dritte**, der weise und kraftreiche Sohn **Heinrichs**, sie nachahmungswürdig fand, und im dreiundzwanzigsten Jahr seiner Staatsführung (1295) das erste gesetzmäßige Parlament zusammenberief. Die Mahnbriefe, die man dabei aussandte, und die mit geringer Abänderung noch heutiges Tages gebraucht werden, waren an die Sheriffs der Grafschaft gerichtet, und befahlen zwei Ritter für die Grafschaft, zwei Bürger für jede Stadt in derselben und zwei Freimänner für jeden Markt zu erwählen, aus den angesehensten und erfahrensten, „so daß die Ritter handeln könnten im Namen der Gemeinde der Grafschaft, und die Bürger und Freimänner im Namen ihrer Städte und Märkte. Die auf diese Weise erwählten Männer mußten sich dem König an einem bestimmten Tage vorstellen, in seinem königlichen Pallaste, wo er sich mit den Prälaten, Grafen, Baronen und anderen Herren des Reichs versammelte; und dann sollten die obengenannten Stellvertreter thun, was das Commune concilium beschließen und befehlen würde.“ Diesem zufolge erhielt die Staatsordnung des Landes eine gänzlich neue Gestalt; das Commune concilium gestaltete sich nach und nach zum **Oberhaus**, und die Stellvertreter zum **Unterhaus** (house of commons); allein über die Weise, wie diese Veränderung vor sich gieng, erlauben Sie mir einige Bemerkungen zu machen.

1) Sie werden bemerken, daß die Einrichtung bürgerlicher Korperschaften, anstatt der allgemeinen Freiheit nachtheilig zu sein, eher das Gegentheil bewirkt hat; sie stellte das Interesse der Landeigenthümer auf demselben Fuß mit dem der Bürger und Handelsleute, und gab dem Begriff „**Gemeinden**“ in England einen weitern Umfang, als in irgend einem andern Lande. Nach der Zeit König **Wilhelm des ersten**, vermehrte sich die Anzahl der Baronieen so sehr, daß es unmöglich wurde, daß alle Lehnsmänner des Königs im Commune concilium zugegen sein konnten; deswegen waren im Jahr 1254 die geringeren Barons gerne zufrieden, statt selbst zu kommen, ihre Abgeordneten für die Grafschaften zu schicken. Auf der andern Seite hatten die Munizipal-Korporationen so großen Einfluß und Wichtigkeit erlangt, daß ihre Stellvertreter wahrscheinlich in der öffentlichen Achtung den geringeren Baronen ganz gleich standen. Ich will die viel bestrittene Frage hier nicht entscheiden, ob diese Ritter, Bürger und Freimänner, welche unser heutiges Unterhaus ausmachen, gleich anfangs zusammensaßen und zusammenstimmten; nur so viel ist gewiß, daß kurze Zeit nach der Berufung des ersten Parlaments alle diese Stellvertreter unter dem allgemeinen Namen Commons vereinigt wurden; welches Wort nicht wie unser Ausdruck Tiers Etat alle Beziehung von Lehensoberherrlichkeit ausschloß; auf der andern Seite aber begriff der Ausdruck Nobility keineswegs nur ausschließlich die Landeseigenthümer, oder einen besondern Lehnsstand, sondern drückte nur eine hohe Würde, verbunden

---

*) Im ersten Theil von Rymer's foedera S. 802 ff. ist es ganz abgedruckt.

mit gewissen erblichen Obliegenheiten und Vorrechten aus. Ich weiß nicht, ob irgend ein Geschichtschreiber diesen Gegenstand aus eben diesem Lichte betrachtet hat; allein mir scheint es, daß die Hauptverschiedenheit zwischen der Landesverfassung in England und denen der meisten Reiche des festen Landes, aus dieser glücklichen Gleichheit zwischen den Stellvertretern der Grafschaften und denen der Städte oder Märkte, oder in andern Worten, aus dem schon frühzeitig wichtigen Einfluß unserer Munizipal-Korporationen, hergeleitet werden muß.

2) Die nächste Bemerkung, welche ich für vorzüglich wichtig halte, ist, daß schon von dem Ursprung unserer Stellvertretungs-Ordnung die Volksmenge nie die Grundlage der Stellvertretung war, sondern Gefreitheiten und Landeigenthum allein. Sie werden bemerkt haben, daß die Mahnschreiben zwei verschiedene Arten von Gemeinden erwähnen, die Gemeinden der Grafschaften, und die der Städte und Märkte. Allein deswegen dürfen Sie nicht daraus schließen, daß unter einer von beiden die ganze Anzahl der in derselben wohnenden Menschen begriffen sei. Die Gemeinde der Grafschaft begriff allein die freien Landeseigenthümer derselben, Männer, welche gewöhnlich noch Vasallen unter sich hatten, und vieler Vorrechte genossen, die im Normannischen Barone, im Sächsischen free holders genannt wurden. Diese waren es, welche zur Erwählung der Ritter für die Grafschaft stimmten. Bis zum Jahr 1429 war keine besondere Bestimmung über den Werth oder die Größe ihres freien Eigenthums (franktenement) vorhanden; alsdann aber wurde durch ein Gesetz bestimmt, daß ihre jährlichen Einkünfte von dem Lande vierzig Schilling sein müßten. Der Preis des Landes stand damals aber sehr niedrig. Diese Bestimmung hat jedoch seit der Zeit keine Veränderung erlitten, daher hat es sich bei dem fortschreitenden Steigen der Preise zugetragen, daß beinahe jeder Landeigenthümer im Königreiche stimmfähig geworden ist, so daß die Anzahl der Wahlmänner für eine Grafschaft sich oft über hunderttausend beläuft. Auch in den Städten und Märkten waren nur eine gewisse Anzahl Männer wahlfähig, nämlich die obrigkeitlichen Personen und die andern angesehensten und reichsten Einwohner, welche die Verwaltung der Gemeinds-Angelegenheiten besorgten; die niedere Klasse der Einwohner, welche gewissermaßen unter der Leitung jener stand, war aber keineswegs mit einbegriffen. Gegenwärtig ist es zwar in einigen besondern Städten der Fall, daß die Stellvertreter für das Parlament nach einem ausgedehnteren Grundsatz als von den Freimännern gewählt werden, nämlich aus der ganzen Anzahl der Hausbesitzer, die Rent und Taxe bezahlen; allein dies gründet sich zum Theil auf Freibriefe von Königen nach Eduard dem dritten, und theils auf Akte unserer Gesetzgebung, wodurch gewisse Körperschaften ihrer Freiheiten verlustig erklärt wurden, wegen Mißbrauch ihres Wahlrechtes, oder anderer örtlichen Ursachen. Hieraus ist jedoch eine bedeutende Verschiedenheit in unserm Stellvertretungsamt entstanden und vielleicht wird, im Ganzen genommen, die Landesfreiheit besser durch die verschiedenen Wege, Einfluß auszuüben, erhalten, als wenn aller Einfluß sich stets auf eine und dieselbe Weise äusserte; denn ich bin überzeugt, Sie kennen die menschliche Natur zu gut, um glauben zu können, daß in irgend einem Verein der Gesellschaft Wahlen für große und wichtige

Aemter ganz ohne den Einfluß von Reichthum oder Rang, Beredsamkeit oder Ränke vor sich gehen könnten.

3) Erlauben Sie mir jetzt nur noch eine Bemerkung über die Umstände, welche gewöhnlich das Zusammenberufen der Bürger und Freimänner zum Parlament begleiteten. Ohne Zweifel war der Hauptzweck, warum König Eduard der erste dies that, derselbe welcher Philipp den Schönen im Jahr 1302 bewog, zum erstenmal die États généraux in Frankreich zusammenzuberufen: nämlich um die Staatseinkünfte leichter und sicherer erheben zu können. Anfangs kamen daher die Abgeordneten der Gemeinden zusammen, um dasjenige zu thun, was das Concilium magnum oder wie es später hieß, magnatum, befehlen und beschließen würde, und wenn sie die Beisteuern genehmigt und verwilligt hatten, so gingen sie nach Hause zurück. Bald darauf aber nahmen sie sich es heraus, ihre Verwilligungen mit Bittschriften um Abstellung von Beschwerden zu begleiten; diesen wurde zuweilen gewillfahret. Doch oft auch beachtete man sie nicht; und es ist merkwürdig, daß bis zu dem heutigen Tag, gewisse Akten des englischen Parlaments die Gestalt einer Bittschrift an den König beibehalten, und mit den bittenden Worten anfangen: „May it please your Majesty that it may be enacted." Dies ist jedoch weiter nichts als ein bloßes Formelwerk. Denn unter der Regierung Eduard des vierten, um das Jahr 1410, maßten sich die Commons förmlich einen Antheil an der Ausübung der Gesetzgebung an, und der König, dessen Anspruch auf die Krone nicht gesetzmäßig war, gestand ihnen dieses Vorrecht zu.

Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag ist der Einfluß der Körperschaften auf alle Verhandlungen unserer Gesetzgebung stets bemerkbar gewesen; und die bürgerliche Freiheit hat in der Aufrechthaltung derselben stets den sichersten Zufluchtsort gefunden. Diese Wahrheit fühlten die schlechten Rathgeber Karls des zweiten und Jakobs seines Bruders so stark, daß, um eine schlechte gewaltsherrische Staatsführung einzuführen, sie zur Beförderung ihrer Plane nichts so unumgänglich nöthig fanden, als die Stadt London und andere Städte zuerst ihrer Freibriefe zu berauben, welches sie auch theils durch offene Gewalt, theils durch niedrige Umtriebe in einigen Fällen ins Werk setzten. Allein die vaterlandssinnigen Anstifter der Umwälzung im Jahr 1688, ganz ungleich den Umwälzern unserer Zeit, ließen es sich vor allem andern angelegen sein, jene Bollwerke der bürgerlichen Verfassung wieder einzusetzen. Und da dennoch mehrere Personen der Meinung waren, daß es nach dem Buchstaben des Gesetzes, zu den Vorzügen der königlichen Gewalt gehöre, Körperschaften aufheben zu können, so strebten sie, auch diesen Punkt außer allen Zweifel zu setzen, wenigstens in Rücksicht der Hauptstadt, indem sie eine förmliche Satzung aufsetzten (Stat. 2 Will. 2 Mar. Less. 1. c. 8.) kraft welches die Freiheiten der Stadt London auf keine Weise verwirkt werden können.

In den frühesten Zeiträumen unserer parliamentarischen Geschichte scheint es, daß die Mahnbriefe an die Städte und Märkte sehr unregelmäßig ausgesandt worden seien. Nachdem aber das gesetzgebende Ansehen des Unterhauses allgemein anerkannt war, wurde es als eine Regel aufgestellt, an alle Städte und Märkte, welche bisher Mitglieder zu schicken gepflegt hatten,

Mahnbriefe (writs oder summons) zu senden. Demohngeachtet aber behielten die spätern Könige bis zu Karl dem zweiten das Vorrecht, Städten, welche bisher keine Mitglieder ins Parliament geschickt hatten, dies Vorrecht zu ertheilen. Unter Karls Regierung belief sich die Anzahl der Mitglieder für England und Wallis, die Ritter für die Grafschaften eingerechnet, auf fünfhundert und dreizehn; bei der Vereinigung Schottlands mit England kamen fünfundvierzig Mitglieder dazu, und bei der von Irrland hundert; so daß gegenwärtig die Anzahl der Stellvertreter im Unterhaus sechshundert achtundfünfzig ist.

Es hat nicht gefehlt, daß man von Zeit zu Zeit gesucht hat, die Verfassung des Hauses zu ändern, allein die große Gefahr, welche das Angreifen so wichtiger und alter Rechte stets mit sich führen muß, hat nebst andern gewichtigen Gründen bis jetzt immer bewirkt, daß man alle neuen Vorschläge so vortheilhaft sie auch auf den ersten Blick aussehen mochten, stets verworfen hat. Ueberdies können wir uns noch täglich überzeugen, daß, obwohl in einigen besondern Fällen Gemeindsvorrechte gemißbraucht werden können, dennoch unsere vorzüglichsten und einflußreichsten Munizipal-Korporationen so weise geleitet werden, daß sie zu gleicher Zeit den edlen Gemeingeist befördern, die Ausübung und Handhabung der Gesetze sichern, den Parteigeist selbst zu einer wohlthätigen Triebfeder der öffentlichen Thätigkeit benutzen, und in einem Worte auf eine bewunderungswürdige Weise die Grundsätze der Freiheit und Rechtlichkeit vereinigen. — Von dieser Behauptung werden Sie, v. H., noch lebhafter überzeugt werden, wenn ich Ihnen einen Umriß der gegenwärtigen Konstitution und Verfahrungsart der Korporation von London vorlegen könnte. Allein da ich fürchten muß, Ihre Geduld schon zu sehr erschöpft zu haben, so verspare ich diesen Gegenstand, und habe die Ehre zu sein

J. L.

Salzburgs Klagen vor dem kaiserlichen Thron im J. 1816.

1.
Ein Blick auf Schicksale, auf Glanz und Verfall der Stadt Salzburg.

Klagstimmen genug werden aus unserm Zeitalter an die Nachwelt übergehen. Wie wär' es anders möglich in Tagen allgemeiner Umwälzungen, wo so vieles gebrochen, so vieles neu gebaut, so viel gewonnen und so viel verloren wird? — Der Schrei des Schmerzes ist in allen das Wahre; wenn auch die Ursach des Wehklagens nicht immer das Gerechte ist.

Das Unglück von Salzburg, der schönsten deutschen Stadt am Fuß der Alpen, verdient wohl von der übrigen deutschen Zeitgenossenschaft gekannt zu sein. Sie war von jeher keine der

unbedeutendern Gemeinden auf deutscher Erde. Daher wird die Schilderung ihres Zustandes auch entfernteren Gegenden Theilnahme einflößen. — Nicht aber deswegen, sondern als ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte unserer Zeit werden ihre Klagen vor dem Thron des Kaisers hier mitgetheilt. Sie lassen uns einen tiefen Blick in das zerstörte Hauswesen einer Gemeinde thun, die das Opfer der Zeit ward.

Sie war schon, als Juvavium, eine große und prachtvolle Niederlassung der Römer in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gewesen. Noch täglich gehen unter dem Pfluge des Landmanns neue Zeugen ihres damaligen Glanzes aus der Erde hervor. Die ganze Gegend ist von Trümmern römischer Kunst voll. Da die Deutschen obsiegten, die Allemannen, die Stämme der Thüringer, Schyren, Rügen, verschwand Juvavium unter der Faust roher Eroberer von der Erde. Der Heidenbekehrer Hrodbert, da er sich hier am Ende des siebenten Jahrhunderts anbaute in der Nachbarschaft der großen Salzquellen des Gebirgs, fand nur über dem Schutt römischer Tempel und Palläste Wälder und ungewisse Volkssagen.

Die Salzburg, die Kirche des heiligen Petrus auf Felsen gebaut, die gesalzenen Quellen der Nachbarschaft, die ersten Klöster, sammelten bald eine neue Volksmenge auf dem Boden, welchen das Leben des heiligen Abtes geweiht hatte. Die Abtei erhob sich schon im vierten Jahrzehend ihres Daseins zum Bisthum im Herzogthum Baiern; und sechszig Jahre später zum Erzbisthum, dem die Bischöfe von Seben, Freising, Regensburg und Neuburg an der Donau untergeordnet waren.

Mit der Macht der Kirche in jenem Zeitalter der Finsterniß erweiterte sich die Macht der salzburgischen Erzbischöfe gegen ihre weltlichen Fürsten und Herrn. Wie die Päpste einst demuthsvolle Untergebene der Fürsten gewesen waren, dann ihnen an Hoheit gleich, endlich überlegen waren: so spielten die Erzbischöfe zu Salzburg dasselbe Spiel gegen die Herzoge von Baiern. Sie endeten damit, daß sie unabhängige Fürsten wurden, die in weltlichen Händeln nur Kaiser und Reich über sich anerkennen mogten; Primate von Deutschland und geborne Legaten des heiligen Stuhls hießen; und in ihren Wappen, neben Kreuz und Hirtenstab, bedeutsam das Schwerdt stellten.

Ihre Reichthümer, die zwei bis drei Millionen ihrer Einkünfte, verwendeten sie zur Verbesserung ihres kleinen Staates, mehr noch zur Pracht und Ueppigkeit ihres Hofwesens und zur Verschönerung ihrer Hauptstadt, für deren Anmuth die Natur schon mehr, als für irgend eine aller Hauptstädte von Deutschland geleistet hatte. Den weiland zahlreichen Adel, dessen Stärke und Trotz die Erzbischöfe allein zu fürchten hatten, wußten sie nach und nach bis zur Vernichtung zu schwächen und seine Güter an die Kirche zu gewinnen, also, daß die uralten Landstände zuletzt nur noch aus den Prälaten und der Bürgerschaft von sechs Städten und zweiundzwanzig Marktflecken bestanden.

Die Bürgerschaft der Hauptstadt hatte unter allen Städten die gewichtigste Stimme. Hier war mehr Einsicht, und durch die Verschwendungen des Erzstifts mehr Wohlstand. Hier schwächte

der tägliche Anblick von der Verderbtheit der geistlichen Herrn die Ehrfurcht, welche die Ferne vor dem Ansehen vermeinter Heiligen zu haben pflegt. — Mehr als einmal gerieth die Bürgerschaft in offne Fehde gegen den Hof und belagerte den Erzbischof in seiner Burg. Doch zu vollkommen reichsstädtischer Freiheit konnte sie, so beharrlich sie auch danach gerungen hatte, nie gelangen.

Ausgezeichneten Gewerbsfleiß und Handel besaß die Stadt nie. Der Aufwand des Hofes, die Erziehungshäuser für junge Adliche, die hohe Schule aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, das Treiben der Domherrn, die Menge der Kirchen, Klöster und Spitäler brachten einer Volksmenge von sechszehntausend Seelen Bequemlichkeit und Wohlleben genug. Die mönchische Staatskunst, welche noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mehr denn dreißigtausend arbeitsamer Einwohner, des Glaubens wegen, aus dem Vaterlande vertreiben konnte, war ohnehin nicht geeignet, Gewerb und Handel groß zu beseelen.

Daher ist leicht zu ermessen, daß die Stadt Salzburg, nachdem sie schon in den Kriegen der französischen Staatsumwälzung bis aufs Aeusserste von Freundes und Feindes Heeren erschöpft worden war, Alles verlor, da der zu Lüneville geschlossene Friede das alte Erzbisthum verweltlichte. Schon während der Kriegsstürme hatte der letzte von Salzburgs Erzbischöfen, Hieronimus Graf von Kolloredo, schlechte Hilfe gegeben. Er sammelte die Schätze kargend für sich selbst, und verwieß seine Diener und Unterthanen auf die Schätze im Himmel, oder empfahl ihnen die schöne Tugend der Entsagung.

In Folge des Lüneviller Friedens empfing der Großherzog von Toskana Salzburg im Jahr 1802. Aber es war kein bleibender Zustand; nichts genaß in dem scheinbaren Frieden, der bald wieder gebrochen würde. Die Stadt ertrug neue Verwüstungen im Jahr 1805, und ward durch den Presburger Frieden an Oesterreich gegeben; dann wieder, vier Jahre später an Baiern; dann wieder vier Jahre später, nach Bezwingung Frankreichs, an das Haus Oesterreich. So ward das unglückliche Volk binnen anderthalb Jahrzehenden vielmal verschenkt und vertauscht.

Die Wirkungen von diesen Schicksalen offenbaren sich nun in den folgenden Klagen.

2.
Schreiben der Bürgerschaft von Salzburg an den Rath dieser Stadt, am 12. November 1816.

In einer Lage, deren Peinlichkeit eben so unglücklich, als ihre längere Dauer unmöglich ist, nimmt die hiesige Bürgerschaft ihre Zuflucht zum wohllöblichen Stadtmagistrat, und erwartet von ihren Vätern, daß sie ohne ängstliche Rücksicht auf persönliches Mißfallen ihre gerechte Beschwerden würdigen, und vor den Thron unsers erhabenen Monarchen bringen werden.

Wie zerstörend die Zeitereignisse überall in die Wohlfahrt der Völker eingegriffen haben, ist

leider bekannt, und wir wissen wohl, daß man die längst vergangene gute Zeit nicht zum Maaßstabe für die Gegenwart nehmen dürfe.

Schon damals, als wir in den vier harten Kriegsperioden dem Staate die ungeheuersten Opfer brachten, sahen wir deutlich genug ein, wie tief wir die traurigen Folgen empfinden würden! Allein wir thaten gerne das Aeusserste, und begnügten uns mit dem stolzen Bewußtsein, unsere Pflichten als treue Bürger, in jedem Sinne streng erfüllt zu haben. Vertrauen auf Gott, und die feste, unerschütterliche Zuversicht, daß die gute Sache doch endlich siegen müsse, hielt unsern Muth auch unter den härtesten Bedrängnissen aufrecht, und dem Himmel sei Dank, sie hat gesiegt!

Wir rechneten vorzüglich die Vereinigung unsers Ländchens mit dem Kaiserhause Oesterreich unter die glücklichsten Ereignisse, und hofften vertrauend auf die Weisheit und gränzenlose Güte unsers Monarchen, die Segnung eines glücklichen Friedens endlich zu genießen.

Freilich, unser Wohlstand war dahin, mancher biedere brave Mitbürger war dem Drange erlegen, — manchen hat der Gram über das Elend der Zeit dahingerafft! Nichts hatten wir gerettet aus dem schrecklichen Sturme, als unsern redlichen treuen Bürgersinn, und die Hoffnung, nicht etwa auf plötzliches Erscheinen eines goldenen Zeitalters, wohl aber auf das Ende des ärgsten Druckes, auf gerechte Würdigung unserer überstandenen Leiden, und auf landesväterliche Theilnahme von Seite unsers erhabenen Monarchen. Sein persönlicher Besuch und Aufenthalt in unserer Stadt, die huldvolle Aufnahme der verschiedenen Deputationen, so manche schöne, sein gutes Herz beweisende Handlung, vor allem aber sein kaiserliches Wort: „daß Er unsere Noth genau kenne und ihr abhelfen werde,“ steigerten unsere Hoffnung zur seligsten Zuversicht, und entfernten jeden Kummer über die Gegenwart.

Fünf Monate sind seitdem verflossen! — ein Zeitraum, während welchem die Maaßregeln zur Erleichterung unserer Lage, die wir vorbereitet wähnten, wohl hätten zur Reife kommen können! Desto schrecklicher ergriff uns die Ueberzeugung, daß nicht nur keine Abhilfe gemacht wird, sondern durch beständige Ableitung aller Quellen unsers Wohlstandes und Verdienstes durch eine Reihe direkter und indirekter Steuern, durch fortwährende Zahlungs-Verweigerung der liquidesten Ausstände das furchtbarste Extrem herbeigeführt wird. Wir sind mit der größten menschlichen Plage, mit allgemeiner Hungersnoth bedroht!

Der Verdienst für jede Klasse von Gewerben, der schon seit Jahren unglaublich abgenommen hatte, ist nun ganz erloschen. Jene Landgerichte, die noch einigen Wohlstand hatten, die uns Getraide und Viktualien zuführten, und seit undenklicher Zeit mit uns vereint waren, wurden abgerissen, und der Krone Baiern einverleibt.

Ueber hundert Familien gut besoldeter Beamten, die der Stadt noch einiges Leben gaben, und den Gewerbsmann zur Noth aufrecht hielten, sind fortgewandert! Kein Hof, keine Regierung, keine Universität! — und für all dieses nicht den

geringsten Ersatz! Darum sind auch bei schon längst erloschenem Großhandel alle Kaufmannsläden leer, alle Handwerksstätten verödet, und hätte nicht diesen Sommer das höchste Aerarium einige Kasernenbauten vorgenommen, so würde mancher Taglöhner bereits auf der Straße verhungert sein, oder ein schlimmes Handwerk ergriffen haben, und die Polizeibehörde dürfte kaum im Stande gewesen sein, dem Ausbruche des lautesten, durch Hunger erzeugten Unmuthes zu wehren.

Wir hatten viel Elend erduldet, und der Uebermuth der Franzosen hat uns oft schwer genug gedrückt, — aber bis zu solchem Grade von Nahrungslosigkeit waren wir noch nie gekommen. Damals gab es doch einigen Handel, und wenn gleich die ungeheuerste Lasten drückten, hatte man noch einigen von besserer Zeit ersparten Rest hinzugeben, und konnte noch mit sauerm Schweiße sein Brod verdienen. War wirklich ein Bürger dem Drange der Zeit erlegen, so fand er doch den nöthigsten Unterhalt in der Hilfe seiner Mitbürger! er mußte darben; aber er durfte nicht verschmachten!

Noch trifft zwar nicht alle Unterzeichnete der gleiche Grad von völliger Verarmung, doch bei der über alle Gewerbsstände gleich verbreiteten Nahrungslosigkeit, macht blos hie und da noch einiges Stammvermögen den Unterschied, und die wenigen, die noch nicht zu den Dürftigen gehören, sehen sich genöthigt, selbst die dringenden, oft verzweiflungsvollen Anforderungen ihrer Mitbürger um Abhilfe für augenblickliche Nothdurft, zurückzuweisen, weil sie nach Allem, was sie sehen, erwarten müssen, früher oder später in dieselbe Lage zu kommen. Um so schmerzlicher ist es zu bemerken, wie blos die Uneinbringlichkeit von Aerarial-Guthabungen für die verschiedenartigen Lieferungen und Vorschüsse bei Vielen die Grundursache ihres häuslichen Verfalles ist.

Wenn alte wohlfundirte Handelshäuser mit bedeutendem Nachtheile arbeiten; wenn der mittlere Handelsmann, der sonst gerne und bedeutend mitgetheilt hat, seinen eigenen Hausstand nicht mehr erhalten kann, — wenn der Handwerksmann mit trockenem Komißbrod seinen Hunger stillen muß, — wenn die Zahl der Bettler sich wöchentlich wenigstens um einen Bürger mehrt, und Leute darben, die noch vor wenigen Jahren in Ansehen und Kredit standen, — wenn mancher der Bessern zweifelnd überlegt, ob er seinen letzten Gulden mit dem hungernden, ungestüm fordernden Mitbürger theilen, oder lieber selbst mit ihm betteln soll, — wenn der Taglöhner den Hungertod für diesen Winter als ein unausweichliches Faktum vor sich sieht, und nur das Langsame und Schmerzhafte dieser Todesart beklagt; — dann ist es zu weit gekommen.

Wäre von augenblicklicher Krisis, wie bei Feindes-Invasionen die Rede, so würde noch zu rathen sein, und die rühmlich bekannte Mildthätigkeit der Bewohner Salzburgs sich herrlicher als je bewähren!

Aber wo jetzt im tiefen Frieden, nach einem eben so ruhmvoll als glücklich geendigten Kriege man den Keim zum Verderben so tief wurzeln, und nicht die geringste Anstalt sieht, die zu der Hoffnung einer bessern Zukunft berechtigte; wo jede folgende Nachricht niederschlagender als die frühere ist; wenn man nur beständig von Bedrängnissen hört, und die Ableitung aller Quellen

des bürgerlichen Wohlstandes nahe zu sein scheint: da kann von palliativer Abhilfe im Einzelnen nicht mehr die Rede sein.

Wir sind nicht befugt, darüber zu urtheilen, in wie weit es unzuläßig ist, daß die Residenz eines k. k. Prinzen, eine hohe Landesregierung, eine Universität, und andere Institute und öffentliche Anstalten hieher verlegt werde, um das zu einem Betteldorfe mit leeren Pallästen herabgesunkene Salzburg wenigstens einigermaßen zu retten, — in wie weit es zum Wohle des Ganzen nothwendig sei, daß, wie wir hören, sogar unsere Landschaft, auf die wir doch ein zu theuer erworbenes Recht zu haben glauben, daß das Collegium medicum, und alles, was etwa von Behörden noch hier ist, entfernt werde; — aber wir sind befugt, aus dem Munde unsers Kaisers die Entscheidung zu erbitten: ob es sein bestimmter Wille sei, daß das bereits verarmte Salzburg gänzlich verschmachten, und der größte Theil seiner Bürger dem Nahrungsgram, und langsamen Hungertode preisgegeben werden soll?

Wir bitten deshalb einen löblichen Stadtmagistrat, unsere Beschwerde auf geeignetem Wege Seiner Majestät unserm allergnädigsten Kaiser zu überreichen, demselben die seitherigen Listen der Getreid- und Brodpreise beizulegen, und auf eine allergnädigst zu verordnende Kommission anzutragen, welche die Wahrheit unserer Aussage untersuchen soll.

Wir verlangen nichts weiter, als daß der Kaiser unser Elend kenne, aber auch ohne Rückhalt, in seinem ganzen Umfange kenne! — Schnelle und zuverläßige Abhilfe erwarten wir mit Vertrauen von Seiner landesväterlichen Huld und Gnade.

Salzburg, den 12. November 1816.

(Folgen die Unterschriften.)

3.

Schreiben des Stadtrathes von Salzburg an S. K. K. apostolische Majestät, den 26. November 1816.

Die Unterzeichneten, von ihren Mitbürgern insgesammt hierzu aufgefordert, wagen es, sich dem Allerhöchsten Throne in tiefster Ehrfurcht zu nahen, und zu den Füßen desselben das Gemälde der Lage ihrer Wohnstadt niederzulegen, die, seitdem sie das Glück genossen, in Ew. Majestät höchsteigene Hände Liebe und Treue zu schwören, von schönen Hoffnungen in einen Zustand herabgesunken, der gewiß eben so wenig in den Absichten des höchsten, und geliebtesten Vaters in der Welt, als in der Verschuldung treuer, in zwanzigjährigen Leiden geprüfter Kinder liegen kann.

Wenig geübt in der Kunst rednerischer Ausschmückung, vertrauen sie diese Darstellung blos ihrem schmerzlichen Gefühle an, das vor dem Throne nie laut geworden, ohne nicht kaiserliches Erbarmen und Gnade gefunden zu haben.

Indem sie zuerst in der Beilage die Vorstellung der Bürgerschaft an den Stadtmagistrat

vorlegen, fühlen sie sich vor allem zu der allerunterthänigst gehorsamsten Bitte verpflichtet, in dem Tone derselben, zwar den wahren, aber auch nur von niegefühltem Elende aufgeregten Ruf des Schmerzens aus schuldloser Kindesbrust zu vernehmen; übrigens aber auf diese hier ehrfurchtsvollest unterlegte Vorstellung, zu welcher jene nur die Urkunde der Vollmacht bildet, den gnädigsten Blick zu werfen.

Geruhen Ew. Maj. hierin nicht eine freventliche Anmaßung der Bürger, die sich erdreistet, Allerhöchst Dero Weisheit vorzugreifen, sondern vielmehr einen etwas zu eifrigen Ausdruck der Noth, die Hilfe in und ausser sich herumsieht, zu erblicken.

Die Lösung der ganzen Leidenszeit aller europäischen Staaten ist gekommen; so viel vernichtete Reiche sind wieder auferstanden, so viele verwirrte Staatenverhältnisse haben sich in die alte Ordnung zurückgesetzt! Das Neue, was hervorgetreten, bietet Vergeltung oder Hoffnung dazu. Alle Völker Europas, Pallast und Hütten feiern ein schönes Erwachen! nur unser Herzogthum, und besonders unsere Vaterstadt allein muß noch in tieferes Elend versinken.

Nicht nur, daß sie von Allem, was sie verloren, und in der bedrängnißvollen Zeit des Kampfes des Guten mit dem Bösen zum Opfer gebracht, der Sieg und die Erlösung ihr keinen Ersatz dargeboten: auch jede Aussicht der Erholung scheint für den Fleiß, die Lust, und die Thatkraft treuer Bürger auf immer vernichtet zu sein.

Aus einer Residenz eines eigenen fürstlichen Herrn, Hof- und Landesadels, Stände- und Domkapitel, zahlreicher Regierungs- und Verwaltungsbehörden, einer einst in ganz Deutschland berühmten Universität, und so vieler anderer Vorzüge und Herrlichkeiten, die sie im Lauf von Jahrhunderten hoch vor allen übrigen Städten weit und breit geschmückt haben, ist sie der erwerbslose Sitz eines an Personal so wenig zahlreichen Kreisamtes geworden, und so mit dem Markte Ried in eine Paralelle gestellt!

Wenn die treuen Unterthanen auch die schmerzliche durch den Münchner Vertrag festgesetzte Trennung eines schönen Landestheiles, mit dem ihr Boden von Anbeginn her durch so viele physische und moralische Bande zusammenhieng, auf den ihre Berge, wie ihr natürliches Eigenthum, die Bewohner derselben wie auf ihre Kornkammer herabschauten, in der Freude, wieder dem geliebten Oesterreich anzugehören, vergessen haben, wenn sie jene Verkleinerung in Westen hundertmal mit dem Blick nach Osten auf das große Kaiserreich, dem ihr Vaterland wieder zugewiesen war, aufwiegen konnten: so können sie jetzt nur mit bethränten Augen auf sich, auf ihre nächste Umgebung, auf ihre Wohnstätte, auf ihre heimathliche Stadt schauen!

So viele herrliche öffentliche Gebäude, aus denen ihnen vorher Verdienst, Anregung und Regsamkeit, Betrieb des Fleißes, des bürgerlichen Verkehrs, Umtrieb der Kräfte und Säfte in Leib und Leben der Gesellschaft kam, stehen einsam und menschenleer; so viele Bedienstete mit und ohne Familie, in deren Gehalt bisher der Staat die Steuern der Unterthanen zum Theil zurückgab, und dadurch eben so seine eigne, als die Wohlfahrt desselben festhielt, sind zu ihren fernern Behörden ausgewandert, und folgen ihnen noch Viele. Die Verödung, die

auf den Plätzen das Gras wachsen läßt, wird und muß in kurzer Zeit wie eine Gottesstrafe auch vor die Hausthore der Bürger kommen! So ist schon jetzt der Werth der Häuser um die Hälfte ihres vormaligen Preises gesunken, weil die Entvölkerung die Konkurrenz der Miethen aufhebt, und eben so schädlich auch auf den Werth der Gewerbs-Realitäten wirkt. Die noch bestehende Zahl dieser letztern war auf die Anwesenheit eines glänzenden Hofes, Regierung, Stände und Garnison berechnet. Nun da alle diese Quellen eines sichern Verdienstes ausgetrocknet, und überdieß in den Wunden der Zeit deren Stammvermögen mit dem Kredit verschwunden sind, so hat der arbeitsliebende Bürger noch bei dem reellen Besitze eines Hausstocks oder Ladens als den letzten aus den Trümmern geretteten Rest seines Familienvermögens, aber selbst nicht mehr für den halben Theil seines inneren Preises verkäuflich, die schmerzende Gewißheit, daß er bald der verhältnißlosen Bürde von Abgaben unterliegen, sich selbst und den seinigen die nöthigste Erhaltung versagen muß.

Nur ein Vergleich des hiesigen Gewerbsstandes mit Linz und Gräz stellt schon ein Mißverhältniß auf, welcher allein für alle Beweise genügt: daß hier mehr als dessen Hälfte brodlos, ja ganz entbehrlich geworden ist.

Die andere Klasse, lebend vom zufälligen Verdienste, als so viele hundert Maurer, Zimmerleute und Taglöhner, ist einer noch hilfloseren entsetzenden Lage preisgegeben. Hat sie der Lohn bei Arbeitszeit kärglich für den Tag genährt, so bietet ihr die lange Feierzeit des Winters alles Schreckliche menschlichen Elendes! Bald haben Arrest- und Krankenhäuser nicht mehr Raum für die unglücklich Verirrten und Hungerkranken, die sich selbst die edle Freiheit nicht zurückwünschen, weil ihnen mit selber neuer Mangel droht, zwischen Hunger oder Verbrechen die Wahl sich theilt.

Und wirklich hat diese klägliche Zukunft schon jetzt auf eine Weise begonnen, die wie alles höchste Elend, nur den einzigen Trost überläßt, den nämlich: daß seine Höhe die Dauer überbietet; denn viele Bewohner der Provinz stehen jetzt schon dem Hungertode so nahe, daß sie bei dem Blick in die leidensvolle Zeit zurück und vorwärts, in die trostlose Zukunft weinend ausrufen: Alles, Alles, auch die Hoffnung ist dahin! —

Die öffentlichen Preislisten von letzthalbjähriger Periode beweisen bei Getreide eine mehr als auf das Doppelte, bei allen übrigen Viktualien eine auf einen undenkbaren Grad ausgeartete Theurung, wovon freilich eine Schuld auf natürliche Ursachen, Mißwachs und unsern Boden (dem sich kaum der halbe Bedarf abgewinnen läßt); die andere aber wohl auch auf eine Rotte Menschen fällt, die Arbeitscheu, und lüstern nach leichten Gewinn, sich als Vorkäufer für Aerariallieferanten in diesen Handel mengt, alle Bauernhütten abjagt, durch hohe Anbote die Käufe schließt, dann wieder zerstreut auf allen Straßen den Getreidefuhrleuten viele Meilen entgegen zieht, in Wirthshäusern abhandelt, und so jede Konkurrenz vereitelt, oder doch den Ton angiebt, weil sie die Preise in ihrer Gewalt hat.

So wie sich nun Gewerbslosigkeit und Theurung die dürren Hände reichen, breitet sich

Armuth, wie sengende Lava, über die meisten bürgerlichen Familien, die nun selbst für ihre früher mitleidigen Beiträge die Zinsen fordern.

Diese Aussagen verbürgen bei zwölfhundert Hausarme, die wirklich vom öffentlichen Allmosen ihr Leben fristen, und deren Anzahl sich mit jeder Woche mehrt. Ja, nur der großmüthige Zufluß aus der Milde Eurer Majestät hält den sinkenden Kräften dieses Institutes noch die Wage, während die monatlichen Privatbeiträge sich nahe um die Hälfte minderten.

Ein schöpferischer Machtruf aus dem erbarmenden Herzen unsers besten Vaters, des gütigsten Kaisers allein kann dieser andringenden Flut des Allverderbens Halt gebieten. Nur in seinem nie versiegenden Edelsinne ruhen die Mittel schneller Hilfe, die, indem sie selbst für Militär- und Bergämter Vorräthe geben, dem armen Lande auch noch andere aus fruchtreichen Gegenden zuführte, und so wieder landschaftliche und städtische Magazine füllen würde, die bald allen Wucher lähmen, und namenlosen Jammer abwenden könnte. Eben so wohlthätig wirkend würde sich das allergnädigste Gebot einer Steuerpause, bis die Zeit der Noth vorüber geschritten, auszeichnen, und noch über alles das göttliche Werk krönen, wenn S. M. die so liquiden als ansehnlichen Aerarialforderungen der Bürgerschaft allergnädigst übernehmen, und in den Reklamationen an den königlich baierischen Hof für Höchst Sich selbst einzugestehen geruhen werden. Denn eben aus der vieljährigen Entbehrung schon in ihren Zinsen verschlungener Kapitalien keimte der Ruin so manches braven Bürgers.

Allerunterthänigst gehorsamst Unterzeichnete, wie alle Höchstihre treuen Landeskinder, wissen aus den edelsten Zügen, daß es dem beispiellosen Karakter der Liebe Ew. M. für ihr treues Volk nicht fromme, demselben nur eine halbe Hülfe zuzuwenden, sondern sie wissen mit der ganzen Welt, daß es Ew. M. unablässiges, durch kein Hinderniß überwundenes Bestreben von jeher war, das Glück aller Unterthanen nicht nur zu gründen, sondern auch festzuhalten, immer höher und höher zu heben. Sie sind weit entfernt zu zweifeln, daß es höhere Gebote für die Staatsverwaltung geben könne, die dem Wohl des Ganzen jenes des Theiles unterordnen, also manches was bisher in Salzburg bestanden, nicht ferner mehr bestehen kann; doch können sie auch nimmermehr glauben, daß sie einzig und allein unter fünfundzwanzig Millionen die Verstoßenen sein sollen; daß der schönste Fleck des großen weiten Reiches, den die Natur, sie dürfen sagen, mit Liebe umfangen, von der kaiserlichen Gnade ausgeschlossen sein solle. Nimmermehr, — darauf glauben sie Alle, die das tröstende Wort am unvergeßlichen Huldigungstage aus Ew. M. Höchsteigenem Munde vernommen haben — kann es aber der Wille des Kaisers sein, daß seine schönste und getreueste Stadt allein die unglückliche sei und bleibe auf ewig; denn auch nie, unter keinem Verhältnisse ist die Treue und Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus aus ihren Herzen und Mauern gewichen, selbst nicht als die schweren Lasten und Leiden unter königlich baierischer Regierung über sie verhängt waren.*) An den schönen Tagen der Ankunft und

*) Vermuthlich versteht der Stadtrath von Salzburg diese Stelle nicht so, als seien von der baierischen Regierung Lasten und Leiden über Salzburg verhängt worden, sondern daß der Krieg vor und während

Huldigung haben Ew. Majestät diese lauten Ergießungen des Herzens lebendig erkennen müssen.

Bei solch redlichem Bewußtsein können sie vor dem allerhöchsten Throne die Anfrage nicht verhehlen, mit der der Schmerz in ihrem Kreise herumgeht: für alle seine Quellen der Ernährung und Belebung, die Salzburg hingegeben, weil es das Wohl des Ganzen, die Organisation des Kaiserthums gefordert, soll das ganze, das große weite Reich von so vielen Quellen, Mitteln, Instituten und Behörden, kurz von allen den Schätzen, die es zu dem reichstbegabten Staate in Europa machen, nicht eine Ader dem Theile, der alles aufgeopfert, nichts, gar nichts wieder geben? — Sollte das schöne Land, die schöne Alpenstadt, die herrliche Residenz nicht einen der erlauchten Prinzen des Erzhauses zum Sitze einladen? — Sollte im Jahr 1816 nicht mehr möglich, dem Wohl des Landes nicht mehr förderlich sein, was im Jahr 1806 möglich, und demselben förderlich gewesen, nämlich eine eigene Regierung, da die kleinere Volkszahl leicht durch die Einverleibung des Innviertels, das auch in so mancher physischen Hinsicht Ersatz für das anderwärts abgereichte Flachland geboten, und durch die Zirkulation des baaren Geldes in nähere Befreundung mit unserem Lande gestanden hätte, zu ersetzen gewesen wäre? — Sollte der mit einer Regierung wiederkehrende Wohlstand und Kredit nicht bald die Summe bürgen, die die Einführung der Stände heischt, die mit empfinden, und die jetzt so ganz verwaißten Unterthanen bei ihrem Kaiser verträten? — Sollte eine Universität in dieser Stadt nicht an ihrem Orte sein, wo sie so lange geblüht, berühmte und große Männer gebildet, und geweiht hat; wo die dazu gehörigen Gebäude noch dastehen, wo der Fond zum Theile da ist, leicht bis zum nöthigsten Bedarf ausgemittelt werden könnte? wo das akademische Leben in der Religiosität der Bürger Bewahrung vor Verführung, und jene Stille und Geräuschlosigkeit, jene Entfernung von der sogenannten großen Welt findet, die dem Fleiße und der Bildung des Geistes eben so nöthig als zuträglich sind? — wo für dasselbe noch das Geleis offen steht, das eine fromme Zeit der züchtige Sinn geistlicher Väter und Lehrer gebahnt, und bis heute offen erhalten hat?

Wenn sie schon vom Jahre 1806 den stolzen Glauben hatten, daß Ew. M. auf das herzogliche Diadem von Salzburg mit Wohlgefallen blicken; wenn sie auf diesen Glauben schon die Hoffnung gründen durften: daß derselbe Fürst dem Lande wieder dieselben Wohlthaten zuwenden werde; wenn sie diesen Glauben und diese Hoffnung auch mit der Meinung unterstützten, daß weil ein Herzogthum doch eine für sich erglänzende Perle in der Krone des Kaiserthums, also noch immer ein durch sich geschlossenes Ganzes ist, die Hauptstadt desselben auch jetzt wie vormals

---

des kurzen baierischen Besitzes von Salzburg, große Leiden brachte. Denn der König Maximilian Josephs that unter dem Zwang der Verhältnisse, was sich für eine Stadt thun ließ, welche weniger durch eignen Gewerbsfleiß, als durch die Nähe von reichen Verzehrern Genuß zu haben gewohnt war. Er machte Salzburg nicht nur zum Sitz eines Generalkommissariats, zur Hauptstadt der Provinz, sondern auch zum Wohnsitz (abwechselnd mit Innsbruck) des Kronprinzen. Mehr zu leisten machte die kurze Dauer des Besitzthums unmöglich.

A. d. H.

der Sitz einer eigenen Regierung, und sohin auch wieder das Herz des Vaterlandes, das in alle Thäler, und zu allen Bergen hinauf die landesherrliche Gerechtigkeit und Gnade zu treiben habe, werden müsse; und wenn sie nun alles, was dieser Glaube und diese Hoffnung umfaßt, wir von sich selbst als irrigen Wahn zu erklären gezwungen sind, so werden Ew. Maj. eine solche Anweisung ihres Blickes und ihres Ausrufes auf irgend einen Ausweg natürlich und verzeihlich finden. In den nächsten Gründen, die ihnen z. B. sagen, daß eine Regierung im Kaiserreiche auf eine weit größere Menschenzahl berechnet sei, als das um mehrere Bezirke kleiner gewordene Herzogthum bietet; daß der Organismus der österreichischen Staatsverwaltung zwischen Landesregierung und Lokalbehörde ein Mittelorgan, nämlich das Kreisamt gelagert habe, stellet ihr bedrängtes Gefühl ihrer Liebe zu Vaterstadt und Vaterland Ein- und Gegenrede entgegen. Für die kleine Menschenzahl stehen, wie sie meinen, die höhern Berge ein, die da die Unterthanen in weitern Strecken auseinander halten, ferner die physische Eigenthümlichkeit des Landes, und die moralische seiner Bewohner.

Aus solchem Grund haben ja auch Triest, und das Litorale eine eigene Regierung, obschon die Zahl der dortigen Unterthanen bei weitem nicht diese im Lande Salzburg erreichen. Es komme ja dabei mehr auf die größte Möglichkeit des Ueberblicks des Ganzen, des gesichertsten und kräftigsten Umschwunges des Getriebes zwischen Regierung und Volk, so daß sie beide zu einander in der gehörigen Richtung und Weite stehen, auf die passendste Einführung der ersten in die eigenthümlichen Berührungspunkte der zweiten an, als auf die Zahlengroße der Unterthanen; daher sei auch darüber nirgends ein unwandelbares Normale festgesetzt, und nirgends habe die Menschlichkeit, Weisheit und Erfahrung der Staatsverwaltung in solcher Bestimmung das Wohl der Unterthanen von ihrer Zahl abhängig erklärt. So z. B. seien die 700,000 Tyroler demselben eigenen Organ der Staatsverwaltung zugewiesen, wie die drei Millionen Böhmen. Beinebens habe das salzburgische Volk immer von jeher sich einer eigenen Regierung erfreut, und sei also im Laufe von Jahrhunderten damit so fest, gleichsam organisch zusammen gewachsen, daß jede Trennung davon auf so manche Eigenthümlichkeiten, so manche Adern ihres innern Lebens nicht nur schmerzlich, sondern auch tödtend einwirken müßte. Auch sei ja die Bedenklichkeit in Bezug auf die höhern Kosten, die eine solche Landesstelle dem Staat abfordere, dadurch gehoben, daß der volle Personalstand, der ohnehin im Dienste und Gehalt steht, dafür da sei.

Die Herrlichkeit des Mittelorgans zwischen hoher Landesstelle, und der Lokalbehörde, nämlich des Kreisamtes, in welchem einer der ersten Vorzüge der österreichischen Staatsverwaltung unter allen in Europa bedingt sei, erkennen sie mit dem dankbarsten Gefühl, und wo es auch hingestellt werde, nirgends könne es wohlthätiger wirken, als in einem Lande, das in allen seinen Thälern in sieben achtel Theilen seines Umfanges keine einzige solche intermediäre Stelle habe.

Noch einmal bitten die allerunterthänigst gehorsamst Unterzeichneten, Namens ihrer ganzen Mitbürgerschaft, die erduldenden Leiden des Herzogthums und ihrer Vaterstadt zu würdigen,

und abgesehen von den Bedrängnissen, die feindliche Invasionen überall mit sich, vor sich, und über die Völker gewälzt, sie aber stets am äussersten Berührungspunkte der Monarchie bei Eindringen am empfindlichsten, und bis zum Rückzug immer am längsten leiden mußten, die Grausen der Schlacht vor ihren Thoren, Plünderungen, Kontributionen, Heerverpflegungen, Lieferungen in ferne Gegenden, Menschen- und Viehseuchen, Brand und Verheerung; abgesehen von diesen Opfern, die alle Städte Deutschlands in größerm und kleinerm Maaße ungetheilt brachten, wollen sie nur auf jene hindeuten, die andere nicht geleistet haben, und für die weder Zeit noch Welt mehr eine Vergütung bieten: Fünfmaliger Wechsel der Regierung binnen vierzehn Jahren, in die sich dreimal die französische Diktatur mit ihrem bekannten tyrannischen Systeme eingeschoben hat. Sie bitten, alle diese hinausgesprochene Ansichten nicht als Anmaßungen eines selbstigen Dünkels gegen die Weisheit Allerhöchster Verfügungen oder die Nothwendigkeit eines Staatsgebots, sondern für das anzusehen, für das sie dieselben im Voraus erklärt, für den jammernden aber auch vertraungsvollen Hilferuf leidender Kinder an den erbarmenden Vater!

Was ihnen die Mitbürgerschaft vor dem Allerhöchsten Throne mitgegeben hat, ist: das Gefühl der gegenwärtigen Verlassenheit; der Blick in eine schreckliche Zukunft, und das gränzenlose Vertrauen auf ihren Kaiser. Ew. Majestät werden in Höchstihrer Weisheit ermessen, daß das Leben der Städte auf ein bürgerliches, sohin nicht auf den Ackerbau, sondern auf die Gewerbe; das Leben der Gewerbe aber wieder auf ein herrisches, auf die Bedürfnisse höherer Stände gegründet ist, und daß die Stadt nicht durch die Häuser oder Bewohnerzahl, nicht durch die um- und einschließenden Mauern, sondern durch die Ansiedlung des Lehr- und Wehrstandes, neben den gewerbtreibenden Vereinen innerhalb Thor und Mauern, vom Ackerbau entfernt wird; daher es nur Residenz- und Regierungsstädte, wo das herrische Leben oben ansteht, Handelsstädte, wo der Handel die Gewerbe treibt, und Festungen, in denen die nöthigen Gewerbe geduldet werden, giebt.

Salzburg hat von jeher zur ersten und zweiten Klasse gehört; es giebt keine Stadt, die beide Arten des städtischen Lebens mit solchem gleichem Pulse getrieben, wie diese. Sie war nicht Herrscherin, aber herrlich! und noch zeiget das, was sich aus dem Sturme der Zeit gerettet, von diesem stillen, tiefen, kräftigen, doppelten Leben. Die Mauern, die leblosen Denkmäler davon, die nicht weggetragen, nicht umgetauscht werden konnten, stehen noch wie entblätterte Stämme, alles übrige ist daraus verschwunden.

Wenn Eure Majestät sich dieser armen, jetzt verwaißten Stadt nicht erbarmen, wenn Allerhöchstihre Gnade nicht wieder den Puls des Lebens daselbst erwecket, dem Gewerbe die Möglichkeit des Erwerbs wieder heimgiebt, so steht Salzburg ein Loos bevor, gegen das seine Bewohner nur eine Wehre haben: „Ein schuldloses Bewußtsein"! — Jede andere Rettung ist nur in höhern Händen! — der Stadt selbst steht nicht einmal mehr der traurige Ausweg offen, auf dem sich sonst der Verfall rettet, nämlich kleiner zu thun, das ist zum Dorfe zu werden,

weil das Leben des Dorfes auf den Ackerbau, mithin auf einem Eigenthum beruht, in dessen Besitz nur wenige unter den Bewohnern von Salzburg sind. Den wenigsten hat ja der Krieg, die Zeit, Freund und Feind soviel gelassen, daß sie das einige Tage hin besassen, was in jenem Eigenthum sie sich auf ewig kaufen sollen.

Alle haben nur noch ein Eigenthum, ein unveräusserliches Gemeingut: das unbeschränkte kindliche Vertrauen auf die kaiserliche Hand, die einen ganzen Welttheil aus der Verpfändung an ein schreckliches Schicksal lößte! Diese wird schonen, wird eine treue Stadt, eine schuldlose Bürgerschaft nicht so erbarmungslos in das Verderben hinausstoßen.

Salzburg, den 26. November 1816.

(Folgen die Unterschriften der Munizipalräthe.)

Erinnerung an Engelbert Kämpfer, und dessen noch ungedruckte Schriften.

Kämpfer als Reisebeschreiber und Gelehrter.

Unter die größten Verluste, welche die gesammte gelehrte Welt im vergangenen Jahrhunderte erfahren hat, gehört der zu frühe Tod des verdienstvollen E. Kämpfer, welcher den größten Theil seines thätigen Lebens auf Sammlung eines kostbaren Schatzes von Erfahrungen gewendet hatte, zu deren Mittheilung an die Welt er die ruhigen Zeiten des höhern Alters bestimmte*). In den ersten Jahren nach der Rückkehr von seinen Reisen mochte ihn sein Beruf als Leibarzt eines Fürsten verhindern, sogleich Hand an Bearbeitung seiner reichhaltigen Tagebücher zu legen; die Amoenitates exoticae, welche bald darauf erschienen, dienten nur dazu, auf die Erscheinung der Hauptwerke recht gespannt zu machen; allein es war ihm nicht vom Schicksal bestimmt, die schönen Erndten seiner reichen Saaten zu erleben. Die Japanische Reise ist der einzige Theil seiner Handschriften, welchen er selbst noch zum Drucke bearbeitete. Alles übrige finden wir noch als rohe Stoffe in Form von Tagebuch, Memorandum, und einzelnen größeren Abhandlungen in bunter Unordnung in seinen Papieren.

*) Kämpfer war zu Lemgo in Westphalen 1651 geboren, studierte zu Hanau, Lüneburg, Danzig, Thorn, Krakau, Königsberg und Upsala; gieng, bei seiner großen Begierde zu reisen, als königlich schwedischer Gesandtschaftsschreiber 1683 nach Moskau und Persien; bereiste Aegypten; ward 1685 Oberwundarzt bei der holländisch ostindischen Gesellschaft; bereiste als solcher alle Häfen, wo die Holländer Handlung trieben, in Arabien, dem Lande des großen Moguls, an der Küste von Malabar, in Ceylon, im Meerbusen von Bengalen, auf der Insel Sumatra; kam 1689 nach Batavia, und gieng das folgende Jahr als Gesandschaftsarzt der Kompagnie nach Japan und Siam. Im J. 1692 reiste er zurück, ward 1694 in Holland Arzt, lebte als solcher zu Lemgo; ward dann Leibarzt des Grafen von der Lippe und starb 1716.

Dies ist um so mehr zu bedauern, da Kämpfer, auf ein treues Gedächtniß bauend, oft sehr abgerissene und unzusammenhängende Andeutungen von den Gegenständen seiner Beobachtungen aufzeichnete. Doch gilt dies glücklicherweise nur von einzelnen Stellen, und von der äusseren Form im Ganzen. In den meisten und wichtigsten Fällen ist nichts wesentliches verloren gegangen.

Mit einem gründlich ausgebildeten Geiste, mit Vorkenntnissen, die einen Reisenden zum glücklichen Beobachter erheben, verband Kämpfer jene unermüdete Thätigkeit, Ausdauer und Leichtigkeit, sich in alle Lagen zu schicken, welche zu einem Unternehmen, wie das seine, unumgänglich nöthig sind. Frei von Vorurtheilen, faßte er mit gesundem und offenem Sinn die ihm aufstoßenden Gegenstände auf; in seinem Urtheile ist er eher schüchtern und zurückhaltend, als vorlaut, aber wo er urtheilt, scharfsinnig und fein. Eine gewissenhafte, von aller Partheilichkeit und Prahlsucht entfernte treue Wahrheitsliebe ist ohne Zweifel der größte Schmuck seiner Werke; durch diese erhält, was er schreibt, den Werth der Gediegenheit und Zuverläßigkeit und ohne sie wären alle seine andern Vorzüge nichts. Bei der Bearbeitung der russischen Reise habe ich mehrere der deutlichsten Beweise davon gefunden, welche aber hier anzuführen zu weitläuftig wäre. Seine Sprache ist die des siebenzehnten Jahrhunderts, und also mit unserer jetzigen verglichen, rauh und unrein, sehr oft mit lateinischen Worten untermischt. Allein wer vergißt nicht gern diese Mängel über die ungekünstelte Treuherzigkeit und Einfalt, mit welcher er überall den seinen Gedanken am wahrsten bezeichnenden Ausdruck, gleichviel ob aus dem Deutschen oder aus einem schlechten Mönchslatein, zu wählen versteht.

Schicksale und gegenwärtiger Werth der Kämpfer'schen Schriften.

Daß nach Kämpfers Tode seine sämmtlichen Handschriften, die Früchte aller seiner Reisen, eine Zeitlang vergessen dalagen, und hierauf von dem freigebigen Begünstiger der Wissenschaften, Sir Hans Sloane, in Masse gekauft und nach England in seine Bibliothek gebracht wurden, welche späterhin die Grundlage des britischen Museums wurde, dies sind zu bekannte und dem damaligen Zustand unserer deutschen Literatur zu wenig Ehre bringende Thatsachen, als daß ich länger dabei verweilen möchte. Es war nicht zu verwundern, daß es, nachdem diese Handschriften einmal von ihrem vaterländischen Boden entfernt waren, schwer hielt, Männer von hinreichenden Kenntnissen und Gelehrsamkeit zu finden, welche sich dem beschwerlichen Geschäfte der Bearbeitung dieser rohen aber kostbaren Schätze unterzogen hätten. Scheuchzer ist meines Wissens ist der einzige, welcher etwas dieser Art unternahm.*) Die Schwierigkeit,

*) Der Titel seiner Bearbeitung und Uebersetzung der Japanischen Reise aus dem von Sir Hans Sloane erkauften Manuscript ist folgender: The History of Japan, giving an account of the ancient and present state and government of that Empire etc. etc. Written in high-dutch by Engelbertus Kämpfer, translated from his original manuscript by J. G. Scheuchzer, with the life of the author and an introduction, 2 Vol. fol. London 1727.

die kleine und unleserliche Handschrift Kämpfers zu entziffern, mag auch wohl manchen abgeschreckt haben, der es gern unternommen haben würde. So vergieng eine Reihe von Jahren; neuere Reisen in dieselben Länder, welche Kämpfer gesehen hatte, verdrängten das Andenken an die seinigen, und so kam es, daß bis heutiges Tages nur der geringste Theil der Kämpferschen Werke aus seiner Verborgenheit hervorgetreten ist.

Sir Hans Sloane vermeinte zwar, sämmtliche Kämpfersche Handschriften erkauft zu haben; dies war jedoch nicht der Fall. Eine Abschrift der Bearbeitung seiner Japanischen Reise, die er noch selbst für den Druck bereitet hatte, befand sich nicht dabei, und diesem Umstande verdankt man die Bekanntwerdung derselben, welche Hr. Chr. W. Dohm in zwei Quartbänden 1777 u. 79 besorgte, und welche mit wohlverdientem Beifall aufgenommen wurde. Die Einleitung Dohm's zu diesem Werke enthält zugleich die einzige mir bekannte Lebensbeschreibung Kämpfer's, welcher längst eine ausführlichere verdient hätte, und ein genaues Verzeichniß aller sich gegenwärtig im britischen Museum befindenden noch ungedruckten Handschriften Kämpfers; auf dieses verweise ich, da es hier nur meine Absicht ist, über einzelne davon zu sprechen, vornehmlich über die russische und persische Reise.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Zeitpunkt des vollen Interesses für diese Werke durch eine unglückliche Verkettung der Umstände unbenutzt vorüber gegangen ist. Viele Reisende haben die meisten der Länder, welche Kämpfer beschrieb, zu verschiedenen Zeiten nach ihm bereist und uns neuere, vielleicht nicht genauere Beschreibungen davon gegeben. Indessen ist ausgemacht, daß durch die Versäumniß der rechten Zeit der geographisch-statistische Werth jener Handschriften viel verloren hat; denn die zwei Fälle ausgenommen, daß Kämpfer an Orten gewesen wäre, welche keiner der späteren Reisenden nach ihm besucht hätte, oder Dinge zu sehen Gelegenheit gehabt, die seine Nachfolger weder bemerkt noch beachtet hätten, werden wir wenig neues aus denselben erfahren. Allein aus eben dem Grunde, nach welchem ihr geographisch-statistischer Werth verloren hat, scheint mir der historisch-kritische derselben bedeutend gestiegen zu sein. Wie anziehend muß nicht eine Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes der Sitten, Künste und Wissenschaften jener Länder mit demjenigen sein, welchen uns der wahrheitsliebende Kämpfer vor beinahe hundert und fünfzig Jahren überliefert hat? Nicht zu gedenken, daß in vielen Fällen und bei vorkommenden Widersprüchen unter den Neueren, Kämpfers einfaches und treues Urtheil uns als Prüfstein dienen könnte. Es sei ferne von mir, hier den Verdiensten und der Gewissenhaftigkeit der berühmten neueren Reisenden zu nahe zu treten; allein da die Anzahl der aus den verschiedensten Beweggründen in jene Gegenden Reisenden so sehr zugenommen hat, so war es eine natürliche Folge, daß uns auch manche parteiische oder wohl gar unrichtige Nachrichten zugekommen sind, welche es schwer hält von den ächten und treuen zu unterscheiden.

Eine Uebersetzung dieses Werkes finden wir unter dem Titel: Histoire naturelle civile et ecclesiastique de l'Empire du Japon, composée en allemand par Eng. Kampfer et traduite en françois sur la traduction angloise de J. Gaspar Scheuchzer, par Jean Neaulme. 2 Vols. fol. à la Haye 1729.

Doch genug hiervon; diese Winke sind gewiß hinreichend, den bleibenden Werth von Kämpfers Arbeiten zu zeigen, und zugleich den wahren Gesichtspunkt zu bestimmen, aus welchem sie beurtheilt werden müssen. Ich erwähne nicht der Art von Ehrenschuld, welche die deutsche Welt gegen seine verdienstvollen Gelehrten hat, ihre Werke nicht unbeachtet untergehen zu lassen; allein so viel darf man wohl unbedenklich behaupten, daß in England, eine dergleichen Vernachlässigung nicht stattgefunden haben würde. Und Deutschland, dessen Musen doch sonst und überall den schönen Ruhm der Pflege alles Nützlichen und Schönen haben, warum sollte es gerade in diesem Falle so stiefmütterlich gesinnt sein?

Kämpfers russische Reise, und neuere Bearbeitung derselben.

Ein Beleg für die Richtigkeit der obigen Bemerkung ist unstreitig der Umstand, daß der kaiserlich russische Reichskanzler, Hr. Graf von Romanzoff, nicht sobald erfahren hatte, daß ein Theil der Kämpferschen Handschriften ausschließlich von Rußland handele, als er eine Abschrift jenes Theiles zu haben wünschte, und einem Freunde zu London auftrug, die nöthigen Schritte desfalls zu thun. Lange blieb dieser Wunsch unbefriedigt, indem sich niemand fand, welcher das beschwerliche Geschäft der Bearbeitung jener Handschrift hätte übernehmen können und wollen. Mehrere machten zwar den Versuch; aber dem einen war die kleine unleserliche und mit Abkürzungen aller Art überladene Schrift, dem andern das viele untermischte Latein ein Stein des Anstoßes; und so ging eine geraume Zeit verloren. Der Bevollmächtigte des Hrn. Kanzlers hatte unterdessen von den Vorstehern des britischen Museums nicht allein die Erlaubniß erhalten, den benannten Theil der Handschriften abschreiben zu lassen, sondern bereits einen Künstler mit Abzeichnung der zwar sehr unvollkommenen, aber doch oft merkwürdigen Umrisse der Städte, Klöster und dergleichen beschäftigt. Endlich ward auch ich um die Herstellung einer Abschrift des Textes angegangen. Obgleich nicht unbekannt mit den großen Schwierigkeiten nahm ich diese Aufforderung gerne an, zumal da mir die Stelle, die ich beim britischen Museum zu bekleiden die Ehre habe, manche Hilfs- und Erleichterungsmittel an die Hand gab, welche Anderen mangeln, und ich in mir selbst eine Art von Genugthuung und Belohnung fand, durch diese Arbeit den Manen eines ehrenwerthen und verkannten deutschen Landsmannes ein verdientes Opfer zu bringen.

Kämpfers russische Reise, die früheste seiner Schriften, fällt in das Jahr 1683, da er als schwedischer Gesandtschaftsschreiber mit einer nach Persien bestimmten Sendung von Stockholm aus, das ganze russische Reich vom finnischen bis zum persischen Meerbusen durchreiste; sein während derselben geführtes Tagebuch hat die Ueberschrift: Diarium Itineris ad Aulam Muscoviticam indeque Astracanum suscepti A. D. 1683; es nimmt ungefähr vierzig auf das engste beschriebene Blätter, in Viertelbogengröße ein. Unglücklicherweise haben mehrere dieser Blätter sehr durch das ätzende Seewasser bei einem Schiffbruch gelitten, den Kämpfer erlebte. Durch anhaltende

Uebung ist es mir jedoch gelungen, überall, wo es nur möglich war, den Sinn der verblichenen Worte zu entziffern.

Um sein Tagebuch aus dem rechten Gesichtspunkt zu beurtheilen, glaube ich, darf man nie vergessen, daß dies der erste Ausflug Kämpfers war, sein erster Versuch, den Lieblingswunsch, fremde Länder zu sehen, und die Sitten und den Geist fremder Völker zu beobachten, durch eine große Reise zu befriedigen. In dieser Hinsicht müssen wir ihm manche Unvollkommenheit nachsehen, manche unüberlegte muthwillige Bemerkung verzeihen, die er in seiner harmlosen Unbefangenheit niederschrieb, und die vielleicht nie das Licht der Welt gesehen haben würden, hätte er diesen Theil selbst zum Drucke bereitet. Aber auch in diesen Bemerkungen leichterer Art, ist der unermüdete, alles um sich her auffassende Beobachterblick nicht zu verkennen. Das Streben, alles auf das vollständigste darzustellen, mag ihn manchmal verleitet haben, allzu kleine Umstände zu verzeichnen, und unbedeutenden Ereignissen mehr Gewicht beizulegen, als sie vielleicht verdienten. Das russische Reich, in welchem damals die Morgenröthe der bessern Gesittung erst zu dämmern begann, mag freilich oftmals dem aus Deutschland Kommenden wunderbare Schauspiele dargeboten haben, welche ihm zu Vergleichungen Anlaß gaben, die natürlich sehr zum Nachtheil jenes ausfallen mußten. Auf der andern Seite aber war er keineswegs blind gegen das Gute, das er vorfand und überall aufsuchte. Was er von den Sitten, Gebräuchen und Festen der Eingeborenen sagt, ist zum Theil neu, und trägt den unverkennbarsten Stempel der Wahrheit, so daß ich zu behaupten wage, daß selbst in diesem kurzen Tagebuche Kämpfers viele für die Geschichte jener Zeiten wichtige Bemerkungen verborgen liegen, welche dem Geschichtsforscher und Staatenkundigen sehr willkommen sein werden. Obgleich Hr. Graf von Romanzoff das erwähnte Werk durch den Druck bekannt zu machen gedenkt, habe ich doch, in der Voraussetzung, daß vielleicht noch geraume Zeit vor der Herausgabe verstreichen könne, dem Werth des Gegenstandes angemessen gehalten, einige Bruchstücke daraus hier vorzulegen.*)

Ich habe bei der Auswahl derselben nicht sowohl auf jene Stücke gesehen, welche vielleicht am meisten die Schreib- und Beobachtungsart Kämpfers ausdrückten, sondern vielmehr Beschreibungen ausgewählt, von denen ich glaubte, daß sie durch Neuheit und eigenthümliche Art ihrer Darstellungen am meisten gefallen würden. Einen der werthvollsten Theile seines Tagebuchs habe ich jedoch absichtlich hier nicht mit aufgenommen; ich meine, seine Nachrichten über den berühmten alten Verbindungskanal zwischen der Wolga und dem Don, welcher einen Zusammenhang zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere herstellt, und auf den schon von den grauen Zeiten der Argonauten her hingewiesen wird. Bei diesem folgenreichen Punkt verweilt Kämpfer vorzüglich und theilt meines Erachtens sehr scharfsinnige und zum Theil noch unbekannte Angaben hierüber mit. Da ich so glücklich war, in einem andern Theil der Kämpferschen Handschriften eine eigene kleine Abhandlung über denselben Gegenstand, unter dem

*) Sie folgen in einem der nächsten Hefte der Ueberlieferungen.

Titel: Observationes de fossa Scythica, vorzufinden, so gedenke ich an einem andern Orte eine ausführlichere Nachricht davon zu geben, als die Grenzen dieser Blätter erlauben.

Kämpfers Persische Reise. Inhalt derselben.

Nach den vorhergehenden Bemerkungen über den Werth und die Schicksale der Kämpferschen Handschriften im Allgemeinen, und über seine Reise durch Rußland will ich die Aufmerksamkeit des Publikums hier vorläufig auf ein gleichfalls noch ungedrucktes Werk Kämpfers lenken, nämlich das seiner persischen Reise; diese bildet eigentlich eine unmittelbare Fortsetzung der eben erwähnten russischen, welche mit der Ankunft zu Astrachan schließt. Mit der Abreise aus dieser Stadt beginnt die persische. Sie befindet sich in demselben Theil der Kämpfer'schen Handschriften, worin die russische Reise steht, allein sie scheint fast um das Doppelte stärker zu sein. Die Schrift ist, so wie bei der russischen Reise, sehr enge und klein, doch bemerke ich wenige oder gar keine von dem Meerwasser beschädigte Blätter; es kommen zwischen dreißig und vierzig Handzeichnungen von Städten, dem Innern von Pallästen, Maschienen und mehreren Inschriften in persischen Zeichen darin vor. Um von dem Werth derselben urtheilen zu können, ist freilich eine genauere Untersuchung erforderlich, als ich bis jetzt darauf zu wenden Muße hatte; allein ich glaube mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen zu dürfen, daß Kämpfer, der nun schon kein Neuling im Beobachten mehr war, viele wichtige Bemerkungen in diesem Tagebuche niedergelegt hat. Auf alle Fälle scheint mir dies eben derjenige Theil der Kämpfer'schen Werke zu sein, mit welchem man den Anfang einer Wiederauflebung des verdienten Reiseforschers machen sollte; theils des eigenen muthmaßlichen Werthes jenes Tagebuchs wegen, theils weil es eine Fortsetzung des russischen ist.

So groß auch die bei der Bearbeitung der russischen Reise zu überwindenden Schwierigkeiten waren, so habe ich doch im Sinn, wenn es meine Geschäfte erlauben, auch diese Reise im nächsten Jahre zu bearbeiten.

In der Einleitung zur japanischen Reise giebt uns der um Kämpfer so verdiente Geheimerath von Dohm die Abschrift eines höchst interessanten Briefes von Kämpfer an seinen Bruder. Ich setze daraus diejenige Stelle her, welche von der persischen Reise handelt, da sie gewissermaßen als ein Inbegriff des persischen Tagebuchs, von dem ich so eben sprach, anzusehen ist:

Kämpfers Brief ist geschrieben Gamron 1687.

„——— Den 1. November 1683 sind wir in Astrachan angekommen*), von dannen den 8. abgereiset und den 12. uns auf die kaspische See begeben; auf derselben haben wir wegen erschröcklichen Sturmes, nicht minder wegen ungeschickten Fahrzeugs (so zwei Steure, und also zwei Steur-Männer hatte, deren keiner den andern noch seine Sprache verstunde) nicht ohne großen Verlust, große Noth und Gefahr ausgestanden, und wehren schier der dagastanischen

---

*) Bis zu diesem Tag erstreckt sich das russische Reisetagebuch, an welches sich dieses unmittelbar anschließt.

Tartarei zu Theil geworden, wenn nicht durch Gottes Barmherzigkeit eine plötzliche Veränderung des Gewitters, so aus N. O. sich ins N. W. gewandt, uns der gegenwärtigen Noht entrissen und den 20. das persische Ufer Nisabat sehen lassen, welches wir den 22. mit einer gesunden Suite von vierzig Personen erreichten. Nachdem wir allhie einige Wochen in Filzhütten ausgeruhet (die Landleute wohnen in diesen elysischen Feldern in keinen andern Häusern) sind wir mit hundert Kameelen und hundert Pferden nacher Schameisi, der Residenz des medischen oder schirwoonischen Vizekönigs zugereiset, welche wir den 10. Dez. erreicht, einige Tage nach einem Erdbeben. In selbiger verweilten wir, bis der Chan unsere Ankunft bei Hofe angemeldet und Ordre wegen unser Traktement eingeholt. Allhier hab' ich in weniger Zeit, die ich meinen kurieusen excursibus an umliegende Oerter entzogen, so viel verdient, daß ich mit hundert Thaler an Gelde auf einem geschonkenem weißem Pferde in guter Courage abgereiset als den 16. Jan. 1684. Den 19. paßirten wir die Kuur da, wo sie schon mit dem Arazi vereiniget ist, und wurden daselbst in die deserte Provinz Mochan, den 23. in Taliss, den 31. in die Chilanische, beide gesegnete schöne Provintzen eingeholt. In diesem Zuge hielten wir uns allezeit zwischen dem Kaukaso und kaspischer See; von welcher wir uns den 19. Febr. aus der chilanischen Hauptstadt Rest in die Pilas Hircaniæ wandten, den 21. die Stadt Rudbar, den 1. Martii Caswin, den 12. Saba, den 15. Kom erreichten, Städte in der Provinz Arack und Parthia gelegen. In dieser letzten haben wir uns selbst einquartieren, und aufs beste wir konnten, akkomodiren müssen weil der seditieuse Pöbel ihren Magistrat hatte ausgejagt. Den 20. erhielten wir Cassiaan, den 24. Nettense, und den 29. unser erwünschtes Ziel und königliche Residenz Sephahuun oder Ispahan. Den König funden wir unter Gehorsam einer unglücklichen Konstellation, die ihn dahin vermochte, daß er sich vor dem 30. Juli im Publiko nicht sehen ließe, als wannehr Se. Majestät dem ganzen Hoffe und ReichsGästen bei einem Banquette (in welchem aus massiv güldenen Gefäßen, auf zehn Million Goldes geschätzt, vor Menschen und Pferden aufgeschüsselt wurde) Audienze verliehen. . . . . Nach viermaliger Audienze, so allezeit auf einem Banquet geschehen, ist uns unsere Depesche im Ausgange des Jahres 1685 zugestanden worden. Als wannehr ich von unserer Legation mich expediret und bei ostindischer Kompagnie unter einem schlechten Titel, der mir aber am besten zu meinem Dessein dienen konnte, in Dienste getreten. Bin also den 21. Nov. mit einer Geld Kafila in Dienst von besagter Kompagnie von Ispahan abgeschickt und den 1. Dez. in Syras angekommen, nachdem ich die Reliquien des alten Persepolis, excisas marmoreas rupes, die berühmten von Zeit Ahasveri übriggebliebenen Rudera, bei denen die egyptischen sollen wie Schatten zu vergleichen sein, und was alles in besagter Champagne rares besehen und zu Papier gebracht. Den 20. bin ich in Laar, den 29. Dez. an den ormusischen Hafen in Gamron, von den Persianern Bender-Abassi genannt, Gott sei Dank, wohl angelangt u. s. w."
(Siehe Chr. W. Dohm's Einleitung zu Kämpfers japanesischer Reise pag. XX – XXIII.)

Antonin Schlichtegroll,
Bibliothekar des brittischen Museums zu London.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Entstehen des ansteckenden Petechialfiebers in Italien. — Entdeckung uralter Grabmäler am See Albano.

— Das Gerücht von Pestilenz machte uns auch hier in Rom schon ein wenig Furcht. Aber es hat keine Gefahr damit. Der tifo petecchiale, welcher im nördlichen Italien so schnelle Verwüstungen stiftete, will uns verschonen, hoff ich. Man erfährt nun, daß ein im März 1816 aus Rußland heimgekehrter Kriegsgefangener das Unglück über Italien gebracht. Zuerst erkrankte die aus sechs Personen bestehende Familie des Soldaten zu Capriata, in der Landschaft Alessandria daran, und das Gift verbreitete sich vom Piemont durch die Lombardie. Doktor Tracchia von Alessandria erklärte die Krankheit für ein fauligtes Nervenfieber.

Die römische Kurie ist vielgeschäftig. Auf allen Seiten findet sie Widerstand. Sogar der König von Portugal muthet ihr zu, sie solle nur segnen und nicht befehlen. Was ist von Deutschland her zu hoffen? — Das hohe Alter und die Kränklichkeit des edeln Dulders Pius erregt gerechten Kummer in einer solchen Zeit. Wer auch sein Nachfolger sein möge, und wie herrlich auch dessen Geistes- und Gemüthseigenschaften sein mögen: ihm wird doch der Zauber mangeln, welchen die leidende Tugend unsers Pius über das Herz gerührter Fürsten übt, und vermittelst desselben er sogar den starken Geist des Jahrhunderts beschwor, schonend an ihm vorbei zu gehen.

Schon seit einem Jahre, da man auf der Abendseite des Albaner-Sees eine neue Straße bauen wollte, stießen die Arbeiter beim Graben auf Urnen und Aschenkrüge, deren Gestalt gänzlich von den bisher bekannt gewesenen abwich. Die Arbeiter machten davon gar keinen Lärmen, sondern wühlten und wühlten, rechts und links, in der Hoffnung, verscharrte Schätze und Kostbarkeiten zu entdecken. Da sie nicht fanden, was sie suchten, verkauften sie die Scherben, so gut sie konnten. Ein Herr Carnevali von Albano sammelte sich auf diese Weise bei anderthalb hundert Stück seltner Art und aller Gattung. Er hat eine Kammer von Alterthümern, wie auf diese Weise keine in Europa ist. Niemand weiß mit Gewißheit, welchem Zeitalter diese Denkmale der Vorwelt angehören, die rücksichtlich der Kunst, offenbar Geschöpfe aus der rohen Kindheit derselben sind. Man zerbricht sich darüber den Kopf. Die einen weisen diese Aschenkrüge in eine Zeit hinauf, da noch kein Rom erbaut war; andere in die spätesten Kaisertage der wieder barbarisch gewordenen Welt. — Die Gräber sind alle rund und verschieden gestaltet. Darin findet man Asche und halbverbrannte Gebeine; daneben auch kleine, schlechte Gefäße von Thon, einige in Gestalt von Amphoren; andere ganz rund. In der Asche findet man metallene Stücke, gewöhnlich ein kleines Messer, einen Löffel, einen Teller, eine Schnalle; in andern auch eine Art Griffel, wie zum Schreiben oder Weiberschmuck; eine Lanzenspitze mit dem Loch zum Schaft; ein bald runder, bald eirunder Schild, von innen mit dem Griff. Alle diese Sachen sind aber ganz klein, wie Spielzeug. In einigen Gräbern fand man auch Zeichen oder Bilder aus Erde geformt, von denen man nicht sagen kann, ob sie bedeutungsloser Zierrath oder Schriftzüge waren. Die Urnen alle haben einen beweglichen Deckel, deren jeder mit drei Hörnern versehen ist, manche drei Zoll hoch, gleich weit von einander abstehend, und mit ihren Krümmungen vom Mittelpunkt des Deckels abgewandt. In einigen dieser Gefäße fand man auch Stückchen Bernstein oder Ambra.

Die dadurch allgemein angeregte Neugier wird uns nun bald der gelehrte Alterthumskundige Alessandro Visconti in einem besondern Werke, mit Kupferstichen, Abbildungen, und ausführlichen Beschreibungen stillen.

Rom im Mai 1817.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,
Mitglied des grossen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke
im eidgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1817
Juli bis Dezember.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Wanderungen durch Frankreich, Spanien und Schottland in den Jahren 1807 bis 1814.

Diese Wanderungen eines kenntnißvollen Schweizeroffiziers gehörten zu denen, die nicht ganz freiwillig geschahen. Herr Karl Scheurmann von Zofingen machte den Feldzug in Spanien als Lieutenant der Grenadiers vom vierten Schweizerregiment; ward unter Duponts Oberbefehl in der Sierra Morena französischer Kriegsgefangener, als solcher eine Zeitlang auf die unbewohnte Insel Cabrera, dann nach Schottland geführt. In solchen Verhältnissen war ihm natürlich nicht vergönnt, vieles zu sehen, was wohl die Wißbegier freier Reisenden anzieht; aber hinwieder sah er vieles, was andern nicht leicht vorkömmt und mußte er in Gegenden verweilen, an denen gewöhnliche Reisende schnell vorüberziehen. Eben dadurch aber wird sein Bericht anziehend und lehrreich. Da ihm die Engländer sein Tagebuch und seine Zeichnungen entrissen, kamen nachher die an das väterliche Haus geschriebenen Briefe seinem Gedächtniß zu Hilfe. So entstand die hier folgende Reihe niedergezeichneter Erinnerungen.

H. Zsch.

Auxonne. Dijon. Orleans. Tours. Der Invalide von Laval.

Begleitet von dreiundvierzig jungen Schweizern, Neugeworbenen, die alle unter Napoleons Fahnen Glück suchten, wanderte ich wohlgemuth über die Gränzen des theuern Vaterlandes hinaus; über Pontarlier, durch das häßliche Städtchen Ornans an der Louve, nach Besançon. Es war im April des Jahres 1807. Wie ich nun den Jura hinter mir sah, und um mich her und vor mir die endlosen Flächen der Franche Comté, die kahlen Weiten, wo man von Zeit zu Zeit einmal einen sechs Schuh hohen Baum erblickt, oder elende, unsäuberliche Bauernhütten, Mördergruben ähnlich, da ward mir's doch weh ums Herz. Ich sagte meinen Geliebten daheim noch einmal Lebewohl im Gemüth, und den Fluren des schönen, heimathlichen Aargau's, und seufzte: „Es giebt doch nur eine Schweiz in der Welt!" Das todte Einerlei der Ebne ward durch den Mangel alles Grüns in dieser Jahreszeit, durch die fahle, rothgelbe Farbe des dürren Leimbodens, und durch die Laublosigkeit der unzähligen Rebgüter vermehrt. — Von Besançon kamen wir über das schlechte Dörfchen Vitreux am 19. April nach Auxonne, der alten Hauptstadt der ehmaligen Grafschaft Burgund. Es ist ein recht sauberes, artiges Städtchen. Hier fand ich die schönsten Kasernen, die ich je gesehen. Sie sind noch neu, vortrefflich gebaut, und haben Raum für 3000 Mann. Napoleon begann in Auxonne seine kriegerische Laufbahn, indem er hieher zuerst als zweiter Artillerielieutenant zu seinem Regiment kam. Im Kaffeehaus auf dem Platz zeigte mir die freundliche, geschwätzige Wirthin mit einem gewissen Stolz noch das Zimmer, welches er damals bewohnt hatte.

In Dijon kam ich folgenden Tages, von einer mühsamen Wanderung matt, zu guter Mittagsstunde an. Die gewerbige, artige Stadt, mit fast überall gleich hohen Häusern, einzelnen prächtigen Gebäuden, und einer Bevölkerung von wohl neunzehntausend Seelen, ist ziemlich groß. Groß war sie aber zu meinem größten Leidwesen. Denn statt zur Suppe mußt' ich müder Mensch fast eine Stunde lang vom Thor durch die ganze Stadt zum Maire wandeln; vom Maire wieder zurück gegen das Thor, auf den Stadtwall zum Kommendant; vom Befehlshaber des Platzes mit meinen Leuten zum Bäcker, der mir angewiesen war, um Brod zu holen; vom Bäcker wieder in eine entlegne Stadtgegend, um das Fleisch zu holen; vom Metzger endlich zum Kommissär, wegen des Geldes. Sterbenslahm und halberfroren kam ich endlich Abends sechs Uhr in die mir angewiesene Wohnung. Man kann daraus lernen, Mitleiden gegen Kriegsleute haben, die von einem Marsch ankommen und nach Ruhe seufzen. Die Hauptstraßen von Dijon sind alle mit breiten Steinen gepflastert; keine geringe Wohlthat für Fußgänger. Es ist viel Leben in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, von denen einige, im Halbkreis gebaut, ein sehr gefälliges Ansehen haben. Dijon scheint in den Stürmen der Staatsverwandlungen nicht so viel gelitten zu haben, als das reiche Lyon, wo weiland anderthalbhunderttausend Menschen, im Jahr 1780 noch einhundert und dreißigtausend wohnten, und jetzt kaum neunzigtausend leben.

Unser Rasttag fiel leider, statt auf Dijon, welches ich gern länger gesehen hätte, auf den elenden Ort Sombernon, wo mich der Maire in Holzschuhen, mit rothem Lederfleck geschmückt, empfing, wie in diesen Gegenden alle Leute tragen. Bei Sombernon mahnen die Trümmer eines Schlosses an die hier verübten Greuel der Revolution. In Städten und Dörfern, wohin wir kamen, verstanden sich die Wirthe gleich gut aufs Geldmachen. In Sombernon, zum Beispiel, mußten wir, Mann für Mann, jeder für Nachtlager, zwei Mittagsessen, und für eine Mehlsuppe Abends (die ich wohl verstanden selbst kochte) eilf Livres zahlen. Der Wein dabei war spottwohlfeil; die Flasche des besten Burgunders zu fünf Sous. Offiziers genießen jedoch immer der Ehre, daß sie, auch wenn sie mit den Soldaten aus gleicher Schüssel essen, das Doppelte zahlen müssen. So hatten wirs, mit seltnen Ausnahmen, durch ganz Frankreich.

Ueber Semür und Avalon, zwei Städtlein, die mir nichts Merkwürdiges darboten, gelangten wir nach Auxerre, einer beträchtlichen und hübschen Stadt, die bei zwölftausend Einwohner haben mag und großen Weinhandel treibt. Auch erlabt' ich mich redlich am schönsten weißen Burgunder, den man die Flasche zu zwei bis fünf Sous verkauft. Ich schweige von den Sehenswürdigkeiten der Stadt, die ich nicht sah; aber ein liebliches Schauspiel gewährte mir doch das fröhliche Getümmel auf dem öffentlichen Lustgang an einem Sonntagsabend. Da strömt alles mit ächt französischer Heiterkeit hin, das Alte, das Junge, das Schöne, das Häßliche, und erfreut sich des Daseins mit Tanz, Gesang und Spiel, ohne spießbürgerliche Rücksicht, ohne kleinstädtische Steifheit. In den Wellen der Yonne, welche hier schon ansehnliche Schiffe trägt, erquickte mein Gebein ein Frühlingsbad.

Dann wanderten wir gemüthlicher aus über das Städtchen Joigny, von Windmühlen, Wiesen und Weingärten umringt; die langweilige einsame Straße auf Courtenay, wo man stundenlang reiset, ohne nur ein Dorf zu erblicken. Der ganze Boden, alle Felder sind mit Feuersteinen überdeckt, gegen deren scharfe schneidende Ecken die landüblichen Holzschuhe freilich das beste Verwahrungsmittel sind. Die Erde ist dabei so locker, und wenig fruchtbar, daß zwei Eselein den Pflug hindurchziehen. Auf diesen Wegen hatten wir noch das Vergnügen, uns in den Haiden zu verirren und Mittags glücklich wieder in Courtenay anzulangen, von wo wir Morgens in der Frühe abmarschirt waren. So kamen wir nun erst Abends nach Montargis, einem artigen Städtchen am Loing und Briarekanal, dessen Becken und Schleusen sehenswerth sind. Hier erblickt' ich auch zum erstenmal einen Telegraph, dessen eiserne Flügel eben in voller Thätigkeit arbeiteten. Dies nützliche Werkzeug befindet sich auf einem Hügel, am Obertheil eines dazu gebauten thurmförmigen Gebäudes. Zu Chateauneuf, wo die Loire, ein schöner, großer, aber äusserst reissender Strom, am Städtchen vorbeifließt, begegnete mir ein unangenehmes Abentheuer. Da ich auf dem Lande wenig Vergnügen fand, versucht' ichs im Wasser, und badete. Ich war über den Fluß geschwommen; beim Zurückschwimmen sah ich einen Menschen, der mir vom Wasser zugetrieben ward, bald nur eine Hand, bald ein Bein. Einige hundert Menschen waren sogleich am Ufer neugierig zusammen. Ich schwamm gegen den Verunglückten und ergriff ihn, sobald er wieder zum Vorschein kam. Alle am Ufer riefen ihr Bravo! aber zum Helfen hatte keine Seele den Gedanken gehabt. Der Gerettete, wie ich ihn am Ufer hatte, genas bald. Es war mein eigner Bedienter, Blattner von Küttigen im Kanton Aargau. Der gute Mensch, den ich weiter aufwärts zur Hütung meiner Kleider gelassen hatte, war, ohne schwimmen zu können, von der Badelust verführt und vom Strom überwältigt worden. Diesmal rettet' ich ihn; das zweitemal konnt' ichs nicht, da ihm in Spanien bei Talavera eine Kanonenkugel das Leben nahm.

Wir erreichten die hübsche volkreiche Stadt Orleans an der Loire um eilf Tage zu früh, sonst hätten wir bei der Feier des Erlösungstages Zeuge sein können, der in den Geschichten Frankreichs so berühmt ist. Nämlich am 12. May 1429 befreite Johanna von Arc, gemeinhin Jungfrau von Orleans geheißen, die Stadt von den belagernden Engländern. Das der Heldin zu Ehren von gegossenem Metall errichtete Denkmahl steht, auf seinem alterthümlichen Fußgestell von Sandstein, noch immer unversehrt. Es steht nicht mehr auf der Brücke, sondern auf einem öffentlichen Platz ohnweit der Hauptkirche. Sieht man hier die geharnischte, knieende Schöne, betend, den Helm zur Seite, ihr Haar fest im Nacken zusammengebunden über den Rücken niederwallend, die Vorwelt erscheint ganz anders, als in Voltaire's zotiger Pucelle, oder in Schillers dichterisch-frömmelnder Jungfrau. Die herrliche Brücke über die Loire ist ein Meisterwerk der Baukunst; nicht minder sehenswürdig die Hauptkirche, mit ihrem alterthümlichen Thurm in gothisch genanntem Geschmack, und der prächtigen Glasmalerei ihrer hohen Fenster. Als ich in die Kirche hineintrat, bedienten sich meine Rekruten ohne Umstände der

Sessel zur Ruhe, die hier, wie anderer Orten in Frankreich, der Siegrist sonst nur Liebhabern um ein paar Sous anzubieten pflegt. Als derselbe aber meinen Schweizern den Teller vorhielt, seine Gebühr einzuziehen, verstanden sie zum größten Unglück des höflichen Sigrists kein Wort französisch. — Die Gegend um Orleans ist sehr fruchtbar. Spargel, köstlichern und wohlfeilern sah ich sonst nirgends in der Welt, auch feines Gemüse im Ueberfluß. Die Stadt zählt über vierzigtausend Einwohner.

Nun gings über Amboise nach Tours, der alten, unschönen Stadt in anmuthiger, üppig-fruchtbarer Ebne. Wir kamen hier gerade zur Meßzeit an. Es war großes Getümmel und Gewimmel, zumal auf dem Damm an beiden Ufern der Loire. Da stehen die Gewölbe und Meßbuden. Eine schöne Brücke über die Loire wird künftig keine geringe Zierde der Stadt sein; es wurde daran gebaut. Die Ufer des Flusses sind sehr reizend und mannigfaltig. Die Schiffe fahren mit geschwollenen Seegeln stromauf. Auch hier in Tours, wie in den meisten Städten Frankreichs, war der Kaffeewirth ein Bündner. Das that dem ehrlichen Manne wohl, wieder einmal Schweizer zu sehen. Diese kaffeespendenden Bündner in Frankreich, wie in Spanien, sind gewöhnlich wohlhabende Leute. Nur zu früh mußt' ich Tours verlassen, die gewerbsame Stadt mit ihren zwanzigtausend Einwohnern.

Durch ewige Gärten in lieblicher Ebne, wo der schönste Obstwachs blüht, Pfirsich- und Aprikosenbäume wie Wälder beisammen stehen, zogen wir durch den kleinen Flecken Chateau du Loire, Lalude und Lasleche. Bei Melay setzte sich ein müder, einbeiniger Invalide auf unsern Wagen, der nach Laval wollte, und vom Heer kam. Es war ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling. Er that mir leid. Seit acht Jahren hatte er Laval, seine Vaterstadt nicht gesehen; wußte nun nicht, wer von seinen Lieben all noch am Leben sei? Sein Gewand war abgetragen und zerrissen; so kam er aus den Reihen der Weltüberwinder zur Heimath zurück. Und ie näher er ihr kam, ie stummer, je unruhiger ward er. Als er die bekannten Spielplätze seiner Kindheit, die Mauern und Thürme von Laval sah, durch die engen, bergigten, schmutzigen Gassen der Stadt hinfuhr, die ein Kanal der Maine in zwei Hälften scheidet, da ward er bald todtenblaß, bald feuerroth; von den heftigsten Empfindungen überwältigt. Ich nahm mit großer Rührung von ihm Abschied. Wir hatten in Laval einen Rasttag. Die Stadt, obwohl ziemlich groß, mit fünfzehn bis zwanzigtausend Einwohnern, bietet Reisenden wenig Merkwürdigkeiten dar. Aber folgenden Tages kam mein Invalide, mich noch einmal zu besuchen und mir für die geringe, ihm erwiesene Gefälligkeit zu danken. Sein Antlitz leuchtete von Freude. Alles, was ihm theuer war, hatte er im Wohlsein wiedergefunden. Ich kannte ihn kaum, so verwandelt war er, in feinen, zierlichen Kleidern, wie ein Herr von Stande, in seinem Gefolg ein Bedienter.

Zween Tage nachher, den 19. May, kamen wir zu Rennes an, wo wir unser Bataillon fanden.

Rennes. Festlichkeiten. Die Bretagner. Schlachtfeld von quatre chemins. Saintes.

Die Stadt, mit einer Bevölkerung von mehr denn fünfundzwanzigtausend Seelen, ist ziemlich weitläuftig. Die Vorstädte zwar sind schlecht gebaut und versprechen nicht viel. In der Stadt selbst aber fehlt es nicht an schönen Straßen und Plätzen, unter denen sich die Napoleonsstraße und der Pallastplatz auszeichnen. Die sonst hier gestandene Bild- und Ehrensäule König Ludwigs des fünfzehnten, welche ihm die Stände von Bretagne einst in hoher Freude über seine Genesung im Jahr 1744 weihten, ist natürlich, so wie die Freude am Königthum, in der umwälzerischen Sturmzeit verschwunden. Aber die Bildergallerie im Pallast ist noch vorhanden. Sie hat mehrere herrliche Stücke von guten und berühmten Meistern. Auch der botanische Garten ist wohlbesorgt, an seltenen Pflanzen reich, dabei sehr weitläuftig und mit viertelstunden langen öffentlichen Lustgängen verbunden. Hingegen das anatomische Kabinet, welches ich ebenfalls besuchte, ist von keiner Bedeutung. Es ist in einem Theil einer ausgedienten Kirche angebracht, deren übriger Theil zum Holzschoppen gemacht ist.

Die Umgebungen von Rennes fand ich zwar nicht schön; aber sie sind wohlangebaut. Blumenkohl, Artischoken und andere feine Gemüse waren schon im Mai reif; der Sommer bringt Melonen sogar. Alle Lebensmittel ausser dem Gemüse stehen im niedrigen Preise, der Wein ist theuer. Man trinkt daher gewöhnlich Aepfel- und Birnwein, der aber im Sommer ziemlich essigartig wird.

An Schauspielen aller Art fehlte es nicht. Den fünften Tag nach meiner Ankunft sah ich zum erstenmal einen Menschen unter dem Eisen der Guillotine sterben. Es war ein gemeiner Verbrecher. Der Kerl ging ganz behaglich zum Tode; auf dem Schaffot nahm er den Hut ab, und machte sich den Spaß, ihn unter das gaffende Volk zu schleudern; dann trat er ans Brett. Ihm die Hände rücklings binden, das Brett unter den Block schieben, den Block fallen lassen, Kopf ab — alles war Sache eines Augenblicks.

Das Theater von Rennes ist weder so geräumig, noch so ansprechend, wie das zu Tours; aber von den Schauspielern waren einige gar nicht übel. Man gab ausser den neuen auch gern alte Stücke, die bei den Franzosen nicht so leicht veralten zu können scheinen, z. B. den Deserteur. Wir Offiziers zahlten für Plätze in den ersten Logen, statt fünfzig Sous, begünstigungsweis nur vierundzwanzig. Eine geringere zu wählen, stand keinem frei. Unser Oberst Perrier war in dergleichen Ehrensachen ein gestrenger Mann, und eine solche Vergessung unserer Würde wäre von ihm ohne Barmherzigkeit mit Verhaft bestraft worden.

Zu den Schauspielen und leeren Prunkereien rechn' ich billig auch die politisch-religiösen öffentlichen Feste, an denen man die unendliche Liebe und Heiligkeit des höchsten Wesens dafür preiset, daß man, wie man sich einbildet, mit deren Hilfe siegreich einige tausend uns verbrüderte Geschöpfe Gottes hat morden können. Es ist mir unbegreiflich, wie die Fürsten heutiges Tages ihr Volk noch immer so ausserordentlich verkennen, und sich ganz treuherzig einbilden, die Unterthanen danken Gott für die Metzeleien und Grausamkeiten der Schlachtfelder. Man

spottet ihrer und der Priester deswegen. So hatten wir in Rennes zweimal Tedeum; einmal wegen Einnahme Danzigs, einmal für Königsberg. Immer mußten wir Offiziers dann in Gesammtheit dem Senator General Demont zuerst Besuch abstatten; dann in kriegerischer Feierlichkeit zur Kirche. Hatten sich die Geistlichen müde geschrieen, giengs zum Schmausen. Abends Beleuchtung der Stadt. Und die Komödie war zu Ende. Von der überherrlichen Feier eines Napoleonsfestes zu Rennes genoß ich wenig, weil ich einer von denen war, die inzwischen die Sicherheit der Stadt bewachen mußten. Doch sah ich Abends im Vorbeigehen mitten auf dem Platze einen großen Holzstoß errichtet; dazu erschien mit festlichem Schritt, umgeben von der ganzen Feldherrnschaft der Senator Demont, sonst ein wackerer, verständiger Mann, ein Bündner. Er, jeder General, auch unser Oberst Perrier, jeder mit einer brennenden Fackel in der Hand, stellten sich im Kreis um den Scheiterhaufen, worauf zuerst der Senator den Holzstoß anzündete. Dann rief er mit hochgeschwungener Fackel: „Es lebe der Kaiser!" Tausend Stimmen brüllten das nach. Alle Fackeln flogen in das Feuer. Die Flamme stieg bei hundert Schuh hoch. Vermuthlich war das ein Autodafé für englische Waaren, die man etwa in effigie verbrannte.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte zu Rennes erhielten wir Befehl, uns gegen Nantes zu begeben. Am 20. Weinmonds 1807 rückten wir aus. Es war ein freundlicher Herbsttag. Das Land hier in der Bretagne ist fruchtbar und eben, ohne weite Aussicht. Man glaubt beständig einen großen Wald vor sich sehen, und kömmt doch nie hinein. Denn jedes Bauerngut ist umhagt, und mit hohen Eichen und Kastanienbäumen umgeben. Das macht die Kastanien zu jeder Zeit wohlfeil und die Wildschweine häufig, die da reichliche Nahrung finden. Ueberhaupt giebt es in der Bretagne viel Wild und Geflügel aller Art. Die Landleute mögen vielleicht wohlhabend sein; aber ihr Aeusseres verräth es doch nicht. In den Häusern und Hütten herrscht viel Unreinlichkeit, zumal in Niederbretagne; da wohnt der Hausherr nicht selten mit Weib und Kind, Magd und Vieh im gleichem Stalle beisammen. Im Hintergrunde einer dunkeln niedern Hütte brennt auf großem Heerd mit bläulicher trüber Flamme Torf. Mehrere hohe Bettgestelle stehen umher, daneben die Kornkasten; seitwärts die Krippe, zu welcher das Vieh aus dem Stall den Kopf streckt. Man ißt schlechtes, schwarzes Brod, und Kohlsuppe, Mehlbrei mit saurer Milch und fleißig Fett dazu, wenn mans hat. Die Krähe ist beim gemeinen Volk nichts Unbekanntes. Die Weiber in ihren hohen, zugespitzten, pikardischen Baumwollenhauben nehmen sich nicht reizend aus. Die Knaben und Männer tragen ihr schwarzes Haar lang über Stirn und Nacken, und bis auf die Achseln reichend, niedergekämmt, unten schnurgerade geschnitten. Im Winter haben sie eine Jacke von Bocksfell an, die straubigen Fellhaare auswärts, hinten mit einer Kapuze versehen von gleichem Pelz, die sie über den Kopf ziehen können. Das giebt ihnen kein liebliches Ansehen. — Ihre gemeinste Belustigung ist das Steckenschlagen. An Sommersonntagen geht jeder mit seiner Familie ins Freie hinaus; das Essen wird mitgenommen. Man lagert sich unter einem Baum, hinter einem Gebüsch, hält fröhliche

Mahlzeit und dann beginnt das Spiel. Zwei und zwei gehen mit derben Stecken gegeneinander, und schlagen auf einander zu. Man fängt die Hiebe kunstgerecht auf, versetzt Gegenstreiche und nicht selten vergeht eine Viertelstunde, eh' einer dem andern einen Schlag beibringen kann.

Wir zogen durch die Städte Bains und Norait. Das Wetter ward schlecht, der Regen ohne Ende, der Weg übel. Im Winter sind die Wege in der Bretagne abscheulich. Da kommen die Patins wohl zu statten, die man mit Riemen unter die Schuhe befestigt; drei Hölzer, daran unterhalb ein eiserner Ring, so daß der Fuß immer zween Zoll über dem festen Boden erhöht ist, fest eingreift und nicht ausschlüpft.

Wir kamen spät in das große, schöngebaute Nantes an, und rückten in aller Frühe wieder aus, daß ich von der Stadt wenig sah. Ich bemerkte nur im Vorüberziehen auf dem Freiheitsplatz ein schönes Denkmal; auf geviertem Fußgestell einen hohen Obelisk, ohne dessen Bedeutung zu erfahren. — Von Nantes hinweg war die ganze Gegend noch voll häufiger Spuren des mörderisch geführten Vendeekriegs, und wie man uns sagte, noch damals nicht vom Raubgesindel frei. Höfe und Dörfer lagen in Asche. Durch Montaigu, St. Fulgent und Vendrieux kamen wir über den berühmten Kreuzweg, wo die Vendeeschlacht de quatre chemins geliefert worden war. Hier hatte man mit unbändiger Wuth bis spät in die Nacht gefochten, bis endlich die Republikaner siegten. Noch die Verwundeten auf der Erde liegend rauften sich um Königthum und Freiheit mit Erbitterung. Das Schlachtfeld ist hügelichter Boden, von Hägen mit Eichen und Kastanienreihen durchschnitten. Das Wirthshaus am Kreuzweg, im Mittelpunkt des Treffens, wo die Vendeer Stückschanzen angelegt hatten, war wundersam unversehrt geblieben.

Bei Fontenay le Comte fängt schon wieder Rebbau an. Ich fand den hiesigen Wein ganz unserm Schweizerwein, zumal dem waatländischen ähnlich. Das ewige Regenwetter machte das Fieber unter unserm Volk gemein. Auch ich ward davon ergriffen. Der gute Wein half mir nicht. Ich bracht' es mit nach Niort, der handelsfleißigen Stadt. Man lagerte mich bei einem ehmaligen Marechal de Camp Larochefaucould ein. Die gute Aufnahme, der ich bei diesem alten würdigen Krieger und in seiner liebenswürdigen Familie genoß, that mir in meinen Umständen sehr wohl. Man pflegte meiner aufs beste, und beschwor mich dort zu bleiben, bis ich genesen wäre. Dazu aber konnt' ich mich nicht entschließen. Ich bereute es den folgenden Tag zu spät, die freundlichen Anerbietungen des ehrwürdigen Greises und seiner Kinder nicht angenommen zu haben, als ich in dem kleinen Orte Beauvoir Nachts, vom Regen durchnäßt, beim heftigsten Fieber in elender Hütte auf Streu liegen mußte, und man mir, auch nicht einmal für Geld, eine Suppe kochen wollte. So gut es gieng, schleppt' ich mich den Morgen darauf nach St. Jean d'Angely, einer unbedeutenden Stadt. Meine Wohnung ward ein altes Schloß ausser der Stadt, von innen wohleingerichtet, aber ganz unbewohnt. Alle Zimmer, mit schönem Hausgeräth und Schmuck standen offen. Eine Art Kastellan oder Schaffner sorgte für unsere Pflege.

Wir erreichten den andern Tag zu guter Zeit Saintes, die Hauptstadt der Niedercharente. Sie mag wohl zehn bis zwölftausend Seelen haben, und ist von einigen schönen Gebäuden geziert. Wir hatten hier Rasttag und machten dem General Müller, einem Schweizer, Ehrenbesuch. Er war gegen seine Landsleute gar freundlich; übrigens schon wohlbetagt. Eine alterthümliche Brücke führt hier über den Fluß. Man wollte mir zu verstehen geben, sie stamme noch aus Römertagen. Kleine Kauffartheischiffe kommen mit der Flut vom Meer herauf bis zur Stadt, was diese nicht wenig belebt. Alle Welt prieß mir die hiesigen Austern und mit vollem Recht. Ich aber hatte das leidige Fieber; nahm es auch mit nach Blaye und Bordeaux. Blaye ist ein recht artiges Städtchen, mit einer von Vauban angelegten Citadelle. Der hiesige Haven nimmt nur kleine Schiffe auf. Hier begab ich mich mit unserm Oberst auf ein Fahrzeug, und schwamm so die Garonne hinauf nach Bordeaux.

Bordeaux. Die Landes und ihre Bewohner. Acqs. Der Korkwald.

Es war mir ein herrliches Schauspiel, als wir die weitläuftige, reiche Stadt vor uns sahen, und links und rechts die ungeheure Menge der Kauffartheischiffe. Es lagen derselben viele hundert von allerlei Nationen hier, welche, scheu vor den britischen Kapern, nicht auszulaufen wagten und mit Sehnsucht schon Jahre lang den Frieden erwarteten. Fast aller Handel war tod. Die Weinreben hatte man seit einigen Jahren beinah gar nicht mehr besorgen mögen, um Kosten zu ersparen. Dennoch war, wegen Mangels der Ausfuhr, der Wein ungemein wohlfeil.

Das Glück hatte mich in Bordeaux lieb. Ich empfing meine Wohnung bei dem Apotheker Cazalet, einem bekannten Chemiker, der mich mit wenigen Pillen plötzlich und auf immer vom Fieber befreite. Eine sehr gebildete Frau, eine artige Tochter machten das Glück seines Lebens, das er sich, so wie seinen vormaligen Wohlstand durch Einmengung in die Staatshändel sehr gemindert hatte. Er war in seinen Grundsätzen erzkönigisch. Seiner Güte dank' ich, mancherlei Sehenswürdiges in Bordeaux gesehen zu haben. Besonders zog mich der Reichthum des physikalischen Kabinets an. Ich will aber die Merkwürdigkeiten der Stadt hier nicht hererzählen, da sie aus vielen Beschreibungen bekannt genug sind. Börse und Theater sind prachtvoll gebaut; auf letzterm waren damals besonders die Tänzer vorzüglich.

Am liebsten besucht' ich in müssigen Stunden den Uferdamm, da das rege Leben der Schiffer und Schiffe zu schauen. Auf dem Stavel ward eben eine neue Fregatte gebaut. Man erzählte mir, es wären englische Seeoffiziers verkleidet und unerkannt nach Bordeaux gekommen, diese Fregatte zu sehen. Bei der Abreise hätten sie dem Oberaufseher einen Brief hinterlassen, worin sie versichert haben sollen, die Fregatte gerathe vortrefflich; man solle den Bau mit aller Eil beschleunigen; die Engländer hätten sie nöthig. In der That, wie ich nachmals erfuhr, haben die Briten sie drei Jahre nachher, an der Mündung des Flusses weggenommen.

Nach dreitägigem Aufenthalt verließen wir schon die große Stadt. Das Bataillon war zu

Lande voraus; ich folgte ihm zu Wasser, und traf es beim Städtchen Bazas. Die unfruchtbaren, schlechtbewohnten Ebnen der Lannes oder Landes sind dem Wanderer etwas langweilig; besonders bei anhaltendem Regenwetter, wie damals. Zu Gabsieux, wo nur drei Häuser nebst Ställen sind, mußte unser ganzes Bataillon, mit Ausnahme von zwo Kompagnien, sich Obdach suchen. Man nennt dies Gabsieux spottweis la capitale de Gascogne, wenn man einen Gascogner einmal gern in Zorn gerathen sieht. Die Bewohner dieser Steppen, die übrigens das Paradies der Bienen sind, leben armselig. Der Bauer backt sein Brod von Mais. Es ist von schönem, weisgelblichem Ansehen, aber schwer, teigig, von süßbitterlichem Geschmack, und macht, hat man keinen gaskognischen Magen, Bauchgrimmen. Schon hier wird, wie jenseits der Pyrenäen, alles mit Oehl und spanischem Pfeffer gekocht. Abermals brennen statt Lampen oder Kerzen, Harzlichter, aus dem Harz der Meerfohre (Pinus maritima) und einen Tocht gebildet. Alles Geräth ist höchst einfach. Die kleinen vierrädrigen Karren, an denen kein Stückchen Eisen zu sehen ist, und deren Räder aus vier hölzernen zween Schuh hohen Scheiben bestehen, hört man aller Orten schon von weitem über die Ebnen herknarren. Diese Räder drehn sich nicht um, sondern sammt ihrer Achse zugleich. Die Bauern haben in ihrer Tracht mit Ausnahme der Plattmützen auf dem Kopf, die beste Aehnlichkeit mit Kapuzinern; lange, braune, wollene Mäntel über dem Leib, nur daß hinten an der spitzigen Kaputze zierlich Trodeln hangen. Ich hätte gewünscht, unser ganzer Heerhaufe würde sich aber der Fußbekleidung der hiesigen Landleute bedient haben: so wäre man schnell aus den Steppen entkommen. Die Bauern wandern nämlich auf drei und vier Schuh hohen Stelzen, die an den Hüften festgeschnallt sind. Und so tragen sie Lasten bei fünf Stunden nach Bordeaux.

Ich sah auch das Städtchen Roquefort, dessen Käse, dem Vetscherin ähnlich, weit berühmt und weit verführt sind. Ich fand den Käse um vieles angenehmer, als die Stadt, neben der eines uralten Schlosses Zinnen prangen. Ueber Mont de Marsan gelangt ich nach Dax, besser Acqs. Die alten aquae augustae dieser kleinen, am Adour liegenden Stadt, rinnen und sprudeln noch fort und fort. Die Hauptquelle der hiesigen warmen Bäder steigt gewaltig kochend in einem steinernen Behälter auf, und so stark, daß sie einen kleinen Bach bildet. Die Weiber ersparen dabei ihr Holz zur Wäsche. Die Quelle ist heisser, als die unsrige zu Baden; setzt vielen Schwefel ab, und durch die Luft einen starken Schwefellebergeruch. Ein ewiger Dampf umschwebt sie.

So gelangten wir den 18. Wintermonds nach Bayonne. Mehrere Stunden vor dieser Stadt, bei einem schlechten Dorfe von dreißig Häusern, St. Vincent geheißen, sah ich in meinem Leben den ersten Korkwald. Die Korkeiche (quercus suber) ist von mittlerer Größe; das Blatt kurzgestielt, unterhalb etwas wollig, am Rande sägeförmig. Die Rinde, unser Pantoffelholz, spaltet und reißt sich von selbst ab, wenn mans nicht mit Fleiß thut; aber alle acht oder zehn Jahre nimmt man sie, am liebsten von ältern Bäumen, in langen, breiten Stücken, und verkauft sie. In der Hauptstraße von Bayonne, unter den Lauben, sah ich vielmals den Zapfen-

und Korkstöpselschneidern zu, die da der Reihe nach zu sitzen pflegen. Mit einem einzigen Schnitt ihres scharfen Messers vollenden sie die Rundung eines Zapfens. Ein Mann macht allein täglich mehrere hundert solcher Stöpsel, groß und klein. Aus dem Holz der Eiche wird die sogenannte spanische Schwärze gebrannt. Man schickt viele Blöcke nach England, wo, wie man mir sagte, die Einfutterung der Reißbleie daraus gemacht werde.

Vor Bayonne gehts durch Korkeichen- und Fohrenwälder allmälig bergan. Man erblickt die Stadt nicht, bis man die Höhe gewonnen hat. Aber dort überrascht eine himmlische Aussicht. Rechts das unendliche Meer in den Wolken des Himmels verschwimmend; zu den Füßen in der Tiefe die Stadt mit anderthalbtausend Häusern, an den beiden Strömen des Adour und der Nive; im weiten Hintergrund die finstere Kette der Pyrenäen mit den kahlen Felsgipfeln und scharfen Berggräthen. Es ward mir schwer mich von dieser Stätte zu trennen. Es gieng wohl eine halbe Stunde bergab zur Stadt.

Der Weg durch die Pyrenäen. Felsenpaß Pancorbo.

Es zählt Bayonne bei dreizehntausend Einwohner, und ist in drei Theile geschieden. Auf der Seite von Bordeaux befindet sich die Vorstadt St. Esprit; daneben auf einem Sandfelsen eine Zitadelle von Vaubans Anlage, unter derselben das Zeughaus und die Schiffswerfte, wo kleine Fahrzeuge fürs Meer gebaut werden. Eine schmale, offne Brücke führt über den Adour zur Kleinen-Stadt, die ebenfalls ein altes, doch zerfallenes und Chateauneuf geheissenes Schloß hat; inzwischen sah man doch auf den Wällen Geschütz. Eine andere nicht lange Brücke geht über die Nive nach Großbayonne, auch mit einer alten Schanze versehen. Die Vestungswerke sind hier überall in übelm Zustand.

Fast immer im dritten Hause von Bayonne wohnt ein Chokolademacher. Auch ich ward einem solchen eingelagert. Es ist unglaublich, wieviel von jener Leckerwaare hier verfertigt wird. Das macht aber die Nähe Spaniens, wo alles Chokolade will. Mein Wirth bereitete allein jeden Tag einen Viertelzentner davon.

Man sieht in Bayonne schon überall Basken, derbe, handfeste Leute, aber reizbar, rachsüchtig, stolz. Sie sind gute Jäger. Bei Bayonne guter Jäger sein, mag keine große Kunst sein; denn es fehlt nicht am Gewild, besonders am Geflügel. In einem Nachmittag zwölf Schnepfen zu schießen, wird für kein Glück gehalten. Man kennt die baskischen Bauern an ihren breiten Plattmützen und kurzen, braunen Wämsern schon von weitem. Sie leben äußerst mäßig; meistens von Gemüsen und Früchten. Ballschlagen ist ihre Lieblingsbelustigung. Im Sommer sieht man ganze Dorfschaften dies Spiel treiben.

Ich war recht froh, als ich am 22. Wintermonds mit dem Bataillon Bayonne, das mich wenig anzog, verlassen, und bei schönem Wetter, Berg auf Berg ab den Pyrenäen zuwandern konnte. Abends übernachtet' ich in dem kleinen, artigen Seestädtchen St. Jean de Luce. Es liegt mit seinen Häusern rings um den kleinen, tiefen, sichern Haven, der von Natur ein Viereck

bildet, etwa 500 Schuh lang und breit. Es wetterleuchtete über dem Meere die ganze Nacht. Das kam mir für Winterwetter seltsam genug vor. Auch zu Bayonne hatt' ichs schon oft bemerkt. Zwei Stunden hinter St. Jean de Luce überschritt' ich die Bidassoa, einen kleinen Fluß und damit die Gränze Frankreichs. Diesseits stand französische, jenseits spanische Wacht. Auch in Friedenszeiten muß es in den Pyrenäen nicht allzusicher sein. Ein Gutsbesitzer, welcher eine Stunde von St. Jean im Bergland einsam wohnte, hatte sein Haus oder Schloß mit Mauern, Graben und Zugbrücken befestigt. Er sagte mir selbst, es sei der Strolchen und der verwegenen Schmuggler willen.

Auf der Höhe vor Irun, dem ersten spanischen Städtchen öffnete sich mir eine weite Durchsicht in das Innere der Pyrenäen; desto übler behagte mir die Ansicht des Städtchens selber. Gleich beim Eintritt spürt' ich, daß ich nach Spanien versetzt war; Pfaffen an allen Ecken und Enden; Bauern und Bürger in Mänteln. Wir hungerten; aber zu essen gabs nicht, oder wollte man uns nicht geben. Indessen sah ich doch die Wirthin in einer Pfanne über dem Feuer Schaffleisch kochen. Noth kennt kein Gebot. Wie es gar geworden, sprang ich blitzschnell mit der Pfanne davon in die Stube zu meinen Gefährten, die beim guten Wein saßen. Das alte Weib schrie zwar beständig den im ganzen Spanien üblichen Ehrennamen Taracho! Taracho! hinter her; ließ sich aber zuletzt doch von uns Lachern mit dreißig Sous besänftigen. Ich und mein Freund Keller von Solothurn ließen es uns ganz wohl schmecken.

Als folgenden Morgens das Bataillon ausrückte, um nach Vittoria zu gehen, geschah mir die sehr unbeliebige Ehre, daß ich, vom General Barbou zum Befehlshaber des Depot in Bayonne ernannt, nach dieser Stadt zurückzugehen hatte. Es that mir weh, von meinen Kriegsgesellen zu scheiden. Wir Offiziers lebten alle in herzlicher Freundschaft. So kam ich nach Bayonne zurück, wo mir im Wirrwar der Geschäfte vier Wochen schnell verstrichen. Endlich, den 21. Christmonds konnt' ich die dreifaltige Stadt zum andernmal an der Spitze einer Absendung von sechszig Mann verlassen; über St. Jean de Luce und Irun noch einmal die Eingänge der Pyrenäen sehen, und nebenbei hungern. Wir fanden zum Glück auf den Feldern noch unter dem Schnee weiße Rüben; die schönsten und schmackhaftesten, die ich je genossen. Hinter dem Flecken Hirnania wird es immer gebirgiger. Der Weg, von Eis und Schnee bedeckt, zog sich zwischen hohen, kahlen Bergen und Felswänden hin; links und rechts Eisenhütten und Hämmer. Das rauchichte Städtchen Tolosa auf einer Anhöhe lebt nur meistens von Bergwerk und Hüttenwesen; eben so Villareal. Es giebt hier das beste, spanische Eisen; geschmeidig beinah wie Blei. Ich erstaunte nicht wenig, bei den Hufschmieden wohl Ambos und Hammer, aber kein Feuer zu finden. Sie schmieden die Hufeisen kalt aus, und beschlagen die Pferde doch vortrefflich.

Es gab auf der ganzen Wanderung durch die Pyrenäen magere Kost. Für die Eßlust der Schweizer sind die spanischen Gastmäler schier zu mäßig. Bei den Landleuten gab es Saraken (eingesalzene Fische, um die Hälfte kleiner, denn Heeringe) und Aepfel, die auf einem Blech

gereiht dem Feuer gegenüber gestellt, langsam gebraten waren, zum Frühstück; bei den Wohlhabendern hier, wie durch ganz Spanien, eine kleine Tasse voll dicker, starker Chokolade, ein Paar Zuckerbrödchen und ein Glas Wassers dazu. Mittags konnten wir uns bei den Bauern bei schwerem Maisbrod, Knoblauch und hitzigem Wein ergötzen. Hinter dem Dorfe Mondragon werden die Berge schon lichter, bis sie ohngefähr drei Stunden von Vittoria ganz abnehmen. Ueberhaupt sind die Pyrenäen auf dieser Seite unsern Alpen nicht zu vergleichen, sondern kommen an Höhe etwa dem Juragebirg bei.

Vittoria, obwohl die Hauptstadt von Alava, ist weder groß noch schön. Sie liegt auf dem unebensten Fleck einer ansehnlichen Ebne. Aber die Einwohner gefielen mir durch Gastfreundlichkeit und Güte. General Legendre übergab mir hier einen Zug von ohngefähr vierzig Kanonen und Pulverwagen, mit sechsundsiebenzig Mann, nach Briviesca. Unter Schneegestöber kam ich nach dem großen, offenen Flecken Miranda, wo eine schöne steinerne Brücke über den Ebro geht; von da wieder in eine Felsschlucht. Links und rechts stiegen die Felsen senkrecht, wie himmelhohe Mauern. Droben lag ein altes Schloß, bestimmt, den Paß zu decken; und Schafe weideten um den Gipfel. Eins derselben stürzte, wie die Trommel gerührt ward, mitten unter meine Soldaten herab, die es auf der Stelle für gute Beute erklärten, und sehnsüchtig nach mehreren gen Himmel blickten. Links strömte uns zur Seite ein wildes Waldwasser. Am Ausgang der Bergschlucht hatte sich ein Einsiedler malerisch angenistet. An dergleichen malerischen Müssiggängern aber fehlts in Spanien überhaupt nicht. So gelangten wir nach Pancorbo.

Burgos. Valladolid. Spanisches Leben. Die Mühlen zu los Molinos.

Am Neujahrstag 1808 zog ich fröhlich mit meinem Geschütz in das artige Städtchen Briviesca ein, und zu meinem Bataillon. Da war Freude über Freude des Wiedersehens. Nach vier Ruhetagen brach die gesammte Heerabtheilung auf. General Barbou, ein lebhafter, gutmüthiger, im Feuer geprüfter Mann führte sie. Man sah uns überall anfangs freundlich an. Wir kamen als Freunde. Aber unsern guten Freunden gingen bald die Augen über, nicht vor Entzücken. So, als wir den ersten Abend in das elende Dorf Monasterio kamen, das an einer Berghalde hängt, und wo nun in die wenigen Häuser und Ställe achttausend Mann einkehren mußten und Gastfreundschaft begehrten. Besser ging es den folgenden Tag, da wir in das häuserreiche und volkarme Burgos einrückten. Mehr Leute, als wir selber waren, wohnten schwerlich in der Hauptstadt Altkastiliens. Doch wurden wir stattlich verpflegt. Ein Chorherr, bei welchem ich Wohnung empfing, führte mich in die Hauptkirche von Burgos, damit ich ihre Herrlichkeit bewundere. Die Pforte war von gegossenem Metall, mit erhabener Arbeit, aus dem hohen Mittelalter; das Innere des Tempels aber von Zierrathen und Vergoldungen überladen, wie die meisten spanischen Kirchen. Noch sind hier viel edle Denkmäler alter

Kunst bewahrt. Vom Schatze zeigte mir der Chorherr viel Gold und köstliches Gestein; unter andern ein achtzig Pfund schweres Kreuz, von gediegenem Gold, wie er sagte.

Ueber Duenos begaben wir uns nach Valladolid. Das ist, oder war eine sehr heilige Stadt, wenn auch keine schöne. In eilftausend Häusern lebten nur etwa noch einmal so viel Menschen. Raum hatten sie genug. An großen Plätzen kein Mangel; aber sie sind meistens mit kleinen, schlechten Häusern ohne Fenster umgeben. Man gab mir die Zahl der Klöster auf zweiundsiebenzig an. In einem derselben, und zwar in einem der kleinern, welches damals nur etwa siebenzig Geistliche und vierzig Brüder hatte, war ich in Gesellschaft von zweitausend Mann eingelagert; doch hätten neben uns wohl noch dreitausend Mann Platz gehabt. Der Kreuzgänge einer schien mit zahllosen weißen Steinchen gepflastert zu sein; wohl untersucht, waren es aber Gelenkstücke oder Knöchel aufrecht eingeschichteter Menschengebeine. Ein wunderlicher Geschmack!

Wir lebten hier bei fünf Wochen recht wohl. Die Soldaten, welche aus langer Weile aller Orten herumspürten, glaubten eines Morgens einen vergrabenen Schatz zu finden, als sie im Klostergarten aufgehügelte, sorgfältig bedeckte Erde erblickten. Sie wühlten nach, und fanden ein über Nacht beerdigtes neugebornes Kind. Denselben Fund machten sie in einem Monat noch zweimal. Der Prior, ein gefälliger aufgeklärter Mann, der auch in Montpellier den Wissenschaften obgelegen, konnte mir das Räthsel mit den Kindergräbern nicht recht klar machen. Er zeigte mir dagegen, doch nur verstohlen, verbotene Frucht; Schriften nämlich von Rousseau, Voltaire und andern Meistern.

Der gemeine Mann in Spanien hat zwar angeborne Scheu vor den Ketzern; bleibt man aber Abends sechs Uhr, wenn es Angelus läutet, still stehen und zieht den Hut ab: so gilt man, wie billig, schon als guter Katholik. Ob man faste oder nicht, danach fragt den Soldaten niemand. Man faste aber, oder nicht, beim gemeinen Mann giebts immer schmale Kost. Bis Valladolid hatten wir Winterspeise, nämlich Braunkohl mit etwas Speck; dazu Brod, dick mit rothem spanischen Pfeffer belegt, und Kohlbrühe darüber gegossen; auch wohl, als Leckerbissen, Wurst von Fett und spanischem Pfeffer. Die Gabel erspart man; denn jeder hat seine Finger statt derselben. Der Wein geht in einem Spitzgläschen am ganzen Tisch herum. Wo man auf höherm Fuße lebt, gießt man sich den Wein hoch aus der Luft in den offenen Mund, ohne das Glas mit den Lippen zu berühren. Eine Sitte, die vermuthlich den alten Pestzeiten entstammt. Die Leute, die uns trinken sahen, uns Schweizer und Franzosen, schworen hoch und theuer: die sechs Regimenter tränken bestimmt mehr Wein, als die gesammte spanische Nation.

Der Wein kann an einem Ort im Lande oft höchst wohlfeil sein; eine Stunde weiter ist er wieder sehr theuer. Das rührt vom Ausfuhrgeld her, welches fast in jedem Bezirk und Dorf vom Wein entrichtet werden mußte; vielleicht auch von der zuweilen schwierigen Versendungsart des Rebensaftes in Lederschläuchen auf elenden Wegen. Man beladet nur Esel damit. Diese haben überall den Namen eines Heiligen so gut, wie andere Christen.

Der ungleiche Preis des Weins von einem Ort zum andern hatte für uns Kriegsleute oft

viel unangenehmes; noch mehr, daß man in den Wirthshäusern nichts haben konnte. Kam man in diesen an, mußte man sich vor allen Dingen erst einen Platz am Feuer kaufen; dann Kohlen kaufen; dann auf den Markt gehen und Fleisch und Gemüse kaufen; dann sich selber sein Gericht kochen. Ofen und Kamine gabs auch im kalten Winter nicht. Da tritt man um eine Glutpfanne zusammen im Zimmer. In Valladolid ward ich vom Kohlendampf auf der Wacht am madrider Thor ohnmächtig. Einige Tage vorher war ein Offizier dabei eingeschlafen und nie wieder erwacht.

Jeder raucht Taback; nicht in Pfeifen, sondern in Cigaren; oder geschnitzte Blätter in Papier gefalzt. Den Rauch läßt man durch die Nase fahren, oder oft mitten im Gespräch, wie eine mächtige Wolke, langsam aus dem offenen Munde qualmen. Alles trägt Mäntel; der Bauer von Wollen; der Reiche von Seiden. Das giebt den Leuten ein Ansehen, als giengen sie immer in Staatsgeschäften. Das Volk ist ernst, mißtrauisch, aufbrausend; aber mässig, unermüdet und fest in seinen Vorsätzen. In den südlichen Gegenden ists lebhafter; mit regsamen Geberdespiel; schreiend im Gespräch. Wo ihrer einige in aller Liebe beisammenstehen, ists ein Gebrüll und Umherfahren mit den Händen, als gieng es auf Tod und Leben. Man muß die jungen Leute ihren Fandango oder Valero beim Geklapper der Kastagnetten zwischen ihren Fingern, und dem Ton der Baskentrommel, tanzen sehen, um sich von der Beredsamkeit der Geberdensprache eine Vorstellung machen zu können. So viel Würde, so viel Anmuth, ganz Natur, so viel Taktfestigkeit findet man wohl nirgends anders in der Welt. Zuletzt ergreift die wilde Begeisterung selbst alle Zuschauer; jeder klatscht den Takt mit den Händen, immer kurzer, behender, wilder, dazwischen Beifall schreiend. Es ist, als wäre Oberons Zauberhorn erklungen.

Doch genug von weltbekannten Dingen!

Wir verließen endlich Valladolid und zogen durch eine Sandwüste, die hie und da mit Weinreben bepflanzt ist, durch Tortesillas auf Medina del Campo. Dies winzige Städtlein mit fünfzehn Klöstern und eben so vielen Pfarrkirchen, liegt in einer ungeheuern sandigen Ebne. Was es vorzeiten gewesen sein mag, sieht man wohl noch gut an den alten Ringmauern, die beinah eine Stunde weit ins Feld hinausgehen. Sie sind an vielen Stellen noch sehr hoch, beinah sechs Schuh dick. Auch steht noch auf einer leichten Anhöhe über der Stadt ein altes Schlos aus den Sarazenentagen, sehr fest und regelmäßig von Backsteinen.

Ohngefähr drei Wochen blieben wir zu Medina liegen. Die Geistlichen müssen hier allesammt grundehrliche Leute sein und noch niemanden mit einem Wörtchen betrogen haben. Denn man glaubt ihnen Alles. Meine Hausfrau kam einst weinend zu mir. Ein geistlicher Herr hatte versichert, es würden eiserne Männer nach Medina kommen, denen Roßhaare auf dem Kopfe wüchsen; sie fräßen nur kleine Kinder. Ich beruhigte sie mit einer richtigern Beschreibung unserer Panzerreiter. Es giebt übrigens gar viel Geistliche, die kein Latein verstehen und denen das Lesen und Schreiben weit schwerer ankömmt, als einen Teufel in die Klemme zu bannen. Zufällig lernt' ich in Medina auch die Großtochter des Markgraf de Salinas kennen, der im

Jahr 1704 Gibraltar an die Engländer verlor. Das alte redselige Mütterchen war doch sehr verlegen, als die Rede auf das Unglück ihres Großvaters kam. Das freute mich aber am spanischen Stolz.

Als unser Heerhaufen, zehntausend Mann stark, die Landschaft von Medina verließ, und bis Olmedo rückte, wo Alles beiwachten mußte: geriethen wir in Holznoth. Das Städtchen, das ich schon aus Gilblas von Santillana kannte, und welches sich in seine gewaltig hohe Ringmauer, wie in einen Mantel wickelt, hielt den Vorrath seines Holzes verborgen, und wollte davon nicht geben. Denn dieser nützliche Brennstoff gehörte hier zu den theuern Dingen. Wird doch sogar das Brod mit Stroh gebacken, und der Zapfen einer Fohrenart zum Behuf der Feuerarbeiter und der Küchen verkohlt. Als alles fehlte, und das Kriegsvolk in Verzweiflung gerieth, befahl General Dupont, der den Oberbefehl hatte, ein paar alte Häuser abzubrechen. Man riß aber beinah eine ganze Straße um, und nahm nicht nur aus den Häusern das Holz, sondern auch, was sonst beliebte. Da brachten die Olmeder eilfertig eine so große Menge Holzes, daß wir Ueberfluß daran hatten. Wir verweilten jedoch hier nicht lange, sondern in Eilzügen ging es über Arrebacco, Villa Castilla nach Guadaranna. Hier wurden die Kriegsvölker in die Umgegenden Madrids verlegt. Unser Schlachthaufe kam nach Los Molinos, vier Stunden von dem königlichen Lustschloß Escurial.

Los Molinos ist ein elendes, armseliges Dorf, und unsere Ankunft vergrößerte den Reichthum desselben nicht. Wir litten an Lebensmitteln vielen Mangel. Im Dorfe waren mir die äusserst einfachen und zweckmäßigen Getraidemühlen der Spanier das Auffallendste. Der Wendelbaum des Wasserrades liegt nicht, wie bei uns; sondern steht senkrecht, unten und oben eingezapft. Das Wasserrad daran befindet sich am untern Theil der Walze, nicht hoch über der Erde, flach liegend oder horizontal; und eine geringe Menge Wassers, die aus der Leitung gegen die engen Schaufeln stürzt, treibt das Rad mit lebhafter Schnelligkeit, so wie den Läufer oder Mühlstein, der unmittelbar am Obertheil des Wendelbaums befestigt ist, und weil er schon flach liegt, keines Kammrades bedarf.

Toledo. Sierra Morena. Einnahme von Cordova. Gefangennehmung von Duponts Heer.

Ich besuchte gelegentlich den Escurial, die weltberühmte Kirche und das Begräbniß der Könige von Spanien. Man kennt aus einer Menge Beschreibungen die dortige Herrlichkeit. Sie machte auf mich keinen großen Eindruck. Es ist eine unmäßige Pracht; aber sie ist geschmacklos und am unrechtesten Orte angebracht; im widerlichsten Gegensatz mit der Bestimmung des Ganzen, welches die Herberge faulender Leichname ist, wo aller menschliche Prunk in seiner Eitelkeit offenbar wird.

Es freute mich, Madrid zu sehen. Als wir nach einigen Wochen dieser Hauptstadt näher verlegt wurden, empfing ich Befehl mit achtzig Mann voraus zu rücken, um für unser Bataillon eine halbe Stunde vor der Stadt Lager zu schlagen. Kaum war ich daselbst angelangt, als

Ferdinand der siebente und Fürst Murat daher geritten kamen, und uns musterten. Jener, ein junger aufgeschossener Mann, that mir einige Fragen. Die ganze Erscheinung glich einer Maskerade. Murat mit seinem Gefolge in zierlicher, leichter, weißer Husarentracht; Ferdinand hingegen mit den Seinigen in einer Kleidung nach dem Hofgeschmack vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts; alle in steifen goldbedeckten Scharlachröcken, Westen mit langen Schößen, Stiefeln mit über das Knie gehenden Stulpen, und ganz kleinen goldbesäumten Federhüten.

Aus meiner Hoffnung auf Madrid ward inzwischen nicht viel. Ich sah die Stadt nur äusserst flüchtig. Denn es gieng unerwartet schnell über den Prador, nach Pinto und Aranjuez, wo mich das Leben in den schönen königlichen Gärten erquickte, gegen Toledo zu. Der Aufstand des spanischen Volkes war schon dem Ausbruch nahe; manche Feindseligkeit schon begangen. Wir erwarteten auch nichts anders, als uns bei Toledo schlagen zu müssen. Es waren ohngefähr achttausend Bauern in der Stadt, wie man uns sagte. Am 26. April standen wir vor derselben. Nachdem die Unsrigen in der Nacht die Felsen, welche die Stadt überragen, erstiegen hatten, rannten wir des Morgens gegen das Thor. Es ward ohne Widerstand aufgethan. Die Bauern, unbewaffnet, drängten sich, unsern Einzug zu sehen, und schlichen davon, als sie die wachsende Menge unsers nachrückenden Kriegsvolks erblickten.

Toledo ist der Wohnsitz des ersten Erzbischofs von Spanien. Die Gesammtheit der Offiziers stattete ihm also den Ehrenbesuch ab. Ich erwartete eine hohe, ehrwürdiger Gestalt in großer Feierlichkeit zu erblicken; da kam ein artiger Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, zierlich wie ein französischer Abbee gekleidet. Das war der Erzbischof. In den Vorzimmern, wie im ganzen Pallast wimmelte es von jungen, schönen Frauenzimmern. Dies waren aber die Gesellschafterinnen, oder Dienerinnen von des Erzbischofs Nichte, der Gemalin des Friedensfürsten Don Godoi. Er genoß in seiner Stadt beinah die Verehrung eines Heiligen. Wenn er in seinem Prachtwagen, mit sechs der schönsten Maulthiere bespannt, ausfuhr, fiel links und rechts alles Volk auf den Gassen zur Erde. Die Leute baten um seinen Segen, und brüllten dazu etwas, das ich nicht verstand.

Die Straßen von Toledo sind eng, finster, bergigt. Die Häuser haben verfallenes Ansehen; es sind derselben auch wirklich für zwanzigtausend Einwohner zuviel. Von den vielen Kirchen mag ich nichts sagen; nur einer von ihnen erwähn' ich, weil sie mir auffiel. Es ist eine Klosterkirche, von außen ganz mit Ketten und Halseisen überdeckt, so daß bei tausend Stück da herum hangen. Ich hörte, man habe vorzeiten daran zur Ehre Gottes die gefangenen Sarazenen aufgehenkt. Ein schauerlicher Zierrath! — Man zeigte mir auch die berühmte große Glocke, welche nach Aussage der Spanier fünfzehnhundert Zentner schwer sein soll, und am untern Rande wohl anderthalb Schuh dick ist. Sie wird auch nur mit dem Schwengel geschlagen; nicht wie bei uns her und hin geschwungen, oder wie sonst in Spanien geschieht, um den Tragbalken im Kreis herumgeschleudert. Weit mehr zog mich die schöne Säbelklingenfabrik an, welche hier befindlich ist.

Sie liegt am Tajo, dessen Wellen Florian, der Dichter, silberklar nennt, die damals aber sehr trüb und leimigt flossen. Die Fabrik beschäftigte ohngefähr sechszig Arbeiter. Ihre Einrichtungen sind äusserst einfach, aber zweckmäßig; ihre Maschienenwerke grob und ungeschlacht. Dennoch liefern sie die vortrefflichste Waare.

Der Aufstand des spanischen Volks war inzwischen ausgebrochen, der Krieg erklärt. Wir mußten den 24. May von Toledo zur Sierra Morena ziehen, in rastloser Reise über Achosrins, Mora, Cansuegro, Villaantara, nach Manzanares. Hier kamen wir sehr ermüdet an. Viele Leute waren erkrankt. Wir ließen die Kranken in einem Spital zurück, und begaben uns nach Valdepennas und Elviso. Auch ich hatte eine Verletzung am Fuß, derentwillen ich in Manzanares zurückzubleiben ermahnt worden war. Glücklicherweise hatt' ich mich nicht dazu entschließen können. Denn bald vernahmen wir, daß den Tag nach unserer Abreise die empörten Bauern eingedrungen seien, und die Kranken ohne Barmherzigkeit bei den Haaren aus den Betten in den Hof geschleppt und da ermordet hätten. Bei sechshundert Mann kamen dort elend ums Leben, worunter auch gegen vierzig Schweizer gewesen.

Vom Valdepennier-Wein erquickt, welcher dem köstlichen Xeres an Güte nicht weicht, beschritten wir die Sierra Morena. Am ersten Brachmonds kamen wir zur deutschen Pflanzstätte Karolina. Das meiste Volk war entflohen. Deutsch verstehen und sprechen nur mühsam noch einzelne ältere Leute. Diese weiland wilde unwirthbare Gebirgskette ist jetzt gut angebaut, ein bleibendes Denkmahl von des edeln Olavides Weisheit und dem Fleiße der Deutschen, welche der baierische Freiherr von Thürriegl einst hierher geführt hatte. Die lieblichen, pfirschähnlichen Blüten des Kirschlorbeers verbreiteten ihren Duft weit um uns her. Auch sah ich hier zum erstenmal die grünen, beinah zwei Schuh langen Eidechsen, mit ihren schönen Augen, die sich so leicht zähmen und zu Freunden des Menschen machen lassen. Mit eingefeuchtetem Brod, welches sie gern fressen, macht man sie binnen zwei Tagen kirre. Zu Anduxar stellt' ich nachmals selber den Versuch damit an. Im Gebirg ist es voller Schlangen. Als wir ohnweit Elviso einen Felsstein wegstießen, schoß eine ungeheure Menge derselben hervor, bei anderthalb Zoll dick, drei bis vier Schuh lang.

Gern hätt' ich in diesen, für die Naturkunde merkwürdigen Gegenden länger geweilt; aber der Kriegsgott gebot Eil. Durch Baylen und Anduxar, wo wir am Guadalquivir rasteten, ging es bis Alcolea. Hier ward der von den Spaniern aufgeworfene Brückenkopf mit Sturm genommen, der Guadalquivir überschritten, der Feind bis Cordova verfolgt. Die Stadt leistete Widerstand; man drang mit Gewalt hinein. In allen Straßen ward geschlagen. Man hatte selbst die gefangenen Verbrecher losgelassen und gegen uns bewaffnet. Die armen Teufel fochten noch in ihren Ketten, von denen man sie zu befreien in der ersten Bestürzung vergessen hatte. Unter den umgekommenen Bauern wurden viele Geistliche gefunden, an ihren Tonsuren kenntlich. — Während das Gefecht noch in den Straßen fortwährte, stellte uns, sechstausend Mann stark, der Feldherr in ein geschlossenes Viereck auf dem großen Platz von Cordova.

Das Viereck war an zwei Seiten so weit offen, als zum Durchzug der einrückenden Schlachthaufen nöthig war. Indem nun General Barbou die Offiziers hervorrief und um sich versammelte, erschien ein Bauer, drückte auf die Versammelten plötzlich sein Pistol ab, sprang wetterschnell durch die Lücken des Vierecks, und entkam, obgleich mehr, als fünfzig Schüsse nach ihm gethan wurden. Er selbst hatte keinen getroffen. Aber diese Keckheit und Besonnenheit des Bauers belustigte mich sehr.

Drei Tage lang ward Cordova geplündert und mit viehischen Greueln besudelt. Man behauptet, es seien bei zwanzig Millionen geraubt worden; denn nichts war aus der Stadt geflüchtet, weil man für unmöglich gehalten, daß wir den Guadalquivir überschreiten könnten. Ich hatte in derselben Zeit die Ehre, mit starker Mannschaft den Schatz der Inquisition zu bewachen, der nachmals den französischen Generalen wohl zu statten kam. Das Inquisitionsgebäude ist prachtvoll, durchaus von Backsteinen aufgeführt, und von ungeheurer Ausdehnung. Es wurden weit über hundert Personen aus den Kerkern dieser Gebäude befreit; doch gewiß haben wir nicht alle Gefängnisse entdeckt. Zu meiner großen Verwunderung waren unter den Befreiten gar viele Frauenzimmer. Ich schloß daraus: von den cordovischen Schönen müßten viele bei den heiligen Vätern für Erzketzerinnen gelten. Im Ganzen sind die Frauenzimmer hier, wie im ganzen Andalusien sehr schön, aber im zwanzigsten Jahr auch schon ziemlich verblüht. Niedlicheren Weiberfuß sieht man selten irgendwo so häufig, denn hier.

Als wir nun gewonnen Spiel hatten, ließen wir uns gar wohl sein. Die bemäntelten Bauern, in ihrer Landestracht, mit den braunen vielknöpfigen Wämmsern, rothen Gürteln, kurzen Hosen und Gamaschen, und den schwarztuchenen, dachförmigen, troddelreichen Mützen, hatten uns insgesammt verdächtiges Ansehen; blieben auch in ehrerbietiger Ferne. Doch lustwandelten wir nie gern weit vom Lager, so einladend auch die gebirgige Landschaft ist. In der Stadt ist wenig Gefälliges fürs Auge; enge krumme Gassen; unzierliche Häuser von Backsteinen. Der Dom aber, mit seinen ungeheuern Marmorsäulen und hundert Kapellen, vermuthlich ehmals eine maurische Moschee; dann die altarabische Brücke mit sechszehn Bögen, über siebenhundert Fuß lang, — das ist gesehen zu werden würdig; majestätische Urkunde von der Größe sarazenischen Geistes. Der botanische Garten, welcher in der Stadt liegt, hat einen ausserordentlichen Reichthum tropischer Gewächse.

Bei aller dieser Herrlichkeit aber hatten wir am Ende nichts zu essen. Man gab zuletzt für sechszehn Mann ein Brod. Dazu nahm die Ruhr überhand, als Folge der schlechten Nahrung und der unausstehlichen Hitze. Matt und elend zogen wir also in das alte, große Andujar zurück, nachdem wir nur zehn Tage in Cordova zugebracht hatten; darauf nach dem kleinen Flecken Baylen. Wollten wir nicht verhungern, mußten wir selber aus, und Getraide schneiden, auf gut spanisch es von Mauleseln ausdreschen lassen, es zwischen Steinen zermalmen, backen und kochen. So matt waren wir, daß viele Soldaten im Gliede umsanken; daß die Gesundesten nach kaum hundert Schritten ruhen mußten. Immer vom Feind umflattert und

angegriffen, trieben wir ihn bei Baylen wohl eine Stunde weit zurück; doch litten wir dabei nicht geringen Verlust. Von vierundfünfzig Mann meiner Kompagnie blieben noch siebenzehn übrig. Wer einmal verwundet war, konnte seines Todes sicher sein. Es ward nicht mehr geholfen. — So mußte sich Dupont, von den Spaniern umringt, mit seinem entkräfteten Heer ergeben. Wir vernahmen die Bothschaft voll ohnmächtigen Unwillens oder dumpfer Gleichgiltigkeit.

Es war am 23. Maimonds, da wir trübselig an den Reihen des spanischen Heeres, welches das Gewehr präsentirte, vorüberzogen; dann regimenterweise auf die Seite links und rechts schwenkten und die Waffen streckten. Darauf wurden wir wohl bewacht durch Porcuna, Castro del Rio, durch die schöne Stadt Ecija, durch das nicht minder liebliche auf hohem Fels mit einem alten Schloß gelegene Arcos, nach Alcala de los Gazules geschleppt.

Betragen der Spanier gegen Kriegsgefangene. — Die Gefangenschiffe. Fahrt nach Majorca.

Alcala ist eine schlechte Stadt im Gebirg. Mitten in derselben erhebt sich auf einem Hügel ein altes, maurisches Schloß. Unterher der Stadt fließt ein sumpfiger Bach, in welchem ich mir zum Zeitvertreib mit der Angel Schildkröten fing. Diese Thiere schmecken nicht übel, zumal einem hungrigen Gefangenen. Ihr Fleisch dünkt mich angenehm, wie das am Kälbergekröse. Doch auch eine sechs Pfund schwere Schildkröte giebt, wenn sie von Schaale und Eingeweide gereinigt ist, kaum dreiviertel Pfund Fleisch.

Gleich bei unserer Ankunft zu Alcala, nahm uns der Corregidor, oder Oberamtmann, auf höchsten Befehl seiner Regierung das Geld ab, was wir hatten, inzwischen der Pöbel sich erfreute, unser Gepäck ausweiden und davon schleppen zu können. Wir wurden insgesammt in ein altes Klostergebäude gesperrt und darin wohlverwahrt. Es war langweiliges Leben. Woche um Woche, Monat um Monat verschlich, ohne Aenderung unseres Zustandes. Ich machte zum Zeitvertreib mir einen Electrophor; endlich selbst einen papiernen Luftball. Aber wir erhielten keine Erlaubniß ihn steigen zu lassen. Außer unsern Bedienten mit den Krügen, um Wasser zu holen, durfte niemand das Kloster verlassen. Zuletzt nahmen wir paarweise selber die Krüge, und fanden damit den Weg an den Schildwachen vorbei ins Freie. So retteten wir wenigstens unsere Gesundheit und brachten einigen Wechsel in das einförmige Dasein.

Ungemein mußte es uns überraschen, als eines Morgens in aller Frühe, — es war der fünfte Christmonds — der Corregidor mit seinem Alcalde, oder Unterbeamten, sämmtlichen Klostergeistlichen und vielen Bürgern zu uns hereintraten, uns umarmten, glückwünschten und Wein, Zuckerwerk und Gebackenes auftischten. Wir glaubten, es sei Neujahrsfreude. Sie löseten das Räthsel aber mit der Erklärung, die Franzosen seien geschlagen, ziehen vertragsmäßig aus Spanien ab, und der Friede werde unfehlbar sogleich verkündet. Das alles gefiel uns ganz wohl, besonders der Wein nebst dem Backwerk. Gegen neun Uhr aber kam eilends ein Bote und störte die Freude der Anwesenden. Er meldete, die Franzosen wären nicht nur

wieder in Madrid, sondern auch schon vor den Mauern von Sevilla. Der Corregidor nebst seinen Begleitern entfernten sich schnell. Statt dessen hörten wir eine Stunde später das Gebrüll des Pöbels vor dem Kloster, der uns heraus verlangte um uns umzubringen. Drei Tage lang wurden wir von dem Gesindel belagert, von Männern und Weibern und Kindern. Wir hatten die Erhaltung unsers Lebens nur dem Ansehen und Ernst der Geistlichkeit zu danken. In derselben Zeit sind zu Las Cabeças über sechzig Offiziers und einige hundert Gemeine vom Volk ermordet worden, die dort gefangen lagen.

Der Neujahrstag von 1809 ging uns traurig vorüber. Wir wurden erst wieder froher, da man uns ankündigte, wir sollten weiter geführt werden. Es geschah auch am 10. Januar, nachdem wir seit dem 15. August des vergangenen Jahres fünf Monden das klösterliche Leben geführt hatten. Man trennte die gemeinen Soldaten von uns, welche meistens gezwungen wurden, Dienste bei den Spaniern zu nehmen. Wir Offiziers wurden unter starker Bedeckung nach Medina Sidonia geschleppt. Während wir vor dem Thore dieser alten Bergstadt gelagert waren, kamen die Haufen gemeinen Volks uns zu betrachten, und uns ein Lied auf den „Räuberhauptmann Dupont" vorzusingen, das man in allen Dörfern sang. Wir hatten lange kein Konzert gehört. Dies vollständiger zu machen, trat endlich auch noch ein blinder Mann mit einer Harfe herzu, setzte sich auf einen Stein uns gegenüber, und sang ein Lied, dessen Verse immer mit den Worten endeten: Schlaget sie tod! schlaget sie tod! — Ich hätte dem blinden Bösewicht sein Saitenspiel auf dem Kopf zerschellen mögen. Der unbarmherzige Orpheus brachte es mit dem Zauber seiner Töne dahin, daß die Steine wirklich zu tanzen anfingen, nämlich aus den Fäusten der Bauern gegen unsere Köpfe. Nur mit größter Noth schirmten uns der Corregidor und die Wachten.

Man brachte uns von Medina den folgenden Tag nach Porto Real. Diese Stadt, an der Bucht von Cadiz, durch ihre Salzwerke wichtig, mag noch immer eine Bevölkerung von zehn bis eilftausend Seelen haben. Auf dem Wege dahin bestanden die Häge häufig nur aus den wildwachsenden indianischen Feigen. Die Frucht derselben, pflaumengroß, angenehm zu essen, bleibt auch bei der grössesten Schwüle des Sommertags von innen kalt und kühlend, und vom May bis Jänner am dornenvollen Strunk.

Angekommen zu Porto Real, wurden wir auf ein sogenanntes Ponton oder Gefangenschiff geführt; den gewöhnlichen Behälter der Galeerensclaven. Man gebraucht dazu abgetakelte, große Kriegsschiffe. Das unsrige hatte schon den amerikanischen Freiheitskrieg mitgemacht, und hieß La vieja Castilia. Hier waren wir gegen fünfhundert Offiziers beisammen. Das Fieber wüthete fürchterlich. Aber da war kein Spital, keine Arzenei, keine Abwartung, nicht einmal frischen, trinkbaren Wassers genug. Man mußte frei auf dem Verdeck schlafen. Die Lebensmittel wurden kärglich zugemessen. Ausser dem Proviantschiffe, welches uns Nahrung brachte, durfte sich keiner nähern. Gleich dem unsrigen, waren noch mehrere solcher Gefangenschiffe; auf einigen befanden sich nicht nur Offiziers, sondern auch französische Kaufleute aus Cadiz.

Unser Elend kann ich mit wenigen Zügen hinreichend schildern. Manchen Tag wurden zehn bis zwanzig von unsern Mitgefangenen, die den Geist aufgaben, über Bord geworfen. Manchen Morgen zählt' ich gegen hundert menschliche Leichname von den verschiedenen Pontons im Meere schwimmend. Wenn die Galeerensclaven von Cadiz an uns vorüber ruderten, lachten sie und priesen bei unserm Anblick ihr Glück. So brachten wir vom 14. Januar bis zum 28. März zu. Ich vertrieb mir mit einigen meiner Leidensgefährten die traurige Zeit beim Schachspiel. Die Figuren dazu hatt' ich aus der Wurzel eines Palmbaums geschnitzt. Das Holz dieser Wurzel ist fest und gelb, beinah wie Buchsbaum.

Von der Vieja Castilia verpflanzte man uns endlich auf ein amerikanisches Schiff The Sally of Neuyork Nro. 14, von 450 Tonnen. Der Admiral des englischen Geschwaders von Cadiz hatte verlauten lassen, wir sollten nach Marseille gefahren werden. Das erfüllte uns mit neuer Wonne, und verhinderte uns, nachdem wir am 3. April die äussere Rede von Cadiz verlassen hatten, den Gedanken zu fassen, uns des Schiffes selber zu bemeistern. Denn wir Gefangene waren in übermäßiger Zahl; zusammengeschichtet, wie man nicht die aus Afrika entführten Neger zusammendrängt; und dabei lebensmüde Verzweifelte. Der Kapitän des Schiffes, ein biederer Amerikaner, versüßte uns inzwischen das bittere Loos, so gut ers vermogte. Wir empfingen die nöthigen Lebensmittel; Wein und Rum. Seine Menschenfreundlichkeit machte uns jede Unbequemlichkeit erträglicher. Den fünften April durchseegelten wir die Straße, aber ein heftiger Sturm trieb uns zurück, und wir waren froh in Gibraltar einkehren zu können. Es ist durchaus nichts Behagliches, den Winden und Wellen zum Spiel zu dienen. Den eilften April giengen wir wieder unter Seegel. Ceuta stufte sich gegen uns über amphitheatralisch auf. Die Gipfel der afrikanischen Gebirge zeigten noch Schnee. Schon waren wir der Insel Maiorca nahe, als uns ein neuer Sturm den Küsten Afrika's zutrieb. Endlich liefen wir den 24. April in Palma, auf Majorca ein. Wir schieden mit dankbaren Empfindungen von dem menschenfreundlichen Schiffkapitän, dessen Freundschaft gegen die gefangenen Offiziers in Frankreich nicht unbekannt blieb. Als er nach einigen Jahren, da England und Amerika zerfallen waren, von einem britischen Schiff nach Algier aufgebracht wurde, verwendete sich dort der französische Konsul für seine Entlassung. Als er darauf in Marseille einlief, genoß er die ausgezeichnetste Beehrung. Ich bedaure, mich jetzt nicht des Namens von diesem würdigen Manne erinnern zu können.

Cabrera. Beschreibung der Insel und ihrer Merkwürdigkeiten. Lebensart der Kriegsgefangenen in der Rhede von Mahon.

Wir schmeichelten uns vergebens, nach Marseille oder einem andern französischen Hafen gebracht zu werden, wie uns der englische Admiral die Hoffnung gegeben hatte. Nun erst bereuten wir, daß wir nicht die Güte des Amerikaners benutzt, und ihn, da wir dem Gestade von Algier so nahe gewesen, vermogt hatten, uns dahin zu führen. Er würde es gewiß gethan

haben, hätten wir nur Ernst gezeigt. Das versicherte er uns selbst, als wir uns vor Palma und in allen Erwartungen betrogen fanden.

Vierzehn Tage lang blieben wir in Ungewißheit über unser künftiges Loos. Dann wurden der Kriegsgefangenen bei fünftausend auf achtzehn Transportschiffen nach der unbewohnten Insel Cabrera gebracht. Auch ich war unter denselben und die Zahl der Offiziers ohngefähr anderthalb hundert.

Dies Eiland, wohin Spanien sonst Verbrecher auszusetzen pflegte, erhebt sich südwärts von Majorca, ohngefähr sechs Stunden von Palma, wie ein todter, kahler, zackiger Felsenklumpen, aus dem Meere. Diese Ansicht unsers künftigen Wohnplatzes war keine heitere Aussicht in die Zukunft. Doch wurden wir einigermaßen damit ausgesöhnt, als wir in einem Hafen ausgeschifft wurden, an welchem wir ein altes, wüstes Schloß liegen sahen, und den Fuß der Berge mit Pflanzen bedeckt. Es war der 11. Mai 1809.

Man gab uns Zelte und Lebensmittel. Letztere wurden uns auch nachher ziemlich regelmäßig zugeführt. So überließ man uns unserm Schicksal.

Ich richtete mich mit einigen meiner Unglücksgenossen ein, so gut es gieng. So übel wir daran waren, machten Gewohnheit und Hoffnung uns doch endlich das Leben leichter. Plagte mich die lange Weile, gieng ich baden oder fischen; oder ich verfertigte mir, wie ein anderer Robinson, meinen kleinen Hausbedarf, auch eine Sonnenuhr; oder ich durchstrich die Insel nach allen Richtungen; kletterte auf ihre Felsengipfel; zeichnete oder schrieb, was mir merkwürdig schien, in mein Tagebuch ein. In England wurden mir nachher Tagebuch und Zeichnungen abgenommen. Das war mir ein großer Verlust. Doch will ich von Cabrera, dieser wenig bekannten Insel des Mittelmeers erzählen, so viel mir im Gedächtniß geblieben.

Die Römer nannten sie Capraria, vermuthlich von der Menge sich dort aufhaltender wilder Ziegen. Jetzt sind diese Thiere dort vertilgt. Als wir auf die Insel kamen, fanden wir noch in allem fünf, davon unsere Soldaten vier erwischten. Die Römer hatten auf dieser kleinen balearischen Insel eine Niederlassung; wenigstens eine Veste, wie uns einige Ueberbleibsel davon Gewißheit gegeben haben. Beim Bau einer Hütte für unsern Regimentsarzt Kasthofer stießen wir grabend auf altes Mauerwerk. Wir fanden einen römischen Grabstein, Trümmern von Aschenkrügen; auch römische Münzen. Leider war unter uns allen kein Alterthumsforscher.

Auch noch in spätern christlichen Zeiten ist Cabrera bewohnt gewesen. Das sehr alte, nun zerfallene Schloß verbürgt es. Man hat von demselben die Aussicht auf Majorca und sieht Palma über dem Meere. Allein die Raubsucht und Grausamkeit der afrikanischen Seeräuber, oder die Furcht vor denselben, entvölkerte das Eiland; und die Schlaffheit der spanischen Könige wußte diesen Fleck Landes nicht zu retten. Der berüchtigte Seeräuber Dragut-Rais, Barbarossa's Liebling, zerstöhrte das Schloß von Cabrera im Jahr 1550. Noch jetzt liegt es halb zerfallen da.

Die Insel hat ohngefähr vier bis fünf Stunden im Umfang, und drei große Buchten. In zwei derselben können Schiffe von jeder Größe landen. Die Bucht beim Schlosse aber ist die sicherste; nur ihre Einfahrt böse, kaum hundert Schritt breit, zwischen Felsenrissen, und sehr gewunden.

Auf diesem kleinen Raume ist alles bergig und uneben. Der höchste von den Bergen mag aber doch kaum mehr, denn achthundert bis tausend Schuh über dem Spiegel des Meers erhaben sein. Die obern Gipfel sind ganz kahl und nackt und schroff. Sie bestehen aus Kalk; sind sehr zackig; an einigen Orten wackenartig, löcherig, höhlig, wie Schlacken. Doch bemerkt' ich keine Spur von Bimstein, oder irgend etwas Verglasungsartiges, das an Vulkane mahnen könnte. Auf der Abendseite der Insel befindet sich Steinsalz. Auch von Wismuth und Blende fand ich eine ziemlich starke Ader zu Tage ausgehend. Es sind hier mehrere beträchtliche Höhlen in den Bergen. Schon im Gilblas wird jene Grotte beschrieben, welche dem Schloß gegenüber an der Seite der Bucht ihre Wunder zur Schau bietet. Man steigt in dieselbe nicht ohne Gefahr, ohngefähr fünfzig Schuh abwärts, sehr steil. Dann erblickt man das schöne Gewölbe sechszig bis siebenzig Schuh hoch über sich. Die Haupthöhle, denn sie hat auch Nebengänge, hat eine Länge von ohngefähr hundertundfünfzig Schuh, eine Breite von sechszig bis siebenzig. Ungeheuere Stalaktiten, in seltsamen, wunderlichen Gestalten, wie Altäre, Orgeln, Säulen begegnen dem Blick rund umher. Alle Röhren ertönen; denn sie sind alle hohl.

Eine andere Grotte befindet sich auf der Morgenseite von Cabrera. Der Eingang ist mühsam. Man muß auf den Bauch hinein kriechen. Dann gelangt man zu einer vom Tropfstein natürlich gewachsenen Wendeltreppe, auf der man bei siebenzig Schuh tief abwärts steigt. Unten ist kristallhelles Wasser. Die Weitung beträgt im Durchmesser etwa dreißig Schuh. Man steht da, wie unter einem runden hochgewölbten Dom. Der Glanz des schneeweißen und farbigen Tropfsteins ist beim Schein des in der Tiefe angezündeten Feuers dem Auge blendend.

Diese beiden Höhlen waren schon vor uns bekannt. Eine dritte, kleinere, wurde von uns noch entdeckt. Wir nannten sie nachmals die Dragonerhöhle. Denn dreißig Dragoner machten sie zu ihrer Wohnung, unglückliche Menschen, die nicht einmal Lumpen hatten, ihre Blöße zu decken. Nur immer ein einziger von ihnen konnte sich bekleidet und öffentlich zeigen, während die andern in der Höhle auf der Streu lagen, oder sich vor der Grotte sonneten. Ein englischer Schiffshauptmann, der in der Folge von ihnen hörte, hatte noch so viel Menschlichkeit, alle wieder zu bekleiden.

Cabrera hat drei Hauptthäler, die fruchtbar genug wären, wenn man sie anbauen würde. Denn das Klima ist vortrefflich und mild. Eine Juniperusart und Buchsbaum wächst in Menge; kleines Gesträuch an den Klippen, und in den Felsenklüften gute Steinkresse. Es giebt mehrere Zwiebelgewächse. Eine Art derselben lernten wir auf traurige Weise kennen. Denn, die davon aus Hunger genossen, wurden, waren sie starker Natur wahnsinnig und wüthend; die Schwächern starben schneller daran hin. Laubholz sah man nirgends. Nur ein einziger Ulmen-

baum stand in der Mitte des Thals, welches dem Schlosse zunächst liegt. Ich besuchte ihn oft. An der Ostseite der Insel steht noch eine magre Waldung von Fohren (pinus).

Das ganze Land wimmelt von Kaninchen. Schon Strabo erzählt, man habe aus dem festen Lande von Hispanien Kaninchen auf die balearischen Inseln gebracht, die hier bald eine so ausserordentliche Vermehrung gehabt, daß die Einwohner, weil der Boden ganz verheert wurde, die Römer um Hilfe angerufen hätten. Diese brachten afrikanische Katzen, welche die Kaninchen bis in ihre Höhlen verfolgten. Wir fingen deren viele in Schlingen. Doch war der Fang nicht immer leichtes Geschäft. Ausser ihnen sind auf der Insel die Ratzen sehr gemein. Im Schlosse wohnen ganze Heerschaaren derselben. Andere Vierfüßler bemerkten wir nicht. Im Herbst und Frühling kehren hier viele Wachteln, Krammtsvögel, Schnepfen und andere Zugvögel ein. In den Felsenklüften nisten Seemöven, die man Nachts in ihren Nestern mit den Händen fing. Von Schlangen ist in Cabrera keine Spur. An kleinen Eidechsen, Scorpionen und Taranteln hingegen fehlt es nicht. Unter Taranteln versteh' ich hier nicht die bekannte Tarantelspinnen, sondern ein kleines, zollanges, eidechsenförmiges, plattköpfiges Geschöpf, welches zur Klasse der Gekotten oder Stellionen gehören mag. Es ist ein äusserst ekelhaftes Thier. Wo es einem über den entblößten Arm oder Leib kriecht, schwillt die Haut danach auf.

Ausser den Austern, die an den Klippen der Bucht zwölf und sechszehn Schuh unter dem Wasser fest hangen, und schwer zu lösen sind, bemerkt' ich unter den Meerbewohnern den Seeaal (muraena coger) mit grauer, buntschillernder Haut. Ich fing einen von sechs bis sieben Schuh Länge in den Felsenlöchern der Meeresbucht. Auch der Dintefisch (sepia officinalis) ist gemein. Der Hunger lehrte uns, diesen Schleimwurm mit Vergnügen verzehren, so wenig auch sein Aeusseres zum Genuß einladet. Im Wasser blau, wird er, sobald er ans Land geworfen ist, und seine schwarze Feuchtigkeit ausgesprützt hat, ganz weiß. Wir fingen zuweilen eine andere Molluskenart, von der ich jetzt nicht entscheiden mögte, ob sie zu den Sepien oder Lernäen gehörte. Wir nannten dies Thier den Siebenarm. Es war an diesem Thier nichts fest, alles gallerartig und weich, wie Rindergedärm; nur in der Mitte seines Leibes befand sich eine harte, knorpelartige Oeffnung, in Gestalt eines Dreiecks, die ihm zum Mund diente. Sechs bis sieben Schuh lange Arme giengen von ihm aus, wie Schwänze, nach denen es den Namen empfing. Auch sein Fleisch hat uns zur Speise gedient. Eifriger noch suchten wir die Meerigel oder Meerkastanien (echinus esculentus). Diese Thiere, von der Größe mittelmäßiger Aepfel, rund und stachlich, wie Kastanien in ihrer Schaale, haben im Innern, unter ihrer Haut ein Fleisch, welches ich kleinen Fischroggen, mit Schleim verbunden, vergleichen mögte. Es schmeckt zwar nicht übel; aber sättigt wenig. Die Stacheln sind beweglich, scharf und zerbrechlich. Durch unvorsichtige Berührung verwundet man sich daher an ihnen leicht. Nach einem Sturm waren die Felsen von ihnen ganz voll.

Es liegt noch eine andere kleine Insel, etwa sechshundert Schuh weit von der Ostseite Cabrera's, wo wir zuweilen hinüberschwammen. Sie gleicht einem Schildkrötenrücken, oder

einer Pastete; ist rundlich und ein einziger Hügel, den man in einer halben Stunde in der Mitte durchwandert. Wir pflegten dies Eiland, welches von gewürzhaften Kräutern und kleinem Gestrüpp bedeckt ist, worin unzählbare Kaninchen leben, die Kanincheninsel zu nennen.

Wir hatten schon vier Wochen in Cabrera gelebt, als Befehl kam, daß sämmtliche Offiziers eingeschifft werden sollten. Ein Theil von uns wurde nach Majorca gebracht; ein anderer Theil, zu dem auch ich gehörte, nach Minorca. Ich kenne die Ursach dieser Veränderung nicht.

Wir ankerten am 19. Mai früh Morgens in der Rhede von Mahon. Nach einigen Tagen Quarantaine wurden wir ans Ufer gebracht, nicht aber zur Stadt, sondern in das am Gestade liegende sogenannte Hospital. Das ist ein weitläuftiges, mit zwanzig Schuh hohen Mauern umgebenes Gebäude; oder vielmehr es sind mehrere große von einander gesonderte, mit eignen geräumigen Höfen versehene Gebäude. In denselben empfingen wir, weit über hundert gefangene Offiziers, unsere Wohnung. Nach Mahon durfte niemand; doch war es uns erlaubt, im Meere das Bad zu nehmen.

Es dauerte nicht lange, so hatten wir uns hier ganz vortrefflich eingenistet. Es hatte jeder täglich von uns ohngefähr zweiundvierzig Kreuzer zu verzehren. Ein Spanier, desgleichen auch ein Franzose hielten Kaffeehäuser. Der Wein war wohlfeil. Wir hatten ein Billard. Mehrere Offiziers waren musikalisch; einige sogar Virtuosen im vollsten Sinne des Wortes. Man gab Konzerte. Endlich wurde selbst Schauspiel veranstaltet; zu Mahon befanden sich noch alte Dekorationen eines Theaters, das ehmals Engländer gehabt hatten. Diese frischten wir auf. Unsere Bühne ward niedlich. Die Schauspiele hatten Beifall. Selbst der Kommandant von Mahon mit seiner Familie und andern Herren und Frauen von Mahon besuchten unser Theater, bei welchem ich bald als Maler, bald als Maschinist, und wenn es sein mußte, sogar mit Donner und Blitz, redliche Dienste leistete. Nach dem Schauspiel oder Konzert ward getanzt bis spät in die Nacht.

Von den Offizieren unsers Bataillons befanden sich nur sieben hier. Unter ihnen war auch Hauptmann Plüß, mit dem ich zur Unterhaltung einen mathematischen Kurs anfing. Ich verfertigte mir eine Australuhr, vermittelst welcher ich in der Nacht auf die Minute die Stunde wußte, sobald ich nur den Polarstern und großen Bär sehen konnte. So verschwand die Zeit ziemlich angenehm. Zuweilen gab uns die vor Toulon kreuzende englische Flotte mit ihrer Erscheinung auf dem Meere ein majestätisches Schauspiel. Einmal besuchte uns auch der greise Admiral Collingwood im Hospitale selbst. Immer waren in dem Hafen Schiffe ab und zu in Bewegung. Doch nicht jedesmal war ihre Nähe erfreulich. Es hatten sich einst von einer algierischen Korvette mehrere Christensclaven glücklich in der Rhede gerettet. Fünf derselben wurden wieder eingefangen. Der spanische Befehlshaber, welcher wenigstens den Namen eines Kommandanten oder Gouverneurs führte, und die Engländer, welche eigentlich den Oberbefehl auf der Insel hatten, waren grausam genug, die Unglücklichen dem algierischen Satan wieder auszuliefern. Er ließ ihnen die Bastonade auf den Tod geben. Ich hörte ihr entsetzliches

Geschrei unter der langsamen, zerfleischenden Quaal der Schläge fast den ganzen Tag, und pries sie glücklich, als ihre sterbenden Stimmen nach und nach erloschen.

Der Kommandant von Mahon war ein filziger, knauseriger Mann. Ward einmal gegen seine Befehle gesündigt: mit einem guten Glase Weins, mit kleinen Geschenken war er leicht zu versöhnen. Ich schreib' es auch nur seinem Geiz zu, daß wir nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt Minorca wieder verlassen, und auf Cabrera zurück mußten. Dort konnt' er wahrscheinlich mehr an uns gewinnen.

Am neunzehnten April des Jahres 1810 ward uns befohlen, ein algierisches Schiff zu besteigen. Jeder machte sein Bündel. Binnen zwei Tägen befanden wir uns allesammt wieder in Cabrera.

Hier hatte sich während unserer Abwesenheit Alles verwandelt. Die Zelte waren verschwunden und von den zurückgebliebenen Soldaten in Kleider oder Betttücher umgeschaffen. Im Thal an der Bucht stand ein Dorf, mit regelmäßigen Straßen, und einem öffentlichen Platz. Jedes von den Häusern war von Steinen und Leimen aufgeführt; mit Schornsteinen versehen; mit Zweigen gedeckt. Die Fenster bestanden aus geöltem Papier. Jede Gegend hatte ihre Namen; sogar ein Palais Royal gab es. Alles trieb Gewerbe. Da fand man Unterricht bei Tanz- und Fechtmeistern. Da ward Markt gehalten, wo der Eine sein Brod, der Andere ein Stück Tuch, der Dritte Gemüse, der Vierte Papier oder Holz verkaufte. Es war eine Castagnettenfabrik angelegt, welche zierliche Waare für die spanischen Tänzer verkaufte, und an diejenigen abgesetzt wurde, welche uns von den Inseln wöchentlich Proviant brachten.

Wir Neuangekommenen mußten uns, in Ermangelung der Zelte, ebenfalls bequemen, Häuser jener Art mit eigenen Händen zu bauen. Wir waren in der Kunst oft ungeschickt genug und sahen mehrmals unsere Mauern stürzen. Wir siedelten uns ausserhalb dem Dorfe an, und lebten gleich Vornehmern in Landhäusern, auf den Höhen umher.

Obgleich einige Offiziers auch hier wieder das heitere Leben von Minorca herstellen wollten, Konzerte und Liebhabertheater einführten, gelang es doch beim Gefühl der eignen und beim Anblick der allgemeinen Noth nicht, wie damals. Der Mangel an Lebensmitteln, mit denen man uns so kärglich versorgte, verbitterte uns jede Lust. Die Kaninchen, die Fische und Mollusken waren nur schwer zu fangen; nicht alle Tage glücklich. Es war herzzerreißend, so viel erdgelbe, halbnackte, ausgehungerte Gestalten umherschleichen zu sehen. Viele starben an ungesunder Nahrung. Einmal schienen wir ganz vergessen worden zu sein, indem die Zufuhr von Lebensmitteln sechs Tage über die bestimmte Zeit ausblieb. Man fand Menschen mit der Angel tod am Meere sitzen. Verschiedene stürzten sich aus Verzweiflung von den Felsen in die See. An Flucht war hier nicht zu denken. Einige französische Seeoffiziers hatten sich in unbegreiflicher Heimlichkeit ein Schiff gebaut, das Holz selbst dazu gefällt, und Alles mit bewunderns-würdiger Kunst beinah vollendet. Da verrieth sie den Spaniern ein Soldat um — ein Brod.

Mit diesem Elende verband sich die Ruchlosigkeit verwilderter Menschen, die keine Obrigkeit

über sich anerkannten. Zwar hatten sie anfangs dergleichen, und eine Art Gesetze unter sich eingeführt. Dem Diebe ward ein Ohr abgeschnitten; stahl er zum zweitenmal, ward er erschlagen oder erdrosselt. Bald aber blieb nur der Stärkere Meister. Zweikämpfe mit hölzernen Stoßrappieren, vorn mit scharfgespitzten Eisen versehen, waren nicht selten.

Unter den Soldaten mogten sich etwa funfzehn bis zwanzig Weiber befinden, welche mit in die Gefangenschaft gerathen waren. Diese wurden abwechselnd, wie andere Waare, verkauft und gekauft, je nachdem einer ein Weib ernähren konnte, oder nicht. So änderten diese weiblichen Geschöpfe oftmals die Ehen. Einst warf im Zorn ein Mann seine Frau ins Meer. Ein anderer kam dazu, sprang ins Wasser und zog sie wieder heraus. Jetzt entstand Prozeß, wem eigentlich von beiden Männern die Frau von rechtswegen gehöre? Die Entscheidung der Richter gieng endlich dahin, daß dem, welcher das Weib ins Meer geworfen, die Kleider zukommen sollten, auf welche er Anspruch machte; der andere behielt die Frau, welche er sich gerettet hatte.

Unser betrübter Zustand auf Cabrera dauerte bis zum 28. Heumonds 1810, also ein volles Vierteljahr. Dann wurden wir erlößt. Alle Offiziers und Unteroffiziers erhielten Befehl, sich auf mehrere angekommene kleine Transportschiffe zu begeben. Wie gern gehorchten wir! Die Fahrt ging nach Gibraltar, wo wir den 10. August einliefen.

(Der Beschluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Ueber Heinrich Pestalozzi und die Ausgabe seiner Werke.

— Pestalozzi, dem Irdischen nach ein zweiundsiebenzigjähriger Greis, dem Geiste nach ein ewiger Jüngling voller Unschuld und Liebe, voll göttlichen Feuers und Hochsinns, bleibt in der Geschichte unsers Zeitalters eine der ausserordentlichsten und schönsten Erscheinungen. Das fühlen die Zeitgenossen; das wird die Nachwelt noch herzlicher würdigen.

Noch eh' es in ihm selber hell tagte, ward sein ganzes Wesen unwiderstehlich, ganz instinktartig zu dem Einen hingezogen, was dem Jahrhundert Noth that. Wahrlich, das war keine verbesserte Buchstabir- und Syllabir- oder Rechnungsmethode, wie sich wohl auch jetzt noch manche Leute einbilden, die sich mit Hören, Halbhören und vornehmthuerischem Absprechen in großer Selbstgefälligkeit begnügen. Es war wohl etwas Anderes, etwas Höheres, von dem den flachen Urtheilern keine Ahnung anschweben mogte.

Man denke nur zurück an die Zeiten, da Pestalozzi wirkend auftrat — welch ein Zeitalter war es! Das Zeitalter faden Blendwerks, glänzender Verthierung, prunkender Schwäche war es. Zum letztenmal hatte sich im Jahrhundert der Reformation der hohe Menschengeist — das Göttliche

in der Menschheit — laut und gewaltig gegen den Erbwust des verflossenen Jahrhunderts auf-gelehnt. Der Kampf ward schwer und blutig durchgekämpft. Der dreißigjährige Krieg hob an wie ein heiliger Krieg, für Recht and Ueberzeugung. In seiner Dauer verwilderten die Sitten der Völker, überwuchs endlich irdische Noth den Drang des geistigen Bedürfnisses, und der heilige Krieg endete, wie der allergemeinste Fürstenhandel, im Hader um Würden, Länder-entschädigungen und Thronenrechte. Was aus der europäischen Menschheit geworden war, bewieß der bald folgende spanische Erbfolgekrieg, da man das Glück der Nationen auf die leicht-sinnigste und frevelhafteste Weise hinmordete, um den Ansprüchen stolzen Ländergeitzes, den Ränken verschmitzter Höflinge und der Bataillensucht einiger ehrgeizigen Feldherren ein Genüge zu thun.

Von da an schritt, von französischer Geckerei und Schöngeisterei reichlich unterstützt, das Verderben fort und wachsend bis zur letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Das Edelste im Menschen ward versäumt, der Sinnenkitzel zum höchsten Gut. Man vergötterte alle Nichts-würdigkeiten mancher Fürsten, und zählte der Welt ihre Lustreisen und Stuhlgänge, als Wichtigkeiten van Belang, vor. Feine Lebensart galt für Tugend, Religionsverachtung für Geisteshoheit. Es gab sogar liebenswürdige Laster und unanständige Tugenden. Ein Stand wetteiferte in seiner Selbstwerthierung und prahlenden Gleisnerei mit dem andern um den Vorzug. Man sprach noch von Rechten, aber meinte Privilegien, Gnadenbezeugungen, und Stammbäume. Man sprach noch von Verdiensten, aber meinte Herkommen, Heirathsverbindungen, Gefälligkeiten die man den Hohen erwiesen hatte. Man sprach noch von Völkern, aber meinte die Landesherrn, Edelleute und Priester. Die Völker selbst waren nichts; bloße Hilfsmittel und Werkzeuge; Milchkühe, die man der Einträglichkeit willen stark fütterte, gelegentlich auch ohne Bedenken, wie andere Waare, vertauschte, verkaufte, vermirthete. Man liebte die Künste, aber nur als Frohnmägde des Luxus; man bearbeitete die Wissenschaften, aber nur, wer sie in Weihrauch für die Vergötterten zu verwandeln verstand, erndtete Ruhm und Lob; die übrigen wurden gering geachtet. Friedrich der Große, obgleich er der vortrefflichste König seiner Zeit war, hielt die Deutschen, weil sie nicht französisch schrieben, kaum eines hohen Aufschwungs des Geistes fähig. Man sprach von öffentlicher Bildung, von Veredlung des Volks; aber man dachte dabei nur an die Herrschenden und Beamten, an Edelleute, Priester und Kaufleute — die große Masse des Volks war, wie gesagt, für Null geachtet. Sie schmachtete in Verwahrlosung, Unbehilflich-keit und Armuth, oder tröstete sich über ihr elendes Loos in roher Schwelgerei, in tölpischem Nachäffen und Nachspielen der Rollen, die es von seinen Unterdrückern spielen sah.

In solcher Zeit erschien Pestalozzi, und er, wie lange keiner vor ihm, erbarmte sich des Volkes. Durch Herkunft und Geistesgaben fähig, in seinem Vaterlande auch unter den Herrschern zu glänzen, ward er, getrieben von einem göttlichen Sinn, Bettler, um die Bettler zur Men-schenwürde zu erheben. Er nahm den Lichtfunken aus den höhern Regionen und brachte ihn zu den tiefsten. Wie konnt' es anders sein; er mußte verkannt werden. Man lachte über ihn, wie

über einen Halbnarren; wie der Pöbel von Madrid über Colomb, als der von Entdeckung einer neuen Welt jenseits des Weltmeers sprach. Man nannte ihn einen Revolutionär, weil er sich gegen den sündlichen Unfug der bisherigen Welt auflehnte. Man schickte den Geier des lästernden Spottes gegen ihn aus, wie die Götter der Fabel gethan hatten, den Prometheus zu strafen, weil derselbe den Sterblichen vom himmlischen Feuer mitgetheilt hatte.

Zum Glück war Pestalozzi's freiwillige Armuth und Weltverachtung seine beste Schutzwehr. Man hielt diesen Menschen und seine Mühen für zu unbedeutend. Ein Mann mit Stern und Band, ein Mann in feinen Kleidern, mit Tonnen Goldes in der Hand, hätte bedeutender geschienen, obgleich die Weltgeschichte genugsam gelehrt hatte, daß von den sogenannten Großen noch nie das Größte für die Menschheit geleistet worden war; daß vielmehr immer Leute, wie Pestalozzi, wie etwa ein schulmeisternder Sokrates, ein Copernik, ein Luther und dergleichen, das große Räderwerk des moralischen Seins in neuen Umschwung gesetzt hatten.

Pestalozzi's Lienhard und Gertrud verkündeten zuerst bestimmter, was er wollte. Das Buch machte großes Aufsehen, noch größere Wirkung im Stillen des geistigen Treibens. Es war eine Feuersaat; sie zündete in tausend Gemüthern. Alles was er nachher geschrieben hat, ja sein ganzes Leben ward bloße Auslegung und Erörterung dieses einzigen Buches. Seine Ideen wirkten fort; sein persönliches Wirken zur Volksveredlung blieb unbeachtet, oder verachtet. Mancherlei Versuche mißlangen ihm; das gab Stoff zum Achselzucken und Bemitleiden, auch zum Gelächter über die Bettlerschulen. Viel trug zum Mißlingen seiner wohlgemeinten Anstrengungen seine Eigenthümlichkeit bei. Er war blos weltweise; gar nicht weltklug. Er kannte die Menschheit in ihrer Herrlichkeit und Verächtlichkeit, aber nicht die Menschen in ihren Masken. Guthmüthig und weich und reizbar, wie ein Kind, wenn er in der wirklichen Welt stand, ward er eben so oft von andern getäuscht, als er sich selber täuschte.

Dennoch ward er nie müde. Er hatte einmal die große Aufgabe seines Lebens gefaßt, und er konnte sie nicht wieder fallen lassen. Er wollte den größern Theil des Volks und der Menschheit aus dem Schlamm des thierisch-dumpfen Hinbrütens, in dem er zertreten lag, hervorheben, reinigen und seine heilige Menschengestalt wieder sichtbar machen. Es war ihm daher nicht blos um Schule zu thun, was man bisher Schule nannte, sondern um Erziehung, um einfache, unkostspielige, doch stufenweise Entwickelung der Anlagen des Volks in den niedrigen Ständen. Für die Reichen sorgte alles; er wollte für die absichtlich vergessenen Armen sorgen. Das Schulwesen und Schulhalten galten ihm als das beste Mittel. In Handhabung desselben reiften unter mannigfaltigen Erfahrungen seine Einsichten. Für seinen Zweck opferte er Alles, sich selbst auf. Er hatte nichts, als diesen Zweck zuletzt. Was er gewann und empfing und bettelte, theilte er mit den Aermsten im Volk. Ich weiß, daß ihm oft nicht genug blieb, seinen Hunger zu stillen. Das focht ihn wenig an.

Man hat den Engländer Howard nicht genug preisen können, der aus Sinn für Menschlichkeit, und Menschlichkeit gegen Verbrecher zu wecken, die Kerker vieler Staaten besuchte. Man

hat des Pablo Olavides Muth bewundert, die spanische Wüste zu bevölkern und nachher sein herbes Loos beklagt, welches ihm der Undank und mönchische Bosheit bereiteten. Den guten Pestalozzi pries, bewunderte und beklagte niemand. Dafür lebte und duldete er auch nicht; — es war eine göttliche Sache, für die er stritt und litt, mehr denn Howard und Olavides. Was hätte der Mann in der Kraft seines Lebens leisten können, wär' er von oben her durch verständige Regierungen verständig unterstützt worden! Aber die schweizerischen Regierungen damaliger Zeit mit Aufrechthaltung des Gewohnten, mit Verwaltung von Zehnden und Bodenzinsen, kleinen Land- Stadt- und Patrizier-Interessen, Tagsatzungreden u. dgl. groß beschäftigt, verstanden Pestalozzi's Wort nur kaum; und hätten sie ihn verstanden, sie würden ihm Schweigen auferlegt haben.

Endlich wachte neben ihm die Welt auf — der Augenblick des Erwachens mußte endlich einmal kommen, da der Druck und die Verachtung des Menschengeschlechts zu schaamlos groß ward. Es kamen die Tage der Staatsumwälzungen. Vom Sturm der Zeit ward auch die alte Eidsgenossenschaft ergriffen, und ihre morschen Balken wichen leicht aus den Fugen. Pestalozzi, wie mancher andere edle Mensch, trachtete dem Augenblick einen bleibenden Vortheil für die Welt abzugewinnen. Die helvetische Regierung bot ihm selber Hand. Nun kamen seine Jahre zu Stanz in Unterwalden, zu Burgdorf und Iferten; nun erst machte auch sein persönliches Wirken, die Art wie er die Kinder der Armen lehrte, und ihre Anlagen entfaltete, Aufsehen. Bald ward seine Schule eine der berühmtesten in Europa. Die ihn vorher verachtet hatten, verwunderten sich jetzt, und um so mehr, je weniger sie ihn begriffen. Daß weise und tugendhafte Männer ihn verehrten, machte bei ihnen wenig; aber daß Fürsten und Herren ihn besuchten oder zu ihm sandten, überstieg alle Begriffe der Vernunft. Nun bekamen sie eine Art Hochachtung für ihn, falls sie in ihrer Weisheit sich nicht etwa einbildeten, die Großen der Welt wären Schwärmer.

Pestalozzi's Anstalt zu Iferten erweiterte sich. Immer mit seiner heiligen Sache, die er ein halbes Jahrhundert lang gehegt und gepflegt hatte, beschäftigt, blieb ihm alles Uebrige Nebensache. Die Lobsprüche der Schriftsteller, die Ehrenbezeugungen der Fürsten änderten ihn nicht. Er kannte und wollte Höheres, als dies Alles, wonach wohl der gemeine Haufe sich ausser Odem ringt — Volksveredlung wollte er, Erhebung auch der sogenannten Volkshefen zur Menschenwürde wollte er durch Erziehung; auch den Bettler und sein Kind sah er als Gotteskinder an, geschaffen nach dem Bilde Gottes. — Ueber diese Hauptsache achtete er, wie immer, des Irdischen wenig. Er hätte Reichthümer sammeln können; aber ein Mann wie Pestalozzi, der darum reich ist, weil er für sich das Wenigste bedarf, war nicht zum Sammeln, sondern nur zum Geben vorhanden. Daher war seine Haushaltung immer zerrüttet. Für diese hätten andere sorgen sollen. Das geschah nicht. So ergraute er unter frommem, rastlosem Streben, stets angefochten und gehemmt von Nahrungssorgen, und doch nicht müde werdend.

Im zweiundsiebenzigsten seiner Lebensjahre hatte er sein großes Tagewerk — vollendet kann man nicht sagen — aber wahrhaft angehoben. Andere müssen es nach ihm vollbringen in allerlei

Landen und Völkern. Nun sah er das Ziel seiner Laufbahn nahe. Er glaubte noch Frist genug zu haben, so viel an ihm lag, zu vollenden; seine Schriften, die Früchte seiner Lebenserfahrungen, sein ewiges Vermächtniß an die Nachwelt zu geben, und seiner Stiftung eine ihn überlebende Dauer zu schaffen. Dazu gehört sorgenlose Ruhe; dazu die Mithilfe wohldenkender Zeitgenossen. Deswegen kündigte er im März 1817 die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in ohngefähr zwölf Bänden, jeden zu 1 fl. 45 kr. Subscription an. Mit jener bescheidenen Offenheit, in welcher sich nur ein Mensch reinen Herzens, ein Hausvater seinen Familiengenossen darstellen darf, enthüllte er das Verborgene seines häuslichen Verhältnisses, und wie er bisher, bei allen seinen Mühen und Arbeiten, bei allen Handbietungen, die ihm von aussen her geschehen waren, nie im Stande gewesen, seiner Stiftung ein festeres Dasein zu sichern, weil er eben dafür nie der Mann gewesen. So stand, wie er sich ausdrückte, das Werk seines Lebens schwankend in der Hand seines Alters.

Theils dem hochwürdigen Greise den letzten Wunsch zu gewähren, und ihm die letzte Lebensfreude dankbar zu geben, theils daß ein Mann, wie Pestalozzi nicht das, was er der Menschheit noch leisten könne, mit sich vergraben lasse, vereinigten sich seine zahlreichen Freunde zur Beförderung der Subscription*). Einige aber hatten sein Wort falsch verstanden, und glaubten, er leide in den Tagen seines Alters Mangel und Noth und flehe um Unterstützung. Gegen diese Mißdeutung seiner Wünsche, die sogar in Zeitungen erschien, verwahrte er sich in einer neuen öffentlichen Erklärung, worin er aufs deutlichste aussprach: Der Fall eines persönlich wirthschaftlichen Nothzustandes sei so wenig da, als eine seiner Seele ganz neue Neigung, in seinen alten Tagen noch für sich Geld zu sammeln. Pestalozzi's Gattin, eine treffliche Frau, starb, wie auch sein Sohn vor ihm. Seinem Enkel, der das Handwerk der Gerberei erlernt hat, ist das nöthige Vermögen gesichert. Er verlangt nichts für sich, nur für das Beste, für das er selber lebte, fordert er die Hilfe seiner Freunde.

Es ist wohl Pflicht, sowohl gegen den hochverdienten Greis, als für die Ehre seines Vaterlandes, daß jenen Mißverständnissen entgegen gearbeitet werde. Darum dies Wort über ihn, und besser noch sein eigenes, in welchem er sich zur Welt der gebildeteren und edleren Menschen, wie zu seiner Familie, wandte.

„Als Schriftsteller zahlt mir jeder Buchhändler soviel, sagt er: daß ich im Ueberfluß leben könnte, wenn ich Ueberfluß suchte, und das mir Nothwendige immer leicht finden kann, wenn ich arbeite. Ich habe also als Privatmann von dieser Seite gar nichts zu wünschen, und wünsche auch nichts. Aber für die ernste und wirksame Betreibung meines Lebenswerks bin ich in den Verhältnißen, in denen ich mich wirklich befinde, arm, sehr arm. Doch auch diese Seite fordert, um keinem Mißverstand unterworfen zu sein, eine nähere Bestimmung. Ich habe

*) Nämlich durch Pestalozzi's Vertrag mit dem Buchhändler Herrn Cotta, kömmt an Pestalozzi ausschließlich der ganze Ertrag von der Subscription, die bis Ende Octobers 1817 eingehe. Das lehrreiche Verzeichniß der Subscribenten wird seinen Werken vorgedruckt werden.

mehr als hundert Zöglinge. Ich habe ein in jeder Hinsicht für meine Zwecke vortreffliches Lokal umsonst. Ich geniesse die Achtung und das Vertrauen vieler begüterter Eltern, und die Stadt Iferten thut zur Begünstigung meiner Unternehmung, was ich mit Billigkeit von ihr fordern kann. Ein solches Unternehmen, sagen ihrer Viele, und zwar dem Anschein nach mit vollkommenem Recht, sollte auch ökonomisch vortrefflich stehen. Aber ein Jeder, der weiß, daß mein Unternehmen ganz ohne den geringsten Kapitalfond angefangen und bis jetzt mehr durchgekrotet*) als ökonomisch solid geführt werden konnte, und beinahe als ein unverantwortliches Wagestück dastand, das, durchaus allem Auffressen der armen Wirthschaft unterliegend, die Folgen des diesfälligen Verderbens in riesenmäßiger Größe auf sich wirken ließ, der wird hierüber anders denken. Das Haus war, ich muß es einmal gerade heraus sagen, sehr genialisch geführt, und trieb sich eine Reihe von Jahren in vielseitigen Versuchen herum, die, mit ökonomischer Sorglosigkeit gemacht, äusserst geldfressend waren, und meistens, sobald die Ausgaben dafür bezahlt waren, wieder aufgegeben und vergessen wurden. Ich war in dieser Lage gut, aber nicht wie ein Mann, sondern wie ein Kind. Ich war gut, wo ich nicht hätte gut sein sollen, und ließ mir über den Kopf wachsen, was ich mir nie über den Kopf hätte wachsen lassen sollen. Da ich in unserm Gang sichere Spuren des Höchsten, des Erhabensten fand, was für die Menschheit erzielt werden konnte, lebte ich liebend, glaubend und träumend in Umgebungen, in denen der Glaube und die Hoffnung an dieses Erhabene wie in mir selbst mit vielseitiger Untüchtigkeit zu genugthuender, kraftvoller Ausführung dessen, was im ganzen Umfang unserer Ansichten nothwendig gewesen wäre, verbunden war. Wir saßen wahrlich in Rücksicht auf einige Gegenstände unserer Betriebsamkeit bei einander, wie Bergmänner, die sichern Spuren von Goldminen nachgraben, aber die Bergwerkskunst nicht genugsam verstehen, sich gar oft in Irrgängen verirrten, die wohl gar viel Gold ansprachen, aber zu keinem Gold führten. Die Folgen dieses Urzustandes unserer Bestrebungen waren zum Theil voraus zu sehen. Aber ich sah sie nicht voraus. Die ökonomische Verwirrung des Hauses, seine Verschuldung und die verderblichen Folgen dieses Zustandes auf den ganzen Umfang unserer Bestrebungen waren unausweichlich, und erreichten vor ein paar Jahren so weit den höchsten Gipfel, daß Jedermann, der den nähern Zustand des Hauses kannte, seinen gänzlichen Ruin als gewiß annahm und annehmen mußte. Der Wunsch zu helfen war in der Umgebung vieler Männer rege, aber der Zustand des Hauses war von ihnen nicht genug im ganzen Umfang seines Verderbens erkannt, und die Maasregeln, die unter diesen Umständen genommen wurden, konnten durchaus nicht genugthun. Ich widersprach nicht, denn alles Vertrauen auf mich war gänzlich dahin. Ich ließ mir, um mein Haus zu retten, in diesem Zeitpunkt gefallen, was unter Tausenden sich kein Einziger gefallen lassen würde. Aber es half nicht. Täglich in meinem Haus fremder und ohnmächtiger, sah und erfuhr ich für mich neue Gefahren. Ich zitterte vor denselben, und mußte nothwendig neue helfende Hände an mich ketten. Ich that es, und es gelang mir wirklich, den reissenden Strom

*) Ein Schweizerwort.

des wirthschaftlichen Verderbens meines Hauses einmal etwas still zu stellen. Aber die Maasregeln, die hierfür ergriffen wurden, machten ebenfalls heiter, daß die wirthschaftlichen Kräfte, die aus der sich selbst überlassenen Anstalt hervorzugehen vermochten, durchaus nicht genugsam seien, die Erreichung der Zwecke, denen wir entgegen strebten, zu erzielen. Es wurde unumgänglich nothwendig, alle mir von einer andern Seite übrig gebliebenen Mittel zu vereinigen und in Thätigkeit zu setzen. Ich hatte aber keine andern, als meinen Schriften bei einer neuen Auflage den höchst möglichen Ertrag zu sichern. Ich wandte mich deshalb schon damals an verschiedene Monarchen und Regierungen, um durch Privilegien in den Stand zu kommen, mein einziges freies Eigenthum, meine Schriften, für diesen Zweck vortheilhaft benutzen zu können. Daß ich diesfalls glücklich war, weiß jetzt Jedermann; daß ich dafür dankbar sein werde, wird die Nachwelt erkennen. Ich mußte diese Maasregeln der Privilegien und der Subscription ergreifen, wenn ich nicht gefahren wollte, daß das Scherflein, das ich persönlich bei dem, was bisher an meiner Seite zur Beförderung der Menschenbildung gethan worden, als das meinige ansehen darf, nicht völlig verloren gehe, sondern sich, wie es persönlich, wenn auch noch so beschränkt, in mir liegt, auch in mir erhalte, und von mir bis an mein Grab also fortbearbeitet werde, daß jeder tiefer sehende und kraftvoller und umfassender wirkende Mann das, was sich hiervon als gut und anwendbar erprobt, an sein höheres Thun anschliessen und zum Wohl der Menschheit benutzen könne. Es liegen mir bedeutend scheinende und aus dieser Eigenheit hervorgehende Vorarbeiten über viele Theile der Erziehung und besonders der Volks- und Armenerziehung, so wie der Volks- und Armenversorgung noch in meiner Hand, die ich im Drang und in der Unruhe meiner Lage bei weitem nicht zu dem Grad der Reifung und Vollendung habe bringen können, zu der ich sie bei aller Schwäche und Beschränkung meines Alters und meiner Lage zu bringen vermag, wenn ich zu der Gemüthsruhe und häuslichen Selbstständigkeit, die ich hierfür nothwendig habe, gelangen kann. Ich muß dieses ebenfalls von einigen Versuchen sagen, die eine phylologisch tiefer begründete Erlernung der ältern und neuern Sprachen zum Zweck hat, eben so von vielseitig bedeutenden Notizen über den Geist der Zeit und die Begegnisse meiner Tage, und endlich zähle ich hierzu Bruchstücke aus meinem Leben selber und frei bearbeitete Ansichten der Schicksale meines Lebens und meines eigenen Benehmens in demselben."

„Es ist gewiß, wenn ich nicht dazu gelange, diesen Nachlaß meines Lebens, ich will nicht sagen genialisch, aber ich muß sagen auf eine Weise zu bearbeiten, die die Individualität meiner diesfälligen Ansichten bestimmt hervorspringen zu machen geeignet ist, so wird derselbe, so wie er in die Hand des Publikums fallen wird, durchaus nur der wörtliche Ausdruck des ermüdeten, unter seinen Lasten fast erlegenen und durch Mißverstand und Anstöße fast zur Verzweifelung gebrachten, halbtodten Pestalozzi sein, und auf keine Weise als die lebendige Darstellung der sittlichen und geistigen Belebung erscheinen, mit der mein Herz in den Augenblicken innerer Ruhe und Befriedigung von den Ansichten und Wahrheiten, die ich in diesem Nachlaß berühre, ergriffen glüht. Diese innere Belebung meiner selbst ist es aber auch allein, was im Stande

ist, diesem Nachlaß meines Lebens einen wahren Werth zu geben, und ihm das heilige Gepräge aufzudrücken, mit dem meine Seele so oft mit der Allseele der Menschennatur in Uebereinstimmung, die Herzen so vieler Menschen dem meinigen nahe gebracht, und für das Göttliche und Heilige des reinen häuslichen Lebens und der aus ihm hervorgehenden höhern Mittel der Menschenbildung und Armenversorgung ergriffen und belebt hat. Aber die Ruhe und häusliche Selbstständigkeit, die ich hierfür nothwendig habe, fordert unter meinen gegenwärtigen Umständen Maaßregeln, die ohne beträchtlich größere ökonomische Kräfte, als ich besitze, nicht genommen werden können."

So spricht Pestalozzi. Ich wünsche, daß sein Wort viel verbreitet, das Herz jedes seiner ihm bekannten und unbekannten Verehrer finden möge. Dazu wollt' ich durch diese Zeilen beitragen helfen.

Man hat längst schon, nicht ohne Unrecht, wie andern Völkern, auch den Deutschen vorgeworfen, daß sie ihren herrlichsten Männern lieber einen Stein nach dem Tode aufs Grab, als im Leben eine ersehnte Freude ins Herz legen. Ehren wir unser Jahrhundert und seinen bessern Geist: Griechenland hatte eine Zeit, da es zugleich einen Eroberer Alexander und einen Diogenes besaß. Unsere Tage stellen ein wunderbares Gegenbild auf. Alexander von Macedonien war wohl schwerlich nach irdischer Hoheit und Macht durstiger, als Napoleon; und schwerlich war Diogenes ein so unbefangener, reiner Verächter dessen, was das Irdische Glänzendes beut, als Pestalozzi. Während Napoleon über hundert Schlachtfeldern, über Trümmer von Dörfern, Städten, Thronen den geräuschvollen Weg zur höchsten Macht über das Abendland nahm, daß sich die Könige vor ihm neigten und die Welttheile vor ihm erschraken: weihte sich der Weltweise von Iferten in freiwilliger Armuth, verkannt, verachtet dem Glücke der Verkannten, Verachteten und Verlassenen. Napoleons Schöpfungen sind verschwunden, wie die Schöpfungen Kaiser Karls des ersten und Alexanders von Mazedonien und anderer, welche die Kleinheit der Menschen groß hieß, von der Erde verschwanden. Pestalozzi's stilles Einwirken auf sein Zeitalter war groß, und größer, als viele wissen. Es dringt segensvoll in den Geist nachkommender Geschlechter hinab. Er selbst gehörte zu den Geisterfürsten, deren Reich keine geographische Gränze, keine nach Jahren gemessene Zeit umfängt.

Von seinen Werken, besonders frühern, sind verschiedene durch zufällige Umstände so wenig ausgebreitet worden, daß sie von vielen als neue werden gelesen werden. Dahin gehören z. B. seine „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts", ein Buch, welches wohl ein halbes Dutzend der neuesten philosophischen Lehrgebäude der neuesten Schulen aufwiegt. Noch mehr gehören dahin seine Fabeln, von denen viele, mehr politischen als moralischen Wesens, tief auf das Volk gewirkt haben, dem er sie zunächst erzählte.

Aarau, 16. Brachmonat 1817.

Heinrich Zschokke.

Wanderungen durch Frankreich, Spanien und Schottland in den Jahren 1807 bis 1814.

(Beschluß.)

Fahrt nach England. Seebelustigungen. Die Physaliden. Die Gefangenschiffe zu Portsmouth. Rohheit der Engländer gegen Kriegsgefangene. — Das Städtchen Prebles in Schottland.

Ich habe nichts dagegen, daß Kriegsgefangene überall nichts anders als Kriegsgefangene sind; aber sie sind keine Verbrecher. Man soll die Pflichten der Menschheit gegen sie erfüllen, als gegen schuldlose Opfer der Staats- und Völkerverhältnisse. Ich habe nichts dagegen, daß der Pöbel in der Welt, das heißt, der große, unverständige Haufe reicher und armer Leute, überall nichts anders, als Pöbel sei; aber die obern Beamten eines Staates sollten nicht aus dem Pöbel genommen, sondern von dessen Leidenschaften und Unverständigkeiten frei sein, und auch im kriegsgefangenen Menschen noch die Würde des Menschen ehren, selbst wenn man gegen Wehrlose nicht schonend, gegen Verlassene nicht mitleidsvoll sein mag.

Ich dankte dem Himmel, als es hieß, wir sollten aus der Gewalt der Spanier genommen, und nach England geführt werden. Aber ich wußte noch nicht, daß unser Loos damit nicht verbessert sei. Wie weit milder und menschlicher ist die Behandlung kriegsgefangener Männer in den meisten Staaten Deutschlands, in Frankreich, selbst in Rußland, als bei den hartherzigen Briten!

Schon den Tag nach unserer Ankunft wurden wir auf große englische Kauffahrteischiffe übergesetzt. Ich hatte hier Zeit genug, mich bald am wilden Seeleben und Treiben der Engländer zu ergötzen; bald Zeuge zu sein, wie ein französisches Schiff vor unsern Augen von den Briten gekapert ward; bald den berühmten Felsen von Gibraltar, zu dessen Füßen die Stadt liegt, zu betrachten, jene feste Burg Albions im Mittelmeer, die den Britten erst wieder genommen werden kann, wenn die Hand ihrer sterbenden Macht sie von selbst fahren läßt. Denn ohne Gibraltar, und ohne das gehorsame Dasein der afrikanischen Räuberstaaten wäre das Mittelmeer und der Handel und der Staatseinfluß Englands in diesen Gegenden null.

Am 21. August lichteten wir die Anker und seegelten noch in derselben Nacht durch die Meerenge. Wegen niedriger Winde nahmen die Schiffe einen Umweg, bis nahe an den Azoren vorbei. Den 21. Herbstmonds liefen sie noch in Plymouth ein, um Wasser zu nehmen, und

fuhren dann nach Portsmouth. Eine Seereise, abgerechnet die Unbequemlichkeiten für Kriegsgefangene, ist noch unterhaltender, als man gewöhnlich auf dem festen Lande glaubt. Jede Kleinigkeit, die sonst weniger beachtet wird, reizt hier die Aufmerksamkeit, und das große Leben der Natur in Wellen, Wolken und Winden ist wichtiger, denn alles. Auf einem Felsen am Cap Trafalgar sah ich eine mächtige Schildkröte kriechen, zwei bis drei Schuh im Durchmesser. Mehr noch beschäftigte mich das muntere Spiel der Meerschweine. Einige dieser Delphine schaukelten tagelang im Wasser vor unserm Schiffe her, und so schnell dieses auch seegeln mogte, schwammen und spielten sie immer vor demselben, als wären sie nie von der Stelle gerückt. So tanzen und sumsen Mücken und Fliegen neben dem Roß eines Reiters, ob er auch im Trab oder Galopp davon jage. Bei heiterm Wetter und stillem Meer sah ich die schönen, zarten lasurblauen Physaliden auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Die Matrosen nannten diesen Schleimwurm, wegen des kegelförmig aufgerichteten Häutchens an seinem Rücken und der zahlreichen Fühl-Enden an der Seite: die Brigantine, auch die Galeere. Die Physalide gleicht einer schwimmenden Wasserblase, oder einem äusserst zarten gläsernen Schiffchen, ein bis zwei Zoll lang. Wie man sie mit den Händen berührt, fällt sie, wie eine Seifenblase in nichts zusammen. Man muß sie behutsam mit dem Wasser zugleich schöpfen. Ein vorzüglich prächtiges Schauspiel ist das phosphoreszirende Leuchten des Meeres in der finstern Nacht. Man sieht den langen glänzenden Streifen von der Bahn, die das Schiff nahm, weit hin, wie zitterndes Mondlicht auf den Wellen. Im atlantischen Meere war diese Naturerscheinung am schönsten. Es schien Feuer ausgegossen zu werden, wenn man Meerwasser in Gefäße schüttete. Je mehr man sich dem Kanal von England nähert, je seltener wird dies Leuchten, und auch bei stärkster Bewegung des Wassers, nur sehr schwach wahrnehmbar.

Zu Portsmouth wurden wir nicht ans Land gesetzt, sondern auf eines der vielen vorhandenen Gefangenschiffe gethan. Jeder empfing eine Hangmatte, eine wollene Decke, die schon manchem Unglücklichen zur Erwärmung des Nachts gedient hatte, und einen gesteppten Sack, der Matratze hieß. So ward man in den dumpfen Schiffsraum hinabgewiesen. Hier, wegen der Menge der Eingesperrten, mußten oft mehrere Hangematten übereinander angebracht werden. Jedem Ankömmling wurde eine gelbe Jacke, Hose, Hemd und Holzschuhe für zwei Jahre gegeben. Kamen neue Gefangene, wurden sie zu uns herabgestoßen. Ob Platz übrig sei, danach wurde nie gefragt. Wer eine gute Stelle wünschte, mußte sie von dem kaufen, der sie eingenommen hatte. Ich war Zeuge, daß man das Plätzchen bei einem Luftloch mit einigen Louisd'ors bezahlte. Am Tage konnte man auf dem Verdeck zubringen, aber sich nie dem Rand des Schiffes nähern. Morgens neun Uhr stieg alles hervor. Dann empfing jedermann seine Nahrung für den Tag, Brod meistens noch warm, schlechtgebacken, schwer; Stockfisch, Hering, Erdäpfel; oder Fleisch fünfmal in der Woche. Um eilf Uhr gab die Glocke das Zeichen zum Essen. Bei Anbruch der Nacht zählte man, wie auch jeden Morgen die Gefangenen, und wies sie mit Kolbenstößen in den Schiffsraum hinab.

Zu Portsmouth lagen einundzwanzig solcher Gefangenschiffe; und auf manchem derselben befanden sich bei acht und neunhundert Gefangene. Man kann sich denken, welch ein jammerhafter Zustand dies Leben ist, zumal wenn er Jahre lang forwährt. Es befanden sich aber hier Kriegsgefangene, welche schon eilf Jahre lang nicht ans Land gekommen waren, und so den dritten oder vierten Theil ihres ganzen Erdenlebens im erbärmlichsten Dasein hingelebt hatten. Es befanden sich hier auf zwei verschiedenen Schiffen, die gegen einander über lagen, zween Brüder, die einander beinah sechs Jahre lang stumm und schweigend angesehen hatten; reden durften sie miteinander nicht. Einer von ihnen war auf dem Ponton, auf welchem ich sein mußte. Und doch war ich froh, nur nicht mehr in der Gewalt der Spanier zu sein.

Besser als die übrigen wurden denn doch die Offiziers gehalten. Diejenigen, welche Geld hatten, oder aus ihren Heimathen nachgesandt erhielten, wurden aufs Land gelassen, wo sie in Dörfer und Städte vertheilt, alle Freiheit genossen und eine Stunde weit von ihrem Wohnort umhergehen konnten. Sie erhielten dann sechsunddreißig französische Sous täglich, sich zu beköstigen.

Die Offiziers auf unserm Gefangenschiff, welches die Krone hieß, wurden nach vier Wochen, am 28. Weinmonds auf eine Fregatte eingeschifft und nach Schottland geführt. In zwölftägiger Fahrt erreichten wir Leith, den Hafen von Edinburgh, an der Mündung des Leithflusses. Leith ist eine artige, ansehnliche Stadt, mit zierlichen Gebäuden und etwa sechszehntausend Einwohnern. Nach einigen Tagen Quarantaine wurden unserer etwa hundert und dreißig Offiziers ans Land gesetzt, und durch Edinburgh nach Greenlov geführt. Dieser Ort besteht nur aus einigen Häusern und einem unpallisadirten Schloß, kriegsgefangene Soldaten darin zu bewachen. Nach fünf Tagen erhielten wir Pässe, und nach gegebenen Ehrenwort, unsere Freiheit nicht zu mißbrauchen, Erlaubniß in Prebles zu wohnen, wohin wir gebracht wurden.

Es ist Prebles ein Landstädtchen, dessen Einwohner vorzüglich Weberei treiben. Aber von ohngefähr dreihundert Webstühlen, die ehmals hier im Gang waren, hatten kaum noch fünfzig Beschäftigung. Daher viel Klage. Der Fluß Twende, welcher beim Städtchen vorüberfließt, hat Forellen, Lachse, Salmen und andere Fischarten. Es that mir manchmal wohl. In den Umgegenden sieht man viele Schlösser reicher Edelleute; auf einem derselben, eine Stunde von Prebles, wohnt noch ein Abkömmling der Stuarte, den ich zuweilen besuchen durfte.

Die hiesige Gegend besteht aus kahlen, grünen Hügeln, die zur Schaafweide dienen. Waldung wird wenig gesehen. Die Niederungen sind sumpfig. Trauben werden nur in Treibhäusern gezogen, reif; die Aepfel blos am Spalier; die Kirschen selten. Hingegen gerathen die Erdäpfel vortrefflich, desgleichen die schwedischen gelben Rüben (Turnips und Rutabaja), die eine große Süße haben. Von Getraide wird meistens Hafer gepflanzt. Jeder Pächter hat seine von einem Pferde getriebene Dreschmaschiene. Ich fand sie so bequem, so einfach, daß es mich verwunderte, sie nicht in allen Getraideländern gebräuchlich zu wissen. Wie langsam geht es doch

mit Verbreitung nützlicher Erfindungen unter den Landleuten! — Der hiesige Wiesenbau ist schlecht; bei dem allen doch die Schaafzucht beträchtlich. Die Schaafe bleiben den größten Theil des Jahres im Freien, selbst im Schnee; zum Theil auch so die Kühe.

Es gefiel mir unter den gutmüthigen Schotten recht wohl. Sie haben etwas Deutsches in ihrem Wesen. Die Bürger der kleinen Städte und die Bauern in ihren Wollensammthosen und blauen Röcken sind einander ziemlich ähnlich gekleidet. Alle sind gar gastfreundlich. Tritt man unter ihr Dach, so bieten sie Essen und Trinken an. Aber sie sind sehr einfacher Kost gewöhnt. Habermehl in kochendes Wasser gerührt, dazu abgenommene Milch oder Sirup gethan, ist ihr übliches Morgenessen; Mittags erscheinen gewöhnlich Heering und geschwellte Erdäpfel oder Rüben auf dem Tisch; Abends Thee mit Butterbrod; Nachts wieder Erdäpfel. Selten sitzen die Leute hier regelmäßig, wie bei uns zu Tische; der eine kömmt früher, der andere später; der eine nimmt hier, der andere dort seinen Theil. Das Brod des gemeinen Volks besteht meistens aus dünnen Kuchen von Habermehl oder Gerstenmehl, oder von Erbsenmehl, auf einem Blech über Steinkohlen gebacken. Lieblingsgericht aber ist eine Art Wurst: Schweinefett mit Schnittlauch und Habermehl werden in einen Darm gethan und gekocht; das heißt Haggis.

Ich hatte Muße genug, in den umliegenden Gegenden umherzuschwärmen, die Arbeiter bei ihren ländlichen Beschäftigungen oder Lustbarkeiten zu beobachten. Hier tönen keine ossianische Lieder; doch fehlts an den Nebeln der ossianischen Welt nicht. Die Harfe der altertümlichen Barden ersetzt der Dudelsack, welcher unter allen Tonwerkzeugen der Liebling der Schotten ist.

Ohnweit Prebles, etwa zwei Stunden vom Städtchen, erhebt sich in der Ebene eine Burg. Sie scheint uralter Abkunft zu sein; ein Denkmahl der sogenannten gothischen Baukunst. Ihr Anblick macht einen wunderbaren Eindruck. Sie ist das Eigenthum des Herrn von Montgomery, und dieser baute das alte Schloß mit großen Kosten. Wie er mir selbst sagte, kostete ihm die Aufführung des Gebäu's dreißigtausend Pfund Sterlinge. Nicht weit von diesem jungen Alterthum erblickt man zwei Felsenblöcke übereinander gewälzt. „Das ist der Dänenstein!" sagt das Volk. Er deckt, so geht die Sage, die Gräber vieler Erschlagenen, welche in einer Schlacht umkamen, die nur noch in der Ueberlieferung bekannt ist.

Die Twerde aufwärts in einem Thale rechts an der nach Glasgow führenden Straße, fand ich auf einer Anhöhe auch noch Ueberbleibsel eines Lagers, welches von den Römern gebaut worden, wie mich wenigstens ein junger Gelehrter von Edinburg versicherte, der mich eines Tages dahin begleitete. Die Wälle des Lagers, mit ihren Eingängen, wenn gleich schon sehr versunken, sind doch noch sehr kennbar. Wirklich unterscheiden sich diese Anlagen bestimmt durch ihre Formen von den Befestigungsarten der altsächsischen und dänischen Heere.

Das Alles war wohl nicht hinreichend, mir die lange Weile zu bannen, noch weniger die Sehnsucht in das reizende Aargau der Schweiz. Herr Leslie, Professor der Mathematik und Physik zu Edinburg, war so gütig, mich mit Büchern zu versorgen. Ich fischte ganze Tage in der Twerde. Ich lernte sogar weben. Alles reichte nicht hin, mich zu zerstreuen. Ich ent-

warf endlich einen Plan zur Flucht; ging heimlich nach Edinburg, wo ein dänisches Schiff zur Abreise fertig war. Als ich hinkam, war es vor zwei Stunden schon davon gesegelt.

Ich schlich in das Städtchen meiner Verbannung traurig zurück.

Der schottische Landmann. — Dunfries. — Mißlungene Entweichung. Walleyfield. Falkland.

Wir Gefangene waren, auf den Tag gerechnet, ein volles Jahr in Prebles gewesen, als Befehl kam, weiter zu wandern. Es ging nach Dunfries, einer andern Stadt des südlichen Schottlandes.

Der Weg dahin ging durch einförmige, steppenähnliche Gegenden über das Gebirg, an den Quellen der Twerde vorüber. Die rauhe Jahreszeit, es war im Wintermond des Jahres 1811, trug nicht wenig dazu bei, die Reise wie die Gegenden unlustiger zu machen. In den schottischen Bauerhäusern ist es dazu, wegen der großen Unsäuberlichkeit, nicht gar behaglich oder bequem. Man schläft nicht einmal in Leintüchern, sondern in Wollentüchern, die selten gewaschen werden. Auch die Tracht ist nicht gewählt und zierlich. Weiber und Mädchen laufen immer baarfuß, selbst bei kaltem Wetter. Besuchen sie aber die Stadt, so legen sie vor dem Thor an einem Brunnen oder Bach oder Fluß, worin sie sich die Füße waschen, Strümpfe und Schuhe an. Sobald sie die Stadt verlassen haben, werden die Füße wieder entblößt. Uebrigens konnte man sich mit den schottischen Landleuten gut unterhalten, wenn man ihrer Sprache einigermaßen mächtig war. Sie wissen alle, Männer wie Weiber, zu lesen und zu schreiben, und haben sehr viel natürliche Anlagen, besonders, wie mir es schien, zu politischer und religiöser Grübelei. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, den Bauer am Pfluge mit großem Ernst die Zeitung lesen zu sehen. In allen Wirthshäusern dreht sich das Gespräch um die öffentliche Angelegenheit des britischen Vaterlandes und der übrigen Welt. In häuslichen Kreisen ist dies, oder irgend ein Glaubensartikel Hauptstoff der Unterhaltung. Nur in Prebles allein bemerkt' ich sechs bis sieben verschiedene Glaubenssekten. Doch leben sie insgesammt gar verträglich mit einander, wenn sie schon ihre abweichenden Bekenntnisse gegenseitig mit christlicher Liebe, wie das nun so überall der Fall zu sein pflegt, verdammen.

Die Stadt Dunfreis oder Dunfries, welche wir endlich erreichten, ist eine hübsche, gewerbige Stadt mit ohngefähr achttausend Einwohnern. Die meisten Häuser sind von einem röthlichen Sandstein gebaut. Es mündet sich hier der Fluß Nith ins Meer aus und ein gemächlicher Hafen begünstigt das Leben des Handels. Diesem und den Handwerken widmet sich auch Alles. Vom Wissenschaftlichen hört man wenig. Nicht weit von der Stadt erblickt man alterthümliche Trümmer einer Abtei, die malerisch schönsten, welche ich je gesehen, und wie Schottland wohl keine prächtigere trägt.

Hier hatt' ich nun Zeit genug umher zu schlendern. Die Nähe des Meeres machte mich vielmals zur Flucht gelüstig. Es kommen Schiffe von hundert und zwanzig Tonnen und kleine-

Zweimaster auf dem Flusse bis Dunfries. Schon einmal hatt' ich den Anschlag nach Kopenhagen zu entwischen. Aber es mißlang.

Ich hatte übrigens nicht übles Leben. Man war hier gegen uns Kriegsopfer sehr schonend und gefällig. Ein französischer Arzt, einer unserer Mitgefangenen, fand vielen Beifall durch seine Kunst; und als sein Dollmetsch erhielt ich Eintritt in manches gute Haus. Daneben unterrichtete ich den Sohn eines Kaufmanns in der deutschen Sprache. Ausser diesen Zerstreuungen plagten mich meine Hauswirthe zur Abwechselung mit ihren verschiedenen Christenthumen. Der, bei welchem ich anfangs wohnte, schleppte mich an einem Sonntage sogleich dreimal in die Kirche. Als ich mir ein anderes Zimmer miethete, führte mich der neue Hauswirth in die Kirche einer andern Sekte. Darüber bekam ich nun die bittersten Vorwürfe vom ersten meiner frommen Hausherren. Und so währte es ein Vierteljahr lang.

Endlich riß mir doch bei aller dieser schottischen Heiligkeit die Geduld. Mein Wunsch war Edinburg; dort ein Schiff; dann guter Wind, so ans feste Land und zurück in die Schweiz. Am ersten März 1812, Abends neun Uhr, unter finsterm Schneegestöber macht' ich mich in aller Stille auf, und kam unbemerkt aus Dunfries. Ich lief die ganze Nacht hindurch; den Weg nach Edinburg kannt' ich wohl übers Gebirg. Morgens kehrt' ich ein, um zu frühstücken. Die Post fuhr durch und leer. Mir war nichts erwünschter, als des Postknechts Anerbieten, nach Edinburg mit ihm zu fahren. Ich setzte mich ein. Aber zu Noblehouß, etwa fünf Stunden von der schottischen Hauptstadt, verrieth mich der Schelm an die Polizei. Ich ward verhaftet. Was sollt' ich thun? Der entwischte Kriegsgefangene ließ sich in mir nicht verläugnen. Man brachte mich nach Bennkuik, einem Dorfe, bei welchem drei große hölzerne Blockhäuser, Walleyfield genannt, rings von hohen Pallisaden und Schildwachten umzäunt, für Kriegsgefangene waren, deren Unternehmungsgeist so gesündigt hatte, wie der meinige.

Es befanden sich in den Blockhäusern bei dreitausend Kriegsgefangene. Während der vier bis fünf Monden, welche ich hier leben mußte, wurden noch neun andere Offiziers hergebracht, die alle am Versuch zu entrinnen, gescheitert waren. Wir mußten uns in einem engen Spielraum, bei höchst elender Nahrung, ohne alle Beschäftigung, trösten, wie wir konnten. Da ist die beste Zeit zu stillen philosophischen Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen und über die Fortschritte der Europäer in der Zivilisation gewesen. — Wir hatten ausser Hunger und Langeweile keine Noth. Morgens und Abends mußten wir uns stellen und einzählen lassen. Im Hofraum, inner den Pallisaden, war alle Tage Markt. Die Gefangenen nämlich waren fast sammt und sonders aus langer Weile und Hunger Künstler geworden; flochten Strohhüte, Blumen, Haarringe; machten von Holz, Knochen, Stroh und dergleichen Nadelbüchsen, Spazierstecken, Stockknöpfe, Halsbänder, Kistchen und Dosen u. s. w. Dann kamen die Bauern der Nachbarschaft, auch Einwohner von Edinburg, und kauften ihnen die meistens sehr niedlich gearbeiteten Sächlein ab.

Den ganzen Sommer blieb ich in diesem Elend — ein traurig verlorner Sommer meiner Jugend!

Plötzlich ward ich gerufen eines Tags und mit andern auserwählt — aber nicht zur Freiheit, sondern zur Abreise. Es war mir auch dies schon ein Evangelium. Schon jede Veränderung war mir Verbesserung meiner Lage, wenigstens in der Hoffnung. Im Herbstmond brachen wir auf. Es ging nach Edinburg. Wir wurden zu Leith eingeschifft; und so seegelten wir dem Nordpol zu.

Unterwegs ward einmal zu Falkland halt gemacht. Dies ist ein altes, wüstes Schloß der Stuarte, davon nur noch der linke Flügel bewohnt war. Wir waren unserer hundert fünfzig Mann. Fünf Tage lang lustwandelten wir hier ab und auf am Meere; Nachts wurden wir in ein unterirdisches Gemach der alten, verwünschten Burg eingesperrt, die der Geograph Büsching, Gott hab' ihn selig, in einem Anfall von Satyre als königlichen Pallast aufgeführt hat. — Von da gings nach Perth, dem königlichen Flecken am Tay.

Die Bergschotten. Das Eilfsiel. Perth. Der Kriegsgefangenen Elend.

Der Weg von Falkland nach Perth führte durch einförmige Landschaften. Weit umher grüne, kahle Hügel, von Waldungen entblößt, an welchen überhaupt Mangel ist.

Je näher wir Perth kamen, je öfter begegneten uns die hochländischen Bauern, oder sogenannten Bergschotten, in ihrer eigenthümlichen Pracht. Zwar auch schon zu Prebles und Dunfries hatt' ich derselben einzelne gesehen. Sprache, Tracht, Sitte und Gemüthsart unterscheidet den schottischen Hochländer vom Niederländer. Er hält fest an seinen Freiheiten, Vorurtheilen und Sitten; statt der Hose trägt er noch, wie vor Jahrtausenden, ehe die Hose erfunden ward, den altschottischen Schurz um die Lenden bis zum Knie; dazu ein Wamms; um die Hüften ein Seil oder einen Gürtel, woran im Ledersack Messer, Tabak und andere Kleinigkeiten hängen. Die Brust trägt er offen. Stets geht er in seinen Mantel, von blau und grün gewürfeltem Zeug, gewickelt. Sein Haar hängt lang auf die Achseln, wild und struppig. Den Kopf bedeckt eine dunkelblaue Plattmütze von grobem Tuch, die oft einen Schuh im Durchmesser hat. Die Mädchen sind hübsch; Weiber wie Männer meistens blond und blauäugig; die Männer nicht groß, aber von untersetztem, kräftigen Bau.

Wie alle Schotten, sind zumal die Hochländer sehr gastfreundlich. Man darf, ohne sie bitter zu kränken, nicht wohl ausschlagen, was sie einem anbieten, wenn man unter ihr Dach tritt. Wen sie als Freund aufnehmen, der soll auf ihren Beistand und Schutz zählen. Einige unserer Soldaten, die aus der Gefangenschaft entronnen, in das schottische Hochland sich gerettet hatten, waren dort von den Bauern mitleidig empfangen, und so mächtig geschirmt worden, daß weder Befehle der Obrigkeiten, noch Drohungen und Gewalt ihre Auslieferung erzwingen konnten. Hartnäckig wie in ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen, sind die hochländischen Bauern in ihren Meinungen und Leidenschaften; dabei auffahrend, stolz und trotzig. Man

erzählte mir folgenden sehr bezeichnenden Gemüthszug von einem betagten Landmann, der auf dem Sterbebett lag. Der Pfarrer ermahnte ihn, damit er fröhlich von hinnen scheiden könne, allen seinen Feinden zu verzeihen. Der Bauer war schwer daran zu bringen; doch that er's, verzieh allen, nur einem Einzigen nicht. Der Pfarrer brachte Himmel und Hölle in Bewegung, bis er den Sterbenden endlich mit großer Mühe bewog, auch diesem letzten Alles zu vergeben. „Nun denn, sagte der Sterbende zu seinen Söhnen: hört ihrs, ich verzeih ihm. Aber Kinder, wenn Ihr euch iemals mit ihm aussöhnt: so wend' ich mich vor Zorn noch im Grabe um!“

Fingals Harfen und Lieder vernahm ich nie. Doch liebt der Schotte Musik, nämlich den Dudelsack, und Tanz dazu. Selbst die ärmsten Bauermädchen lernen tanzen. Man hört ihre Bälle schon aus weiter Entfernung. Denn sie stampfen den Takt zum Tanz mit solcher Genauigkeit und Kraft, daß irgend ein Mühl- und Pochwerk zu donnern scheint.

Unter den öffentlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten in Schottland zog mich vorzüglich eins an, das Eisspiel. Reich und Arme nehmen im Winter daran Theil. Es werden nämlich steinerne, fünfzehn bis zwanzig Pfund schwere, mit eisernen Handhaben versehene Kugeln auf dem Spiegel des glatten Eises gegen einen Kreis geschoben, der in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten auf dem Eise gezeichnet worden ist. Wer dem Mittelpunkt des Kreises am nächsten kömmt, wobei der Spätere oft den frühern Glücklichen vom Platz treibt, hat den Gewinn. Es ist auf der schlüpfrigen Bahn nichts Leichtes, das rechte Maaß der Kraft zum Stoß zu finden.

Wie wir nach Perth kamen, wurden wir in das uns geweihte Gebäude, eine halbe Viertelstunde von der Stadt entfernt, gebracht. Ich sah diese, die groß, schön und reich ist, nie. Wir wurden in ein weitläuftiges einsames Gebäude geführt, welches ganz für Kriegsgefangene bestimmt, eben erst vollendet war. Es ist in Achteck gebaut, mit einer zwanzig Schuh hohen Ringmauer, einem Graben und neun Schuh hohen eisernen Pallisaden umgürtet. Alles ist in sechs großen Abtheilungen geschieden; eine besondere Abtheilung bildet auch noch das Spital mit seinem Hof; eben so der Aufenthalt der Beamten, Diener und Wächter. In der Mitte des innern, weitläuftigen Hofes, (der Raum, welcher zu jeder Abtheilung gehört, ist von dem andern getrennt) erhebt sich ein Mauerwerk ins Geviert; darauf ein hoher Thurm mit Besatzung und vier Kanonen. Der Thurm beherrscht das ganze Gebäude. Dieses ist überall stark und sehr fest gebaut. Was in andern Häusern von Holz gezimmert zu sein pflegt, Pfeiler, Streben, Balken, ist hier von Eisen.

In alle diese Gefängnisse wurden in kurzer Zeit über siebentausend Kriegsgefangene gebracht. Bei fünfhundert Mann hatten einen einzigen Saal. Den Tag über konnten wir uns im Hof bewegen. An Winterabenden wurden wir schon um vier Uhr eingesperrt, und erst des Morgens um neun Uhr herausgelassen. Glasfenster fehlten; man hatte nur stark vergitterte Luftlöcher. Da stand man nun, Mann an Mann gedrängt. Zum Gehen war kein Raum. Sich des Frostes zu erwehren, stampfte man blos mit Füßen den Boden. Ueber den Köpfen war alles mit Hange-

matten dicht bedeckt. Immer hingen drei Hangematten über einander; eine an die andere stoßend, so daß der Mann, außer dem Raum für seinen Körper, rechts und links nur noch achtzehn Zoll Spielraum hatte. Zu dem Allen gabs noch magre, spärliche Kost, bei welcher man den Hunger nicht stillen, aber auch nicht sterben konnte. Der Oberbefehlshaber des Gefangenhauses konnte wohl schwerlich zu seinem Kerkermeisteramt besser auserkoren werden. Er war ein alter, gefühlloser Mensch, der statt des Herzens in der linken Brust einen Stein trug. Ohne Zweifel hatte er sich durch Unmenschlichkeit bei seiner ehmaligen Stelle, er war Hauptmann der Matrosenpressen gewesen, zu seiner jetzigen Würde emporgeschwungen.

Es überfiel uns ein Schauder, als wir unser neues Haus und Loos erkannten. Millionen Flüche schollen. Man dachte in der Verzweiflung auf Flucht. So fest auch alles verwahrt war, fanden wir doch über dem Boden der Abtrittlöcher lockern Leimengrund. Da gruben und bohrten wir sogleich ein, und schon in der ersten Woche unserer Ankunft entrannen wir, unserer ohngefähr dreißig Mann, indem wir glücklich das Loch unter den Mauern durchführten.

Sobald ich mich in Freiheit fand, lief ich queer Feld ein; mit mir waren noch fünf Matrosen. Wir nährten uns von Kräutern und Wurzeln. Rings um uns streiften die aufgebotenen Milizen. Doch kamen wir bis in die Gegend der Stadt Aberdeen. Da wurden wir, in einem Kornfelde versteckt, entdeckt, gefangen und nach Perth zurückgeführt. Zehn Tage lang mußten wir bei Wasser und Brod in einem finstern Loch abbüßen.

Jeder machte sich nun sein Dasein so erträglich, als es anging. Aber das Elend war unbeschreiblich. Die Kriegsgefangenen aus den Heeren des Rheinbundes genossen durch die Sorgfalt ihrer vaterländischen Regierungen Zulagen an Geld. Aber die Schweizer und Franzosen waren ohne alle Unterstützung.

Am kläglichsten war der Zustand derer, die man in der Soldatensprache „Rafalee's" hieß, Leute, die was sie hatten, selbst ihre Kleider vom Leibe verspielt, oder aus Hunger verkauft hatten. Ersteres war besonders bei Franzosen, letzteres bei Deutschen und Schweizern der Fall. Die armen Teufel waren in ein einziges Zimmer zusammen gesperrt, ihrer einige hundert; alle ganz nackt, kaum mit einem Lumpen um die Hüfte ihre Blöße deckend. Zur Strafe waren sie auf halbe Mundrationen gesetzt. Aus dem, was man ihnen von der Nahrung abzog, wurden ihnen neue Kleidungsstücke angeschafft. Bis sie diese hatten, blieben sie abgesondert. Da sah man sie den Tag über im Hofe umher schleichen, nackt, hungernd, frierend. Da suchten sie gierig auf, was irgend noch genießbar und weggeworfen war, Knochen, Stockfischgräten, Hülsen, Abgang vom Gemüs u. dgl. m.

Die meisten übrigen beschäftigten sich mit Verfertigung verkäuflicher kleiner Waaren aus Stroh, Holz, Knochen, um sich Geld zu machen. Jeder hatte Muße genug, seine künstlerischen Anlagen zu üben. Die Arbeiten waren meistens ungemein zierlich und sinnreich. Daher kamen aus Perth von den hablichen Einwohnern viele Bestellungen. Aber auch die köstlichsten Arbeiten wurden gering bezahlt, wie man sie armen, hungrigen Gefangenen bezahlt! Marineoffiziers

schnitzten aus Knochen ein Kriegsschiff, mit allen seinen Theilen, einige Schuh groß, eben so vollständig als zierlich, werth das Kunstkabinet eines Fürsten zu zieren. Dies mühsame und schöne Werk, die Frucht vieler Monate mehrerer Personen, wenigstens fünfzig Louisd'ors werth, ward um drei Louisd'ors verkauft.

Mir war bei diesem Handel der Gefangenen, weil ich zum Deutschen und Französischen auch das Englische sprach, das Amt des Verkäufers oder Müllers übertragen. Auch war deswegen keinem, als mir erlaubt, mit fremden Personen zu reden, doch nur in Gegenwart einer Wacht. Da stand ich neben meinen Waaren geduldig an einem Tisch, und wartete ab, bis Käufer kamen oder Bestellungen. Daran fehlte es keinen Tag. Von jedem verkauften Stück hatt' ich meinen geringen, gesetzlichen Gewinn. Der that mir wohl, so wie das Vergnügen, auch mit andern, als meinen Unglücksgefährten, mich unterhalten zu können. Ich hatte auf diese Weise das Glück, einige angenehme Bekanntschaften zu machen; mathematische und physikalische Werke zum Lesen, und einige Nothwendigkeiten zum Zeichnen zu erhalten. Kein geringer Trost für mich. Mit besonderer Theilnahme ward ich von der Familie des Lord Gray beehrt. Diese dankt' ich einer Schweizerin aus Morsee, welche im Hause des Lord Erzieherin war, und sich des kriegsgefangenen Landsmannes annahm. Wöchentlich drei bis viermal besuchte mich auch ein alter Chinafahrer. Dieser wackere Schiffshauptmann erzählte mir von seinen Reisen und Abentheuern; ich dagegen mußte ihm von der Schweiz und seinen Landsleuten berichten.

So verfloß ein volles Jahr, — der allerherbste Zeitraum meiner Kriegsgefangenschaft. Es war nicht weniger peinigend, andere in steten Entbehrungen dulden zu sehen, als eigene zu ertragen. Wie viel ward nur um eine Pfeife voll Tabak geboten! Ein ekelhafter, ausgerauchter, weggeworfener, irdener Pfeifenkopf kostete ein bis zwei Sous. Der ward dann zerschlagen, von den Soldaten stückweis ausgesogen und zerkaut sammt dem Thon, in Ermangelung des Rauchtabaks selber.

Oft verlor ich Muth und Geduld und Hoffnung. Sechs Jahre lang war ich nun schon ein gefangener Mann, umhergeschleppt von einem Kerker zum andern; ohne Aussicht in die Zukunft; ohne Nachricht von meinen Verwandten; meine schönsten Jugendjahre elend verlierend und verlebend. In Wallenfield hatt' ich einen Brief von meinem lieben Vater empfangen. Ich erfuhr darin wenigstens, daß er sich wohl befände. Hier in Perth erhielt ich endlich abermals ein Schreiben, — das meldete mir den Tod des guten Vaters. Seine Asche lag schon sechs Monate im Grabe, eh' ichs durch diesen Brief erfuhr. — Viele meiner Mitgefangenen starben im Elend; andere entkamen, ihre Kerker wunderbar durchbrechend, vermittelst Flucht. Ich beneidete beide.

Versetzung ins Schloß Edinburg. Chatam. Endliche Befreiung.

Vermuthlich schrieb man das glückliche Entrinnen vieler Gefangenen den schlauen Anschlägen der Hauptleute zu. Denn wider Erwarten sammelte man alle Offiziers und Unteroffiziers, und

eben so schnell als wir gerufen worden waren, wurden wir von Perth hinweg geführt. Es war am 15. Weinmonds 1813. Man hielt uns unterwegs gut und milde. Wir reiseten über Falkland nach Edinburg. Je näher man der Hauptstadt Schottlands kömmt, je schöner und freundlicher wird das Land. Der Boden ist reicher angebaut. Ein Dorf und ein Flecken berührt beinah den andern. Ein Kranz prächtiger Landhäuser umgiebt Edinburg.

Wir wurden hier ins Schloß hinauf geführt. Es liegt neben der Stadt, sie vollkommen beherrschend, hoch auf steilen Felsen, der unten durch eine Brücke über wasserlosen Abgrund, mit der Stadt verbunden ist. Wir empfingen zur Bewohnung die Kasematten. Mit Ausnahme der Plage vom Wind auf dieser Höhe, hatten wir wenigstens das Vergnügen einer weiten und reizenden Aussicht, besonders auf die Rhede von Leith.

Ein Gefangener sieht aber nie hinaus, als mit dem Gedanken: wo ist am leichtesten zu entkommen? und wo nachher der beste Weg zu nehmen? Sobald daher ein Seil gefunden war, banden wirs an und ließen uns muthig über die Felsen hinab. Einige waren schon unten; ich hing noch zwischen Himmel und Erde, als wir schon entdeckt waren. Die Schildwachten schossen. Besatzung und Kriegsvolk unten und oben rückte hastig aus, versperrte uns alle Wege, und führte uns wieder dahin, woher wir kamen. Zehntägiger Aufenthalt in einem Loch voller ägyptischer Finsterniß, bei Wasser und Brod, war die unwürdige Belohnung unsers bewunderns-würdigen Heldenwerks. Nach diesem wurden wir hinab geführt gen Leith, und da auf eine Fregatte gepackt, die mit uns davon nach England seegelte.

Widriger Wind warf uns zwölf Tage lang auf dem Meere umher, ehe wir die Stadt Chatam am Ufer des Medwayflusses erreichten. Von dieser Stadt, berühmt durch die größten Seemagazine Albions, weiß ich so wenig zu erzählen, als von Perth. Denn ich kam nicht hinein, sondern blieb auf einem Gefangenschiff im Hafen. Es waren hier der Gefangenschiffe sieben oder acht, und der Kriegsgefangenen wurden bei zehntausend darauf gezählt. Mein schwimmender Kerker hatte den Namen Invencible. — Schlechte Nahrung, grimmige Kälte, böse Luft, grausame Behandlung steigerten hier mein Leiden auf den äussersten Grad. — Zum Glück dauerte es nicht lange.

Am 28. Jänner 1814, Abends sechs Uhr erschien eine Schaluppe, und verkündete allen Schweizern die Befreiung aus der Gefangenschaft. Es waren unserer acht. Wir bestiegen augenblicklich die Schaluppe und schwammen im Finstern mit ihr die Themse hinab. Bei einer russischen Fregatte ward gehalten. Die auf derselben befindlichen russischen Offiziere luden uns zum Nachtessen ein. Sie waren ungemein gütig, und sprachen alle deutsch oder englisch, oder französisch.

Wie ich hier im geschmackvoll verzierten, hell erleuchteten Zimmer Nachts eilf Uhr an der reich und köstlich beladenen Tafel sas, unter den menschenfreundlichen Männern — ich, der seit sechs Jahren solches Anblicks nicht gewohnt war — ich, der erst fünf Stunden vorher noch auf dem Gefangenschiff nebst andern Unglücksgenossen ins Loch hinabgestoßen wurde, das unser

Nachtquartier war, indem der Wächter, mit über uns geschwungenem Strick in der Faust, unsere Köpfe zählte — ich war von der unerwarteten, seltsamen Verwandlung ganz betäubt. Ich hielt es für Täuschung, für Traum. Ich konnte, obgleich ich nicht satt zu Nacht gehabt, von all den Leckerbissen, die uns vom Tisch entgegen dampften, nichts genießen. Ich konnte bei aller freundlichen Behandlung, mit der man uns ermuntern wollte, nicht fröhlich werden, nicht einmal gesprächig.

Von den hier anwesenden russischen Offizieren waren mehrere so unglücklich gewesen, ebenfalls in britischer Kriegsgefangenschaft geschmachtet zu haben. Ihre Flüche gegen die unmenschliche Behandlung, welche sie erduldet hatten, übertrafen die unsern. Sie behaupteten, die unzivilisirtesten Nationen im asiatischen Rußland seien gegen Kriegsgefangene großmüthiger, als diese Engländer, die mit ihrer Gesittung, mit ihrem Gemüthsadel, mit ihrer Menschlichkeit so großes Gepränge treiben. Bei keiner Nation hat man mehr über bessere Behandlung der Gefangenen geschrieben, und bei keiner ist sie härter. Selbst unter den Spaniern war unser Loos milder gewesen.

Dankbar verließen wir unsere Russen und fuhren auf dem Chanto-Clair, einer Brigg von zwölf Kanonen, die Themse hinab nach Harwich, von wo gewöhnliche Ueberfahrt nach Holland ist. Aber wegen Eis und widrigen Windes mußten wir einundzwanzig Tage lang im Hafen liegen bleiben. Die Zeitungen zu lesen, begaben wir uns aber täglich in die Stadt.

Auch als wir endlich den holländischen Küsten zufuhren, hatten wir fort und fort mit widerwärtigen Sturmwinden zu ringen. Fünf Tage lang dauerte die Ueberfahrt von Harwich nach Helvoetluys. Wir sahen vor unsern Augen ein Schiff mit zweihundert Mann, meistens Nassauern und andern Kriegsleuten des Rheinbundes, scheitern und verschwinden. Ein zweites scheiterte gerade am Eingang der Rhede von Helvoetluys; doch ward die Mannschaft noch gerettet. — Die Piloten, welche uns entgegen kamen, forderten für ihre Bemühungen einen unmäßigen Preis, den unser Schiffshauptmann nicht zahlen wollte. Es war nur noch um einige hundert Schritt zu thun. Wir stießen zwar auf eine Sandbank; aber ein Gegenstoß des Windes und der Wellen machte uns bald wieder flott. So erreichten wir das Ufer glücklich. Ueber Maasluys und Delft wanderte ich nach Haag. Daselbst empfing ich einen Paß in die Schweiz.

Denkschrift über das politische Verhältniß der Schweiz zu Deutschland, Frankreich und sich selber.

(Aus dem Französischen.)

Nachfolgende Denkschrift kam im Spätjahr 1814 nach Wien zum dortigen Kongreß. Unsers Wissens ist sie nirgends im Druck bekannt geworden. Sie hat gegenwärtig nur noch geschichtlichen Werth, insofern sie damalige Verhältnisse bezeichnet. Sowohl deswegen, als weil in Deutschland von den Unruhen der Schweiz, welche die Dazwischenkunft der verbündeten Mächte nothwendig machten, nur sehr verworrene und dunkele Vorstellungen gemein sind, mag die Denkschrift Vielen belehrend sein. Sie giebt in großen, doch festen Zügen ein Bild vom politischen Zustand der Eidsgenossenschaft vor dem Jahre 1815. Der Spruch des Wiener Kongresses ist bekannt. In den meisten Hauptstücken ist auch den Wünschen dieser Denkschrift durch den Kongreß entsprochen.

D. H.

Der erlauchte Fürsten-Kongreß Europas versammelte sich in Wien. Hier soll die Uebereinkunft der Mächte das Schicksal und den dauernden Frieden der Völker entscheiden. Diese Entscheidungen der Völker sollen die Gesetzgebung für die Staatenverhältnisse unsers Welttheils auf Jahrhunderte werden. Durch Uebersehung der geringsten Bruchzahl wird die Rechnung falsch, und ein übel gesetztes Stift im Uhrrade bringt das vortrefflichste Räderwerk zur Unbrauchbarkeit. Darum soll jeder, welcher Beruf in sich fühlt, bescheiden auf das hinwinken, was ihm bedenklich scheint.

Frankreich wird, durch Karakter seines Volks, Ehrgeiz seines Kabinets und Lage seines Landes beständiger und natürlicher Widersacher Deutschlands bleiben, wie seit Jahrhunderten. Napoleon Bonaparte, dieser politische Riese mit dem ehernen Herzen, ist zwar gestürzt; aber Frankreich hält sich nicht für besiegt. In wenigen Jahren sind ihm alle Wunden und Schrammen vernarbt.

Es ist darum zu thun, Deutschland und Italien gegen künftige Invasionen dieses kriegslustigen Volkes zu decken. Der Rhein mit einigen Vestungen ist wieder der breite Gränzgraben Deutschlands geworden. Zur Deckung des nördlichen Flügels ist Holland hergestellt; durch Vergrößerung des Gebiets, durch Zentralisirung seiner Regierung in der Hand eines einzigen Souverains, durch nachbarliche Stellung Großbritaniens, des französischen Erbfeindes, nun eine stärkere Landmacht, als es je vor dem gewesen.

Den südlichen Flügel der deutschen Gränzwehr zu decken, und zugleich ein Seitenbollwerk Italiens zu sein, ist die Schweiz durch ihre natürliche Lage bestimmt. Sie muß, wie der Rhein und Holland, ein selbstständiges Scheideland sein und bleiben. Oesterreichs Nähe dient ihr, wie die von England den Holländern.

Die Schweiz ist für Deutschlands Sicherheit fast wichtiger, als Holland. Denn am Oberrhein allein ists, wo Frankreich noch seine Brücken zum unmittelbaren Schritt auf deutschen

Boden behalten hat. Die Pässe des Montcenis, Simplon, Bernhard und Gotthard erobert, ist Italien unsicher. Ein französisches Heer in der Schweiz bedroht hinter Seen, Strömen und Gebirgen, wie aus einer ungeheuern Vestung, gleich furchtbar den Norden wie den Süden; die Erfahrungen der französischen Feldzüge haben es bewiesen.

Daher ist die Feststellung des künftigen Verhältnisses der Schweiz einer der wichtigsten Gegenstände im großen Entwurf zum dauerhaften Weltfrieden. Versäumung wird mit Reue gebüßt.

Dieses Land ist seit dem Ende vorigen Jahres der Raub innerlicher Entzweiuungen, Staatsumwälzungen und Gährungen aller Art geworden. Man hat in Deutschland nur unzusammenhängende Begriffe vom Wesen dieser Unruhen. Man kann nicht über die künftige beste politische Stellung der Schweiz, noch über ihr festzusehendes Verhältniß gegen Deutschland und Frankreich urtheilen, ohne eine genaue Ansicht von den gegenwärtigen innern politischen Verhältnissen der Schweizerkantone unter sich zu haben. An diese innern müssen sich die äussern knüpfen, wenn sie dauerhaft sein sollen.

Ich will daher ein treues Bild von diesen innern Verhältnissen zu entwerfen suchen.

Schon lange vor der französischen Staatsumwälzung bemerkte man in der Schweiz, wie dies in allen Freistaaten der Fall zu sein pflegt, von denen die Geschichte weiß, einen verborgenen Kampf der Demokratie mit der Aristokratie. Diese forderte Unterthanenschaft und jene größere Volksrechte. Im Kampf der bevorrechteten Herrscher gegen die Freiheiten der Beherrschten hatten diese unmerklich immer mehr Feld verloren, weil auf der Seite von jenen Gewalt, Herkommen und bessere Einsichten standen.

Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts wuchs aber mit dem Wohlstand auch die Einsicht des Volks. Dieses sprach mehrmals seine alten, längst geschmälerten Freiheiten an. Die gebildetsten Männer der Schweiz, oder ihre Mehrzahl, standen zur Volkspartei. So entstand ein falsches Verhältniß zwischen der Kulturstufe des Volks und seiner Verfassung. Der größere Theil der schweizerischen Bevölkerung war in so großer Unterthänigkeit, oft in weit größerer, als in den unbeschränktesten Monarchien. Die Bürgerschaft der demokratischen Kantone, zwar in sich selbst frei, hatte doch Unterthanenlande; in den übrigen Kantonen hatten die Bürger der Hauptstadt, oft nur einzelne Geschlechter (Patrizier) die Herrschaft über den Kanton, die Besetzung der Stellen, den Genuß der Einkünfte.

Aus diesem Mißverhältniß entsprangen bald dort, bald hier einzelne Empörungen und bürgerliche Unruhen. Während der französischen Staatsumwälzung wurden dieselben zahlreicher und heftiger. Diese Zwietracht benutzte endlich die französische Regierung zur Unterjochung der Schweiz im Jahr 1798, und sie mußte gelingen. Zu spät erklärten die Hauptstädte Zürich, Bern, Solothurn, Freiburg, Basel, Schafhausen, Luzern und die übrigen Stände das gesammte Volk frei, um es mit sich zum kräftigern Widerstand gegen Frankreich zu vereinigen.

Frankreich im Besitz der Schweiz, machte den Versuch, die Völkerschaften dieses Alpenlandes zu einem Volk und einem Staat unter einer Zentralregierung zu verschmelzen. Dies war ein Fehlgriff. Denn die halbtausendjährigen Gewohnheiten und Uebungen, die verschiedenen Sprachen, Gemüther, Bedürfnisse, Lebensarten und von Natur getrennten Wohnsitze der Völkerschaften, widersprachen einer solchen Ineinanderschmelzung; und die natürliche Armuth des Landes machte die Unterhaltung einer kostspieligen Verfassung unnatürlich, daher unerträglich. Aus gleichen Ursachen wird jeder ähnliche Versuch in Zukunft auf ähnliche Weise scheitern.

Napoleon sah ein, daß er, ohne beständig ein wachthabendes Heer in der Schweiz zu halten, welches die Erschöpfung des Landes und die Verzweiflung eines tapfern Volks zur Folge haben würde, die souveräne Zentralregierung nicht aufrecht halten könne. Er berief die Schweizer aller Parteien, zur Beendigung ihrer Zwiste und Reibungen, in eine Konsulta nach Paris. Da ward der Föderalismus hergestellt.

Durch Herstellung des Föderalismus gewann Napoleon, daß von der einen Seite die erste Forderung der Völkerschaften erfüllt ward, von der andern Seite sich die verschiedenen Kantone gegenseitig eifersüchtig genug und besser bewachten, und fesselten, als es durch eine französische Armee geschehen konnte.

Die Schweizer aller Kantone empfingen gleiche politische Rechte, unter gewissen, nach Bedürfniß der Kantone abändernden Bestimmungen. Dadurch ward die große Mehrheit des Volks befriedigt, obgleich die Hauptstädte und Patrizier über Ungerechtigkeit klagten. Allein ihre Zahl war im Verhältniß von anderthalb Millionen Einwohnern Helvetiens unbedeutend. Durch diesen klug berechneten Schritt söhnte Napoleon die schweizerische Nation einigermaßen mit Frankreich aus.

Außer den bisherigen dreizehn alten Kantonen erstanden durch Freisprechung der ehmaligen Unterthanen-Landschaften noch fünf neue, nämlich St. Gallen, Thurgau, Tessin, Aargau und Waat; dazu trat auch Graubünden, welches vormals nur ein zugewandter Ort gewesen. Da die Bevölkerung dieser neuen Kantone weit über die Hälfte der gesammten Bevölkerung Helvetiens ausmacht, da diese Kantone ihr Dasein der Vermittlung Napoleons dankten, waren sie sowohl in dieser als jener Hinsicht für Frankreich nützlich und bedeutend.

Wie richtig Napoleon gerechnet hatte, erwahrte sich aus dem Erfolg. Die Schweiz genoß unter der Verfassung, welche sie durch die Vermittlungsakte empfangen, eine eilfjährige Ruhe. Sie blühte unter der Zufriedenheit der Völkerschaften wieder auf, und selbst diejenigen, welche durch die Vermittlungsakte ihre Stadt- Zunft- und Patrizier-Vortheile eingebüßt hatten, läugneten gar nicht, daß die Regierungen, aus Gliedern aller Stände zusammengesetzt, binnen den eilf Jahren mehr wohlthätige Verfügungen zum gemeinen Besten getroffen, als vormals in einem halben Jahrhundert vollbracht waren. Es ward selbst anerkannt, daß die neuen Kantone in vielen Dingen den alten zuweilen musterhaft voranschritten.

Jetzt nahte die Epoche von Napoleons Sturz durch die siegreiche Gewalt der Verbündeten.

Die Städte, Zünfte und Patrizier erwarteten davon ohne anders die Wiederherstellung ihrer ehmaligen, langbesessenen Rechte, die Vernichtung der neuen Kantone, die Einführung der Unterthanenschaften. Die Tagsatzung in Zürich forderte Neutralität. Die Patrizier aber waren natürlich dagegen. Sie wünschten laut den Einmarsch der Alliirten, eben so sehr aus Haß gegen Napoleon, als aus Begier, ihre verlorenen Vorrechte gegen das Volk durch fremde Gewalt wieder zu gewinnen. Ihre Sendungen giengen ins Hauptlager der verbündeten Mächte, um den Einmarsch der österreichischen Truppen zu befördern.

Er geschah. Die Völkerschaften der Schweiz, überrascht und betäubt, geriethen in mancherlei Besorgnisse. Die Tagsatzung zu Zürich hatte zwar die Mediationsakte, als ein napoleonisches Werk, aufgehoben, um zu bezeugen, daß die Schweiz Frankreichs Vermittlerrolle vernichte, aber sich zugleich zu Grundsätzen einer künftigen Landesverfassung vereinigt, gemäß welcher die neuen Kantone neben den alten fortbestehen, die Unterthanenschaften aufgehoben bleiben sollten.

Dies war dem Zweck der Patrizier überall entgegen. Die zu **Bern** benutzten das erste Schrecken ihres Kantons, und stellten unter dem Andeuten, es sei der Wille der Alliirten, die uralte Verfassung, die Unterthänigkeit des Volks, die Souverainetät der Stadtregierung wieder her, indem sie die bisherige nach einigem Kampf auflösete. Das Volk im Glauben, es sei der ausdrückliche Wille der verbündeten Mächte, umgeben von österreichischen Heeren, schwieg betroffen.

Dem Beispiele Berns folgten bald, mehr oder minder gewaltsam, und aufgemuntert, auch die Patrizier zu **Freiburg**, **Solothurn** und **Luzern**. Nun war Spaltung in der Schweiz, Mißtrauen, Haß.

Bern schritt darauf zum Versuch, auch die neuen Kantone zu vernichten. Es forderte besonders die Kantone **Waadt** und **Aargau** in die alte Unterthänigkeit zurück. Aber die Regierungen derselben, von ihrem Volk unterstützt, wiesen kräftig die Zumuthungen der bernischen Regierung zurück, und fast alle waffenfähige Mannschaft beider Kantone griff zu den Waffen, ihre Freiheit mit Blut und Gut zu vertheidigen. — Die Städte **Basel**, **Zürich** und **Schafhausen** dagegen, überzeugt von dem Willen des Volks in ihren Kantonen, und daß sie nur durch Vertrauen und Eintracht stark sein könnten, verzichteten auf die ehmaligen ausschließlichen Vorrechte und theilten sich darin mit dem Volk. Durch diese weise Mässigung erhielten und bewahrten sie bei sich innern Frieden.

Inzwischen war die aus Regierungsdeputationen aller Kantone bestehende Tagsatzung in Zürich unermüdet beschäftigt, für die gesammte Schweiz eine neue Bundesverfassung an die Stelle der Mediationsakte aufzustellen. Verschiedene Entwürfe kamen zum Vorschein; aber in keinem konnten sich alle Stimmen vereinigen. Denn die patrizische Partei verwarf das Dasein der neuen Kantone und die politische Freiheit des Volks. Die neuen Kantone vertheidigten ihre Freiheit; Zürich, Basel, Schafhausen, begehrten Mässigung. Die demokratischen Kantone schwankten.

Die patrizischen Regierungen fürchteten, daß mit dem Feststehen der neuen Kantone, und mit der Freiheit des Volks in andern alten Kantonen, ihre eigenen Stühle unsicher ständen. Sie mußten also das Entstehen jeder Bundesverfassung so lange verhindern, als solche nicht ihren Absichten gemäß war. Sie unterhielten demnach durch alle mögliche Mittel die Entzweiung, daß kein Verein zu Stande kam, der ihren Interessen gefährlich werden konnte. — Durch Ermunterungen, Versprechungen, Hoffnungen und andere Wege, welche, wie man behauptet, nicht allezeit die edelsten gewesen sein sollen, gelang es auch die demokratischen Kantone zu stimmen, Ansprüche auf die neuen Kantone zu machen, oder auf Entschädigung ihrer Rechte, die sie ehmals daselbst, als in Unterthanengebieten, besessen hatten. Die politische Verwirrung, statt sich zu mindern, ward dadurch mit jeder Woche vergrößert. Nun trat der ehmalige, längst vergessene Fürstabt von St. Gallen, nun fast jeder Ort mit Entschädigungsanforderungen hervor.

Bei diesem Zustand der Dinge, wo ein Kanton bereit wurde, die Waffen gegen den andern zu zucken, und an vielen Orten das Volk, um dessen Rechte gehadert ward, Neigung bezeugte, das mit Gewalt wieder zu nehmen, was man ihm in der ersten Ueberraschung beim Einmarsch der Oesterreicher geraubt hatte, vereinigte sich die Tagsatzung, aus Furcht vor dem Ausbruch eines Bürgerkriegs, endlich dahin, vorläufig Gewaltschritte zu untersagen, und in allen Kantonen den politischen statum quo anzuerkennen.

In diese Maasregel stimmten selbst die patrizischen Regierungen. Denn während sie auf Erweiterung von ihren Rechten und Gebieten sannen, bemerkten sie, daß das Volk in ihren Kantonen selbst wieder lebendig ward, und die entrissene Freiheit zurückbegehrte. Nur die wachsamste und strengste Polizei konnte Verschwörungen und Unruhen unterdrücken. Man hörte überall von politischen Inquisitionen und Einkerkerungen, in Luzern wie in Solothurn, in Bern, wie in Freiburg. In Freiburg wie Luzern herrschte Mißvergnügen; in Solothurn brach dasselbe in einen theilweisen Aufstand aus, eben so im Kanton Bern, und zwar gerade in denjenigen Gegenden, die sonst der Stadt am geneigtesten gewesen waren. Doch blieb das Bestehende in dem nun einmal beschlossenen statu quo.

Als aber die Zeit des Wiener Kongresses immer näher rückte, und die Gefahr drohender ward, daß wenn die Schweiz sich zu keiner festen Verfassung vereinigen könne, solche durch fremde Mächte vermittelt werden dürfte, entschloß man sich eine Art Verfassung aufzustellen, die einigermaßen allen Parteien genügen sollte, wiewohl das Genügende nicht in der Natur des großen Vertrags, sondern in der Zweideutigkeit seiner Artikel gelegt ward. Man erkannte darin zwar den Grundsatz an, daß es keine Unterthanenlande mehr in der Schweiz geben sollte, aber drückte sich zur Schonung der patrizischen Regierungen über die Freiheit der übrigen Kantonsregierungen sehr umwunden aus, indem man sagte: es könne der Genuß der politischen Rechte nie das ausschließliche Recht einer Klasse der Kantonsbürger sein. Indem man also den patrizischen Regierungen überließ, wie viel Rechte sie ihren übrigen Mitbürgern einräumen wollten,

gab die neue Staatsverfassung durchaus keiner Partei Beruhigung und ließ dem Kampf des Volks und Patriziats offnen Spielraum. — Man erkannte zwar das Fortbestehen der neuen Kantone an, aber besänftigte die patrizischen Regierungen und alle, welche Ansprüche machten, durch einen Zusatzartikel, welcher ihnen ein schiedsrichterliches Urtheil über ihre Entschädigungsforderungen verhies. Die neuen Kantone, welche dadurch in Gefahr geriethen, den alten Kantonen ewig zinsbar zu werden, nahmen die Bundesverfassung daher nur sehr *bedingt* an, und wollten von solchen Entschädigungsleistungen durchaus *nicht* wissen. Die neue Staatsverfassung der Schweiz machte also der innern Zwietracht keineswegs ein Ende, sondern trug sie aus dem Vergangenen in die Zukunft feig genug über.

Die neueste Bundesverfassung der Schweiz, zu deren Annahme einige Kantone *gar nicht*, andere nur *bedingt* stimmten, trägt in mehrern Artickeln das sichtbare Gepräge der Noth und Eile, und ist eben so wenig geeignet, die seit eilf Jahren bestandene innere Ruhe wieder herzustellen, als den alliirten Mächten Europens eine Garantie zur Erhaltung des neu aufzustellenden europäischen Staatensystems zu geben.*)

Wenn man *einerseits* die politischen und natürlichen innern Verhältnisse der Schweiz, *andererseits* das Bedürfniß Deutschlands und aller rechts dem Rhein bestehenden Staaten berücksichtigt, ergeben sich folgende Resultat.

1) *Die Schweiz muß ein Föderativstaat bleiben, wie sie es seit einem halben Jahrtausend gewesen ist.* Dies fordert die Natur des Landes, und das Wesen der helvetischen Bergvölker. Sie werden sich nie gutwillig unter eine souveräne Zentralgewalt fügen, und sie beim ersten Anlaß wieder zertrümmern. Den unseligen Versuch, welchen in dieser Rücksicht einst das französische Vollziehungsdirektorium machte, hat hinlänglich die Unzweckmäßigkeit desselben dargethan.

Von der andern Seite aber ist eine gewisse Zentralisirung der Staatskraft in diesem Bunde von neunzehn Republiken nothwendig, wenn das neue europäische Staatensystem mit Sicherheit auf die Eidgenossenschaft, als *einen Staatskörper*, zählen soll. Selbst die gebildetern Schweizer, wie man aus ihren Flugschriften deutlich ersieht, wünschen eine solche, sowohl in Absicht des Auslandes, als in Betreff der Münzen, Polizei- und Militäreinrichtungen.

Man lasse der Tagsatzung allerdings ihre gemeingesetzgebende Gewalt; aber die *Vollziehung* des öffentlichen Willens werde den Händen weniger anvertraut. Große Versammlungen sind eben so vortrefflich zur Berathung, als untauglich zum Handeln, wo der Erfolg oft von der Schnelligkeit und dem Geheimniß abhängt.

2) Als Föderativstaat ist die Schweiz durchaus unfähig, ein kriegslustiger oder erobernder

*) Durch die Erklärung des Wiener Kongresses vom 20. März 1815 ward der vornehmste Stein des Anstoßes, die Entscheidung über Entschädigungsansprüche, gänzlich abgethan.

Staat zu sein. Er wird sich in allen Kriegen zwischen Deutschland, Frankreich und Italien nothwendig neutralisiren; denn er kann bei keinem Kriege gewinnen, weil er keine Vergrößerungen seines Gebietes verlangt, sondern sie vielmehr zu vermeiden sucht; er kann also nur einbüßen. Man muß folglich die Schweiz aus allen kriegerischen Bündnissen auslassen, denn sie würde solche nur gezwungen annehmen, und unsicher daran halten; man muß ihr eine immerwährende politische Neutralität gestatten, zu welcher sie sich durch ihre natürliche Lage, durch den Karakter ihrer Bewohner, und durch ihre politische Einrichtung eignet. Wollte man ihr die Neutralität nicht gestatten, würde sie solche bei dem ersten guten Anlaß selbst nehmen. Frankreich machte die Erfahrung und erkannte seinen Vortheil. Die Off- und Defensivallianz mit der helvetischen Republik verschwand bald. Die Geschichte der Kriege hat beurkundet, daß sowohl Frankreich, als Deutschland und Italien durch die Neutralität der Eidsgenossenschaft nie Nachtheil, immer Vortheil hatten.

Hingegen haben die europäischen Mächte das Recht, von der Schweiz zu fordern, Anstalten zu treffen, ihre Neutralität mit imponirender Stärke in der That zu behaupten. Die Schweiz ist in ihrer gegenwärtigen Militärordnung fähig, binnen vierzehn Tagen eine Armee von sechszigtausend Mann wohlgeübter und disziplinirter Truppen von allen Waffen auf einen beliebigen Gränzpunkt hinzuwerfen, und dies Heer auch im Nothfall zu vergrößern. Dazu muß sich die Schweiz im Bunde mit den europäischen Mächten verpflichten. Frankreich, wie Deutschland, haben das unstreitige Recht, diese Verpflichtung zu ihrer eignen Sicherheit zu fordern.

Aber es darf nicht ausser Acht gelassen werden, daß die Schweiz durch den ungestümen Rheinstrom und den Bodensee gegen Deutschland fester und leichter zu vertheidigen ist, als gegen die französische Seite. Sollen nun Deutschland und Italien auf diesem Punkt gegen Frankreich wahrhaft sicher, und die Schweizer in ihrer Neutralität wirklich geborgen sein: so ist eine künstliche Befestigung aller Engpässe von Genf hinweg, bis zum Erguel und Rhein bei Basel unumgänglich nothwendig. Diese Befestigung der Schweiz gegen die französische Gränze muß den Einwohnern Helvetiens eben so wichtig, als den deutschen und italiänischen Fürsten sein, und kann daher nicht von ihnen verweigert werden, um so mehr, da sie durch den Vortheil ewiger Neutralität hinlänglich für den Aufwand entschädigt werden.

3) Die künftige Neutralität der Schweiz ist aber so lange unsicher, troß aller Befestigungen und aufzustellenden Truppenmassen, als das Land von Parteien zerrissen ist. Denn sucht man nicht den Streit derselben auf eine gründliche Weise zu beseitigen, so wird in Zukunft eine Partei die andere verrathen, die eine an Frankreich, die andere an Deutschland hängen.

Der Hauptstoff des ganzen Haders sind gegenwärtig aber die Ansprüche einiger ältern Kantone auf Zerstückelung der neuen Kantone, oder auf entschädigende Zinsbarkeit derselben. Beides verweigern standhaft die neuen Kantone; und bei ihrer Stärke, bei ihren guten Militäreinrichtungen und bei der Entschlossenheit ihres Volkes dürfen die ansprechenden Kantone nicht daran denken, ihre Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen, um so weniger, da besonders

in den patrizisch regierten Kantonen das Volk selbst zum Aufstand gegen seine Beherrscher geneigt ist. Man zweifelt auch in der Schweiz keineswegs, daß wenn die alliirten Mächte gleichgültige Zuschauer bleiben wollten, binnen wenigen Tagen und Wochen die Macht der neuen Kantone Alles umgestaltet und die patrizischen Regierungen von allen Ansprüchen auf immer abgebracht haben würden.

So lang die neuen Kantone in Napoleon den Bürgen ihrer Selbstständigkeit sahen, schienen sie demselben zugeneigt gewesen zu sein, wiewohl auch sie nur mit Unwillen dessen Rekrutenforderungen und herrische Machtsprüche trugen. Sobald sie aber wahrnahmen, daß die Alliirten keineswegs erschienen, ihren Untergang zu stiften, erklärten sie sich für das Interesse derselben mit all dem Enthusiasmus, welchen die Liebe des eignen Lebens einflößt. Sie werden offenbar die treuesten Anhänger des europäischen Staatensystems sein, sobald sie in demselben die Bürgschaft ihrer unangefochtenen Existenz erkennen.

Da nun die Bevölkerung der neuen Kantone weit über die Hälfte der gesammten Volksmenge der ganzen Schweiz beträgt, ist ausser Zweifel, daß die Aufrechthaltung dieser Kantone, und die Niederschlagung aller Entschädigungsansprüche gegen sie das erste und wirksamste Mittel ist, die Gemüther des größten Theils der Schweiz an die Sache Deutschlands zu fesseln, und den bisherigen Streitigkeiten auf immer ein Ende zu machen. Denn seit eilf Jahren dachte in der Schweiz kein einziger Kanton an Entschädigungen. Alle Regierungen waren sich befreundet. Erst als die Patrizier den Glauben des Volks übernahmen, und begünstigt vom Schein der Umstände eine neue Herrschaft einführten, brachten sie den Plan der Zerstückelungen oder Entschädigungsforderungen auf. Was nie während der Konsulta zu Paris zur Sprache gekommen war, ein vermeinter Verlust, dessen Dasein man eilf Jahre lang nie empfunden und mit keinem Worte gedacht hatte, ward jetzt in Flugschriften, Zeitungen Proklamationen laut beklagt, um die mitleidige Aufmerksamkeit der europäischen Mächte oder wenigstens einiger bisher gleichgültig gebliebenen schweizerischen Regierungen zu erregen, während bei der Insurrektion des Landvolks im Kanton Bern dieses selbst seiner Stadtregierung sagte: „Lasset den neuen Kantonen ihr Gut und Recht, aber gebet unserm Kanton die freie Verfassung, welche jene haben!"

Gesetzt, man hebt den Hader um sogenannte Entschädigungen der Kantone nicht auf, indem man alle Ansprüche niederschlägt, werden die bürgerlichen Parteien muthwillig fortgepflanzt. Gesetzt, man nöthigt die neuen Kantone, das heißt, die halbe Schweiz durch schiedsrichterliche Sprüche und Verträge, einigen Kantonen oder vielmehr patrizischen Familien, tributär zu werden: könnte man zweifeln, daß das zinsbar gemachte Volk die erste Gelegenheit ergreifen würde, einen ungerechten Vertrag zu zerschmettern?

Nicht das Volk in den ansprechenden ältern Kantonen hat Genuß von Gebietserweiterungen und Entschädigungen: sondern in demokratischen Kantonen eine oder die andere Familie, die sich auf Bekleidung einer Landvogtei u. dgl. Rechnung macht, in den patrizisch regierten

Kantonen die auserwählte regimentsfähige Verwandtschaft. Dies Personal ist gegen die durch Anzahl, Einsichten und Kräfte jeder Art wichtige Volksmenge des Ganzen so bedeutungslos, daß, selbst wenn die Entschädigungsbegehren die gerechtesten von der Welt wären, Staatsklugheit hier gebieten muß, sie wegzuwerfen, und den Theil für das Ganze zu opfern. Ohne die Herstellung der innern Ruhe und Sicherung des Volks vor Zinsbarkeit an Einzelnen, ist keine dauerhafte Neutralität, keine Festigkeit der Verfassungen, keine allgemeine Anhänglichkeit an den Bestand der Dinge zu erwarten.

Zu dieser Maasregel drängt sich noch eine zweite: Zufriedenstellung der sogenannten vier aristokratischen Kantone Solothurn, Bern, Freiburg und Luzern, wo die patrizischen Geschlechter beim Einmarsch der Oesterreicher in die Schweiz, die bisherigen Regierungen und Verfassungen umstürzten und sich der Herrschaft bemächtigten. Nur in diesen vier Kantonen dauert das Mißvergnügen fort; in allen übrigen sind Volk und Regierung einig und mit den selbstgeschaffenen Kantonalkonstitutionen im Allgemeinen zufrieden.

Die patrizischen Regierungen, nachdem sie sich der Herrschaft wieder bemächtigt hatten, sahen selbst mit Zittern ihre Gefahr, als beim Volk das erste Schrecken verschwunden war, welches den Einmarsch der fremden Heere begleitete. Um den Sturm zu beschwören, milderten sie, wenn gleich kärglich, die Härte der alten Verfassungen, und wählten selbst Landleute in den gesetzgebenden großen Rath ihrer Kantone. Aber die Erwählten waren nicht vom Volk erwählt, und also ohne dessen Vertrauen; die Erwählten waren in so geringer Anzahl, daß sie nur Figuranten im Rath blieben. Das Volk ließ sich durch dieses Blendwerk nicht täuschen, und ward nur mißtrauischer. Es kam zu unruhigen Bewegungen. Man bot zur Sicherheit der Regierungen besoldete Truppen auf. Man hielt Exekutionen; verhaftete; kerkerte ein; bezeichnete alle Gegner als Jakobiner, Ruhestörer, Anarchisten. Dies alles war unvermögend, die öffentliche Zufriedenheit herzustellen; man sah sich genöthigt hin und wieder in einigen Dingen nachzugeben. Solothurn machte in wenigen Monaten drei neue Staatsverfassungen, ohne dem Volke mit einer einzigen zu genügen; Freiburg änderte ebenfalls; Bern verhieß das Gleiche. Aber das Mißvergnügen blieb. Man sah in den Regierungen nur eine Partei; im Volk die andere.

Für die Sache der patrizischen Regierungsfamilien spricht in einigen Schweizerstädten jeder Grund, der für die Herstellung des Patriziats in den Reichsstädten Deutschlands, oder in den Staaten von Genua und Venedig spricht. Sie haben dieselben Rechtstitel auf Wiedererlangung ehmaligen Ansehens, ehmaligen Besitzthums, ehmaliger Oberherrlichkeit, wie die mediatisirte Reichsritterschaft und andere durch Gewalt aus altbergebrachten Rechtsamen Verstoßene. — Für die Sache des seit eilf Jahren gefreiten Volks spricht eilfjähriger Besitzstand, geweiht durch die feierlichen Freiheitserklärungen der alten Regierungen in den Tagen der Noth; dazu noch der seitdem geweckte Geist des Volks, welchem nicht mehr am bloßen Namen des freien Schweizers genügt.

Der Kampf des Volks und der Regierungen in jenen vier patrizisch regierten Schweizerkantonen droht Gefahr für die Zukunft. Denn wenn man auch das aus seinen Freiheiten ver-

drängte Volk, durch Waffengewalt zum Schweigen und Dulden bringt, ist unfehlbar voraus zu sehen, daß es, wenn irgend ein günstiger Augenblick erscheint, neue Revolutionen herbeiführen werde. — Der Verfassungsstreit in den jetzt patrizisch regierten vier Kantonen läßt sich aber nicht anders, als durch Vermittelung von Unparteiischen, nichtschweizerischen Schiedsrichtern, entscheiden und beseitigen, welche die Forderungen beider Parteien hören, und mit redlichem Willen zu beseitigen streben.

Dies sind die Verhältnisse der Schweiz zu Frankreich, Deutschland und sich selber. — Die angeführten Thatsachen sind wahrhaft, und können nicht anders, als von Einheimischen und Fremden, so wie von den Ministern der auswärtigen Mächte, welche bei den Schweizern residiren, bestätigt werden. Die Folgerungen, welche daraus gezogen worden sind, sollten, wie es scheint, jedem Unbefangenen von selbst einleuchten. Daher stellte man sie einfach und ohne Schmuck von Beredsamkeit oder Ueberredungskünsten hin. Aber die Zukunft wird über die Richtigkeit der hier gegebenen Ansichten und der daraus entspringenden historischen und politischen Weissagungen, die jeder selbst machen kann, entscheiden, und manches bewähren, das man jetzt vielleicht noch für zweifelhaft oder unbedeutend halten mögte.

Ueber Staatspapiere und den Handel mit denselben.

Der Geist der Habsucht
gebieret das Verbrechen.

Alle Staaten, ohne Ausnahme, sind mehr oder weniger verschwenderisch mit Ausgeben von Staatspapieren gewesen, und haben dadurch die Staatseinnahmen nicht allein, sondern beinah den Staat selbst, in der Zeit des Kriegs vernichtet.

Anstatt daß Schuldscheine, wie diese ausgegebenen, ein heiliges Wort gewissenhafter Zurückzahlung sein sollen, hat man gleich beim Ausgeben schon deutlich erklärt, wie man die Sache angesehen wissen wollte. Statt den Nennwerth aufrecht zu halten, wurde gleich ein Bedeutendes nachgelassen, und also das gegebene Wort, wie bündig es auch der Drucker aufsetzte und das Siegel es versicherte, zweideutig gemacht. Leichtsinnig wurde fortgesetzt, was man leichtsinnig anfing, und indem man bei jedem neuen Bedürfen zu der immer ergiebigen Fabrikation zurückkehrte, stiegen die verzinslichen Summen zu einer Bedeutenheit, welche mit den Staatskräften in keinem Verhältniß mehr standen.

Welche Operationen vom Jahr 1792 bis jetzt in diesem Fache gemacht wurden, das verewigen die darüber ergangene Patente. Und dadurch daß am Ende die Staatspapiere an Zutrauen mithin an Werth verlohren, stieg die Zuversicht der Regierungen auch ihrerseits, die in Werth verringerte Waare selbst so niedrig wie möglich zu würdigen, und wie bei einer Konkursmasse, pro rata, für den selbst ausgesprochenen, sich feierlichst zur Rückzahlung verbindlich gemachten Werth,

eine Abkaufssumme zu geben, wobei kein klingendes Geld, sondern nur anderes benanntes Papier, mit gleicher Sicherheit und allenfalls erhöhten Zinsen, zum Vorschein kam.

Die Regierungen bemerkten bald, daß wie ehmals in Frankreich, bei den Bankzetteln des berühmten Irrländers Law, alles klingende Geld des Landes bei weitem nicht zureiche, die Masse der vielfältig benamten, best versicherten, und doch gleich beim Eintrit in die Welt, um fünfundzwanzig bis dreißig auch vierzig Prozent, oder wohl noch niedriger gesunkene Papiere zu bezahlen. Sie fühlten, daß so lange die ganze Masse ähnlicher Fabrikate im Land blieb, dieses einem schnellen Untergang entgegen eilen mußte: Sie suchten also diesen Krebsschaden, auch dem Ausland mitzutheilen; das war freilich keine Hilfe von Grund aus, sondern nur Linderungsmittel, weil für ähnliche Uebel nur Staatsbanquerotte dem Land am erträglichsten werden, wann sich die meisten Gläubiger im Ausland befinden. Dieses zu bewerkstelligen, bediente man sich ganz vortrefflicher Unterhändler — der Juden — und diese besorgen es auch bis zur Stunde, mit einer Gewandtheit, welche sie den Adels-Diplomen würdig macht.

Was im Handel keine Käufer fand, das wurde zu billig angeschlagenem Werth belehnt, Zinsen und Nebenvortheile gemacht, wie die Habsucht solche nur wünschen konnte, und dadurch verlohr sich bereits eine, durch die lange Reihe von Kriegsjahren bedeutend gewordene Masse baaren Geldes, gegen Staatspapiere nach allen Abtheilungen und Benennungen. Das Resultat geht nun dahin: daß die Belehner und Käufer ähnlicher Produktionen die Rolle des Hunds in Lafontaine's Fabeln übernahmen, nämlich daß sie das eigentliche Stück Fleisch in das Wasser fallen ließen, um den Schatten zu haschen.

So lange Habsucht, die von einem beispiellosen Krieg erweckt und genährt wurde, öffentlich waltet, — und wann wird dieses aufhören? — L'intérêt est le mobil de toutes les actions humaines, sagt Raynal, — so lange die Staaten sich jeder Mittel, besonders aber der zu allem Schlechten fähigen Juden bedienen, und Einzelne, wie beim Pharotisch mit gefüllter Börse weggehen können, so lange muß diese Pest — Staatspapiere genannt — fortdauern, und in ihrer Verwüstung wachsend gehen, bis gleich dem Staatswohlstand auch der bürgerliche dahin ist, und Deutschland in seinem Innern, Frankreich im Jahre 1792 nahe kömmt. Wie tief bei diesem Handel Käufer und Verkäufer in sittlicher Rücksicht gesunken sind, das liegt schon in den Thatsachen selbst offenbar. Dem Beobachter deutet es auf Sturm und Ungewitter, das zu beschwören kaum möglich sein wird, wollten auch die Regierungen zur Stunde das alleinige Rettungsmittel, den Banquerut ergreifen, und dadurch die Feder der bisher so thätigen Maschiene zerbrechen. Alle Uebel, denen man eine Gränze geben kann, sind nur halbe Uebel, und der, welcher das zu retten sucht, was noch gerettet werden kann, verdient mehr Schonung, als der Leichtsinnige oder Schwachsinnige, der es gehen läßt, wie es kann und will.

Indessen bezeichnet es den Hazardspielergeist unseres Zeitalters ganz, daß die durch den scheinbaren Nutzen verblendete Menge frohsinnig in dieser Pestgrube wühlt und sich herumtreibt, als wäre keine Gefahr möglich. Dieses dem nicht spielenden Beobachter gewiß

auffallende Bild, stellt sich besonders in Frankfurt am Main dar, in welcher Stadt der Krieg eine bedeutende Masse baaren Geldes zurückgelassen hat, das der eigentliche gesunde und vernünftige Handel nun nicht mehr zum dritten Theil beschäftigt. Zugleich zeigt sich hier eine zahlreiche Judenschaft, welche mit den auswärtigen Glaubens- und Bundesgenossen in dem engsten Verein steht, und durch ihre Thätigkeit im Staatspapierenhandel nicht eher aufhören wird, bis ein großer Theil Habsüchtiger, durch sie mit allem Recht Betrogener, wie ehmals das Haus Heuser und Lenz, am Bettelstab steht. Der Jude L. S. Spiro, schon durch einen Bankerot bekannt, hat durch eine zweite ähnliche nun noch „Suspention" genannte Geschichte furchtsames Nachdenken erregt. Die Stadt Frankfurt allein ist dabei für anderthalb Millionen Gulden, Darleihen auf ausländische verzinsliche Lotterieloose, interessirt. Die ganze Masse ist drei Millionen stark, die also das Unterpfand auf fünfundvierzig Prozent Kapital angeschlagen, eine Masse von beinahe sieben Millionen verzinslicher Lotterieloose bedurften, um auf diesem Weg erhalten zu werden. Augsburg, das seit dem Aufhören der Handelsbedeutenheit des ehmaligen Freistaats Venedig, an der kaufmännischen Auszehrung kränkelt, hat sich ebenfalls, man kann beinahe die Entschuldigung annehmen, aus Verzweiflung in dieses bodenlose Meer gestürzt, und mit viel weniger Kraft zum Schwimmen muß auch der Untergang so viel schneller sein, wie dieses schon in dieser Stadt ausgebrochene Banquerote beurkunden.

Wenn andere Stände gutmüthig genug sind, zu glauben, daß der Handelnden ganzes Thun und Lassen aus der edeln Rechenkunst stamme, so wird sie das Gesagte eines Bessern belehren. Wahrlich die Kaufleute können heutiges Tages nicht beschuldigt werden, daß sie an dem Ort, wo andere Menschen ein Herz tragen — das Ein mal Eins haben. Denn aus ihrem Handel mit Staatspapieren ist sichtbar genug, daß sie mehr Glücksspieler als Rechner sind.

Ich will dem gesunden Menschenverstande die große Frage ganz einfach stellen: Willst du einem auf seine Handschrift borgen, dem du auf sein Wort glauben sollst, aber nicht gesetzlich betreiben kannst? Der denen, die ihm Geld bringen, für ihre Mühwaltung zehn bis zwölf Prozent giebt, so daß die Kosten und Zinsen binnen sieben Jahren die Massen seiner Schulden verdoppeln?

Als deutscher Mann sprech' ich, ohne Haß, ohne Furcht. Es geht unser Vaterland, unser Volk an, unser Eigenthum, unsere Ruhe. Wenn ich irre, beweiset es mir. Aber wer seine Mitbürger ungewarnt ins Verderben rennen läßt, ist selbst schuldig und wird mitgestraft. Kein Glied eines zu Grunde gerichteten Gemeinwesens kann dem eignen Verderben entrinnen. Denn ist die Masse verarmt, so muß der Staat sein Bedürfen, von den wenigen vorhandenen Reichen allein fordern.

Frankfurt am Main. L . . . d.

Vergleichungen
zwischen einigen welthistorischen Begebenheiten.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift glaubt bei denen, welche nachfolgende Abhandlung mit Ernst bis zum Schluß durchlesen werden, keiner Rechtfertigung zu bedürfen, daß er sie in einer Sammlung für die Geschichte unserer Tage aufnahm. Sie enthält den Schlüssel zu den Räthseln unsers Jahrhunderts, aus dem Innern des vergangenen Jahrtausends genommen. — So sollte einst die Weltgeschichte geschrieben sein. Sie fehlt noch. Auch Johannes Müller schrieb sie nicht. Diesen Ueberblick der Geschichte der europäischen Menschheit wünscht' ich auf den Arbeitstisch der Könige und ihrer besten Staatsdiener legen zu können.

In den Augen vieler Leser mag diese geistreiche Abhandlung gewinnen, wenn ich noch hinzusetze, sie sei aus der Feder eines der edelsten und angesehensten deutschen Prälaten der katholischen Kirche; oder wenn ich das Urtheil eines rühmlich bekannten Staatsmannes aus seinem Briefe hinzufüge: „Seit einiger Zeit sind wir, so viel ich weiß, völlig entwöhnt, von dieser Seite für das, was sein soll, bedeutende Stimmen zu vernehmen. Außerdem ist die Idee, Hauptbegebenheiten aus solchem Gesichtspunkt und so zu fassen, neu, auch wenn es die Entwickelung der Begebenheiten selbst nicht wäre. Und daß bei dem gegenwärtigen tiefen Verfall des katholischen Klerus, bei dem entschiedenen Festhalten im Mittelpunkt an alten und haltungslosen Maximen, wo das Fortschreiten mit dem Zeitgeist sich nur bis zu dem Bestreben erhoben hat, Jesuiten und Inquisition dem Zeitgeist anzupassen, wenigstens in Deutschland noch nicht alle bessere Ueberlieferung verloren sei, gehört in Ihre Ueberlieferungen.“

Heinrich Zschokke.

In den Staaten ist niemals vollkommener Stillstand. Scheinen sie auch gänzlich in Ruhe versunken, so befinden sich doch die geistigen und physischen Kräfte beständig in Bewegung. Selbst Verwesung ist ein Werk, welches die stille Regsamkeit von Kräften erfordert. Auch Staaten und Völker haben ihren Tod. Es ist dies sogar gewöhnlicher Kreislauf in der Menschengeschichte.

Sind die moralischen und politischen Kräfte eines Staats in todtenhafter Auflösung übergegangen: kann das Volk nur durch ein außerordentliches Ereigniß gerettet werden, durch Schmach und Wehen einer Eroberung und Unterjochung, oder durch innere Umwälzung, in welcher neues Leben geweckt wird. Es giebt Zeiten, wo sich die Erschlaffung über ein ganzes System von Staaten ausdehnt. Alsdann können nur welthistorische Begebenheiten die Menschheit aus ihrer Schlaftrunkenheit wachrütteln.

Dergleichen welthistorische Begebenheiten waren die Verbreitung des Christenthums, der Aufschwung der Moslemischen Macht, die Entfaltung von Gregors des siebenten päpstlicher Machtvollkommenheit, die Entdeckung der neuen Welt, Luthers Reformation, und die französische Staatsumwälzung.

Eine Vergleichung der Ursachen, des Karakters und der Folgen dieser Ereignisse, welche die Welt verändert haben, ist zugleich anziehend und lehrreich.

Den obersten Rang in jeder Beziehung wird unter den Weltereignissen jederzeit das Erscheinen des Christenthums behaupten. Es fiel gerade in den Zeitpunkt, wo die sittliche und politische Verdorbenheit durch Verfeinerung, Weichlichkeit und Mißbrauch der Gewalt den höchsten Gipfel erreicht hatte. In demüthiger Dunkelheit trat die christliche Lehre auf, welche dem harten und gleissenden Egoismus des Zeitalters die sanfte und einfältige Predigt von der Liebe aller Menschen als Brüder und als Kinder des Einen Vaters im Himmel entgegengestellte. Wie ein Senfkörnlein ward sie von der Vorsehung in den öden Boden niedergelegt. Aber es erwuchs zum völkerschattenden Baume.

Die Verachtung der Großen und Mächtigen gegen die neue Lehre begünstigte zuerst vorzüglich ihre stille unbemerkte Verbreitung unter dem Volke. Das reine Licht blieb den Gelehrten verborgen, und offenbarte sich den Einfältigen. Es ward der Trost der Armen und Bedrängten.

Noch mehr wurde sie befördert durch die Verfolgung, die erst dann mit Nachdruck eintrat, als das Evangelium des Gekreuzigten schon eine große Anzahl von Anhängern in allen Klassen zählte, und deshalb anfing, in den Augen der Machthaber politisch gefährlich zu scheinen.

Nebst der Gewalt, die aber in Dingen des Glaubens und der Ueberzeugung niemals Proseliten, sondern nur Märtyrer macht, hatten die Gegner des Christenthums keine andere Waffen, als das alterthümliche Ansehen, und die sinnlichen Reize des Gottesdienstes.

Die Lehre des Christenthums war sowohl in ihren Offenbarungen von Gott, als in ihren Sittenregeln bestimmt, klar und einfach. Die Mythologie hingegen enthielt schon in ihrem Ursprung Abgeschmacktes, und ward im Lauf der Zeiten und in der Vermischung der Völker so überladen, daß es den scharfsinnigsten Denkern (Cicero, Jamblich, Julian u. s. w.) schwer wurde, Zusammenhang und vernünftige Deutung hinein zu bringen. Ihre Sittenlehre war dürftig und zweideutig, und wenn gleich in ihren Mythen der Tugend Belohnung und des Verbrechens Strafe lebte, war doch der Wandel der höchsten Götter selbst kein reiner Tugendspiegel. Der Spötter Luzian fand Niemanden, der ihn widerlegte. Von nun an war der Götterdienst als Volksglaube schon vernichtet, und er konnte sich nur noch als Polizei-Anstalt kümmerlich erhalten. Wenn aber eine Religion bei einem Volk aufhört, tritt das Bedürfniß einer andern ein. Dieses Bedürfniß befriedigte das Christenthum denen, die nach dem Göttlichen sich sehnten, weil seine Vorschriften schlichte Tugend lehrten, sein Lehrer selbst

das reinste Vorbild darstellte. Der keinen andern Gottesdienst, als Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, Ausübung der Nächstenliebe und gegenseitige Erbauung verlangt. Nur den in ihrem Wahn den Göttern verwandten Machthabern, den durch Täuschungen verfeinerter Selbstsucht Verbildeten schien das Christenthum schlechter Ersatz für den prächtigen Götterdienst, der bis dahin die Menge betäubt, und die Gewaltthätigkeit und Laster der Herrschenden beschönigt hatte.

Nur allmälig schritt die Verbreitung des Christenthums vor; die ihm inwohnende Kraft verschaffte ihm den Sieg, nicht äußere Gewalt. Die Wirkungen des Christenthums bezeugten seine wunderbare Kraft. Dem Gewissen, nicht nur der Niedern, auch der Großen und Mächtigen verlieh es den Einfluß, den der Hochmuth des der Sinnlichkeit fröhnenden Geistes ihm entrissen hatte. Auch im geringsten Sclaven kam der Mensch wieder zum Vorschein. Man fieng an zu fühlen, daß Ungleichheit der Stände, um nicht ungerecht zu sein, mit der sittlichen Würde aller und jeder im Einklang stehen müsse. Je heller das Christenthum leuchtete, desto loser wurden die Fesseln der Knechtschaft, desto kräftiger der Aufschwung der Völker zur gesetzlich geordneten Freiheit. Eine neue Welt hat es dem geistigen Auge aufgeschlossen, eine unvergängliche Welt, wo die Guten sich wieder finden. Nun lebte der Mensch nicht mehr der irdischen Gegenwart, sondern mehr noch der ewigen Zukunft. Das Leben bekam ein sicheres Ziel; die Freundschaft, die Liebe ward gereinigt, und veredelt. Diese Wirkungen des Christenthums bemerkt ein forschend Auge selbst da, wo bei seiner Einführung oder im Verlauf der Zeiten Rohheit oder Aberglaube seinen Glanz verdüstert hat. Daß es nicht alle, die sich zu ihm bekannten, rein-gut, helldenkend, freisinnig gemacht, und mit allen Tugenden geschmückt hat, gereicht ihm nicht zum Vorwurf, sondern den Mängeln und Gebrechen, und der Verdorbenheit der menschlichen Natur. In der geistigen Veredlung und sittlichen Verbesserung ist der Stufengang noch zarter und unmerklicher, als in den Ausbildungen der Materie. Das Angeerbte, das Angeübte, das durch Gewohnheit zur andern Natur gewordene im Menschen ist schwer vertilgbar. Eine vierzigjährige harte Prüfung in der Wüste vermochte nicht das jüdische Volk davon zu reinigen. Daß aber die Massen der Völker unter des Christenthums milder Leitung sittlicher, aufgeklärter, geordneter, der Freiheit empfänglicher, bildsamer und den Künsten des Friedens ergebener geworden sind — wer kann es läugnen? —

Wäre die Entstehung des Moslemismus mit der Verbreitung des Christenthums in naher Berührung gestanden, so wäre der schnelle Fortschritt des erstern nicht leicht erklärbar. Aber wo Mahomed seine Visionen verkündigte, war Jesu Lehre nicht herrschend, sondern es zeigte sich in jenen Ländern ein buntes Gemische von Götzen- und Sterndienst, und mancherlei jüdischem und magischem Aberglauben, und es war ein Lichtgedanke, in diese Masse von Meinungen die Idee vom einigen Gott wie einen auflösenden und wiedervereinigenden Gährungsstoff zu werfen. Schade, daß dieser Gedanke in dem zugleich schlauen und glühenden

Kopf eines Herrschsüchtigen aufgieng, welchen sein vorherrschender Trieb in die Rolle eines Eroberers stürzte. Gottes Offenbarung ward das Aushängschild seines Unternehmens, wozu ihm nicht blos Waffenkunst, sondern mehr noch die Künste der Täuschung zum Mittel dienten. Ihn kümmerte wenig, ob seine Schüler überzeugt waren; ihm genügte, daß sein Schwerdt und sein Betrug sie unterjochten. Uebrigens schmeichelte sein Unterricht der rohen Sinnlichkeit und der wollüstig üppigen Phantasie der Morgenländer. Die Sittenregeln, die er ihnen gab, und die Enthaltungen, die er ihnen vorschrieb, waren eine klug berechnete Lebensordnung für geborne und bleibende Krieger im Dienst eines Eroberers. Bekriegung aller Nichtgläubigen ist die oberste Pflicht im Koran. Dieser Pflicht wird Alles untergeordnet. Eine solche Religion konnte unter Völkern, von Natur sinnlich reizbar, Jahrhunderte lang elend, unwissend und unterjocht, und ohne Nationalband, um so leichter die Oberhand erhalten, als ohnehin zwischen Annahme des Korans oder wahrscheinlichem Untergang keine Wahl übrig blieb.

Der Einfluß, den der Moslemism auf der Völker Bildung im Anfang hatte, ist sehr verschieden von dem spätern. Außerdem, daß er viele zerstreute und erniedrigte Völker hob und vereinigte, daß er dem in Geistesschlaf versunkenen Orient kräftige Bewegung mittheilte, daß er weichliche und feige Nationen in tapfere und kriegerische Völker umwandelte, und einem morschen und verfaulten Welttheil (dem byzantinischen Reich) den letzten Stoß zum Einsturz gab, brachte er der Geisteskultur schon dadurch großen Vortheil, daß er die Idee vom Einigen Gott unter einer Menge heidnischer Völkerschaften, die bei wenigem Verkehr mit den christlichen an der Bildung der Letzten keinen Theil nahmen, herrschend machte. Diese Idee wird in der Menschengeschichte immer als der Punkt der Vereinigung erscheinen, und nur ihre allgemeine Verbreitung und allseitige Läuterung von abergläubigen Zusätzen läßt die allmälige Begründung eines festen Kultur-Vereins der Menschheit unter allen Zonen erwarten.

Die fanatische Begeisterung, womit die Schüler des Koran von Eroberung zu Eroberung eilten, gab der planlosen Thätigkeit der aus dem Chaos des Lehenwesens sich mühsam herausarbeitenden Völker des Abendlandes eine neue und bestimmte Richtung, und vereinigte sie alle, der heimischen Fehden vergessend, unter das Panier des Kreuzes. Der Aufwand, den die Kreuzzüge foderten, brach die Grundlagen des Lehensystems nieder, und öffnete dadurch dem wissenschaftlichen und politischen Geist neue Bahnen. So lange die Kreuzzüge den kriegerischen Schwung der Muselmänner unterhielten, waren sie ein durch mancherlei Tugenden und Fähigkeiten ausgezeichnetes Volk, dessen Kraftgefühl, Stolz and Hang nach Unabhängigkeit den Despotismus milderten, welchen die Verehrung der Nachfolger des Propheten so sehr begünstigte. Aber mit dem Aufhören der Kreuzzüge fingen sie an, sich immer mehr von allen kultivirten Nationen abzusondern, und blieben dergestalt in allen Zweigen der Kultur zurück, daß zuletzt ein völliger Stillstand der Geister eintrat, und das Reich der Osmanen nunmehr durch

Zusammenwirkung eines dumpfen Serail-Despotismus und raubsüchtigen Meutereien in sich selbst zerfällt.

Während dem Aufschwung des Moslemism war die Macht von Byzanz immer mehr erschlafft, das fränkische Reich aber aus den Trümmern der Barbarei, welche sich in die römische Erbschaft im Abendland getheilt hatte, zwar zu einer bedeutenden Größe erhoben, aber durch die Schwäche und Uneinigkeit der Mitglieder der herrschenden Familie schnell wieder gesunken. Einheimische Kriege und Kraftlosigkeit der Regierung veranlaßten Jahrhunderte von Unwissenheit, in welchen die Leibeigenschaft sich festsetzen, und alle Mißgeburten des Lehenwesens wie Unkraut fortwuchern konnten. Kein Thron hatte eine feste Grundlage, weil nur freie Verfassungen eine solche sein können, diese aber unbekannt sind, wo mächtige Vasallen, die dem Monarchen Trotz bieten können, sich die Vertreter des Volkes nennen. Willkühr und Anarchie waren die bittern Früchte dieser Einrichtung.

In einer solchen Verwirrung ist der großen Menge stets ein Gewaltiger willkommen, der sich des Zügels mit kühnem Geiste bemächtigt. Gregor der siebente ward der Herrscher der Könige und der Lenker des Schicksals der Völker, weil kein König selbstständig, kein Volk frei war, und weder König noch Volk sich gewachsen fühlten, ohne fremde Hilfe in die Stellung zu treten, welche beiden gebührt. Kaiser und Vasallen wandten sich bittend um solche Hilfe an die Päpste. Durch Ausübung des Mittler- und Schiedsrichteramts wurde die päpstliche Oberherrlichkeit gegründet, gegen welche die physischen Waffen wenig ausrichten konnten, weil ihre Hauptstärke auf der Meinung und dem Zutrauen der Menschen beruhte. Diese Meinung, diesen Glauben aber konnten nur neue Einsichten und Ueberzeugungen erschüttern, welche nicht plötzlich entstehen, und nur allmälig sich verbreiten. Hieraus erklärt sich die lange Dauer der Vormundschaft über alle Fürsten und Reiche, welche das Zeitalter Gregor des siebenten dem heiligen Stuhl zuerkannt hat.

Doch kostete die Festsetzung dieser ständigen Diktatur schwere und lange Kämpfe. Jeder Fürst von Muth und Geist war ihr offener oder doch geheimer Gegner. Auch der Nationalgeist sträubte sich oft dawider. Wo eine freie Verfassung aufkam, setzte sie den Forderungen Roms Schranken. Selbst die Synoden der Bischöfe verdammten beherzt des römischen Hofes Ausschweifungen. Rom zeigte sich aber meist durch kraftlosen Widerstand nur zu neuen Versuchen der Machterweiterung gereizt. Die Willkühr und die Mißbräuche ließen sich weder durch die Beschwerden der Nationen, noch durch die rührenden Wehklagen heilig gesinnter Gemüther, noch durch den kühnern Tadel einzelner Geistesmänner, noch durch die Beschlüsse der Konzilien in ihrem Vorwärtsschreiten aufhalten. Sogar die Schismen, wo Gegenpäpste sich verdammten, hielten es nicht auf. Zwar untergruben sie das Ansehen der Päpste. Aber die Verderbnisse häuften sich nur noch mehr. Nur schirmbar waren die Reformen, deren Verheißung die Konzilien von Konstanz und Basel, durch die Kirchenspaltungen veranlaßt, abnothigten.

Das Maas der Mißbräuche blieb voll, und spottete der Langmuth, während nur allmälig die Revolution reifte, welche wie ein Orkan ausbrach.

Entscheidend war die Einwirkung der päpstlichen Machtvollkommenheit auf die Geistesbildung im Abendlande. Sie sicherte den Wissenschaften eine Zufluchtsstätte gegen die Barbarei; sie gewährte den Geistlichen, welche sich einige Jahrhunderte allein im Besitz gelehrter Kenntnisse befanden, wirksamen Schutz; sie war die Klippe, an welcher das Wagniß jedes Eroberers nach Alleinherrschaft scheiterte; sie unterhielt unter den Fürsten und Ständen ein Gleichgewicht, welchem die Niedertretung aller Freiheiten widerstund; sie ersetzte lange Zeit durch eine geistliche Gesetzgebung den Mangel einer bürgerlichen; sie hielt eine überirdische Regierung den Völkern stets gegenwärtig, gewöhnte sie durch Ehrfurcht vor der Kirche an Ordnung und Folgsamkeit, und scheuchte durch die Schrecken des Bannstrals zuweilen auch das Schwerdt des mächtigen Frevlers in die Scheide zurück. Aber einer menschlichen Hand wurde noch niemals eine Macht, die nicht beschränkt ist, ohne Gefährdung und Verletzung der Rechte und Wohlfahrt des Ganzen anvertraut. Der Mensch wird durch Vergötterung verdorben. Nur durch Täuschung und Unwissenheit war es möglich, den Glauben an die Vollmacht des Stellvertreters Christi, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, über alle Throne der Welt zu erhalten. Dies verrückte ganz den Standpunkt der Nachfolger Petri. Diese sollten aller Orten das Christenthum in seiner Reinheit, die Gebräuche und Sitten der Kirche in ihrer ehrwürdigen Einfalt bewahren; sie sollten Einigkeit für alles Gute bewirken; sie sollten einzig durch Mittel der Liebe und innerer Ueberzeugung regieren. Allein zur irdischen Weltherrschaft führten die Maximen des Evangeliums nicht. Dazu waren die Künste der weltlichen Politik einzig dienlich. Man vergleiche die Bullen und Breven vor und seit Gregor des siebenten mit den Briefen der Apostel und der ersten Päpste, und die Umkehrung des Gesichtspunkts wird einleuchtend. Nach dieser Vergleichung wird eine andere zwischen den Sitten und dem religiösen Karakter des Klerus und Volks in den ersten Jahrhunderten des Christenthums mit denen der Jahrhunderte päpstlicher Diktatur minder auffallend. Zwar drangen Gregor der siebente und viele andere Päpste mit Strenge auf Kirchenzucht. Aber ihre Forderungen stunden zum Theil mit der sittlichen Bildung des Klerus nicht im Verhältniß. Anderntheils wurde der Klerus durch die Zerstörung der alten Kirchenordnung, welche der Machtvollkommenheit des Universalbischofs im Wege stund, vielseitig verdorben. An die Stelle der Synodal-Verhandlung kirchlicher Angelegenheiten traten Machtsprüche von Rom. Der Wirkungskreis der Bischöfe wurde beengt. Das Ansehen und die Freiheiten der Mönche stiegen immer höher; der Seelsorger Stand sah sich durch sie verdunkelt. Die Neuerungen der falschen Andacht und die Blendwerke des Aberglaubens fanden eigennützigen Schutz von oben, und es war keine regelmäßige Opposition, weil die Synoden unterblieben, die Mönche exemt wurden, die Bischöfe größtentheils als Roms Vasallen sich betrugen, und das Studium von göttlichen Dingen als Spielwerk einer spitzfindig dunkeln Skolastik immer gehaltloser und unfruchtbarer

wurde. Auch gab die Politik der Päpste den Bestrebungen der Geistlichkeit eine Richtung nach weltlichen Zwecken, welche sie ihrem eigentlichen Beruf mehr und mehr entfremden mußte. Die Grenzen zwischen dem Geistlichen und Weltlichen wurden verwischt. Dadurch litt das Geistliche am meisten Abbruch. Aber auch die Ausbildung weltlicher Einrichtungen wurde dadurch gehemmt. Der Altar erklärte sich, die Stütze des Throns zu sein, und blieb es auch oft, wenn die Throninnhaber sich mit der Freiheit der Völker entzweit hatten, anstatt daß er stets hätte zwischen Volk und Thron stehen sollen, als das verehrte Symbol der alle Leidenschaften besänftigenden und alles Feindselige aussöhnenden Liebe.

Das Streben des römischen Hofes nach dem herrschenden Einfluß in den Welthändeln ist als die eigentliche Quelle der Revolution in den Meinungen anzusehen, welche lange Zeit sein Ansehen untergruben, bevor der Sturm ausbrach, der selbst seinem apostolischen Karakter gefährlich wurde. Nach und nach erweckten die römischen Anmaßungen das Selbstgefühl nicht nur einsichtiger Regenten, sondern auch ansehnlicher Körperschaften, zumal solcher, denen die Bewahrung der Nationalfreiheiten anvertraut war. Bei der steten Beschäftigung mit Welthändeln wurde den Statthaltern Christi unvermeidlich, viele Blößen menschlicher Gebrechen zu zeigen. Dadurch verlor sich die Ehrfurcht vor ihrer geistlichen Würde, welche nicht von einer äußern Macht abhängig ist, die den Wechselfällen des irdischen Glücks unterliegt. Zuletzt ließen sich Päpste durch die Reize weltlicher Herrschaft zu Eroberungskriegen verlocken, um den Erbtheil Petri zu erweitern. Als die ersten Fürsten der Erde, wollten sie endlich auch durch den Glanz hervorragen, welchen die schönen Künste und Wissenschaften um den Thron verbreiten. Leo der zehnte wurde der Perikles seines Zeitalters; Rom ein neues Athen. Im Gewand des Schönen durften in Italien die kühnsten Ideen auf Beifall rechnen. Dante, Petrarka, Bocaccio, Ariosto, schrieben im Schirm der Kirche die witzigsten Rügen ihrer Mißbräuche. Theologische Gelehrsamkeit gab weit geringern Vorschub zu Kirchenwürde, als die Proben eines schönen Geistes.

Von dem an verbreitete sich aus der Hauptstadt der Christenheit der Kunstgeschmack, die Verfeinerung der Genüsse, der Sitten und der Staatskunst, die Liebe zu den alten Klassikern, und der Geist gelehrter Nachforschung des Alterthums in alle gebildete Länder. Ueppigkeit und Weichlichkeit nahmen zu; die Bedürfnisse vervielfältigten sich; die Formen des Lebens wurden gefälliger; sein Karakter geschmeidiger. Machiavel wurde das Evangelium der Höfe.

So war der Kulturstand von Europa, als zwei Ereignisse beinahe zusammentrafen, jedes auf ganz verschiedene Weise geeignet, die Gestalt der Welt zu verändern: — die Entdeckung von Amerika und Luthers Aufstand gegen Rom.

Jene versprach den Völkern Europa's Bereicherung, dieser Befreiung. Jene war einer nach Mitteln des Genusses durstigen Welt, dieser den vielen mit dem kirchlich-politischen

Zustand Unzufriedenen willkommen. Mexiko's Eroberung ward ein Aufruf an die Habsucht, Luthers Empörung die Losung zur Untersuchung der Rechte des Geistes.

Das Verdienst der Entdeckung der neuen Welt gebührt zwar den Anstrengungen des Genies, welcher den Kompaß erfand. Aber der Zufall war dabei doch mehr im Spiel, als bei Luthers Unternehmen, wozu Alles vorbereitet lag. Die Früchte waren reif, und mußten dem in die Hand fallen, der den Baum zu schütteln anfing.

Eben deswegen zeigt sich auch eine so große Verschiedenheit in dem Gang und in den Folgen der beiden Ereignisse. Beide forderten einigen Kampf. Aber die Eroberung Amerika's war der Prozeß des Wolfs mit dem wehrlosen Schaafe. Die Reformation hingegen entzündete den Krieg zwischen Allen, die nach geistiger und politischer Freiheit sich sehnten, mit der gewandtesten Kunst der Machthaber in Kirche und Staat. Die Unterjochung des neuern Welttheils ward leicht und bald entschieden. Der Erfolg der Reformation war zuletzt das Ergebniß einer von Fürsten und Völkern angestellten, abwägenden Berechnung der Vortheile und Nachtheile, welche der Sieg oder das Unterliegen des Wagstücks vorhersehen ließ. Diese Berechnung richtete sich nach der Beurtheilung des Zeitalters und der örtlichen Verhältnisse jedes Volks. Anders fiel sie daher im Rath Karls des fünften aus, als im Kabinet des ehmaligen Glaubensvertheidigers Heinrich des achten, anders am Hofe zu München, als in den Rathsstuben von Holland. Das Bedürfniß einer Reform war Allen gemein; aber über die Art derselben, ihre Grenzen, ihre Vollziehung waren die Ansichten sehr getheilt. Die meisten wünschten und verlangten sie von Rom selbst; mit Recht. Denn das Oberhaupt der Kirche hatte dazu die unbestrittene Vollmacht; die Kirche selbst hatte es oft und dringend dazu aufgefordert und ermahnt.

Aber dafür war in Rom niemals weniger Sinn gewesen, als zur Zeit des geistvollen und kunstliebenden Leo des zehnten, den der herrlichen Peterskirche kostspieliger Bau zur Gestattung eines Handels mit Abläßen verleitete, dessen schamlose Unsittlichkeit die christliche Welt empörte. Indem Luther den Papst von dieser schwächsten Seite angriff, konnte er auf die Beistimmung von Vielen zählen, und die gemeinste Klugheit mußte dem römischen Hofe rathen, den Kampf mit dem Mönch von Wittenberg zu vermeiden, aber den Ablaß mit Unwillen gegen seine Trödler einzustellen. Allein die Verblendung war so groß, daß gerade das Gegentheil geschah. Dies ermunterte den Mönch zur kühnern Predigt gegen Roms Mißbräuche. Bald ging er aber auch zu einer freien Untersuchung der Dogmen über, und dies gab Rom erwünschten Anlaß, über ihn als Ketzer den Kirchenbann zu schleudern, und auch den Reichsbann über ihn zu rufen. Der von allen Seiten Geächtete, hielt sich nun seiner vorigen Pflichten ledig, gleichsam Gott hingegeben. Durch den Schutz des Kurfürsten von Sachsen persönlich gesichert, und auf die Stimmung des Zeitalters für seine Sache rechnend, bot er alle Kräfte auf, die kirchliche Hierarchie zu stürzen. Fürsten begünstigten sein Unternehmen, gelockt vom Köder des Kirchenguts, und froh der Gelegenheit, die geistliche Gewalt mit der weltlichen zu ver-

einigen. Das letztere gelang ihnen so sehr, daß der westphälische Friede den empörenden Satz aussprach: Der, dem das Land gehört, habe auch zu bestimmen, welche Religion darin Statt haben dürfe.

Dieser Willkühr in der heiligsten Angelegenheit der Menschheit wurde keine Schranke, als der Besitzstand des Jahres 1624 gesetzt. Die Gewaltthat, wodurch weltliche Fürsten nicht nur die Besitzungen der Kirche, sondern auch ihre Befugnisse an sich rissen, ist es eigentlich, was der Reformation eine feste Grundlage gab. Sie war blos politisch. Ihre religiöse Schutzwehr bestand in der unbeschränkten Freiheit der Bibel-Erklärung. Allein die ausschweifenden Mißbräuche dieser Freiheit bewiesen bald das Bedürfniß einer Behörde, welche sie in Schranken hielte, um Auflösung in Unglauben und Schwärmerei zu verhindern. Eine solche Behörde — wo war sie außer der allgemeinen Kirche zu finden? Provisorisch wurden zwar Konkordienformeln verabredet. Aber diese dienten nur zur Förderung der äußeren Einigkeit der Protestanten und zur Vollendung des Bruchs mit der alten Kirche, welche die neue Glaubenslehre mit Abscheu verwarf.

Das gemeine Volk war zu unwissend, um an dem Dogmenstreit Interesse zu nehmen. Was ihm aber in vielen Gegenden für die Reform Begeisterung einflößte, war die ihm bekannt gewordene Bibel und der Gottesdienst in der Muttersprache. Die Bibel war ihm reicher Ersatz für alle Albernheiten seiner Prediger, und das Singen deutscher Psalmen füllte sein Gemüth mit Trost und Vertrauen. Besserer Schulunterricht wurde nun für religiöse Pflicht anerkannt. Die Entfaltung des Volksgeistes und seiner größern Freiheit im Denken konnte nicht lange blos auf religiöse Dinge sich beschränken. Er gieng bald auf die politischen über, und in so fern wurde die Reformation wo nicht die Mutter, doch die Freundin republikanischer Gesinnungen. Endlich konnte die Denkkraft großer Völker nicht geweckt und geschärft werden, ohne daß der Gewerbfleiß dadurch kräftigen Antrieb erhielt. Der Verstand ist die Gottheit aller freien Gewerbe; Dummheit ist ihr Tod.

Die Spaltung im religiösen Glauben war die Quelle unsäglichen Elends für viele Völker. Der Fanatismus zerstörte alle Keime der Sittlichkeit, und wüthete wie unterirdisches Feuer Jahrhunderte. Noch hat er nicht überall ausgebrannt. Christliche Nationen, die in ihrer Einigkeit Stärke und Wohlfahrt gefunden hätten, sahen sich durch Formen des Glaubens entzweit, und wurden das Spielzeug gemeinschaftlicher Feinde. Die Religionskriege schlossen sich mit mißtrauisch abgefaßten Verträgen, worin die politischen Rechte und Vortheile aufs engste an das Glaubensbekenntniß geknüpft, die Scheidewand politisch befestigt, dem Haß ein Gebiß angelegt, aber doch für dessen stete Unterhaltung gesorgt ist.

Eine ganz entschiedene Wirkung der Reformation ist die Erschütterung des römischen Kurial-Systems in seinen Grundfesten. Die Furcht vor der Rückkehr dieses Systems hat bisher jede Wiedervereinigung gehindert. Diese Furcht wird erst dann aufhören, wenn die kirchliche Macht des päpstlichen Stuhls nach mancherlei Oszilationen durch den Einfluß fort-

schreitender Bildung in den katholischen Ländern wirklich inner die Grenzen der ersten Kirchen-Einrichtung zurückgeführt ist. Die Theorie der gebildeten Katholiken hat diese Begrenzung längst ausgesprochen. Die Praxis folgt der Theorie nur allmälig, doch im Ganzen ohne wesentliche Rückschritte.

Die Schätze, die aus Mexiko, Peru und Brasilien nach Europa geflossen sind, haben die Masse des in diesem Welttheil umlaufenden Geldes vermehrt; aber bereichert haben sie nur die Staaten, in denen die edeln Metalle als ein Vehikel der Industrie und des Handels betrachtet wurden. Spanien traf des Midas Strafe. Sein Gold erstickte seine Gewerbsthätigkeit, und gab ihm nur Mittel, die Gewerbserzeugnisse fremder Länder theurer zu erkaufen. In diesem Staat gerieth seit der Eroberung der Goldgruben in Westindien jeder Zweig der Verwaltung stets in tiefern Verfall. Dadurch hat er die Greuel gebüßt, die seine gefühllose Habsucht, Frömmigkeit heuchelnd, an den schuldlosen Amerikanern verübte. Die Erklärung hilfloser Völker eines großen Welttheils zu Sclaven ihrer Unterdrücker aus einem kleinern Welttheil war die tiefste Wunde, die der Idee von der Würde des Menschen geschlagen werden kann. Um das Recht des Stärkern, worauf dieser Frevel sich stützte, zu bemänteln, gieng man so weit, den Unterjochten die Menschheit absprechen zu wollen. Die päpstliche Bulle, die das Gegentheil erklärte, und des edlen Mönchs Las Casas feurige Vertheidigung der Unschuld, hatten noch geringern Erfolg, als die Apologien der Christen zur Zeit ihrer Verfolgung durch die heidnischen Machthaber.

Rasch waren die Fortschritte der Pracht und Ueppigkeit in Europa, welcher aus der neuen Welt so reichliche Nahrung zufloß. Der Geschmack hingegen neigte sich zum Rückfall. Die Staatswirthschaft veränderte sich ganz. Die Steuern wurden in Geld gefordert und vervielfältigt. Die größere Leichtigkeit der Unterhaltung stehender Heere vermehrte sie in einem immer drückendern Verhältnisse. Das Ansehen, welches mit dem freien Besitz großer Ländereien verbunden war, bekam an dem Goldreichthum einen Nebenbuhler; der Besitz von Ländereien erhielt durch die Leichtigkeit der Veräusserung eine größere Beweglichkeit, und der Handel mit Natur- und Kunsterzeugnissen hörte auf der einzige zu sein. Das Geld wurde selbst ein großer Gegenstand des Handels.

Zwei Dinge haben den jetzigen Kulturzustand vorzüglich herbeigeführt: Die große Vermehrung der Geldmasse, wodurch alles Vermögen und die Erfindung der Buchdruckerei, wodurch alle Kenntnisse zum Gemeingut der Menschen wurden. Man könnte die letztere selbst zu den welthistorischen Ereignissen zählen. Wäre sie aber nicht gerade in den Zeitpunkt einer kräftigen Bewegung der Geister und ihres Strebens nach Freiheit gefallen, man hätte sie vielleicht noch Jahrhunderte lang als ein Geheimniß und Monopol der Großen dem Publikum vorenthalten. Schon bei ihrem ersten Erscheinen ward sie als Schwarzkunst verdächtigt, und es entwickelte sich ihr Einfluß nur allgemach, unter vielfältigen Kämpfen mit den Gegnern der Verbreitung des Lichtes im Gebiete des Geistes, denen nur zu oft der Mißbrauch

der Presse scheinbaren Vorwand zu ihrer Niederdrückung darbot. Die Veränderungen, welche der beschleunigte Umlauf des Vermögens und der Kenntnisse in allen Lebensverhältnissen bewirkte, waren nach Verlauf von drei Jahrhunderten so bedeutend, daß sie mit manchen, der Form nach noch fortbestehenden Einrichtungen aus weit früheren Zeiten im Widerspruch standen; ein Widerspruch, der einen offenen Kampf veranlassen mußte, dessen Ende kein anderes sein konnte, als der Sieg des in den neuen Verhältnissen tief Begründeten über das Veraltete, welches mit diesen Verhältnissen sich nicht mehr vertrug.

Dieser langwierige Kampf, den die Weisheit der Machthaber nicht mit gerechter Mäßigung schlichtete, den vielmehr ihr Eigennutz, Beschränktheit ihrer Einsichten, ihre Schwäche, ihr Leichtsinn unterhielten, mußte mit dem Trauerspiel einer großen Revolution sich schließen. Natürlich war es, daß sie zuerst in dem Land erfolgte, wo die Fortschritte der Kultur den Streit des Neuen mit dem Alten am heftigsten anfochten, und seinen Ausgang am wenigsten zweifelhaft ließen. Der Hof in Frankreich hatte sein Unvermögen, die (vorzüglich durch seine Verschwendung) ungeheuer angewachsene Staatsschuld mit den herkömmlichen Mitteln zu bezahlen, feierlich erklärt. Als das größte Hinderniß der Rettung aus dieser Verlegenheit zeigte sich der Feudalismus, den der Hof noch als das stärkste Bollwerk des Throns zu betrachten fortfuhr. Der Hof, der Adel, die hohe Geistlichkeit, die Opfer verweigernd, welche das Zeitbedürfniß gebieterisch verlangte, setzten sich in eine feindselige Stellung gegen die Nation. Diese fühlte sich, und mit Ingrimm vertilgte sie nicht nur alle Vorrechte, welche der Wohlfahrt des Ganzen im Wege stunden, sondern benahm auch durch gewaltthätige Maasregeln den Inhabern und Beschützern dieser Vorrechte die Möglichkeit ihrer Herstellung. Der Krieg, womit fast alle Regenten Europas gegen dieses Unternehmen mit großem Nachdruck, nur dem der Einheit nicht, zu Felde zogen, brachte die französische Nation in einen Zustand von Begeisterung, der ihr den glänzendsten Sieg verschaffte, und dieser Sieg war eine zu starke Apologie der Revolution, daß er nicht andere Völker und selbst die Regierungen hätte ermuntern sollen, sich ebenfalls ihre Früchte auf irgend einem Weg anzueignen. Unter allen Helden der französischen Staatsumwälzung war vielleicht derjenige, der ihren Sieg als Diktator entschied, am wenigsten mit ihren Resultaten zufrieden. Aber bei allem Streben, den von ihm errichteten neuen Thron, gegen den Geist der Zeit, auf Formen des Feudalismus zu stützen, wagte er doch selbst auf dem Höhenpunkt der Macht niemals einen Versuch, die neuen Grundlagen des Staats anzutasten. — Die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, die Pflichtigkeit aller Bürger nach dem Verhältniß ihres Vermögens zu dem Staatsbedarf zu steuern, die Freiheit des Grundeigenthums von allen Feudallasten, und das Rechtserforderniß der Beistimmung einer aus freigewählten Abgeordneten bestellten Volksvertretung in Sachen der Gesetzgebung und Besteuerung sind die kostbar erkämpften Früchte der Revolution, welche der Franzose mit der nämlichen Eifersucht, wie der Engländer seine, gleichfalls durch blutige Revolutionen errungene magna charta bewahrt.

Eine Revolution geschieht nicht ohne heftige Aufregung und Reibung der Leidenschaften; diese nicht ohne Vorübung manches Unrechts, mancher Frevelthat. Der Anblick einer Reihe strafloser Verbrecher stumpft das sittliche Gefühl ab; der Lärm des Parteigeistes betäubt das Gewissen; er macht roh und gleichgiltig in der Auswahl der Mittel zum Zweck, und für Alles, was diesem fremd ist, blind und fühllos. Aber glänzende Beispiele von Edelsinn und Heldenmuth söhnten mitten unter den Greueln der Parteiwuth und unter sittlichen Ungeheuern mit der Menschheit wieder aus. Nicht bei Allen war Eigennutz oder Rache die Triebfeder der Begeisterung; Viele opferten sich mit reiner Schwärmerei, einige sogar mit kalter Besonnenheit der Sache der Menschheit. Die Religion wurde feindselig behandelt, weil der Einfluß ihrer Priester den Zwecken der Revolution entgegenwirkte. Die Zerstörung und lange Vernachlässigung der kirchlichen Anstalten hat auch den in den Revolutionen aufgewachsenen Geschlechtern einen gewissen Kaltsinn für das, was Gottes ist, eingeflößt. Doch ein so fein und lebhaft fühlendes Volk, wie das französische, hat zu viele Empfänglichkeit für Religion, hat ein zu starkes Bedürfniß derselben, um sich lange ihrer sanften Leitung zu entziehen. Nur wird es sich niemals dazu verstehen, ihr die Früchte des politischen Kampfes zum Opfer zu bringen.

In der wissenschaftlichen Bildung verursachte die angestrengte Richtung aller Geisteskräfte auf Dinge der Politik einen Stillstand, aber nur um bald einen desto kräftigern Schwung zu nehmen. Den unfruchtbaren Spekulationen haben die Franzosen entsagt; aber es ist keine positive Wissenschaft, deren Grenzen ihr Genie seit fünfzehn Jahren nicht erweitert hätte. Dies erklärt sich. Ausserordentliche Talente hat die Revolution hervorgerufen, und das Nachdenken über die bürgerlichen Angelegenheiten hat sie ungemein geschärft, und eine große Thätigkeit unter den Geistern verbreitet. Eine öffentliche Meinung (public spirit) hat sich gebildet; sie verlangt Freiheit der Gedanken, folglich auch der Presse.

Ein weltgeschichtliches Ereigniß ist Frankreichs Revolution, weil ihre Ursachen allen gebildeten Staaten gemein sind; weil ihre Zwecke für alle freisinnige Nationen das höchste Interesse haben; weil ihr Kodex die Grundlagen aller Verfassungen erschüttert hat; weil sich, nachdem sie siegreich aus dem Kampf getreten ist, ihre Wirkungen nicht auf Frankreich beschränken können, sondern in allen Ländern, wo man denkt und liest, dringen müssen, und ihre Geschichte allen Völkern und Regierungen warnend und weissagend große Lehren ertheilt.

Ueber Universitäten.

In Spanien und Italien glänzten berühmte Universitäten (Hochschulen) längst, als man in Deutschland nur noch Dom- und Klosterschulen kannte. Zwar wurden auch in einigen der letztern die vier Fächer des menschlichen Wissens, die an Universitäten die vier Fakultäten

bilden, Philosophie, Theologie, Rechtskunde, und Arzneiwissenschaft, die beiden letztern freilich nur sehr dürftig, gelehrt. Aber es fehlte an genauer Begrenzung dieser Fächer, und an klarer Erkenntniß ihrer Verbindung. In Deutschland verdanken die Universitäten ihre Entstehung ähnlichen Ursachen, wie die Gewerksgilden, und wurden um die Wissenschaften hochverdient, wie die Zünfte oder Gilden um das Aufblühen der Gewerbe.

In rohen Zeiten bedarf das Gute und Schöne, welches über des gemeinen Lebens Bedürfnisse sich erhebt, des Schirms fester und geachteter Vereine. Langsam gewöhnlich ist das Fortschreiten solcher Vereine. Aber er wird bemerklich, so oft ausgezeichnete Geister von ihnen geschützt, sich entfalten, und plötzlich aus der Dunkelheit hervortreten.

Die Rechtsgelehrsamkeit ist als die eigentliche Stifterin der Universitäten anzusehen. Die Lehrer, zuerst des geistlichen (päpstlichen), sodann des weltlichen (justinianischen) Rechtes bedurften im Anfang eines besondern Schutzes. Ihrem Aufkommen sträubten sich das sogenannte Faustrecht und die politische Unabhängigkeit des Adels der höhern Geistlichkeit mächtig entgegen. Wie der Adel in dem Verband des waffenlustigen Ritterthums seine Sicherheit und Stärke gefunden hatte, so diente das gelehrte Ritterthum, welches die Grundlage der Universitätsverfassung ist, den Lehrern von Rechtstheorien, welche den Kreis der obersten Gewalt zum Abbruch der höhern Stände, aber zum Vortheil der öffentlichen Ordnung erweiterten, zur Schutzwehr. Päpste und Kaiser beförderten das neue Institut aus allen Kräften. Universitäten zu stiften, ward als einen Ausfluß ihrer Macht angesehen; sie standen unter ihrer Obhut, und wurden von ihnen mit Vorrechten begabt.

Der Erfolg hat die Zweckmäßigkeit dieser Anstalten Jahrhunderte lang bewiesen. Sie haben die Wissenschaften zu Ansehen gebracht; sie haben den ritterlichen Tugenden die Vorzüge der Gelehrsamkeit an die Seite gestellt; sie haben den scheidenden Unterschied der Stände gemildert, und die Fesseln der Knechtschaft gelößt; sie haben in alle Werkstätten des menschlichen Fleißes, und selbst in die Kabinete der Fürsten Licht verbreitet; sie haben zu mancherlei Verbesserungen den Anlaß gegeben.

Aber gerade dieser Erfolg berechtigt jetzt zur Frage: Ob die Universitäten in Deutschland ihre Bestimmung nicht überlebt haben? Gegen wen sollen sie die Wissenschaften noch beschirmen? Das adeliche Ritterthum liegt im Staube; die einflußreichsten Aemter im Staate sind der Unwissenheit verschlossen; die Kultur hat ihren Einfluß auf alle Klassen ausgedehnt; jede hat ihre Schulen, jede macht auf einen Grad fortschreitender Bildung Anspruch. Deutschland besitzt Gelehrte, Virtuosen in Kunst und Wissenschaft, die nichts von ihren Vorzügen der Universitätsbildung verdanken. Dagegen kommen nicht selten seichte Kenntnisse, mit Rohheit der Sitte gepaart, als die ganze Ausbeute der kostspieligen Universitätsjahre zum Vorschein. Geschmacklose Pedanterei, ausschließender Sektengeist, und behagliches Schlammern im Schatten der Autorität gehören zu den nicht ungewöhnlichen Erscheinungen in diesen gelehrten Aristokratien. Endlich stehen die Fakultäten meistens so abgesondert neben einander, daß kein gegen-

seitiger Einfluß bemerklich wird; sie sind einander vielmehr oft noch hinderlich, indem eine Fakultät der andern die Hilfsmittel zu ihrem Fortschreiten entzieht.

Man verfiel daher in den neuesten Zeiten auf den Gedanken: die Universitäten in eigene Schulen für jede Wissenschaft aufzulösen. Weil gerade Napoleon es war, der diesen Gedanken zuerst im Großen ausführte, wobei er einer herrschsüchtigen Absicht verdächtigt wurde, ist er noch keineswegs verwerflich.

Man wendet zwar ein: Die Trennung der Fakultäten beraube die Wissenschaften des Vortheils, den das Beisammensein der Lehrer und Anstalten aller Fächer erzeugt. Allein das bloße Beisammensein bringt den Wissenschaften noch nicht den Gewinn, der aus ihrer freien Wechselwirkung entsteht. Die stete Unterhaltung des wohlthätigen Einflusses der Wissenschaften auf einander ist eigentlich die Aufgabe für eine Akademie der Wissenschaften, welche dann erst wahrhaft fruchtet, wenn sie der Schlußring und der Leitstern aller Lehranstalten eines Landes wird. Wenn aber in einem Staate von größerm Umfange jeder Wissenschaft eigene Bildungsschulen gewidmet sind, und eine wohleingerichtete Akademie der Wissenschaften den gebührenden Einfluß auf sie ausübt; so wird eine jede Wissenschaft weit größere Fortschritte machen, als meistens an unsern Universitäten geschieht, bei denen man eine so vollständige und befriedigende Fürsorge für alle Fakultäten vermißt, welche bei ihrer Absonderung viel erleichtert würde. Meistens bietet der eine Ort für diese, der andere für eine andere Lehranstalt mehr Erleichterung und Gelegenheit dar. Die theologische Fakultät wird immer am füglichsten mit einem Priester-Seminar, die medizinische mit einer ansehnlichen Krankenanstalt, die juristische mit einem großen Gerichtshof in Verbindung gesetzt werden. An unsern besten Universitäten ragt diese oder jene Fakultät besonders hervor; die andere Fakultäten aber gleichen den blinden Fenstern, die blos der Symetrie zu lieb angebracht sind. Die philosophischen Studien sind eine unnachläßliche Vorbereitung für gelehrte Bildung. Aber daraus folgt nicht, daß, wo Rechtsgelehrsamkeit, Theologie oder Arzneiwissenschaft gelehrt wird, auch die Philosophie gelehrt werden müsse. Vielmehr hat es sein Gutes, wenn junge Leute nicht durch sehr langen Aufenthalt an einem Orte zu einheimisch werden. Allerdings muß die Büchersammlung bei jeder gelehrten Schule auch mit dem Besten für die Hilfswissenschaften versehen sein. Aber dazu kann es in Deutschland nach der Aufhebung so vieler Klöster an Mitteln kaum fehlen.

Indessen gieng man doch auch zu weit, wenn man das Zusammenbleiben aller vier Fakultäten jetzt für durchaus unpassend angeben wollte. Mögen forthin alle oder mehrere derselben bestehen, wo die Umstände dafür sprechen. Warum sollten aber diese Fakultäten ferner Eine Körperschaft bilden? Etwa, um ihre Unabhängigkeit von der Staatsgewalt desto besser zu behaupten? In so weit die Kultur der Wissenschaften gegen Willkühr geborgen sein soll, wird das Ziel eben so gut erreicht werden können, wenn die Fakultäten gesondert sind, als wenn sie Einen einzigen Körper bilden. Steht jede Fakultät für sich, so wird sie sich um so stärker

gedrungen fühlen, ihr Interesse zu vertheidigen. Warum sollte übrigens nicht bei den Landständen eine jede Fakultät ihren Stellvertreter haben?

„Werden sich aber bei der Absonderung der Fakultäten die Wissenschaften nicht fremd? Werden nicht zuletzt ihre Priester eine Stellung gegen einander annehmen?" — Das physische Zusammenwohnen begründet noch weder Eintracht, noch freundlichen Verkehr. Die Erfahrung auf den Universitäten zeugt wenig für die gute Harmonie der beisammen wohnenden Fakultäten. Die zunehmende Bildung hat zwar die Vorstellungen über den Werth der Stände vielseitig berichtigt. Indessen ist doch auf den meisten Universitäten eine Fakultät von Oben mehr begünstigt, als die andere, oder es zeichnet sich auch wirklich die eine vor der andern aus. Wie viele Nahrung der Eifersucht!

Der Hauptvortheil, den das Beisammensein der vier Fakultäten für den Studierenden hat, ist die Gelegenheit, die es ihm verschafft, die seinem eigentlichen Berufsstudium verwandten Kollegien zu hören. So muß der Jurist nothwendig das Kirchenrecht studieren; auch die Kirchengeschichte wäre ihm sehr nützlich, und eine allgemeine richtige Kenntniß der Religionswissenschaft ist für ihn Bedürfniß. Dieses Bedürfniß hat auch der Mediziner. Dagegen ist es auch für den Theologen, selbst für den Juristen gut, wenn er sich mit gewissen Zweigen der Arzneiwissenschaft näher bekannt macht. Indessen läßt sich dieser Vortheil im Wesentlichen auch bei der Absonderung der Fakultäten erreichen. So kann man z. B. verlangen, daß der Theolog, bevor er die Theologie antritt, das Natur- und Völkerrecht studiert habe. Das Kirchenrecht muß in der juristischen Fakultät, wie in der theologischen, und zwar auf gleiche Art gelehrt werden. Ein Lehrer der Religionswissenschaft sollte bei jeder Fakultät angestellt sein. Die Medizinalpolizei müßte ein Fach der juridischen Fakultät, die Pastoralmedizin ein Fach der theologischen ausmachen.

Die Bildungsstufe, auf der wir jetzt stehen, macht Anspruch, daß der Staat die Kosten scheue, um jeder Berufsart eine Anstalt zur möglichst vollkommenen Ausbildung zu verschaffen.

Dergleichen Militäranstalten gab es schon längst. Warum sollte der Lehrstand, der Richterstand, der Stand der Aerzte hierin länger hinter dem Wehrstand zurückstehen?

Alles bisher Gesagte soll jedoch keineswegs die Universitäten, wie sie sind, als verwerflich darstellen; es soll nicht beweisen, daß die Fakultäten n o t h w e n d i g getrennt werden müssen, um nach dem Bedürfniß der Zeit zu gedeihen; es soll nur die Vorurtheile wider abgesonderte Schulen zerstreuen; es soll nur aufmerksam machen, daß eine Sonderung der Fakultäten vielleicht die wirksamste Maasregel wäre, um die Reformen, wozu der Fortschritt der sinnlichen und geistigen Kultur und der Verfall der sittlichen auffordern, in den Lehranstalten zu bewirken, indem dadurch für das Bedürfniß einer jeden Klasse besser gesorgt werden könnte.

Diese Betrachtungen können besonders für kleine Föderativstaaten wichtig werden. In der Schweiz z. B. würde es dem reichsten einzelnen Kanton schwer, eine durchaus befriedigende Universität zu errichten. Um so mehr Vollendung könnte der in verschiedenen Kantonen

zerstreuten Anstalten für das juridische, medizinische, theologische Studium gegeben werden. Auch der vaterländische Sinn würde dadurch gewinnen. Denn stärker, als alle physischen sind die geistigen Bande, um Gemeinsinn zu bilden.

Viel besprochen wurde in den neuesten Zeiten die Frage: Ob nicht eine große Residenzstadt ein beßer geeigneter Boden für eine Universität sei, als eine kleine Stadt in der Provinz? — Einige versprachen sich von der Residenzstadt heilsamen Einfluß auf Besänftigung und Politur der Sitten, und Verschwinden des Ordensunwesens, und der burschikösen Barbarei.

Diese Vortheile sind aber noch sehr zweifelhaft. Denn werden gerade die gebildesten Gesellschaften der Residenz den Studenten sich öffnen? Werden diese daran Antheil nehmen können, und wollen? Werden sie nicht auch in der Residenz die Gesellschaft unter sich selber vorziehen? Werden sich unter ihnen in der Residenz nicht eben so wie in den Landstädten Klubs bilden? Wird übrigens die Beaufsichtigung und wohlwollende Leitung der Studierenden in einer großen Stadt nicht weit schwieriger, als in einer kleinen? Nicht zu verkennen ist endlich der Abbruch, den der Studierfleiß und die Moralität in den zahllosen Anläßen der Zerstreuung, in den Reizen zur Ueppigkeit, in den Lockmitteln verderblicher Wollust in großen Städten finden würden.

Weil die Freiheit, welche das akademische Leben der Zucht der Schulknaben und des Zwangs des Wohllebens enthebt, in Ausgelaßenheit ausarten kann, verdient sie noch nicht durch ängstliche Zuchtmeisterei verdrängt zu werden. Die letztere hat noch niemals offene und feste, biedere und edle Karaktere gebildet. Der erstern hingegen verdanken wir vielfältig die Entfaltung des Genies, und aller höhern und edlern Kräfte in der Seele des Jünglings, welche sonst erstickt wären. Freilich ist es ein sehr bequemes und leichtes Geschäft, Jünglinge zu zuchtmeistern, ein sehr schwieriges aber, freisinnige Jünglinge weise zu leiten.

Für den Studierenden sind unstreitig die Studierenden die angemessenste, die beste Welt. Von diesen kann er, nächst den Lehrern am meisten lernen, besonders wo ein schöner Wetteifer erregt ist. Was ihn über diesen Kreis hinaushebt, führt ihn auf Abwege, und verrückt ihm seinen Standpunkt. Er soll studieren und noch nicht den Weltmann spielen; er soll erst ein gemeinnütziger Mann zu werden trachten, aber noch nicht figuriren. Er soll Wahrheit suchen, den Schein fliehen; vor Dünkel und Anmaaßung soll ihn der Blick auf den Umfang und in die Tiefen der Wissenschaft bewahren. Nicht gesättigt soll er die Schulen verlassen, sondern mit einem nie zu löschenden Durst nach Erkenntniß, nach Weisheit, nach Ausbildung.

Zwei Mängel vermindern noch an den meisten hohen Schulen die Fruchtbarkeit des Unterrichts. Die Studierenden werden nicht angehalten, die Kollegien in der gebührenden Stufenordnung zu hören, und sie beschränken sich zu sehr aufs Hören und Nachlesen. Die Reihenfolge der Kollegien sollte vorgeschrieben sein. Es ist nicht gleichgültig, ob der Jurist mit dem Naturrecht, oder mit dem peinlichen Recht anfange u. s. w. Noch wichtiger ist, daß der Studierende über alle Gegenstände zu schriftlichen Ausarbeitungen angehalten werde. Sonst bleibt sein

Lernen todter Buchstabe, Mechanismus des Gedächtnisses. Aber er lernt nicht denken, und sich den Lehrstoff durch sein Nachdenken aneignen. Die Beschäftigung mit schriftlichen Ausarbeitungen ist zugleich das einzig unfehlbare Schutzmittel gegen den akademischen Müssiggang, der an bösen Folgen so fruchtbar ist.

Mannigfaltiges.

Aus England.

Lord Byron, der neueste englische Dichter.

— Eines der neuesten Hefte der Bibliotheque universelle macht uns mit einem Dichter der Briten bekannt, dessen Name bisher auf dem festen Lande wenig oder gar nicht erscholl, während er in England zu den gefeiertsten gehört. Die Erscheinung dieses neuen Sängers, der allerdings einen hohen Grad von Selbstthümlichkeit hat, und der Beifall, welchen er bei seinen Landsleuten findet, gehören zu den bedeutsamen Zeichen und Bezeichnungen unserer Zeit. Es waltet über die Dichter unserer Tage ein eigner Genius. Man erinnere sich, welche glänzende Aufnahme Chateaubriands schwermüthig-frömmelndes Gemälde Atala in Frankreich fand, bei einem Volke, welches sich sonst nur im frivolen Scherz und Witz am behaglichsten fühlte. Dann, wie in Deutschland die romantische Seuche der poetischen Poesie eingriff, und die verstandlosesten Klingelgedichte, karthäuserliche Bußlieder, Legenden, Heiligenvergötterungen und den andächtelnden Geist der abgeschiedenen Klöster zur Mode des Tages machten. In England waren die düstern Lebensansichten bei den Dichtern längst heimisch, und wer nach Youngs Nachtgedanken oder Miß Anna Radeliffs schwarzen Bildern in dieser Art noch etwas Auffallendes leisten wollte, mußte kein gewöhnliches Talent haben.

Mit einem solchen glänzt nun in der That Lord Byron. Seine Muse ist der trübste Spleen, der je einen englischen Dichter begeisterte. Seine ersten Versuche, welche er schon als Jüngling ausstellte, wurden sehr kalt empfangen und bitterlich gegeisselt. Er rächte sich durch Satyren, verließ die Insel und that Reisen durch Frankreich, Italien und die Schweiz. Nach einer Abwesenheit von mehrern Jahren, kam er 1812 zurück, und machte seine ersten zwei Gesänge von Childe Harolds Wallfahrt (Childe Harolds Pilgrimage) bekannt. Sie brachten ausserordentliche Wirkung hervor. Denn der Held, in welchem jedermann sogleich den Dichter selbst erkannte, stellte eine so tiefe Gleichgiltigkeit und Verachtung alles dessen zur Schau, was den übrigen Sterblichen sonst Gegenstand der Ehrfurcht und Begierde zu sein pflegt, daß dem allgemeinen Urtheil der Zeitgenossen der feierlichste Hohn geboten ward. Und eben darum gefiel vermuthlich das Gedicht desto mehr. Denn was Selbstständigkeit und Stärke

des Gemüths verräth, und mit allem Zauber der Genialität sich geltend zu machen weiß, überwältigt und blendet den großen Haufen leicht.

Die Selbstthümlichkeit und hohe Kraft, und das Feuer des jungen Dichters erwarben ihm einen eben so rauschenden Beifall, als er vormals Tadel erfahren hatte. Ja, selbst diejenigen, welche die, alle Sitte, Zucht und Ordnung zerstörenden Grundsätze des Pilgers verabscheuten, konnten sich der Bewunderung so seltner Dichtergaben nicht erwehren. Lord Byron genoß eines Triumphes, wie ihn wenige erlebt haben, indem er den Ruhm des größten Dichters seiner Zeit, nach welchem andere lebenslang umsonst streben, schnell errang, und zwar bei eben den Zeitgenossen, deren übliche Begriffe und Gesinnungen er mit stolzer Verwegenheit mißhandelte.

Nach der Erscheinung des ersten und zweiten Gesangs vom Childe Harold, gab Byron kurz nacheinander den Giaour, das Weib von Abydos, den Seeräuber, Lara, die Belagerung von Korinth, Parisina und mehre andere, kleinere Stücke heraus. Der dritte Gesang vom Childe Harold hat jetzt die Presse verlassen; eben so der Gefangene von Chillon.

Die Eigenthümlichkeit von allen diesen Werken ist eine düstere Erhabenheit, eine beinah an Wahnsinn gehende Begeisterung. Der Dichter sucht am liebsten die Oerter und Begebenheiten des Entsetzens; schildert am liebsten die Ausbrüche der Verzweiflung, oder die Unruhen einer von wüthenden Leidenschaften zerrissenen, von schwarzen Erinnerungen gefolterten, immer aber von der eisernen Faust des Schicksals fortgezogenen Seele. Der Held in allen jenen verschiedenen Werken ist, seiner Gemüthsart nach, immer einer und derselbe; er hat allezeit mehr rohe, als edle Kühnheit; wilde, brennende Einbildungskraft; feindseligen Stolz gegen das Menschengeschlecht; Undank und Auflehnung gegen Schicksal und Natur; Gleichgültigkeit gegen das Leben, gegen die gesellschaftliche Verhältnisse, gegen angenommenen Glauben, gegen das, was blos gut ist. Er vergöttert die Wohllüste, welche der Uebersättigung zu folgen pflegen, und denen weder Reue noch Besserung nachschreiten. Mit einem Wort, er würde dem Fürsten der Finsterniß in Miltons verlornen Paradiese auf ein Haar gleich sehen, wenn er nicht zuweilen doch eine Art edler Schwachheit, eine gewisse kindliche Güte blicken ließe, die noch an sein Menschenthum mahnte. Um so verderblicher muß ein Dichter, wie Byron wirken.

Freilich, die Helden eines Gedichts oder Drama's müssen, um zu gefallen, nicht geradezu Tugendhelden und Grandisons sein. Seit dem Achilles Homers bis zum Seeräuber Byrons haben, unsrer Vernunft zum Trotz, Seelenstärke in Noth und Tod und die Schmerzen menschlicher Größe die Gemüther gerührt, auch wenn das sittliche Gefühl erröthete. Wie gefiel den Deutschen nicht Schillers Karl Moor? Aber vor Byron hat noch kein anderer Dichter in solchem Grade und so ausschließlich alles Interesse auf Wesen dieser Art zusammengedrängt. Seine moralische Gestalten sind wahre Hippogryfen und Centauren, für jeden besonnenen

Menschenverstand offenbare Unmöglichkeiten, von denen man nicht sagen kann, ob sie abscheulicher, oder bewundernswürdiger sind?

In Byrons Gedichten ist die Geschichte oder Fabel eigentlich nur als Nebensache behandelt. Steht der Held nicht selber auf der Bühne, führt der Verfasser das Wort und predigt mit allem Zauber, den die Musen verleihen können, seinen stolzen, düstern Menschen- und Lebenshaß. Die Wirkung ist um so stärker, da die üppigsten Bilder bei ihm neben den schaurigsten Auftritten Gegensätze bilden; da die Stimme einer heißen Leidenschaft die stummsten Saiten des Herzens zum Tönen zwingt; da bei ihm die zarten Züge kindlicher Empfindsamkeit sich mit der kalten Frechheit paaren, und in den Feenschlössern der Einbildungskraft jede ruhige Ueberlegung verschwindet.

Der Dichter, wie er ist, warum er so und nicht anders ist und sein will, schildert sich zum Theil im Anfang vom dritten Gesang des Childe Harold selber, ohngefähr in folgenden Worten: *) „Noch einmal hinaus auf die Wogen! noch einmal! Die Woge trägt mich, wie ein Roß, das seinen Herrn kennt. Willkommen, brüllende Wellen! Entführt mich im Sturm, gleichviel wohin? Mögen die Masten zerknicken, wie Schilfrohr, und die Segel reissend zerflattern — ich folge dem Schicksal. Denn ich bin der Halm, welchen das schäumende Meer von der Klippe reißt, um das Spiel der Stürme zu sein."

---

*) „Once more upon the waters! yet once more!
And the waves bound beneath me as a steed
That knows his rider. Welcome to their roar!
Swift be their guidance, wheresoe'er it lead!
Though the strain'd mast should quiver as a reed,
And the rent canvas fluttering strew the gale,
Still must I on; for I am as a weed
Flung from the rock, on Ocean foam, to sail
Where'er the surge may sweep, the tempest's breath prevail.
„In my youth's summer, I did sing of one,
The wandering outlaw of his own dark mind.
Again I seize the theme then but begun,
And bear it with me, as the rushing wind
Bears the clould onwards. In that tale I find
The furrows of long thought, and dried up tears,
Which, ebbing, leave a sterile track behind,
O'er which all heavily the journeying years
Plod the last sands of life, where not a flower appears.
„Since my young days of passion, joy or pain,
Perchance my heart and harp have lost a string,
And both may jar. It may be that in vain
I would essay as I have sung to sing.
Yet, though a dreary strain, to this I cling:
So that it wean me from the weary dream
Of selfish grief or gladness, so it fling

„In der Sommerglut meiner Jugend sang ich den irren Lauf eines vor sich selbst Fliehenden; eines Geächteten, den sein finsterer Gedanke verfolgte. Heut erneur' ichs. Ich trag' es in mir, wie der Sturm die Welle trägt. Da find' ich der Erinnerungen tiefe Furchen, und der Thränen, deren Quelle versiegt ist, aber die Welt wie eine todte Sandflur ließen, wo keine Blume keimt und das Leben sich träg und gewaltsam hinschleppt."

„Herz und Harfe, sie haben vielleicht seit den Stunden jugendlicher Leidenschaft, seit den Stunden der Wollust und Qualen, den Wohlklang verloren. Ich möchte singen, wie einst; umsonst! — gleichviel. Verfolgen will ich mein trauriges Bild; genug, wenn es von mir das ermüdende Brüten über Schmerzen und Freuden nimmt, mich in Nebel der Vergessenheit hüllt. Darin werd' ich neue Reize finden; vielleicht nur allein ich!"

„Auf, auf! Ich soll weiser denken. Zu lange hab ich mich schon mit düstern Gefühlen gequält. Aber die ewigen Gährungen schufen in meinem Gehirn einen Flammenwirbel, einen Pfuhl gespenstischer Bilder. Im Frühling meiner Kraft verlernt' ich das Herz zu zügeln, und so vergifter' ich mir des Lebens Quellen. — Genug von mir selber; es ist geschehen! Des Schweigens Siegel ruhe auf den trüben Verzauberungen! So erscheine dann Harold wieder, der lang Abwesende."

Nachdem er die Gefühle seines Helden und dessen Sinn groß und stark entfaltet hat, führt ihn der Dichter in jene berühmten Felder, wo Europens Schicksale unlängst entschieden wurden:

*) „Waterloo's Ebne, Stolz der Schlachtgefilde! Der Adler, welcher jüngst noch über dir schwebte und mit blutiger Kralle dich schlug; er stürzte unter dem Geschoß verbündeter Völker.

Forgetfulness around me, it shall seem
To me, though to none else, a not ungrateful theme.
. . . .
. . . .
. . . .
„Yet I must think less wildly. I have thought
Too long and darkly, till my brain became,
In its own eddy boiling and o'er wrought,
A whirling gulf of phantasy and flame,
And thus, untaught in youth my heart to tame,
My springs of life were poisoned. . . . . ."
„Something too much of this. . . . but now 'tis past,
And the spell closes with its silent seal.
Long absent Harold reappears at last."

*) „In, pride of place, where late the Eagle flew,
Then tore with bloody talon the rent plain,
Pierced by the shaft of banded nations trough?
Fit retribution! Gaul may champ the bit,
And foam in fetters; but is earth more free?
Did nations combat to make one submit?

Vergeltung wars! Gallien nagt am Gebiß und schüttelt seine Ketten. — Ist die Welt nun gefreit? Vereinten sich so viele Völker, einen einzigen Mann zu besiegen, oder die Könige zu lehren, wie Herrschaft sein solle? Wie, stellt das Jahrhundert des Lichts nur den Abgott des Sclaventhums wieder her? Sollen wir, nachdem der Löwe erschlagen liegt, dem Wolf huldigen? Ists so, so rühmen wir uns länger nicht des Falles eines Despoten!"

Hier noch eine Stelle des Gedichts, Napoleon angehend:

*) „Er stürzte, er, weder der Sterblichen Grössester noch Schlechtester. Aus feindseligen Stoffen zusammengebaut, seine Festigkeit bald den verwegensten Entwürfen, bald den winzigsten Dingen weihend, schweift' er aus überall. Hättest du Mässigung gekannt, du hättest den Thron noch, oder nie gehabt. Denn Vermessenheit hat dich erhöht und gestürzt. Bühnenblitz! noch einmal wolltest du Europa erschrecken und kaiserlich strahlen."

What! shall reviving thraldom again be
The patched-up idol of enlighten'd days?
Shall we, who struck the Lion down, shall we
Pay the Wolf homage?
If not, o'er one fallen despot boast no more!»

*) «There sunk the greatest nor the worst of men;
Whose spirit antithetically mixt,
One moment the mightiest, and again
On little objets with like firmness fixt,
Extreme in all things! hadst thou been betwixt,
Thy throne had still been thine, or never been;
For daring made thy rise as fall: thou seek'st
Even now to re-assume the imperial mien
And shake again the world, the Thunderer of the scene!
«Conqueror and captive of the earth art thou!
She trembles at thee still, and thy wild name
Was never more bruited in men's minds than now
That thou art nothing, save the jest of Fame,
Who wooed thee once, thy vassal, and became
The flatterer of thy fierceness, till thou wert
A god unto thyself; nor less the same
To the astounded kingdoms all inert,
Who deem'd thee for a time whate 'er thou didst assert.»
« Oh, more or less than man — in high or low!
Battling with nations, flying from the field;
An empire thou couldst crush, command, rebuild,
But govern not thy pettiest passion, nor,
However deeply in men's spirits skill'd,
Look through thine own, nor curb the lust of war,
Nor learn that tempted Fate will leave the loftiest star.
«Yet well thy soul hath brook'd the turning tide
With that untaught innate philosophy,

„Du bist der Eroberer, die Welt eine Gefangene. Sie zittert noch beim Gedanken an dich, und dein schrecklicher Name erklang unter den Sterblichen nie häufiger, als seit du nichts mehr bist, denn ein Spielball des Ruhms, der dich einst knechtisch schmeichelte, deinen Gewaltdurst stillte, daß du wähntest ein Gott zu sein; ein Wahn, der die Reiche der Welt mit Betäubung schlug. Sie glaubte einen Augenblick, was zu sein du behauptetest.“

Which, be it wisdom, coldness, or deep pride,
Is gall and wormwood to an enemy,
When the whole host of hatred stood hard by,
To watch and mock thee shrinking, thou hast smiled
With a sedate and all enduring eye;
When Fortune fled her spoil'd and favorite child
He stood unbowed beneath the ills upon him piled.“
„Sager than in thy fortunes; for in them
Ambition steel'd thee on too far to show
That just habitual scorn which could contemn
Men and their thoughts. T'was wise to feel, not so
To wear it ever on thy lip and brow,
And spurn the instruments thou wert to use
Till they were turn'd unto thine over throw:
Tis but a worthless world to win or lose!
So hath it proved to thee, and all such lot who choose.“
„But quiet to quick bosoms is a hell,
And there hath been thy bane; there is a fire
And motion of the soul which will not dwell
In its own narrow being, but aspire
Beyond the fitting medium of desire;
And, but once kindled, quenchless evermore,
Preys upon high adventure, nor can tire
Of aught but rest; a fever at the core,
Fatal to him who bears, to all who ever bore.“
„This makes the madmen who have mad men mad
By their contagion; Conquerors and kings,
Founders of sects and systems, to whom add
Sophists, bards, statesmen, all unquiet things
Which stir too strongly the soul's secret springs,
And are themselves the fools tho those they fool;
Envied, yet how unenviable! What stings
Are theirs! One breast laid open were a school
Which would unteach mankind the lust to shine or rule.“
„Their breath is agitation, and their life
A storm whereon they ride, to sink at last;
And yet so nurs'd and bigotted to strife,
That should their days, surviving perils past,
Melt to calm twilight, they feel overcast
With sorrow and supineness, and so die;

„O du, mehr oder weniger, als ein Mensch, hoch und niederträchtig, der einer Welt widerstand und vom Schlachtfeld lief. Reiche vernichten, schaffen und beherrschen konntest du, aber nicht die kleinste deiner Leidenschaften. Tief kanntest du die Menschen allesammt, dich selber nur nicht. Alles, deine Schlachtenlust nur nicht, konntest du zähmen, nicht glauben, daß das zu oft versuchte Geschick endlich das glücklichste Gestirn vernichtet.“

„Deine Seele trug immerdar Unfälle mit jener angebornen Weisheit, die sich nicht lehren läßt. Weisheit, Unempfindlichkeit, oder Stolz, es ist dem Feinde Galle und Gift. Als die Phalangen des Hasses dich umringten, sich deines Falles zu freun, deines Unglücks zu spotten: da lächeltest du, schienst ruhig und stark. Als Fortuna ihren Liebling verließ, beugte ihn die Zentnerlast der Schmach nicht. Da warst du weiser, als in den Stunden der Gunst. Damals offenbarte dein Hochmuth ohne Scheu eine gerechte zur Gewohnheit gewordene Verachtung der Menschen und ihrer Meinung. Empfinden konntest du sie, aber sie nicht auf Lippen und Stirn zur Schau bieten. Verächtlich waren dir selbst die Werkzeuge, deren du bedurftest, und damit hast du sie gegen dich gekehrt. Nein, weder die Eroberung noch der Verlust der Welt ist eines unruhigen Augenblicks werth. Du hasts bewährt, wie jeder der deine Bahn vor dir ging.“

„Doch Ruhe ist heißen Gemüthern Hölle. Das ward deines Lebens Gift. Es giebt eine Flamme, ein Streben des Innern, es läßt sich in die engen Marken des Daseins und vernünftiger Ueberlegung nicht einbannen. Die Lohe in Glut, löscht sie nicht. Sie steigt dem Höchsten nach und kennt keine Rast. Es ist ein Fieber der Seele, ein gräßliches, wen es befällt. Es verwirrt die Vernunft derer, die durch ihre Macht die Vernunft der Völker betäuben. Könige und Eroberer, Gründer neuer Kirchen und Lehrgebäude, Sophisten, Dichter, Staatskünstler, unruhige Wesen alle, die ihr eurer Seele geheime Federn zu heftig bewegt, ihr selber seid die Opfer der Täuschungen, die ihr erreget! — Man beneidet sie; wie unbillig! Ach, welches folternden Schmerzes Raub sind sie! Ein Blick in das offne Herz dieser Elenden würde auf ewig alle Lust an Glanz und Herrschaft verbittern. Ihr Leben ist ein Sturmwirbel, der sie emporreißt, bis sie wieder niederfallen. Und doch sind sie von der Gewohnheit mit Hindernissen zu kämpfen so bezaubert, daß sie, den Gefahren endlich entronnen und zur Ruhe gekommen,

---

Even as a flame unfed, which runs to waste
With its own flickering, or a sword laid by
Which eat into itself, and rusts ingloriously. . . . .
. . . .
„He who ascends to mountain-tops, shall find
The loftiest peaks most wrapt in clouds an snow;
He who supasses or subdues mankind,
Must look down on the hate of those below.
Though high above the sun of glory glow,
Round him are icy rocks, and loudly blow
Contending tempests on his naked head,
And thus reward the toils which to those summits led.“

da in quälender Muße lechzen und vergehen. Die Flamme ist ohne Nahrung; sie steigt noch schwach zuckend auf und erlischt. So verzehrt sich in der Ruhe das scharfe Schwerd selber, und rostet ohne Ruhm ab."

„Die Gipfel der höchsten Gebirge sind von Nebeln umlagert. Wer emporsteigt über die Sterblichen, soll lernen von oben herab auf seine Feinde schauen. Die Sonne des Ruhms umstrahlt ihn; Erd' und Meer liegen tief unter seinen Fersen. Aber kalte Gletscher umringen ihn droben, und die wildesten Wetter brausen um seinen Scheitel. Das ist der Gewinn seiner Mühen, wenn er die Höhen erklimmt hat."

Nachdem Harold die Ufer des Rheins bewandert hat, erblickt er die Gebirge der Schweiz:

*) „Ueber mir schweben die Alpen, die Palläste der Natur, deren ungeheuere Mauern weisschimmernd in die Wolken steigen. In diesen Hallen, auf starren Höhen, thront das Ewige, wo sich die Lauine ballt und herabstürzt, der Donner des Schnees. Was die Seele erweitert oder schreckt, umschwebt diese Gipfel. Die Erde dringt in den Himmel, indem sie das Eitle in der Tiefe zurückläßt.

Am Lemaner See begegnet ihm ein nächtliches Gewitter: **) „Der Himmel ist verwandelt! und welch eine Verwandlung! O Nacht, Sturm und Finsterniß, wie seid ihr so wundersam

---

*) „Above me are the Alps,
The palaces of nature, whose vast walls
Have pinnacled in clouds their snowy scalps,
And throned Eternity in icy halls
Of cold sublimity, where forms and falls
The avalanche, the thunderbolt of snow!
All that expands the spirit, yet appalls.
Gather around these summits, as to show
How Earth may pierce to Heaven, yet leave vain man below."

**) „The sky is changed! and such a change! Oh night,
And storm, and darkness, ye are wondrous strong!
Yet lovely in your strength, as is the light
Of a dark eye in woman! Far along,
Leaps the live thunder! Not from one lone cloud.
But every mountain now hath found a tongue,
And Jura answers, through her misty shroud,
Back to the joyous Alps, who call to her aloud!"
„And this is in the night: — Most glorious night!
Thou wert not sent for slumber! let me be
A sharer in thy fierce and far delight,
A portion of the tempest and of thee!
How the lit lake shines, a phosphoric sea!
And the big rain comes dancing on the earth!
And now again 'tis black, — and now the glee
Of the loud hills shakes with its mountain-mirth."

mächtig, und doch bezaubernd wie die Blitze der schwarzen Augen eines schönen Weibes. Von Gipfel zu Gipfeln, von Felsen zu Felsen wälzt sich Donner und brüllt. Ihn trägt nicht die einzige Wolke. Alle Gebirge reden zu gleicher Zeit, und der Jura mischt seine Stimme in den schauerlichen Jubel der Alpen, indem er den düstern Nebelschleier lüpft, der ihn umhüllt. Herrliche Nacht, nicht für den Schlummer gesandt, laß mich deine schreckliche Wonne schmecken, ganz mich auflösen in dich, in deinen Sturm! Der flammende See ist ein Phosphor-Meer. Der dichte Regen stürzt und bringt die Dunkelheit wieder, und die Stimme der schallenden Gebirge und Wiederhalle erschüttert von neuem die Welt."

Wir zweifeln nicht, Lord Byron werde auch in Deutschland bald Uebersetzer finden, und Nachäffer. Denn was äffte der Deutsche nicht nach? Aber nur er wird in seiner Art einzig glänzen, und alles übrige Nachäfferei bleiben. Und gut ists, daß Byron einzig bleibe, als psychologische Merkwürdigkeit. Seine Gesänge sind eben so viel Wehgeschrei eines in sich zerstörten, verzweifelnden Wesens, voller Erhabenheit und doch ohne Erhebung.

Aus Frankreich.

Der alte Zitronenbaum le grand Bourbon. — Neue Erklärung von der Ursache des tiefern Standes des Mittelmeers zum rothen Meer. — Engelmanns Lithographie in Paris.

—— In seiner Naturgeschichte des Zitronenbaums (Traité du Citronnier Paris 1816) worin Hr. Stephan Michel sechszehn verschiedene Arten dieses Baums beschreibt, erwähnt er auch der bekannten und durch neue Versuche wieder bestätigten Erfahrung, diese herrliche Holzpflanze durch Blätter zu vermehren, indem man ein Blatt mit seiner Basis in die Erde setzt. Das Blatt treibt Wurzeln und es wird am Ende wieder ein Baum daraus. Minder bekannt ist die Geschichte eines alten Zitronenbaums, genannt der große Bourbon. Dieser hat in der Kiste stehend eine Höhe von zweiundzwanzig Schuh; der Stamm einen Umfang von fünftehalb Schuh; die Krone einen Umfang von fünfundvierzig Schuh. Er stammt von Pamplona her, wo er in den Gärten einer Königin von Navarra im Jahr 1421 aus einem Kern entsprossen war. Nachmals gehörte er dem Connetable von Bourbon, daher er seinen Namen hat. Nach dem Tode des Connetable, unter der Herrschaft König Franz I. wurde dieser Zitronenbaum im Jahr 1522 von Moulins ins Schloß Fontainebleau versetzt. Ludwig XIV. ließ ihn im Jahr 1684 nach Versailles bringen, wo er sich noch gegenwärtig befindet. Der Baum hat nun ein Alter von dreihundert sechsundneunzig Jahren und trägt, laut Zeugniß des königlichen Obergärtners der Orangerie zu Versailles, Lemoine, noch fort und fort Blumen und Früchte.

—— In einer, voriges Jahr zu Paris erschienenen reichhaltigen Reisebeschreibung durch einen Theil Kleinasiens (Itinéraire d'une partie peu connue de l'asie mineure) giebt der Verfasser auch eine ganz neue Erklärung über den tiefern Stand vom Spiegel des Mittelmeers im Verhältniß zum rothen und atlantischen Meer.

Der Unterschied vom Stand der Oberfläche beider Meere war schon den Alten nicht fremd, und laut der Ueberlieferung, schon zu Sesostris Zeiten bemerkt. Man sollte allerdings auch wohl glauben, daß die Egypter desselben beim ersten Versuch gewahr werden mußten, als sie das Mittelmeer mit dem rothen durch einen Kunstgraben verbinden wollten. Das wirkliche Vorhandenseyn dieses Unterschiedes, in neuern Zeiten zwar mehrmals bezweifelt, ist endlich durch die von den Franzosen unternommene Nivellirung der Landenge von Suez in ihrer ganzen Breite außer allen Zweifel gesetzt.

Der uns dem Namen nach unbekannte Reisende schreibt dieses merkwürdige Verhältniß gänzlich einer fortwährenden Abnahme der Gewässer im östlichen Becken des Mittelmeers zu. Außer dem Nil, dem Orontes und einigen kleinern Gewässern, die vom Taurus und Libanon herabfallen, empfängt das östliche Mittelmeerbecken keine Flüsse. Der Nil wächst in der wärmern Jahreszeit, wann die Verdünstung am stärksten ist, und kehrt in seine Ufer zurück, im Winter, wenn sie geringer ist. Die Menge des Wassers, welches der Nil dem Meere giebt, ist gegen die Ausdehnung des Meers gehalten, fast nichts. Es verliert das östliche Mittelmeer durch das beständige Verdünsten weit mehr von seinem Wasser, als der Nil und die übrigen kleinen Strömen zuführen; und ohne die Verbindung mit dem westlichen Theil des Mittelmeers und mit dem schwarzen Meere würde der Wasserstand im östlichen Theil fortschreitend niedriger werden. Aber auch das Zuströmen des Wassers von den andern Meeren ist langsamer, als die Verdünstung geschieht. Dies sucht der Verfasser auf eine scharfsinnige Weise durch mathematische Berechnungen darzuthun.

Wenn man ihm aber auch das Alles zugiebt, bleibt ihm doch noch das Räthsel zu lösen, warum denn der Spiegel des rothen Meeres höher steht, welches in einer Ausdehnung von fünfhundert Stunden zwischen dürren Ufern, unter brennendem Himmel keinen Zufluß hat, als von einigen, oft ausgetrockneten kleinen Strömen, und mit dem Weltmeer keine andere Verbindung hat, als durch die Meerenge von Babelmandel.

—— Hr. Engelmann von Mühlhausen hat die Kunst des Steindrucks zu Paris bedeutend vervollkommnet. Bekanntlich ist die Welt diese Erfindung dem Hrn. Aloys Senefelder zu München schuldig, der für seine Arbeiten im Jahr 1800 vom König von Baiern ein Privilegium auf dreizehn Jahre empfing. Inzwischen ward die neue Kunst immer weiter geführt. In Frankreich wars der Graf von Lasteyrie, welcher zuerst in Paris eine Steindruckerei anlegte, und deswegen mehrere Reisen nach München gethan hatte. Hr. Engelmann aber in Mühlhausen hatte eine ähnliche Werkstatt, und brachte es hier zu einer bisher unbekannten Vollkommenheit. Er erfand neue Werkzeuge und Zusammensetzungen der Dinten, und die einfachsten Mittel, die Zeichnungen auch nach schon gemachtem Gebrauch, auf dem Stein zu verbessern, schwache Parthien zu verstärken, und allzuschwarze lichter zu machen. Die königliche Akademie der schönen Künste zu Paris hat Engelmanns Verbesserungen der Steindruckerei durch eine besondere Abordnung aufs sorgfältigste prüfen lassen und nun der Aufmerksamkeit der Regierung empfohlen. Die Arbeiten, welche Ref. aus der engelmannschen Werkstätte bisher sah, sind allerdings trefflich, ohne jedoch noch die Reinheit, Zartheit und Bestimmtheit eines Kupferstichs erreicht zu haben; oft rauh und schwankend in den hellen Theilen, oder schmierig und verwischt in den Kreuzstrichen der tiefsten Schattenpartien.

Auszüge aus E. Kämpfers russischer Reisebeschreibung.

Beschreibung eines russischen kirchlichen Gebrauches am heil. Pfingstfeste, im Dorfe Moravina an der Luga, dem russischen Grenzfluß.

Den 26. Mai, die Saturni, als Pfingstabend, zwischen vier und sechs Uhr, kamen die russischen Bauern jenseits der Luga am Ufer auf dem Platze des Ackers zusammen, woselbst ihre Todten begraben liegen, beklagten und beschrieen dieselben mit einem affektirten Geheul, besonders die Weiber, so sich nebst oder auf der Ihrigen Grab gesetzt hatten, und ohngefähr (wie ich aus eines Weibes Geheul, so vor andern sich hören ließe, deutlich verstanden) diese Worte hergesungen: „O du mein lieber Bruder (Vater, Schwester u. s. w.) warumb bist du gestorben? hast du kein gut Haus gehabt? hast du auch nicht gnug zu essen gehabt?" und was der Fragen mehr waren. In währendem Geheul gingen sie einer nach dem andern über die Gräber, kreuzigten sich vor jedem, und strichen zugleich mit einem Maybusch darüber; dann gieng einer auch mit dem Rauchwerk herüber und beschwunge sie. In währendem actu erschiene auch ein Hund, welcher aber mit Knütteln und Steinen in großem Eifer religirt wurde, und ließ sich hierin sonderlich sehen ein langer Kerl mit einer Peitsche und Axt. Darauf brachte man in einigen Schüsseln Essen und in einigen Kannen Trinken, welches man stante pede in voller Lust und Gelächter bald klar machte, auch ein weniges ausgoß und denen Todten eine ganze Kanne spendirte. Dann verließ man die Grabstätte, welche bald darauf von Schweinen wieder besucht wurde, so daselbst eine Nachlese anstellten.

Beschreibung des Schlosses zu Wiburg. Großer Mörser.

Vom 18. April 1683. — Vorhin war Wiburg eine starke Festung und Vormauer adversus Muscovitarum invasiones gewesen, wird aber nunmehr nicht unterhalten, nachdem man denen Muskoviten etwas nähere Festungen gesetzt, als Nymschantz. Das gedachte Schloß steht mitten im Wasser, oder See; ist fest von Mauren, worüber der Wall liegt. In der Mitten dieser Burg ist noch ein ander Schloß, welches ziemlich verfallen, aber jetzt quoad cameras reparirt wird, wozu denn das ganze Land kontribuiret; es hat solches einen hohen achteckigen Thurm, bis oben umher mit Stücken besetzt, die Mauer ist zwei Klafter dick. Auf dieser Burg residirt der Landesherr Baron Falkenburg, dessen Vices nicht wie in Helsingfors der Landessekretär,

oder wie in Abo der Landbuchhalter, sondern der Hersshöfding betrate (Hersshöfding ist der höchste im Gericht in einer Provinz, und Gesetzleser und Richter). Auf diesem Thurm, wenn man in dem Gange ad dextram in der Mauer hinaufgehen will, ist ein Loch in der Mauer daselbst, darinne steht ein Kessel, suecice genannt Helwitse Kättila, höllischer Kessel, ist aus acht Platten zusammengelötet, und zum Kessel akkomodiret, sein Diameter war meinen Arm lang, die Tiefe den halben Arm ad dimidium lacertam. Von diesem referirt man, daß wie der Muskovit die Stadt mit großer Kriegsmacht, von dem peninsulano suburbio aus, belagert, nec erat resistendum, hat der Landesherr alle Weiber und Unwehrhafte der Stadt heißen sich hora 1 pomerid. in die Keller; das Mannsvolk aber mit Messeren, Beilen et quibuscumque armorum generibus sich aufs Schloß und mit verstopften Ohren unter die Wall-Rundelen begeben. Nach diesem hat er sein per magiam zugerichtetes Geschöß, als diesen Kessel, lassen losgehen, wovon der Feind ganz betäubt und gleich den Todten eine halbe Stunde niederlegen müssen, worauf diese wenige Mannschaft ins Lager ausgefallen, und dieselbe Zeit also angewendet, daß der meiste Theil ermordet, die übrigen, nachdem sie erwacht, die Flucht angenommen, und sei also diese Belagerung durch Hilfe des Kessels aufgehoben.

Beschreibung der ersten Audienz der schwedischen Gesandschaft (bei welcher Kämpfer Sekretär war) am kaiserlichen Hofe zu Moskau, am 11. Juli 1683.

— — Auf dem Schloßplatze, von der großen Pforte an, wo der Schlagezeiger ist, bis an den Audienzsaal war von beiden Seiten alles mit Strelitzen besetzt; ihr Gewehr war eine Muskete, so sie präsentirten, ein halber Mond (bierdisch), welchen sie vor sich in die Erde gestoßen hatten, und einen Säbel an der Seite, ihre Kleider waren auch köstlich genug, von grauem das eine und das andere Regiment von dunkel oder stahlgrünem Tuche, so an der Brust nach russischer Art mit güldenen Schnüren einer Spann lang in die Länge herunter besetzt war. Zu Anfang waren von beiden Seiten die Reihen einfach, welche sich weiterhin verdoppelten, bis auf dem Schlosse ein ganzes Corps stund; es waren zwei Regimenter, so in zweitausend Mann bestanden (sie haben auch Regimenter von viertausend Mann), doch zählte ich nur sechszehn Fähnlein, waren größer wie die unseren, daher der Fenrich an der Seiten einen Beutel (worin er im Marschieren die Stange konnte ruhen lassen) hangen hatte, wie die Husaren in Pohlen, ich zählte drei weiße mit vier schwarzen Sternen, und um dem Fähnlein einen breiten schwarzen Strich, drei bunte, weiß schwarz und roth mit dem Bildniß des Erzengels Michael, einige andere mit biblischen Historien, einige mit einem gelben und rothen Zeuen.

Also kamen wir ad ipsam curiam; allhier stiegen wir von den Pferden, und ließen unsere Degen einem Diener, stiegen einige Treppen auf, und giengen durch das mit goldenen Thüren prahlende Gebäu, dann über einen freien steinernen Gang, durch einen großen Saal, in den mit türkischen Decken belegten Audienzsaal, unter beider Zaarischer Majestäten klare Augen.

Beide Majestäten saßen, nicht zur Mitte, sondern etwas nach der rechten Seite des Saals propter columnam mediam, jeglicher auf einem mit einigen Stufen erhobenen, und mit rothem Tuche belegten silbernen Bischofsstuhle, über jeden hing ein Bild oder Gott. Sie hatten über ihre Röcke Mäntel von geblümten gelben und weißen Silberstücke, so denen Meßgewandten ähnlich; anstatt der Szepter lange goldene Stäbe, wie ein Bischofsstab zu Ende umbgelegt und krumm; auf demselben, wie auch auf dem Brustgurt der Mäntel spielten grüne und andere edle Steine.

Der Aelteste saße ohne sondere Bewegung mit niedergeschlagenen Augen, und dieselben mit heruntergezogener Mütze mehrentheils bedeckt; der Jüngste mit aufgerichtetem freiem Gesichte, ließ seine wunderbare Schönheit durch angenehme Geberden mit dem Purpur des Geblüts, der ihn bei der Anrede stets unter die Augen lief, von allem Um- und Vorstehenden dermaßen bewundern, daß wenn sie eine Jungfer und nicht kaiserliche Person vor sich gehabt, sie sich alle verliebt bekannt hätten. Jener war siebzehn, dieser sechszehn Jahre alt. Jener hatte zum Hofmeister Rodow.. Mathwenic Trzsnof; dieser . . . . ., welche sie ohne Unterlaß musterten, daß es verdrießlich anzusehen war. Hinter ihnen stunden zu beiden Seiten mit aufgehobenen versilberten großen Schlachtschwerdtern zwei junge Knesen mit bedeckten Häuptern, und also vier andere, welche beim Handkuß ihre Schwerdter über die Schulter, als fertig zum Hiebe hängen ließen; dann standen noch zu jeder Seite verschiedene Bojaren und Knesensöhne, insonderheit zur Rechten stunde der Kanzler, Knes Wasil Wisiliwitz Golitzin, so die Audienz von Seiten der Zaaren bediente; zur Rechten der Zaaren, interposito mediocri spatio saßen auf beiden Seiten des Saales dreiundzwanzig Senatoren aufs prächtigste bekleidet. Bei uns standen der Zaarische Dollmetscher Czenslogurski. Nach gemachter Reverenz hielte Legatus seine Oration in deutscher Sprache, welche der Dollmetsch in russischer Sprache wiederholte; hierauf wurde verstattet die königlichen Briefe überzureichen, (quod ut fieret, ille natu maximus Caesar manum exosculandum intempestive offerens, actum animosque non parum suspendebat.) Welches nachdem es geschehen, beide Zaaren sich erhuben, die Häupter ein wenig blößeten, und nach Ihrer königl. Majestäten Gesundheit fragten. Jenem wurde von seinem jungen Hofmeister die Hand zur Mütze erhoben, und selbe zugleich angefaßt; non loquebatur ille, sed, sit venia verbo, blatratum quemdam sonitum, non vocem, edebat, der Jüngere, ein hurtiger Herr, war allzufertig aufzustehen und zu fragen, also daß er per suum alten Hofmeister mußte zurück und aufgehalten werden, bis der Aeltere auch fertig und sie zugleich fragen konnten. Nach beantworteter Frage ward auch nach unserer Gesundheit gefragt. Diesemnach gestattete man uns den Handkuß; die Hand wurde nach der Länge über das Knie gelegt, es war beschwerlich zuzukommen, wollte man nicht mit dem Knie auf der Fußstufe lehnen. Nachdem dieses geschehen, las der Kanzlar ex schedula per partes . . . . Dann wurde Legatus gefragt, ob er sonst was vorzubringen; respondebat: Nichts, als bei gebetener geheimen Konferenz. Weswegen Knes Golitzius beschlossen und uns ansagte, daß wir heute von Sr. Zaar'schen Majestät Tafel gespeiset werden sollten,

welches aber wegen der Fasten erst folgenden Tages geschahe. Beim Handkuß wurden wir an die Arme gefaßt, ob es honoris causa, ratione nostri, oder securitatis causa, ratione Caesarum, geschahe, das kann ich nicht wissen; sie faßten sonst ziemlich hart zu, quasi inviderent osculum.

Beschreibung des Gastmals der kaiserlichen Tafel, nebst Aufzählung der Gerichte dabei.

Den 12. Juli 1683 Morgens hora prima wurde ich nebst Mr. Klingstern zum Knesen Golizio geschicket, ihm zu danken wegen der beneventionem, und daß er in Beschleunigung der Audienz seine Gunst gleichermaßen sehen lasse, nebst Offerirung zwölf frischer Zitronen. Es waren verschiedene Kanzlars und Generals, so auf Audienz warteten; wie er aber durch die Thür ungefähr uns erblickte, kam er ultro heraus zu uns, ehe der bestellte Dollmetsch noch da war; es war aber bald einer, der sich mit lateinischer Sprache vernehmen ließe, Namens Spectarius, mußte also das Kompliment in derselben geschehen; er war sehr höflich, reichte uns zweimal die Hand (Spectarius ist dieselbe Person, so zu Houlemons Zeiten nach China verschickt gewesen). Heute Mittag kamen die kaiserlichen Traktamenten folgender Gestalt angezogen: vorher gingen acht Personen, so alle als Inspectores der Küche und Keller bestellt waren, dann zwei mit Brandtwein; dann die Essen in zwanzig großen silbernen Schüsseln, zuletzt große Kannen mit Bier, Meet, Brandtwein und Wein. Die silbernen Schüsseln waren mit großen slavonischen Buchstaben am Rande ausgestochen, unten das Gewicht, als drei Pfund und dreißig Loth. Sie waren alle schmutzig, als wären sie nimmer gewaschen, denn sie werden nur in Wavrawasser abgespült, weil man einmal nach dem Scheuren befunden, daß sie leichter geworden. Unter diesen Gerichten*) waren zwei mit Suppen, und eingeschnittenem Fleisch, die erste konnte

---

*) In einem Anhang „Notizen“ zu diesem Tagebuch folgt eine vollständige Aufzählung dieses Gastmals, folgendergestalt: „Jede Schüssel wurde von einem Strelitzen, die großen Flaschen von zween getragen, in langer Prozession. 1) Fünf kleine Pasteten mit gebackenem Lammfleisch. 2) Kleine Pasteten mit gehacktem Rindfleisch. 3) Drei Gebackenes, wie schwedische krause Strüfen, magni instar orbiculi. 4) Eine Pastete mit Hühnern und gehackten harten Eiern. 5) Eine große Pastete mit gebackenem Rindfleisch. 6) Eine Pastete mit Hühnerfleisch. 7) Eine Torte mit geriebenen stinkenden Käse. 8) Runde Pfannenkuchen zusammengelegt in formam ☽ mit Milch und altem Käse. 9) Neue Pfannkuchen, dreiviertel Ellen lang, einer Hand breit, ohne Butter. 10) Gebratene Gans. 11) Gebratene Enten. 12) Gebratenes Spanferkel. 13) Gebratenes Huhn. 14) Gekochte harte Kalkutsch, mit Reiß und Rosinen aufgestreut. 15) Graupensuppe mit Milch und Huhn darin. 16) Salat von ungeschnittenen Gurken, in orbiculorum tales scissi et in forma pyramidali congesti, sub quo latebat eine zerrissene Ente. 17) Salzferken, mit Merrettig und Essig. 18) Eingesalzene Lemonen in Scheiben geschnitten und pyramidaliter gelegt. 19) Ein Frikassee von Rindfleisch und Rosinen, und endlich 20) ein groß rund weiß Gebackfel wie ein Kranz. Das Trinken folgte nun: 1) Eine Zinnflasche mit spanschen Wein, von drei schwedschen Stoff oder anderthalb Kannen. 2) Eine Zinnflasche mit süßem Franzwein, zwei Stoff oder eine Kanne. 3) Eine Zinnflasche mit Johannisbeermeed, vier Stoff. 4) Eine Zinnflasche mit Himbeermeed, vierzehn Stoff oder sieben Kannen. 5) Eine Zinnflasche mit weißen süßem Meed, fünf Stoff. 6) Eine Zinnflasche mit

man nicht essen, die andere schmeckte gut und süß, aber das mürbste Stück Fleisch war, wie ...... und zähes Leder. Das Gebraat war ohne Zweifel in seiner eignen Substanz ohne Butter gebraten, da es so trocken, daß es keiner also genießen konnte. Das Uebrige und die meisten Gerichte waren gebacken, so mit dicker Milch, Leber, Hühner, gebacktem Fleisch und dergleichen Sachen gefüllt, aber alles trocken und ohne Butter, wie auch der Teich selbst nur in Butter angerührt. Das in Butter Gebackene war auch so schmal von Butter, als wenn es von einer Bauern-Kindtaufe gehoben wäre. Denen Ueberbringern wurden vier Rubel verehrt.

Beschreibung der russischen Zeremonien bei einem Leichenbegängniß zu Moskau.

Am 25. August 1683 wurde Hr. Oberster Stade, gewesener Marechal in der Legation a Celsissimo Holsatiae ad Serenissimum Persiae begraben, und in Begleit aller allhier sich befindenden umgetauften Teutschen aus der Sloboda in die ....Kirche getragen, und mit russischen Zeremonien, quorum ego, exsequias hasce prosecutus, fui spectator ipse, beigesetzt. Auf seinem Hofe wurden die Pfaffen (deren drei in Meßgewandten, drei in dergleichen heiligen bunten Kleidungen, die andern aber in ihren alten rothlichen Kleidern, Bastschuhen und lumpichten Röcken erschienen) in Zelten mit Brandtwein und Bier traktirt, indeß die Bahre aus schlechten Stöcken verfertigt wurde, ut moris est, quia semel tantum usurpatur. Hora 12, secundum nos, begann die Prozession, die Pfaffen und Sänger gingen voran; die zwei letzten hatten jeder ein brennendes Rauchfaß. Allervorerst wurden die Deckel zum Sarge, mit rothen Tafft (welches die Kirche bekam) verdeckt, von zweien getragen; zwei der Pfaffen mit Rauchfassen gingen ohne Unterlaß einige Schritte zurück, bückten sich und schwangen ihre Rauchfässer gegen die Leiche; diese wurde von sechs getragen, welche mit andern umwechselten, hatten zum Zeichen der Trauer schmale schwarze Tafftbandt, lati digiti, als ein Bandelier, über die linke Schulter zur rechten Seite abhangen. Nachdem folgten die Trauerleute durcheinander, darauf die Jungfer Tochter und andere sowohl umbgetaufte als andere Frauenzimmer zu Fuß; alle besagte hatte jeder ein brennendes Wachslicht in der Hand. Die Leiche war offen und mit einem weißen Taffttuche bedeckt; in dieser ordentlichen Confusion ging man mit entblößten Häuptern bis zur Kirche, (welche zwar klein, aber über achthundert Bilder hatte, worunter beinahe die Hälfte Imagines St. Mariae waren) Vor der Thüre des Allerheiligsten wurde die Leiche niedergesetzt; die Leiche bis auf die Brust aufgedeckt, drei Lichter zum Haupte angeklebt, und drei zu Füßen (er war mit rothen Schuhen angethan, quod hic moris) zum Haupt stellte sich der vornehmste Pfaffe,

---

Johannisbeermeed, vierzehn Stoff. 7) Eine Flasche süßen weißen Meed, wie die vorige, sieben Kannen. 8) Eine Flasche mit bitterem Bier, sieben Kannen. 9) Eine Flasche mit sauerm Bier, sieben Kannen. 10) Ein Glas mit .....Brandtwein, ein Stoff. 11) Ein Glas mit Brandtwein, zwei Stoff.[1]

zum Füßen wurde ein Pulpet zwischen die Bahre gesetzt, worauf ein Bild Annunciationis Mariae, gegen die Leiche gekehrt, gelegt wurde. Die Pfaffen vertheilten sich zwei und zwei herum, einige in seculari vestitu, zu beiden Seiten der Kirche in zwei große Cathedras. Zur rechten Seite der Thüre legte der Pfaffe ein grosses Buch, und fing an einige Kapitel daraus zu lesen, während daß die Pfaffen ihre Gesänge mit denen zu dreimalen, über hundertmal repetirten: „Antichono hospodi pomilui" tapfer hören ließen; sie redeten auch der Leiche zu mit seinem Namen und wünschten ihm Glück. Der eine mit dem Rauchfaß hatte es an Hanten, und ging fleißig um, beräucherte bald den Oberpfaffen, so zum Haupte stand, bald die Leute. Der Oberpfaff ging auch verschiedenemal in das Sanctissimum vor den Altar, welches ein steinerner Tisch mit einem großen aufgerichtetem Marienbilde war, und dann wieder zum Haupte. Wie der aus dem Buche sich raub gelesen und ermüdete, wurde er von einem andern Pfaffen abgelöset .... Wie dieser auch das Seine gethan, und also die Kapitel, wovon vor erzählt worden, abgelesen, brachte ein Pfaffe den Zeugniß und Ablaßzettel, von Größe dieses Blattes (acht Zoll lang, fünf Zoll breit), heraus. Der Oberpfaffe las ihn über, ob er auch kräftig genug und von seinem adstante Confessionario (war ein blinder Dieb) recht unterschrieben wäre, wandte ihn darauf wieder zusammen in ein convolut, ut hic moris est, brach der Leiche die rechte Hand auf, und gab ihm dies Testimonium hinein. Darauf prozedirte man nun die Leiche in vorbesagter Ordnung herum und küßte erstlich das erwähnte Bild zu Füßen, welches ein Pfaffe aufhob und zum Küssen darhielt, dann die Leiche, welche schon drei Tage über der Erde gestanden, contra morem Russorum, qui ante horas 24 sepeliunt, auf dem grauen kalten Mund, und spazierte also confuse zu Grabe, woselbst die Leiche nachgebracht, das weiße seidene Tuch wieder völlig übergedeckt, und der Sargdeckel ohne Nagel und Klausuren nur übergedeckt, und also mit zwei Stangen in die Grube gelassen wurde; woselbst der Pfaffe mit obbemeldeten Bilde sich erst zu Füßen, zuletzt zum Haupte stellte, und das Bild gegen die Leiche hielte. Der Oberpfaffe nahm die Spate, warf drei Schaufel Erde auf den Sarg, dann die andern, nach diesem alle nachfolgend, mit den Händen drei manipulos; beifolgends tumulirten die dazu bestellten ihn vollends. Als dieses geschehen, ging man wieder in die Kirche, buckte sich vor die Heiligen, und beschloß damit den actum, nach welchem jeder sich zu Pferde oder Wagen setzte, und nebst den Pfaffen (wer wollte) ins Trauerhaus zum weitern Tractiren einstellten. Klageweiber waren bei der Leiche non, quia filia, curatrix funeris, esset religionis reformatae. Es hatte dieser Mann die Thorheit seines Abfalls vor fünf Jahren, also im siebenzigsten Jahre seines Alters, allererst begangen, ex vitanda disgratia Caesareae Majestatis, quam ex delicto fratris, Gen. Majoris, qui servit Poloniae, metuebat sibi, dann es Gebrauch ist, daß wenn einer in Ungnade kommt, auch alle ejus nominis Befreundte zum Land heraus müssen.

Beschreibung der Zaarischen Kanzlei, einer Buchdruckerei und Schule zu Moskau.

Am 14. Juli. . . . . . Unterdessen besahe ich die Kanzleistuben, so in selbigem Gebäude; kleine Fenster und gewölbet wie cameras. In einer waren diesmal nur Kanzlisten, deren zwei und zwei saßen auf Kisten, auf Stühlen, auf Bänken, die eine Partei hoch, die andere Partei niedrig, konfus durcheinander und schrieben. Einige saßen und wundten die Rollen und Akten auf und ab, um etwas darin zu suchen, wußten es mit solchen artigen Handgriffen zu traktiren, daß es ihnen nicht gar zu verdrießlich sein mochte, etwas aufzusuchen. Es wird nämlich ein Bogen allemal die Quer zur Länge heruntergerissen, und mit Brod oder Mundleim angeheftet, bleibt also die Rückseite rein, und die andere wird beschrieben; damit nichts zwischen könne gesetzt und also die Akten verfälscht werden, wird auf der reinen Seite, wo es geheftet, einige Worte geschrieben.

Den 14. August. Heute besahe ich Typographiam, war in drei Kammern unten, woselbst in jeder vier Pressen gingen; so wie bei uns. Das Setzen aber geht gar miserabel zu. Bei jeder Presse steht auch nur ein Typorum Repositorium, bestehend aus vierundsechzig Capsulis, acht ad latus; jede Capsula aber ist halb unterschieden, quia aliae litterae plenae sunt, aliae vero ad medietatem excavatae, ut appositionem accentus admittant. Sie liegen ad seriem as, bucki, wadi etc., haben auch keine sculpturam, wobei das Obertheil zu kennen wäre, denn indem sie setzen, welches überaus langsam geht, besahen sie jeden Buchstaben. Dieses Repositorium incliniret nicht, sondern steht aufrecht, hat auch gar wenige typos. Ueber dieser Druckerei in einer kleinen Kammer, werden die Typen gegossen, jeder absonderlich, zwei gossen, einer säuberte sie.

Ueber dieser Druckerei, ascendendo, kamen wir ad sinistram in die Schule, cujus in prima classe erant etwa fünfzig Knaben, so slavonisch lasen; dabei eine andere von zehn Knaben, so erwachsen, konnten nichts als lesen; der Professor konnte selbst nicht expliziren, lacera indutus erat tunica. Die Accente nahmen sie im Lesen wohl in Acht, pronunziirten das β als vita, halb b halb w, η als i, ι als i, ευ als η, ε aber ein wenig wie э; ο als ω; die Literae majores initiales waren anders als unsere.

Nachricht von einem tartarischen Fürsten und einer Execution.

Am 28. September 1683 zu Kusmademiansky. Allhier convenirten wir mit einem von Musco zurückkommenden nogaisch-tartarischen Fürsten, traktirten ihn auf unserm Schiff*) mit Brandtewein; er hatte siebenzig Mann bei sich und etwa zwanzig schöne Falken; ihr Pferdefleisch war

*) Die schwedische Gesandschaft setzte von Moskau ihre Reise zu Wasser, auf der Wolga bis Astrachan fort.

um den Boet*) herumgehenkt. Er war wie seine Leute glatt geschoren, breite Gesichter, schwarze Augen, höflich in Geberden und groß. Sie waren von neun Booten Räubern attaquirt, in deren jedem zehn Mann gewesen.

Allhier heißt der Woiewod, Pioter Ivanowitz Ignatof. Ein Ceremisse wurde jetzt gleich außer dem Thore gehenkt, ohne einiges Begleit und Zeremonien; zwei begleiteten ihn angebunden; unter dem Galgen wurde ihm ein basten Seil zu mitten um den Hals gelegt, und einigemal umgedrehet, daß der Kopf nicht durchfiele, darnach das Ende um den Galgen (welcher nur drei schlechte glatte Bäume war) übergeworfen, und also aufgezogen; wie der Uebelthäter zu schwer, daß ihnen der Strick aus der Hand schlüpfte, und er wieder auf die Erde fiele, wurden die maitres de ceremonie unwillig, geberdeten ihn zu prügeln und praktizirten aufs neue; bunden darauf das Ende, nachdem er hoch genug aufgezogen, an den einen Pfosten wieder fest und gingen ohne Komplimenten davon. Es waren anders keine zu sehen, als die ungefähr daselbst standen, etwa zehn bis zwölf Mann. Der Verbrecher hatte einem andern die Gurgel beschnitten, damit er sich besserer Freiheit mit dessen Weibe bedienen möchte; der Cadaver wurde in die Wolga geworfen; sie wurde mit der Knute kompensiret.

Nachricht von einem Georgianischen Fürsten.

Den 2. November wurde ich zum Georgianischen Fürsten abgeschickt**), um ihm als einem Liebhaber, professante ejus Ephoro, Gallo, homine liberi pariter ac liberalis ingenii, ein rares Hündlein zu verehren. Admissus habe folgenden Confeß gefunden, der Fürst, der älteste Sohn von zehn, der jüngste von neun Jahren, Metropolita Georgianus, zwei andere geistliche Herren im schwarzen Münchshabit und fünf andere Sekular-Herren. Nachdem ich das meine praemissis praemittendis abgelegt und er brevissime, hilari fronte, interprete Gallo, idiomate latino, sich bedanket, offerirte er mir meisque comitibus, amica manu eine Schaale Brandtewein, mit den Worten: „Also gute Freunde zu beehren, wäre wohl nicht seines, doch des Landes Manier, in dem er anietzo leben müßte." Er war ein leutseliger blöder Herr, von etwa vierzig Jahren; hat den Ruhm, daß seine Gemahlin die generöseste und schönste Frau in Persien gewesen; welches sie auch dargethan, denn wie Rex ihrer begehrt, und Maritus sich sie zu geben genöthigt befunden, hat sie denselben mit beredten und edelen Worten aus dem Lande zu weichen angeredet, worauf er in türkischen Schutz geflohen; seine Länder aber dem muskovitischen Großfürsten, als einem christlichen Potentaten übergeben; sein versprochener Unterhalt aber vor diese Liebe, welcher jährlich ein großes belangt, will bei diesen jungen Herzogen nicht allzurichtig erfolgen.

*) Nicht leserlich.

**) Nämlich von Astrachan.

Das Kloster St. Antonii zu Novogorod.

Den 19. Juni 1683. Schwedischer Hr. Commissarius Hüsing und Hr. Finsagen auf unserer etlicher Begehren, nach St. Antonius Kloster, so außerhalb der Stadt diesseits des Stroms gelegen; liesen nächst Offerirung etlicher Stoff Weins ihnen unsere Ankunft, umb Beschauung ihres Heiligthums anmelden; fuhren also mit drei Booten, umb besser plaisir, zu Wasser hinüber, und nachdem wir unsere Gegenwart ansagen lassen, gingen wir hinein, mußten sobald wir auf den Platz des Klosters kamen, unsere Häupter entblößen. . . . . Die Thüre vor dem allerheiligsten Theile war insonderheit, wie sonst in allen ihren Kirchen dicke mit Gold beschmiert. Es wurde diese Kirche uns zwar von den patribus, so in schwarzen Röcken und Kappen gingen, gleich andern Mönchen dieses Orts, eröffnet, und ins vestibulum vor die andere Thür zu treten erlaubt, umb nachdem wir ihnen zuvor in ihre zinnerne Schüssel, so uns ein Münche vorhielt, einige Kopeken geopfert hatten, das Grab St. Antonii dadurch anzuschauen, aber nicht hineinzugehen. St. Antonii Rohr oder Schilf, so über seinem Grab steckte, wurde abgenommen und vor die cancellos der ersten Kirchthür uns zu beschauen dargewiesen; es war eine gute Handvoll, soviel mit einer kann umfasset werden, praeterpropter zwei bis dritthalb Ellen lang, steckte zu Ende in einem silbernen Futteral oder Stab. An der äußeren Mauer, vorn zwischen beiden Kirchen oder Kirchthüren, ward ein anderes Kabinet eröffnet, woselbst eine halbe Elle hoch von der Erden des St. Antonii Mühl- oder Fahrstein aufgerichtet, und auf den dritten oder vierten Theil eingemauert stand, so daß die spitzrunde Seite nach hinten anlehnte. Es war der Stein von einer Seiten platt und etwas oval, hinten aber rund und spitzig zu. Er war vorn umgelegt mit einer verguldeten Binde, und daneben mit St. Antonii Bilde und andern Farben bemahlt. Davor stunden zwei hohe Leuchter. Die Länge der vorderen und platten Seite war sechs, die Breite fünf Spannen, die Dicke dritthalb Spannen. An dem vorstehenden Leuchter hing eine kleine länglichte russische papierne Tabel, auf ein Bret geklebt, welche historiam itineris et vitae ejus kürzlich verstringirte. Der Rohr oder Schilf ist nicht wie unserer, sondern es sind zwei gerade Schilf oder Rohrstecken, so von beiden Seiten länglichte Blätter über einander haben.

Die historia verhält sich kürzlich also: St. Antonius, nachdem die römische von der griechischen Kirche sich absonderte, setzte sich auf erwähnten Stein, bat Gott um Errettung von seinen Feinden; der Stein riße sich mit ihm fort, und er schwamm die Tiber herunter, ergriff eine Handvoll Schilf, wie der Stein sich bewegte, mit der er sich anstatt des Steuers fortgeholfen; sein Kirchengeräth und Bücher nahm er in einer Tonne mit, kam über die See bis hierher, bedunge Fischer um ein gewisses vor dasjenige, was sie würden beschliessen, welche denn das Faß mit dem Kirchengeräthe aufbrachten. Die Fischer wollten ihm solches nicht ausfolgen, weilen sie nur den Beschluß von Fischen verstanden, bis es ihm rechtlich zugesprochen wurde, und noch dieses seiner Bitte gewährt, ihm das zugeben, was er mit einer Haut

Haut beschließen würde, worauf der heilige Mann den Raum mit der in Riemen geschnittenen Haut belegt, wo jetzo das Kloster steht.

Die Himmelfahrt Eliä oder das Aepfel-Prasnik.

Den 20. Juli 1683 was Elias-Himmelfahrtstag, und Aepfel-Prasnik, quo Caesar primum scindit pomum, an welchem von dem Schlosse (zu Moskau) bis zur Kirche außerhalb des Thores eine prächtige Prozession gehalten wurde, nachdem man die vorige ganze Nacht tapfer geläutet. Erst ginge, von Anbrechen des Tages an, eine große Menge Volks unter denen das Frauenzimmer sich mehrentheils geschminket, und mit ihren gelben damaschenen Röcken aufgeputzt waren. Ohngefähr hora acht oder neun kam die Clerisey, alle aufs beste mit ihren Kirchenzierrath angethan. Erstlich gingen neun Kerle mit Besen und Schaufeln, nachdem folgten zwei Pfaffen mit hohen Standarden, dann etwa fünfzig ungeschickte Talglümmels in sonderen Kirchenröcken, so von roth und gelb geblümten Sammete, dann etwa zwanzig mit Bildern, welche sie wie kleine Altare oder Schönspielwerke vor sich am Halse hängen hatten (waren alle mit zwei Flügeln zu- und aufzuthun; dann einige Pfaffen und Knaben, so auf slavonice, per intervalla, sungen, dann ein herrliches Marienbild mit kostbaren Perlen bekleidet, dann wurde ein Marienbild, so zur anderen Seiten Christum präsentirte, dem Metropoliten vorgetragen. Dieser wurde von beiden Seiten geleitet, und noch mit zween Bildern zur Seite begleitet; vor ihm wurde sein Stab, von besonderer Form, getragen (war per intervalla mit breitem verguldetem Silberblech beschlagen) vor ihm zu beiden Seiten gingen zwei Pfaffen mit Schüsseln vorher, in deren einer ein kurzes mit Diamanten besetztes dickes Kreuz lage, ungefähr eine halbe Spanne lang, nebst noch anderem, so vielleicht eine Reliquie. An der andern Seiten lag in der Schüssel etwas in weißem Flore bewundenes. Seine Infula ist ganz anders, ac Episcoporum nostrorum, gleich einem achtkantigen Hute, wovon der Rand abgeschnitten ist, aus klarem Silber und stark verguldet, nach ihm gingen noch drei andere Infulati in gleichem Ornament und geblümten gelb und rothen Meßgewandten, dann folgten noch andere Pfaffen, daß ihrer zusammen in sothanen ornamentis und Meßgewandten einhundert und dreißig waren. Diesen folgete eine große Menge Volks, die in solcher Frequenz und Gedränge bis Nachmittag (ohnerachtet die Clerisey über drei oder vier Stunden wieder zurückkamen) hinausspazierten. Unter diesen ließen sich hie und da die Lichtkrämers, welche dünne schmale Lichte auf einem vierkantigem dünnen Brette oder Tischlein, am Halse hangend, vor sich trugen, mit diesem Ausruf hören: „Tauschet Lichte vor Geld, und schenket sie dem heiligen Propheten Gottes!“ Nachmittage bis in die späte Nacht kamen unsere urbani wieder zurücke; nicht der fünfte unter denen so zurückkamen, war nüchtern, sondern also bezecht, daß die Weiber hie und da zur Erde fielen, und die auf Wagen saßen, das Haupt nicht mehr erheben mochten. Die Bettler, als arriere garde, waren gleichfalls so voll, daß Blinde mit den Lahmen taumelten.

London. März 1817.

A. Schlichtegroll,
Bibliothekar des britischen Museums.

Ist der Ausbruch einer großen Staatsveränderung in England wahrscheinlich, und welche Folgen würde dieselbe für Europa haben?

Nachdem Frankreich von jener furchtbaren Höhe herabgestürzt worden, auf welcher es Europen so lange schreckte, hat Albion dessen gebieterische Stellung eingenommen. Es beherrscht die Welt mit seinem Golde, mit seinem Alleinhandel, mit seinen Kriegsflotten, vielleicht minder gewaltthätig, aber nicht minder gewaltig, als weiland Frankreich. Kein Wunder, wenn die Bewohner des festen Landes in ihrer tiefen Erschöpfung und fortschreitenden Verarmung ihren Blick von Zeit zu Zeit auf den brittischen Koloß emporrichten, wie sie ehmals auf Frankreich zu sehen pflegten. Nachfolgende Abhandlung eines kenntnißreichen Geschäftsmannes, spricht sie auch nicht die eigenthümliche Ansicht jedes Einzelnen aus, darf doch als eine Frucht der öffentlichen Meinung dieser Zeit angesehen werden, und verdient insofern ihre Stelle in den Ueberlieferungen.

D. H.

Einige in Deutschland und Frankreich herumreisende Engländer verkündigen mit klaren Worten, daß in England bald eine Staatsumwälzung ausbrechen, und der Todesfall des alten Königs, für welchen das gemeine Volk noch eine große Anhänglichkeit hat, als Losung dazu dienen werde.

Aber auch ohne diese, dem größern Publikum unbekannte Vorhersagung*) zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter mehrere Vorspuren einer in England bevorstehenden Staatsumwälzung. Es muß den europäischen Höfen daran liegen, sich zeitig auf eine Veränderung vorzubereiten, von welcher jene Begebenheit begleitet und gefolgt sein würde, indem diejenigen Regierungen, welche überrascht würden, nicht minder große Gefahren zu befürchten hätten, als bei der französischen Staatsumwälzung.

Wir haben uns daher vorgenommen, die Fragen: **Hat der Ausbruch einer Staatsumwälzung in England nur Wahrscheinlichkeit für sich? Was für Folgen könnten daraus für Europa entstehen?** mit eben der Freimüthigkeit und Rücksichtslosigkeit zu untersuchen, mit welcher die englischen Blätter über den Zustand der Staaten des festen Landes sich äußern.

Vorboten des nahen Ausbruchs einer Staatsumwälzung sind und waren immer folgende:

Das Unerträglichwerden der Ungleichheit des Güter- oder Geldbesitzes, und die Armuth des bei weitem größern Theils der Nation; — Entsittlichung des Herrschergeschlechts und der höhern Stände, und daraus entsprungene allgemeine laut ausgedrückte Verachtung derselben; — allgemeine Beschwerden über den Widerspruch der Gesetze und der Staatseinrichtungen mit den

---

*) Vergleiche das Schreiben aus Baltimore (Allg Zeit. 1816 Nr. 337.), welches ähnliche Nachrichten von den nach Nordamerika sich rettenden Engländern erzählt.

D. V.

Einsichten des Zeitalters, und über die hartnäckige Verweigerung gütlicher Abstellung der Mißbräuche; — Entstehung von bürgerlichen Parteien, tobenden Versammlungen, und theilweisen Volksaufständen, verbunden mit der Erscheinung kühner und beliebter Volksmänner, welche sich der Regierung mit glücklichem Erfolg widersetzen; — endlich Verblendung und Schwindelgeist von Seiten der Staatsführer.

Wenn solche Merkmale sich äußern, wenn sie sich anhäufen und wiederholen, dann ist gewöhnlich die Staatsumwälzung im Stillen schon gemacht, und die Verspätung oder Beschleunigung des öffentlichen Ausbruchs hängt nur noch von einem Zufall ab. Der Zweck jeder vom Volk ausgehenden Staatsumwälzung ist Veränderung des Güterbesitzes:

Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.

Eine zu große Ungleichheit des Vermögens, besonders wenn diese so weit geht, daß neunundneunzig Hunderttheile schmachten müssen, damit das hundertste in asiatischer Prach schwelgen kann, empört die große Mehrheit des Volks, und reizt sie auf, sich mit Gewalt in den Besitz der großen Güter zu theilen. Jenes ungeheure Mißverhältniß im Vermögensbesitz war immer und überall die Veranlassung großer und gewaltsamer Staatsveränderungen. Im alten Rom verursachte es mehr als eine Volksbewegung, unter andern jene entscheidende zur Zeit der Gracchen, welche sich mit Erringung eines plebejischen Konsulats endigte. Im Mittelalter ward es die Veranlassung der vielen Juden-Verfolgungen*). Es kann auch in England eine blutige Verwandlung gegen die Reichen zur Folge haben, eben weil das Mißverhältniß unerträglich geworden ist, so wie nach dem Ausspruch des Abts Sieyes der Hauptgrundsatz der französischen Revolution dieser war: Il faut que les propriétés changent.

Wenn man bedenkt, daß in den Fabrikstädten viele tausend Arbeiter brodlos geworden sind; daß selbst die Pächter schaarenweise erwerbslos umherziehen, weil sie ihre Pachtungen wegen Unerschwinglichkeit des Pachtzinses verließen; daß es in den Seeplätzen von unbediensteten Matrosen wimmelt, und daß vor allen in der Hauptstadt mehr als zweimalhunderttausend Menschen ihr Wesen treiben, die nur von einem Tag zum andern leben, und von welchen die die meisten beim Aufstehen nicht wissen, wo sie sich am Abend niederlegen sollen — so wird man sich verwundern, daß bis jetzt noch kein bedeutender Volksaufstand stattgefunden hat.

Die Regierung scheint dergleichen Auftritte allerdings zu befürchten, und darum ihre bewaffnete Macht auf eine ungewöhnliche, selbst verfassungswidrige Art zu vermehren. Auch die rechtlichen Bürger haben der öffentlichen Noth die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Daher die vielen Versammlungen, um sich über diesen Gegenstand zu berathen. Eben die Schilderungen, welche dort von der Lage des größten Theiles der Nation gemacht werden, die Vorwürfe, mit welchen man hierbei die Staatsführer überhäuft, der tiefe Unwille, der sich bei dieser Gelegenheit

*) Es wird am Ende noch in unsern Zeiten ähnliche Auftritte hervorbringen, weil die Juden in Kurzem alles baare Geld an sich gezogen haben werden.

D. V.

ausspricht, die Vorschläge, die zu gleicher Zeit gemacht werden, und die umfassenden Forderungen, die man an die Regierung stellt, geben den Anschein, als ob das englische Volk nicht länger gesonnen wäre, seine drückende Lage ruhig zu ertragen. Auch die Vermehrung der mit überraschender Schnelligkeit sich verbreitenden pietistischen und schwärmerischen Sekten gehört als Folge des politischen Drucks der Nation zu den Zeichen der aufs höchste gestiegenen Unzufriedenheit.

Nicht nur die vornehmsten Mitglieder der Regierung, auch Glieder der königlichen Familie werden ganz ungescheut öffentlich verspottet und beschimpft. Man erinnere sich der im Unterhause gemachten, theils ernsthaften, theils spöttischen Ausfälle auf die Verschwendung und Schwelgerei des Prinzen Regenten; man vergesse nicht, daß er bei dieser Gelegenheit dem ausgelassensten öffentlichen Gelächter Preis gegeben wurde; man rufe sich die schimpfliche Behandlung ins Gedächtniß zurück, welche der erste Minister, Lord Castlereagh, im Parlament erdulden mußte, wo man ihn anfangs auslachte, und zuletzt gar schweigen hieß.

Zwar waren in England ähnliche Lärmereien, Volksbewegungen und drohende Auftritte nicht selten, und blieben folgenlos; allein es zeigt sich, wie uns scheint, ein bedeutender Unterschied zwischen den frühern Freiheitsäusserungen der Engländer und den jetzigen. Früher waren die Angriffe auf die Minister gerichtet, das Regierungssystem aber blieb dasselbe, und wurde von der Oppositionspartei jedesmal selbst wieder angenommen, sobald sie ins Ministerium trat. Jetzt wird das Regierungssystem selbst angegriffen, und die stehende Politik des Kabinets; ja in letzter Instanz sogar die Verfassung selbst, in so fern sie den ganz veränderten Bedürfnissen der Nation, und Europa's überhaupt, nicht mehr entspricht.

Unglücklicherweise hat auch die königliche Familie selbst Veranlassungen gegeben, die früher in dem braunschweigischen Hause nie vorhanden waren, die persönliche Ehrfurcht für das regierende Haus bedeutend herunter zu stimmen.

Man wird uns erlassen, die ärgerlichen selbst vor das Parlament gebrachten Geschichten zu wiederholen, welche dem Volke Geringschätzung gegen den Prinzen Regenten und einige seiner Brüder einflößten. Genug, daß dieses der sehr zahlreichen Volkspartei die größte Erleichterung gab, die Menge ihrer Anhänger zu vermehren.

In einem noch weit höhern Grade hat das Ansehen des Ministeriums abgenommen. Die Fehler, die es bei dem Wiener Kongreß machte, die Gewaltschritte mit welchen es seit dieser Zeit gegen die Freiheit der Nation stürmte, waren zu auffallend, als daß sie nicht die letztere aufmerksam machen mußten. Sie schämte sich vor Europa, so tief sinken zu sollen, und sie erhob sich. Von dem Augenblick an, da englische Privatmänner (Wilson, Bruce, Hutchinson) eine dem politischen System ihrer Regierung geradezu entgegengesetzte öffentliche Handlung unter dem Beifall von ganz Europa ausführen konnten, hatte diese Regierung sowohl ihrem eigenen Volk als dem auswärtigen den richtigen Maaßstab ihres Ansehens gegeben. In den Bürger-Versammlungen, welche im Lauf dieses Jahres in verschiedenen Abtheilungen der Stadt

London gehalten wurden, und in welchen, was wohl zu merken, kein Gesindel, sondern einzig die eigentliche Bürgerschaft ihre Berathungen hielt, wurden ohne Scheu die auffallendsten Beschwerden über die Verwaltungs-Mißbräuche vorgetragen. Es wurde dabei beschlossen, von der Regierung geradezu zu begehren: Reform der fehlerhaften National-Repräsentation, Abdankung der Minister, Einziehung der Sine-Cures, Abschaffung der Zehnten u. s. w. Schon aus diesen Punkten möchte man schließen, daß sich die Regierung diesesmal nicht wie sonst mit Abdankung der Minister helfen kann. Denn sollten die neuen Minister dem Volkswunsche nicht nachgeben, so werden sie sich eben so wenig halten können, wie die gegenwärtigen. Geben sie ihm aber nach, wer kann alsdann die Grenzen bestimmen, wo ihre Nachgiebigkeit aufhören wird? Und ist nicht die Revolution schon von sich selbst gemacht, sobald es kein Ministerium im Sinne der Regierung mehr geben kann? Es läßt sich kaum erwarten, daß Burdett, Cochrane, Brougham es machen werden, wie es immer die Oppositionspartei gemacht, wenn sie ins Ministerium kam. Der Anstoß wäre gegeben; wollten sie auch zurück, sie könnten es nicht mehr. Das Volk hat durch sie selbst bereits seine Macht gegen die Minister kennen gelernt. Die Leidenschaften sind erhitzt, die Faktionen in Thätigkeit, die Regierung gelähmt. Sie würde selbst durch die Aufnahme einiger Volksmänner ins Ministerium den Sturm nicht mehr beschwören können.

Aber will sie diese Menschen ins Ministerium nehmen? Sind dieselben zufrieden, Minister zu werden? — Beides widerspricht dem Gange und der Natur der Leidenschaften, so wie auch der neuen Richtung, welche in die englische Politik durch die ganz veränderte Lage Europa's gekommen ist. Wird die gegenwärtige Regierung sich halten, indem sie Alles erhalten, Nichts nachgeben will? Werden die Oppositionsmänner es nicht verschmähen, in ein verschmähtes Ministerium zu treten? Manche ihrer Aeusserungen, die nichts weniger sind als verblümt, lassen beinahe glauben, daß ihr Ziel gänzliche Umschaffung der Staatsform sei, und auch bei einem bedeutenden Theil der Nation scheint der Glaube zu wurzeln, England könne nur durch Wiederannäherung an die Formen eines freien Staates gerettet werden.

Schon haben die antiministeriellen oder die neuen Whighs den Titel als Independenten angenommen, den Namen der Demokraten nicht verschmäht, und die Ministerialpartei als Royalisten bezeichnet. Tiefer unten im Volk giebt es Gelbe und Blaue (Demokraten und Aristokraten); laut wird der Grundsatz der Legitimität bestritten; laut dem Ministerium zum Vorwurf gemacht, die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und dadurch selbst die Grundsätze aufgegeben zu haben, welche das Haus Braunschweig auf den Thron brachten *).

Den als Demokrat bekannten Wood wählten die Bürger mit überwiegender Mehrheit gegen die Form neuerdings zu ihrem Lord-Mayor. Die Aufstände in den Grafschaften Englands und in Irland nehmen zu; aufrührische Anschläge sind an der Tagesordnung, und

*) Hamburger Korrespondent 1816. Nr. 171. Vergl. Allg. Zeit. Nr. 262. 268. 290. 305.

ohne die unverhältnißmäßige Militärmacht würde sich wahrscheinlich die Regierung schon in großen Verlegenheiten befunden haben. Aber eben diese Militärmacht dient nur dazu, das Volk noch mehr zu erbittern, und zugleich aufzumuntern, indem sie entweder ein ewiges Kriegssystem oder eine große Furcht der Regierung zu beurkunden scheint.

Männer des Volks, vertraut mit den Künsten der Volksführung, stehen an der Spitze der Unzufriedenen. Alles was nur immer von der Regierung kömmt, wird öffentlich getadelt, und um diese herabzusetzen, machte das englische Volk ihren größten Feind, Napoleon, zu seinem Liebling. Vorzüglich die englischen Weiber sind bemüht, die Freiheitsliebe bis zur Wuth zu steigern, und ein freierer, trotzigerer Geist hat sich aller Volksklassen bemächtigt. Die Oppositionszeitungen und die kritischen Journale tragen wesentlich bei, diesen Geist zu nähren. Besonders enthält das von den gelehrtesten und einsichtsvollsten Männern Großbritaniens herausgegebene Edinburgh Review Stellen, welche im entschiedensten Gegensatz mit dem politischen System der Regierung stehen.

Gegen diese Stimmung des Volks scheint sich das gegenwärtige System der englischen Regierung durch Heeresgewalt sichern zu wollen. Castlereagh und Wellington, obwohl sie sonst in manchen Dingen nicht übereinstimmen mögen, scheinen hierin vollkommen einig und zugleich mit großer Festigkeit im Entschluß begabt zu sein. Daß sie das Wesen der französischen Staatsumwälzung nicht begriffen haben, davon gaben beide die überzeugendsten Beweise. Castlereagh scheint sich Richelieu zum Vorbilde gewählt zu haben; allein er kann wie so viele Andere, welche den Karakter ihres Zeitalters verkennen, als Opfer seiner Verblendung fallen.

Es giebt für die Regierungen in unsern Zeiten durchaus keine andere Sicherheit, als in der Liebe der Regierten. Die Verblendung des englischen Ministeriums scheint daher um so größer, als gerade England durch Aufrechthaltung und Beförderung der freisinnigen Ideen die Achtung und Zuneigung der übrigen europäischen Völker in dem höchsten Grad erworben hatte. Wie schnell nimmt jetzt allenthalben die sogenannte Anglomanie ab, welche so sehr zu Großbritaniens Ruhm und Vortheil gereichte!

Immer allgemeiner werden die Klagen über die Richtung, welche die Politik des englischen Kabinets genommen, und wodurch dasselbe so sehr an Popularität verloren hat.

Der Zeitpunkt, in welchem die englische Regierung sich mit Würde aus ihrer gefährlichen Lage ziehen konnte, scheint vorbei zu sein. Wenn die englischen Minister das Gefährliche ihrer Lage einsehen, so werden sie vielleicht Europa zu verwickeln suchen. Dieses kann ihnen sogar einige Hoffnung zur Befestigung ihrer Gewalt geben, da hingegen der Frieden sie eben so unfehlbar vernichten muß, wenn es ihnen nicht etwa gelingt, durch Schreckensherrschaft den gefährlichen Schlag abzuwenden, oder vielmehr zurückzuhalten. Zweierlei Arten von Ursachen giebt es hauptsächlich, die eine Revolution in England zu verursachen drohen. Die Eine geht aus dem gesellschaftlichen Zustand, aus dem Mißverhältnisse des Besitzes, aus der Mangelhaftigkeit

der National-Repräsentation hervor. Die Andere liegt in der Uebertreibung des politisch-merkantilischen Systems der gegenwärtigen Regierung, und in den veränderten Verhältnissen der europäischen Staaten.

Beide Grundursachen verstärken sich in erstaunenswürdiger Progression, und jede vermehrt die Wirkung der andern.

Aber auch sind noch als Gährungsstoffe vorhanden: das zu weit getriebene Handelsmonopol*), das Aufstreben der ostindischen Völkerschaften, die Rivalität der Nordamerikaner, die Trennung der Südamerikaner von Europa, die Ausdehnung der englischen Besitzungen in Europa, und die dadurch herbeigeführte Veränderung des Grundwesens der englischen Macht; die durch den beschleunigten Fortgang des Kunstfleißes in der außerbritischen Welt herbeigeführte Entbehrlichkeit vieler englischen Fabrikwaaren, und der daraus entstehende Verfall der Werkstätten, wobei die durch eine siebenjährige Trennung bewirkte Fremdwerdung Englands mit den Sitten und Bedürfnissen des übrigen Europa nicht außer Anschlag bleiben darf; der niedrige Preis der Kolonialwaaren; die aus der Uebertreibung der Macht entstandene Unerschwinglichkeit der Steuern, welche wieder den Verfall des Ackerbaues u. s. w. nach sich gezogen hat; die Vermehrung der Nationalschuld, welche allein England noch nicht sogleich ins Verderben stürzen würde, aber mit andern Uebeln zusammenwirkend, denselben ein noch größeres Gewicht giebt, indem das Ausfallen eines einzigen Zahns aus einem Rad hinreicht, die ganze ungeheuer komplizirte Staatsmaschine zu stören; die fehlerhafte Konstitution selbst, welche zu den neuen in Europa herrschend gewordenen Grundsätzen nicht mehr paßt, indem sie die nothwendige Regierungseinheit stört, und mit einem verderblichen Korruptionssystem unzertrennlich verbunden ist; (man wird bald diesen jetzt vielleicht noch paradox scheinenden Satz unter die allgemein angenommenen zählen können); die Veraltung und die Barbarei vieler Gesetze und Gebräuche, in deren Rücksicht die Regierung mit dem Geiste des Zeitalters nicht fortzuschreiten versteht, und endlich die durch die vorstehenden Verhältnisse gebildete, zwischen religiöser, philanthropischer und politischer Schwärmerei getheilte Stimmung der großen Mehrzahl der Engländer.

Diesem Allen zufolge ist früher oder später, doch nicht allzuentfernt, eine große Staatsveränderung für Großbritanien sehr wahrscheinlich; man könnte sagen, mehr als wahrscheinlich. Ob sie stufenweis, ohne Verkehrung der gesetzlichen Ordnungen, einer weisen Nation würdig geschehen; oder plötzlich, dann gewaltsam und zerstörerisch eintreten werde; wer kann dies

*) Um nicht die errungenen Vortheile mit Andern theilen zu müssen, hat England Gewaltthat auf Gewaltthat gehäuft, und ist in dieser Bahn immer vorwärts geschritten. Es hat den Kulminationspunkt erreicht: im Innern Armuth und Unruhen, und Vernichtung der Grundlage der wahren Freiheit, von Außen Völkerhaß. Kann es dem Festland seine Fabrikate nicht mehr aufdringen, oder leidet der Absatz auch nur eine Verminderung — was jezt offenbar der Fall ist — so muß das ganze künstliche Gebäude zusammenstürzen.
D. V.

voraussagen? Wie sie kommen wird, das hängt von tausend Zufällen, und dem Geiste derer ab, welche, auf dem tiefbewegten Meere, des Schiffes Ruder und Befehl haben. Wahrscheinlich aber wollen diese gar keine Veränderung, sondern festes Aufrechthalten dessen, was ist; Stärkung des Alten, keine Verjüngung desselben. Das heißt, und sie sagen's, sie wollen ihr Reich dem Gesetze der Alles umschaffenden Zeiten entziehen — das Unmögliche. Das läßt bösen Ausgang ahnen, und gewaltthätigen Ausbruch des öffentlichen Willens. Denn die Natur, wenn sie heischt, duldet keinen Zwang. Völker sind aber eben so wenig für Staatsverfassungen erschaffen, als Menschen für Kleider; sondern Verfassungen und Kleider sind für Staaten und Menschen gemacht, und sollen dem Alter und Beruf derselben anpassend sein, oder — sie reissen.

Die Natur in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts lieset auf ihrem ewigen Stuhl einen ganz andern Codex, als der Mensch des Augenblicks. Wir Kinder des Augenblicks schreien uns heiser um die heut zum Modewort gewordene Legitimität; die Natur in ihrem ewigen Wirken hat eine ganz andere Legitimität. Für sie sind Hausväter, Geschlechter, Nationen, Briefe und Urkunden, Modebegriffe und Interdikte Nebendinge. Wäre unsere Legitimität die der Natur: so stände die altpatriarchalische Welt noch im nomadischen Gewühl; oder noch Roms Weltherrschaft; oder wenigstens Karls des Großen Reich. Alles ist für einen bestimmten Zeitraum legitim; dann wird Alles durch die Zeit selbst illegitim, und Alles, was ihrem ewigen starken Recht widerspricht, wird unrecht.

Diese von sechs Jahrtausenden verkündete Wahrheit, beurkundet mit Belegen von jedem Blatt der Geschichte, gehört seltsamer und unglaublicherweise heutiges Tages in verschiedenen Ländern der Erde noch immer zu den verbotenen Wahrheiten, oder zu denen, welche man von Seiten allerhöchster Behörden als Irrthümer zu behandeln gebietet. — Die französische Revolution sogar, die uns zu allernächst gelegene Thatsache, ward von den Zeitgenossen falsch verstanden, und man bildet sich ein, wieder auf der alten Stelle zu sein, wo man vor Napoleons Tagen stand; während man doch himmelweit davon entfernt ist. Die Zeiten haben einen wildreissenden Strom und Schwung; aber wir darin empfinden ihn so wenig, als den Umschwung des Erdballs um sich und die Sonne, und mit der Sonne um einen andern Sirius. Und doch findet das Alles statt; und es hilft kein Läugnen, wenn der Winter kömmt, daß es nicht kalt sei, und man nicht Sommergewand tragen solle. Wer hält den rollenden Erdball in seiner Sternenbahn fest? Und wer versteinert den menschlichen Geist, daß er nun in der Summe von Begriffen und Bedürfnissen ewig verbleibe, wie er gegenwärtig ist.

Das französische Land hat wohl die alten Gränzen und das französische Volk das alte Königsgeschlecht zurück, aber nicht den alten Geist, den es vor 1789 hatte, und nicht die damaligen innern Ordnungen. Die Franzosen sind zwar besiegt, aber die Besiegten gewannen eine bessere Verfassung, als sie gehabt; während die meisten siegenden Völker ohne dieselbe geblieben sind. Dies bewirkt die heutigen Spannungen, und wie anderer Orten, so auch in Großbritanien. Hier hält das Ministerium das bisher Bestandene aufrecht mit starker Hand, hält

es mit unmäßiger Anstrengung aller Kräfte aufrecht, und — entwurzelt es eben dadurch. Die heutige Verfassung Englands ist in der That schon nicht mehr die alte Verfassung, die durch ihr inneres Gleichgewicht Berühmte, die durch ihren freien Sinn Verherrlichte. Die Habeas-Corpus-Akte suspendirt, Armeen im Innern und dergleichen, gehören nicht zur britischen Freiheit. Je treuer die Minister, nebst der Hofpartei, streben, die altenglische Konstitution unverändert zu bewahren, je mehr verändern sie daran. Sie ziehen zum unbeschränkten Königthum herüber, desto heftiger zieht die Gegenpartei zum freien Volksthum.

Welches nun auch der **Ausgang** dieses innern Kampfes sein, und wann er auch erscheinen möge: es ist mehr als wahrscheinlich, daß er für den kolossalischen Staatskörper auflösend sein werde. Der **äussere Friede** wird ihn befördern. Die Macht, welche einen Krieg gegen England unternimmt, wird diesem Staat wohlthätig sein, wenn es Wohlthat ist, den kritischen Augenblick der Auflösung verzögern.

Schwer ist auszumitteln, welche Folgen eine große Staatsverwandlung Englands für das übrige Europa haben könne? Sie werden immer anders sein, als man erwartet. Dennoch gebietet es die Klugheit der übrigen europäischen Staaten, darauf gefaßt zu sein, und das Mögliche oder Wahrscheinliche zu berechnen.

Eine Staatsumwälzung in England wird eben so gewiß ihre Erschütterungen über den ganzen Erdkreis verbreiten, als die Revolution Frankreichs ganz Europa zittern machte. Denn mit England hängen die entferntesten Welttheile und Inseln zusammen. Die politischen Parteiungen im Mutterlande, da sie nicht blos das königliche Haus, nicht blos einen Ministerwechsel, sondern die Verfassung, die Rechte, die Freiheiten, den Wohlstand der Nation betreffen, werden nothwendig politische Parteiungen in den Töchterstaaten nach sich ziehen. Daran zweifle Niemand! — Die Gährungen in Spanien hatten Gährungen im spanischen Amerika unvermeidlich zur Folge. Auf die Revolutionen und Thronenwechsel des europäischen Spaniens folgte der Abfall des amerikanischen Spaniens.

Man denke sich nun das ostindische Britanien! Denke sich dieses Reich, neben welchem Peru, Chili, Laplata und Mexico, rücksichtlich innerer Kraftfülle, gering sind, losgerissen vom Verband mit Altengland, selbstständig mit seinen Schätzen, seinem Gewerbsfleiß und Handel! Was ist England ohne Ostindien? Was wird es werden? — Das, was Holland ohne Meerherrschaft und Kolonien ward. Ostindien von England getrennt, steht der Ozean wieder allen Flaggen frei, der Welthandel ist getheilt und hat seinen Stapelplatz nicht mehr allein an der Themse. Der Unternehmungsgeist europäischer Mächte gewinnt neuen Spielraum. Die Küsten Rußlands, Preussens, Schwedens, Hollands, Frankreichs, Spaniens, Italiens beginnen wieder mit den fernen Welttheilen unmittelbaren Verkehr; Handel, Gewerbs- und Kunstfleiß des europäischen Festlandes, jetzt unter Albions Dreizack verschmachtend, kehren in ein neues

seit Jahrhunderten nicht mehr gekanntes Leben zurück, und es wird manch neues Venedig, Genua, Hamburg und Frankfurt oder Augsburg wieder auferstehen.

Setzen wir den Traum fort von der Weltverwandlung, welcher sich früh oder spät, doch einmal gewiß, in die Wirklichkeit hinaus verkörpern wird. So wie Europa in kommerzieller Hinsicht gewinnt, werden die Völker der andern Welttheile ebenfalls, und nicht minder in wissenschaftlicher, das Leben veredelnder Hinsicht gewinnen. Denn was diese jetzt sind und haben, ist doch nichts Eigenthümliches. Ihr Dasein hat nur mittelbaren Werth; ihr Licht ist nur matter Abglanz und Wiederschein von der Sonne, welcher sie den Trabantendienst leisteten. Die Arbeiten der Gelehrten zu Kalkutta sind dürftige Antworten auf Londner Fragen.

Der Umschwung des Handels und des großen Nationen-Verkehrs über den Ozeanen muß in Europa unwidersprechbar Wirkungen hervorbringen, welche kein menschlicher Scharfsinn voraus berechnen kann. Dann erst wird der Tag kommen, wo der Menschheit vergönnt ist, einen freien Odemzug zu thun, wenn sich die Welttheile verbrüdern und in geistiger Wechselwirkung zu einander übergehen, wie heut zu Tage nur die zivilisirten Staaten Europens.

Aber mit der Zertrümmerung der britischen Macht würde auch das Innere der bisherigen Staatenverhältnisse von Europa eine große Veränderung leiden.

Nach Napoleons Sturz bildeten England, Rußland, Preußen und Oesterreich den großen und großgebietenden Verband. England war von jeher in dieser edeln Kette, das läßt sich schwerlich abläugnen, das bedeutendste Glied. England allein, wenn alle übrige besiegt oder kraftlos schwiegen, führte ununterbrochen das Wort für die Freiheit der europäischen Welt gegen Napoleon und dessen Vorfahren, die Revolution. England hat noch heut allein das Gold, und darum die Macht und darum das Recht. England ist noch heut das wichtigste Reich Europens und lenkt die Politik des Welttheils am goldenen Zügel des Handelsverkehrs. Es kann Kriege entzünden und auslöschen. Es vermag, wenn man die ungeheuere Masse seiner Mittel betrachtet, allein so viel, als das gesammte feste Land, und scheint sich, auf seinem vom Meer isolirten Felsenthron, zur Herrschaft über Alle geboren. Das rule Britannia donnert an allen Küsten, und die unbezähmbaren Korsaren Nordafrika's sind nur die Diener von St. James. Ganz Europa rang sich müde gegen Frankreich und Napoleon; aber Frankreich und Napoleon rangen sich müde an England.

Blos auf die Mittel gesehen, vermag England viel, und weit mehr, als es thut. Was könnt' es mehr thun? Den Völkern Handelsordnungen vorschreiben, wenn es despotisch fahren wollte. Daß dies nicht geschieht, ungeachtet das britische Volk seit dem Frieden Noth leidet, ist entweder ein edles Rechtlichkeitsgefühl der Regierung, welches den Uebermuth verschmäht; oder Klugheit, denn milde Herrschaft dauert am längsten; oder Lähmung durch das Gefühl innerer Erkrankung; oder alles zugleich.

Nun aber denke man sich England, diesen gewaltigen Ring in der großen Staatenverkettung, gebrochen, ihn der diese Kette seit zwanzig Jahren allein zusammenhielt! Damit wird das gesammte politische Systems Europens, welches seit dem Sturz Napoleons sich auszubilden begann, verändert. Die Macht der übrigen großen Mächte wird damit plötzlich, wenigstens relativ, gesteig rt. Es entstehen neue Trennungen, neue Interessen, neue Verbindungen, neue Wünsche und Aussichten. Den heiligen Bund, welchen zwar das zarteste, religiöse Gefühl dessen, was sein soll, niederschrieb, hat wohl oft nur die Klugheit unterzeichnet.

Welches wird dann das Loos Hannovers? Wie steht dann, sich selber überlassen, die ottomannische Pforte, diese gebrechliche Scheidewand europäischer Gesittung und asiatischer Barbarei? Wie dann das Bourbonische Frankreich, und das wankende Portugal? — Wieviel Fragen wären da an das verhüllte Schicksal zu richten!

Doch genug für einen Traum, der unermeßlichen Stoff zum Fortträumen giebt, und vielleicht schon in wenigen Jahren kein Traum mehr ist.

Blicke auf das alte und neue Deutschland.

(Aus den Papieren eines Staatsmannes.)

Die neueste Geschichte der Deutschen.

In einem Zeitraum von zwanzig Jahren sah man zwischen Oesterreich und Preußen das deutsche Reich zerspalten; — beide Mächte dann abwechselnd an den deutschen Sinn appelliren; bald darauf Deutschland der fremden Uebermacht sich gänzlich unterwerfen; dann Rußland die Herstellung der alten deutschen Verfassungen an der Spitze großer Heeresmacht verkünden; darauf aus Preußen Ansprüche auf die Schöpfung eines neu zu gründenden germanischen Reichs hervortreten, während Oesterreich seine alten Rechte nur in der Stille geltend zu machen suchte; endlich die deutschen Staaten einerseits vom Geist der alten Lebenordnung und des Adelthums, andererseits vom Streben nach höhern Volksrechten, nach Verschmelzung des Getrennten in ein Ganzes, im Hintergrund vielleicht wieder von fremder Politik und Vergrößerungssucht bedroht, und zugleich durch wechselseitiges Mißtrauen geschwächt, einer neuen Katastrophe entgegengehen.

Dem Freunde des Vaterlandes muß beim Anblick so mannigfaltiger, in einen engen Zeitraum zusammengedrängter Uebel, das Herz bluten. Denn es wird aus Allem klar: daß man bei uns nie bestimmt wußte, was man wollte? Nur das deshalb geplagte, leidende Volk wußte, was sein sollte. Daß die wenigsten Kabinette weder den Geist des Jahrhunderts deutlich erkannten, noch wie sie zur übrigen deutschen Welt stehen müßten, um, eins mit Allen, sich selber zu retten.

Der Lärmen der Nord- und Süddeutscherei.

Einen langen, bittern Streit erhoben die Schriftsteller über das Deutschthum. Ich weiß nicht, ob er von den Norddeutschen oder Süddeutschen begonnen wurde, aber lächerlich, oft bis ans Kindische gränzend albern, war er; öfter noch unklug und schädlich. Er beförderte innere Entzweiung, Mißtrauen und Gehässigkeit. Meines Wissens haben die Nord- und Südfranzosen, die Nord- und Südspanier, die Nord- und Südbriten über Alterthum, Herstammen, Landesvorzüge und Tugenden ihrer Volksstämme nie mit so anhaltender, thörichter Wichtigkeit gestritten. Die im Süden wollten zuletzt ihre Sprachgenossen im Norden, die im Norden ihre südlichen Landesgenossen gar nicht mehr für wirkliche Deutsche gelten lassen. Man verachtete gegenseitig die Regierungen, Verfassungen, Minister und Feldherrn der andern; lästerte dieselben auf pöbelhafte Weise. Besonders sahen die im Norden voll stolzen Mitleidens auf die Südlichen, zumal auf die Baiern in ihrem neu erblühenden Königreich, wie auf einen Haufen abergläubiger Barbaren*), „zehrend von der Gnade norddeutscher Bildung, von der Lebensfülle ausländischer Geister,“ **) und noch ein Jahrhundert weit von dem höchsten aller Ziele entfernt, „die Preußen des Südens heißen zu dürfen.“ ***)

Der elende Lärmen ist zum guten Glück am Ende. Wär' er nie begonnen worden! Es ließ sich darüber nichts Besseres sagen, als was Rottmanner sprach:

Sagt mir, was ist wohl die Deutschheit, die jetzt so schmält und sich klaget;
Bald mit Lutherthum prahlt, bald mit helenischem Geist?
Immer posaunt, was sie war, nichts ist und werden auch nichts will,
Zwietracht blöden Beginns weckt in dem eignen Volk?
Sagt mir, was ist sie, die eitle, hohlherzige, seelenberaubte,
Jene Deutschheit, o Freund, welche die Deutschheit verdarb?

Aeneas Sylvius und der rheinische Merkur.

Das deutsche Reich war von jeher eine confusio divinitus conservata. Daß der Lärmen um Deutschthum erst seit dem Jahre 1806, das heißt, mit der Zeit anhob, da das deutsche Reich in allen seinen Bestandtheilen zertrümmert ward, ist ganz in der Ordnung der Dinge.

Die Stellen der alten Schriftner Roms, die uns von den Fehden Marbods und Hermanns, und von den Diensten erzählen, welche die im römischen Sold stehenden deutschen Kriegsvölker gegen ihre eignen Landsleute leisteten, finden bei den Geschichtschreibern des Mittelalters die treffendsten Aehnlichkeiten, und eben so in den neuesten Zeiten. Der Brief des

*) S. „Die Vereinigung Sachsens mit Preußen aus dem Gesichtspunkt des Protestantismus betrachtet von Germanicus Saxo.“ Leipzig 1815.

**) „Die neue Kirche oder Verstand und Glauben im Bunde.“ Berlin 1815. S. 41.

***) „Nemesis von Luden.“ 1. Bd. S. 286.

Aeneas Sylvius über den Reichstag vom Jahr 1454 (Lib. I. ep. 126) zeigt, daß es damals in unserm Vaterlande so bunt war, wie bis zu unsern Tagen.

„Die Deutschen sind unter sich getheilt," schrieb damals der feine Staatsbeobachter, den ich eben nannte: „und sie hangen auf keine Weise zusammen. Die Städte leben in Feindschaft mit den Fürsten und die Fürsten selbst werden durch kein Band der Eintracht zusammengehalten. Die Schweizer fühlen sich nur stark in ihrem Hasse gegen die Herzoge von Oesterreich. Der Pfalzgraf ist der entschiedenste Widersacher des Erzbischofs von Mainz. Das Herzogthum Lützelburg ist ein Gegenstand des Streites zwischen dem Könige von Böheim und dem Herzog von Burgund. Die Herzoge von Sachsen rechten und hadern mit den Böhmen um sechszig feste Schlösser. Die Breslauer haben sich geweigert, dem König von Böheim zu huldigen. Die Preußen haben das Joch des deutschen Ordens abgeschüttelt, und sich an den König von Polen angeschlossen, der ihnen in diesem Augenblick mit einem Heere zur Hilfe eilt. Die Liegnitzer, die König Ladislaw an den Statthalter von Böheim abgetreten hat, weigern sich der Unterthänigkeit. In Oesterreich herrscht nichts weniger als Ruhe und Frieden; in vielen Städten ist Aufruhr und das platte Land wird von dem böhmischen Ramso verheert, der sich an der Spitze von 2000 Räubern jede Ausschweifung erlaubt."

„Sage mir selbst, was man von diesem allgemeinen Wirrwarr hoffen oder fürchten soll? Sieh auf der Menschen Denkart, beachte der deutschen Fürsten Sinn, ihren Geitz, ihre Schläfrigkeit, ihr Jagen nach Genuß. Keiner von ihnen strebt nach hoher Bildung, keiner nach dem, was bildet, Kunst und Wissenschaft. Und doch wollen wir die Heere der Türken vernichten. Ich schmeichle mir mit keinem glänzenden Erfolg. Aber ich werde nach Frankfurt gehen. Und wenn ich auch nicht hoffen darf, dort etwas für die Christenheit auszurichten, werd' ich mich wenigstens selbst märtern, und zur Büßung meiner Sünden, Leib und Seele plagen."

Die Staatenverhältnisse im Reich der Deutschen sind nun freilich vom Jahr 1454 bis zum Jahr 1817 ganz anders geworden. Aber der alte Geist und dessen Wirkungen sind noch immer die nämlichen geblieben. Was sind die Folgen der großen Schlachten bei Leipzig, Waterloo, Hanau und der Siege im Innern Frankreichs gewesen? — Ohngefähr mit denselben Empfindungen, wie wir den Brief des Aeneas Sylvius, werden künftige Geschlechter Schriftstellen aus unserer Zeit lesen, etwa wie jene Zusammenstellung, die sich im rheinischen Merkur fand:

„Deutschland, obgleich die an Polen begangene Sünde theilend, hat die Beute großtentheils wieder verloren. Schweden hat Dänemark, England hat Holland beraubt. Die beiden Ausgeplünderten werden mit der Entschädigung an das gutherzige Deutschland angewiesen, welches die Assignation honorirt, und auf den ihm angefallenen burgundischen Kreis verzichtet hat. Frankreich, das alles verloren hatte, ist jetzt wieder im Besitz der uraltdeutschen Ländereien und hat über das noch hunderttausend Seelen erhalten. Das deutsche Reich aber hat die Schweiz und Belgien aufgegeben und seinen Kaiser noch obendrein."

Unterschied von Deutschland und dem deutschen Reich.

Im Sprachgebrauche des Volkes war deutsches Reich immer ganz etwas Anderes, viel Bestimmteres, Scharfbegränzteres, als in der diplomatischen Sprache. Das Volk unterschied sehr genau Oesterreich, Böheim, oder Preußen und so weiter vom Reich. Es sah in den Beherrschern dieser Staaten nur mächtige und übermächtige Bundesgenossen oder Zugewandte des Reichs, keine wirkliche Genossen und Glieder desselben. Nur wenn man von dort nach Franken, oder Baiern, oder Schwaben ging, sprach man: „Ich reise ins Reich."

Das Volk hatte gewiß nicht unrecht, und behauptet seine Unterscheidungsart im gemeinen Leben noch immerfort standhaft. Die Leute in Hannover, in Krain, in der Mark, in Schwedischpommern, in Mähren u. s. w. halten sich zwar für Deutsche, aber keineswegs für Theile des deutschen Reichs. Wie sollte dies auch den Unterthanen von Großbritanien, oder Schweden, oder Dänemark, oder Preußen, oder Oesterreich beifallen, deren Gebieter fast sämmtlich den größten Theil ihrer Macht außer den Gränzen Deutschlands, und daher, ogleich des deutschen Reichs Bundesgenossen, dennoch ganz andere und wichtigere Staatsinteressen, als die des deutschen Reichs oder Staatenbundes, haben?

Theilen wir Deutschland nun nach dem Sprachgebrauche des Volkes ein: so ergiebt sich daraus ein anderes statistisches Verhältniß, als das gewöhnliche, wie aus folgender Uebersicht erhellt:

Deutsche Länder, die als Bestandtheile auswärtiger Monarchien zu betrachten sind:

I. Oesterreich besitzt:

	Quadratmeilen.	Seelenzahl.
1) Erzherzogthum Oesterreich	586.	1,746,000.
2) Herzogthum Steiermark	411.	825,000.
3) Herzogthum Kärnthen	250.	300,000.
4) Herzogthum Krain	233.	432,000.
5) Friaul	67.	121,000.
6) Triest und Istrien	55.	124,000.
7) Gefürstete Grafschaft Tirol mit Voralberg .	521.	690,000.
8) Königreich Böheim	951.	3,112,000.
9) Mähren und Schlesien	552.	1,693,000.
	3,626.	9,046,000.

II. Preußen.

1) Die Kurmark	432.	853,000.
2) Die Neumark	206.	324,000.
3) Herzogthum Pommern	442.	518,000.
4) Erfurt und Eichsfeld	48 ½.	158,000.

	Quadratmeilen.	Seelenzahl.
5) Magdeburg und Mannsfeld	108.	320,000.
6) Halberstadt	26½.	101,000.
7) Hohnstein und Quedlinburg	10.	40,400.
8) Kleve und Mark	71½.	202,000.
9) Minden und Ravensberg	34½.	166,000.
10) Münster und Katzenberg	49.	127,000.
11) Paderborn	50.	98,500.
12) Der neu erworbene Theil von Sachsen	276.	782,249.
13) Auf dem linken Rheinufer	275.	1,044,156.
14) Oranische Besitzungen	114.	328,500.
15) Korvey und Dortmund	6.	19,500.
16) Herzogthum Berg	54.	296,877.
17) Herrlichkeit Broch	—	3,000.
18) Rittberg	—	13,000.
19) Schauen	—	1,000.
20) Königswinter, Dung und Villich	1.	3,000.
21) Von Wiedrunkel	2.	6,400.
22) Limburg, Wartenburg, Schladek	2.	7,000.
23) Witgenstein-Homburg	1¼.	4,300.
24) Gimborn und Neustadt	2½.	6,500.
25) Bentheim, Olpen und Steinfurt	6¼.	28,000.
26) Bentheim und Rhoden	3½.	9,674.
27) Landskron und Rhade	2½.	5,000.
28) Wildenberg	2.	3,000.
29) Ruklinghausen	7.	18,000.
30) Dulmen	4.	9,600.
31) Rhinna, Waldek	6.	10,000.
32) Kniephausen	1.	3,000.
33) Horstmar	18.	47,000.
34) Salm-Salm	15.	36,000.
35) Salm-Korburg und Gehmen	9.	19,100.
36) Herzogthum Westphalen	66.	138,000.
37) Schlesien mit Glatz	726.	2,047,000.
	3,078.	6,796,756. *)

*) Die Angaben der Volksmenge von Nr. 1—16 sind aus Hassels statistischen Tabellen, die von Nr. 16—36 aus der Chronik des allgemeinen Wiener Kongresses Nr. 47. den 7. März 1815. S. 630 und 631.

III. Großbritanien.

	Quadratmeilen.	Seelenzahl.
1) Hannover im Jahre 1805	569.	948,000.
(— — im Jahre 1816 682. 1,330,000.)		
2) Hildesheim	40.	114,000.
3) Ostfriesland	56¾.	119,500.
4) Meppen und Emsbühren	35.	40,000.
5) Lingen	8.	25,021.
6) Teklenburg	5.	20,059.
	713¾.	1,266,580.

IV. Dänemark.

Das Herzogthum Holstein	144.	320,000.
(Nach Angabe der Schrift: Nach seinen polit. geogr. Veränderungen. Weimar 1816. Fol. 171 Quadratm. u. 360,000 Einw. Ohne die versprochene Entschädigung für das an Schweden abgetretene Königreich Norwegen, welches 6,966 Quadratmeilen u. 902,000 Einwohner zählt.)		
Lauenburg	40.	40,000.
	184.	360,000.

V. Schweden.

Schwedisch-Pommern	66.	115,000.

VI. König der Niederlande.

Die vorhin östreichischen Niederlande mit Ausnahme eines Theils vom Wälder-Depart. zu 40,000 Einw.	453¾.	2,937,881.
Vom Roer-Departement	9.	27,100.
	462¾.	2,964,981.

Rekapitulation.

I. Oesterreich	3,626.	9,016,000.
II. Preußen	3,078.	6,796,756.
III. Großbritanien	713¾.	1,266,580.
IV. Dänemark	184.	360,000.
V. Schweden	66.	115,000.
VI. Niederlande	462¾.	2,964,981.
	8,130½.	240,549,317.

Das übrige Deutschland beträgt, ebenfalls nach Hassel erstes Heft, 4,014 Quadratmeilen, 10,116,251 Einwohner. Folglich ist eigentlich kaum der dritte Theil Deutschlands, nämlich nur Baiern, Schwaben, Franken, Hessen und ein kleiner Theil Sachsens, als Kern und Stamm des deutschen Reichs oder Staatenbundes anzusehen.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Fraunhofers neue Entdeckungen über die verschiedene Natur des irdischen und electrischen, Sonnen- und Fixsternenlichts.

— Den europäischen Astronomen ist die Werkstatt der Herren Utzschneider und Fraunhofer für optische Werkzeuge zu Benediktbeurn in Baiern ruhmvoll genug bekannt. Es ist bekannt, daß hier die Bereitung des Crown- und Flintglases zu einem bisher ganz unbekannten Grade der Vollendung gesteigert ist, hinter welchem selbst der sonst Alles gern überflügelnde Kunstfleiß der Briten besiegt zurücksteht. Das englische Crown- und Flintglas ist nie ganz in seinem Innern von Wellen und Streifen frei (wenn schon dem unbewaffneten Auge nicht allezeit sichtbar), und daher keineswegs zu den zartesten Versuchen über das Licht anwendbar; während die Werkstatt von Benediktbeurn es dahin gebracht hat, daß sie ein vollkommen wellen- und streifenreines Glas bereitet, so daß aus einem Hafen mit vierhundert Pfund Flintglas selbst zwei Stücke, wovon eines vom Boden, das andere von der Oberfläche des Hafens genommen ist, gleiches Brechungsvermögen haben. Diese ausserordentliche Vollkommenheit, sowohl in Verfertigung des Brechungsmittels, als in der scharfsinnig berechneten Zusammensetzung der Instrumente selbst, bereitet neue Eroberungen im Gebiete der Sternkunde vor, zu welchen das lange bewunderte Herrschel'sche Spiegelteleskop nicht ausreichen konnte. Herr Schröter, der Sohn, welcher auf der Sternwarte von Lilienthal die Beobachtungen seines berühmten Vaters fortsetzt, wird eben durch die vollendetern Mittel und Werkzeuge zu größern Entdeckungen geben, indem er statt des väterlichen Spiegelteleskops ein achromatisches Fernrohr von Utzschneider und Fraunhofer anwendet, welches sechs Fuß Brennweite und zweiundfünfzig Pariser Linien Oeffnung hat.

Der geistreiche Fraunhofer, indem er mit seiner Kunst die Erweiterung der Himmelskunde anbahnt, gelangt von Zeit zu Zeit bei seinen zahllosen Versuchen zu Entdeckungen, welche für die Wissenschaft von hoher Wichtigkeit sind, während sie ihn nur sehr beiläufig, in Veredlung der künstlichen Sehwerkzeuge, beschäftigen. Dahin gehört seine neuliche Wahrnehmung, daß das Licht überhaupt, welches wir von verschiedenen Selbstleuchtern erblicken,

nicht einerlei Licht, sondern in seiner Wesenheit sehr von einander verschieden sei und ohne Zweifel auch ganz verschiedene Brechungsverhältnisse habe.

Bei seinen Versuchen über das Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögen der Glasarten, da er bemüht war, einfaches Licht von jeder Farbe durchs Prisma zu erhalten, bemerkte er, daß die farbigen Flammen, die man durch Verbrennen von Alkohol, Schwefel u. s. w. erhält, kein einfaches Licht gewähren, das ihrer Farbe entspricht. Hingegen nahm er wahr, daß bei diesem, so wie beim Oel- und Talglicht, und überhaupt beim Licht des Feuers, im prismatischen Farbenbilde zwischen der rothen und gelben Farbe ein heller scharfbegränzter Streifen stand, der bei allen, und genau und beständig an demselben Orte stand. Dieser helle Streif scheint durch Lichtstrahlen gebildet zu werden, welche einfach sind, und folglich vom Prisma nicht weiter zerlegt werden können. Auch in der grünen Farbe bemerkte er einen ähnlichen Streif, der doch minder scharf begränzt, oft fast bis zur Unkennbarkeit schwach war.

Als er versuchen wollte, ob im Farbenbilde vom Sonnenlicht ein ähnlicher heller Streif zu sehen sei, wie im Farbenbilde vom Lampenlicht, fand er statt desselben unzählig viele starke und schwache senkrechte Linien, die aber alle dunkler waren, als der übrige Theil des Farbenbildes, ja von denen einige fast ganz schwarz zu sein schienen. Das Prisma mogte aus was immer für einem brechenden Mittel bestehen: allezeit erschienen diese Linien und Streifen und immer in genau gleichem Verhältniß zu einander in den verschiedenen Farben. Die stärkern Linien machen keineswegs die Gränzen der Farbentöne, die unmerklich in einander verschwimmen, inzwischen auf beiden Seiten einer Linie dieselbe Farbe ist.

Fraunhofer überzeugte sich durch viele Versuche und Abänderungen in der sinnreichen Vorrichtung, daß diese konstanten Linien und Streifen in der Natur des Sonnenlichtes liegen, und daß sie nicht durch Beugung, Täuschung u. dgl. entstehen. Auch im Farbenbilde vom Lichte der Venus fand er dieselben Linien und Streifen, doch ungleich schwächer, wie denn das Licht der Venus, im Vergleich mit dem der Sonne, weit weniger Dichtigkeit hat. Aber das Verhältniß der Streifen und Linien selbst war noch dasselbe, und beurkundete, daß das Licht der Venus mit dem Sonnenlichte von einerlei Natur sei.

Mit derselben Vorrichtung machte Fraunhofer auch Versuche über das Licht einiger Fixsterne erster Größe. Da aber das Licht dieser Sterne noch viel schwächer ist, als das der Venus, so war natürlich auch die Helligkeit des prismatischen Farbenbildes vielmal geringer. Demungeachtet hat er, ohne Täuschung, im Farbenbilde vom Licht des Sirius deutlich drei breite Streifen wahrgenommen, die mit jenen Streifen vom Sonnenlichte keine Aehnlichkeit zu haben schienen. Einer dieser Streifen ist im Grünen, zwei sind im Blauen. Auch im Farbenbilde vom Licht anderer Fixsterne erster Größe erkennt man Streifen; doch scheint das Licht dieser Sterne, so weit es die Verschiedenheit der Streifen zeigt, unter sich von verschiedener Natur zu sein.

„Das Licht der Electricität,“ sagt Herr Fraunhofer in einer kleinen Abhandlung, die er auf Begehren mehrerer Gelehrten über seine Beobachtungen niederschrieb*): „ist in Hinsicht der Streifen und Linien des Farbenbildes, sowohl vom Sonnenlichte, als auch vom Lichte des Feuers, sehr auffallend verschieden. Man findet im Farbenbilde von diesem Lichte mehrere, zum Theil sehr helle Linien, worunter eine im Grünen gegen den übrigen Theil des Spectrums fast glänzend hell ist. Eine andere, nicht ganz so helle Linie ist im Orange. Sie scheint dieselbe Farbe zu haben, wie die helle Linie im Farbenbilde vom Lampenlicht. Mißt man aber den Winkel der Brechung, so findet man, daß ihr Licht bedeutend stärker gebrochen ist, und ungefähr so, wie die gelben Strahlen beim Lampenlichte. Gegen das Ende des Farbenbildes im Rothen bemerkt man eine Linie, die nicht sehr hell ist; ihr Licht wird, so weit ich mich bis jetzt davon versichern konnte, eben so stark gebrochen, wie das der hellen Linie vom Lampenlichte. In dem übrigen Theile des Farbenbildes kann man noch vier helle Linien sehr leicht erkennen.“

Zu Fraunhofers merkwürdigen Beobachtungen über die verschiedene Wesenheit des irdischen und electrischen, Sonnen- und Fixsternenlichtes, gesellen sich noch des verdienstvollen Naturforschers Schweigger zu München Versuche über das Polarisiren des Lichts, worüber von ihm wichtige Aufklärungen zu erwarten sind; ferner die Erfahrungen über die neuerdings bestätigte Eigenschaft des violeten Lichts im prismatischen Farbenbilde, eine Stahlnadel magnetisch zu machen, worüber Cosimo Ridolfi zu Florenz seine Untersuchungen fortsetzt. Das Zusammentreffen so vieler und folgenreicher Entdeckungen von vormals kaum geahneten Eigenschaften des Lichts verspricht uns von dieser Seite eine ganze neue Ansicht der Natur, die sich dem Blick des Sterblichen in ihrem eigenen Glanze verbirgt.

---

*) Sie führt den Titel: Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens der verschiedenen Glasarten in Bezug auf die Vervollkommnung achromatischer Fernröhre, von Joseph Fraunhofer; wurde von der königl. Akademie der Wissenschaften zu München ihren Denkschriften einverleibt und stellt die ganze Geschichte seiner Beobachtungen und dazu angebrachten Vorrichtungen dar.

Darstellungen aus der Schweiz.

Die Reisenden. — Ehrenrettung der Stadt Aarau. — Gang und Spannung der öffentlichen Grundsätze. — Die Jesuiten. — Der Abt von St. Gallen. — Die Geschichtschreiber Robert Glutz und Joseph Andre. — Stellen aus dem Buche des Letztern.

Der schöne Sommer des Jahres 1817 hat zahlreiche Lustwandler aus allen Gegenden des Welttheils in die Thäler und Gebirge der Schweiz gelockt. Kaum ist zu bezweifeln, daß die künftige Frucht davon nicht eine starke Vermehrung der Bibliothek der Schweizerreisen in deutscher, englischer und französischer Sprache sein werde. Wir werden, neben neuen Schilderungen der ewig schönen Natur dieses Landes, schauderhafte Schilderungen von dem Elende einzelner Gegenden, besonders der durch die plötzlich gehemmten Fabrikstätten übervölkerten, während der Theurung, lesen, und manche Bereicherungen der Gebirgs- und Stein- und Pflanzenkunde empfangen. Aber das, was dem philosophischen Beobachter unstreitig das Wichtigste ist: die Entwickelung der schweizerischen Menschheit unter den freiern Formen von zweiundzwanzig großen und kleinen Republiken, die der neue eidsgenössische Bund verknüpft, — das bleibt dem Auge der Meisten verborgen.

Es ist nicht unbekannt, daß verschiedene geistvolle Reisende auch diesen großen Gegenstand ins Auge faßten, ihn sogar zum vorzüglichsten machten, und dazu die Staatsverfassungen aller Kantone studierten. Aber schwer ists, auf einem Durchflug den Geist der innern Ordnungen, den Einfluß so mancher Verwandlungen bürgerlicher Verhältnisse, und des Nachhalles früherer Begebenheiten mit darstellungsfähiger Bestimmtheit zu erkennen. Die Sache ist um so schwieriger, je abweichender Sitten, Einrichtungen und Ansichten der schweizerischen Völkerschaften von andern sind, ohne daß diese Abweichungen eben grell ins Auge fallen; oder je einseitiger der Maaßstab ist, welchen der Fremde aus entfernten Gegenden mit sich führt; Vorurtheile und Vorbegriffe oder augenblickliche Gemüthsstimmungen des Beobachters nicht einmal gerechnet. Es ist also vorauszusehen, daß die Lesewelt abermals auch mit einer Menge im Lobe, wie im Tadel falscher Würdigungen der Schweiz bereichert werden werde. Fast mehr, als von Engländern und Franzosen, ist in dieser Hinsicht von deutschen Wanderern zu besorgen, theils weil die Anzahl derselben gewöhnlich die größere, und dazu die schreiblustigere ist, theils weil in Deutschland seit einiger Zeit beinah Mode geworden, dem sonst gepriesenen Völkerverein zwischen

Jura und Alpen das Uebelste nachzusagen*). Zu dem letztern mögen freilich mit unter selbst Schweizer den Ton angegeben haben, die im Parteikampf das Wort ihrer Rache, weil es in der Heimath kein öffentliches Blatt für sich fand, ausländischen Tagsschriften übersandten, und, vom Zorn geblendet, vergaßen, daß der heimathliche Bruderzwist zwar Verachtung über die gesammte Familie und dennoch in fremden Gemüthern wenig Theilnahme erwecken könne.

---

*) So wurde noch unlängst in deutschen Zeitschriften unter der Rubrik: **Inhumanität der Stadt Aarau**, mit vollster Unkunde aller Verhältnisse, eine Schweizerstadt öffentlich verunglimpft, welche keinen Vorwurf weniger, als diesen, und am wenigsten um der gerügten Thatsache willen, verdient hätte. Es ist dieselbe Stadt, welche mit ächtschweizerischer Gastlichkeit ebensowohl flüchtigen, geächteten französischen Prinzen, als deren nachmals vom Schwerdte der Nemesis verfolgten Gegnern Freistätte und Schutz gab. Es ist dieselbe Stadt, in welcher der deutsche **Risbek** endlich sein friedliches Obdach, seine Ruhestätte fand, und wo seine Asche neben denjenigen ruht, die ihn liebten, ehrten, beweinten, während er in Deutschland verkannt ward. Eben dieses Aarau ward in deutschen Zeitschriften einer rohen Unbarmherzigkeit angeklagt, weil der Rath daselbst die sechs unerzogenen Kinder eines gestorbenen Deutschen, der da fünfzehn Jahre wohnhaft gewesen, und eine Schweizerin geheirathet hatte, nach Deutschland in die Heimath und zu den Verwandten des Verstorbenen zurücksandte, weil sie sonst keine Heimath hatten.

Die Ehre einer Stadt zu retten, verlohnt sich wohl der Mühe, näher in den Gegenstand einzutreten, und ohne weitere Rücksicht die Wahrheit, mit Namen und Zahlen, kund zu machen. Die Sache verhält sich also:

Johann Gottlob Siegert, von **Chemnitz** in Sachsen, lebte vom Jahr 1802 bis 1816 als Handlungsdiener in Aarau. Er verheirathete sich hier und erzeugte sechs Kinder. Weil er vielleicht größern Aufwand machte, als seine Umstände rechtfertigten, gerieth er in Schulden, so daß er, da ihm während eines Jahres Anstellung fehlte, nur durch Unterstützung von seinen Bekannten und Freunden in Aarau erhalten ward. Er wurde wieder, größtentheils aus Mitleiden, von einem Aarauer Handlungshause angestellt, aber erkrankte bald darauf. Dennoch ward ihm sein Gehalt gezahlt, und er genoß daneben vielfacher Hilfe seiner Freunde.

Ueberall in der Schweiz ist üblich und gesetzlich, daß jede Gemeinde denen, die in derselben Bürgerrecht haben, sammt deren Nachkommen, im Fall der Verarmung, die nöthige Pflege und Aushilfe geben muß. Wer das Ortsbürgerrecht nicht hat, kann auf diese bedeutende Versorgung seiner oder der Seinigen nicht Anspruch machen. Er bleibt Fremder. Keine Gemeinde ist reich genug, allen Fremden, die sich gern in ihr ansiedeln, Theil an ihrem größern oder geringern Gut zu geben. Immer würde dies Beeinträchtigung der Eingebornen sein. — **Siegert** kannte die Gesetze. Auf sein Begehren schrieb der Stadtrath von **Aarau** an den Magistrat von **Chemnitz**, damit ihm und den Seinigen dort ihr Heimathsrecht sicher gestellt werde. Die Antwort des Rathes zu Chemnitz lautete also:

„E. E. Rathe zu Aarau melden wir auf seine an uns erlassene und am 21. dieses bei uns eingelangte Requisition ergebenst zurück, daß wir uns nicht entbrechen werden, den allda sich aufhaltenden Kaufmann, Hrn Johann Gottlob Siegert, als einen hiesigen Eingebornen, mit seinen Kindern in Chemnitz wieder aufzunehmen, wobei wir indessen voraussetzen, daß Hr. Siegert über seine bisherige ordentliche Aufführung das nöthige Zeugniß beizubringen nicht unterlassen werde. Die wir übrigens einem E. E. Rathe alle unsere Hochachtung zusichern. Chemnitz, den 26. März 1816.

Der Rath zu Chemnitz. D. F. H. L. **Sachße**, Bgm."

Wenige Wochen nach diesem Schreiben starb Siegert. Die Verlassenschaft wurde unter Siegel gebracht. Den sechs unmündigen Kindern, deren Mutter früher gestorben war, setzte man Vormünder. Es zeigte sich ein Vermögen von 2590 Franken; hingegen eine Schuldenlast von 6534 Fr.

Die Zwietracht der öffentlichen Meinung ist in Helvetien zwar dieselbe, wie in Frankreich, England, Deutschland und in den beiden Königreichen jenseits der Pyrenäen; aber sie besteht, wie es in freien Staaten sein soll, ohne offenen Krieg mit den vorhandenen Ordnungen und Gesetzen, nur für die Veredlung derselben in der Anwendung. Denn noch ist der neue eidsgenössische Bundesstaat im Werden; noch schwankend zwischen den Tugenden und Mängeln des vormaligen Zustandes; noch eine junge Ehe zwischen Personen verschiedenen Humors, welche sich erst gegenseitig näher kennen lernen und verständigen müssen, um mit einander bequemlich und einsinnig zu leben. Die zweiundzwanzig Freistaaten (man könnte sie alle neu nennen nach so großen Verwandlungen, als ihre Grundverfassungen litten) haben noch zu jugendliches Ansehen, zu wenig festgebildete Züge. Doch arten **Bern**, **Luzern**, **Zürich**, **Basel**, **Solothurn**, **Freiburg**, die kleinen Kantone und überhaupt alle, die schon in der alten Eidsgenossenschaft Namen hatten, ihrer Vorwelt mehr oder oder weniger nach; weniger scharfgezeichnet sind die Physiognomien der jüngern Kantone; einige derselben sind fast ohne alle Eigenthümlichkeit. Diese, wie die der andern, wird und muß sich erst unter den Zeitstürmen entwickeln.

Das Auseinanderfliehen, die polarische Spannung entgegengesetzter Meinungen und Grundsätze, wie wir sie bei andern Völkern wahrnehmen, offenbart sich, lebhafter jetzt, denn sonst, auch in der Eidsgenossenschaft. Von der einen Seite die unüberwindliche Sehnsucht schmerzlich gestörter Gewohnheit nach dem weitentrückten Alten; von der andern Begier der jüngern Bildung, fortzuschreiten mit dem Schritt des Zeitalters. Von der einen Seite die natürliche Selbstsucht so vieler kleinen Staaten, ihr eigenthümliches Leben abgeschlossen in sich zu führen, und ihm das Wesen des Bundes unterzuordnen (Erbübel aller Föderativstaaten seit den zwölf Stämmen Israels und den griechischen Republiken); von der andern Seite der Zorn edler Geister

---

Als der Magistrat von **Chemnitz** vom Zustand der Dinge benachrichtigt worden war, wollte er, im Widerspruch mit der frühern amtlichen Zusicherung, die Theilnahme am Schicksale der Familie seines Mitburgers ablehnen. Er schrieb unterm 8. Juni 1816, daß er „sich weder der Regulirung des Siegertschen Nachlasses unterziehen, noch **weniger** für den Unterhalt der Siegertschen Kinder sorgen könne.“ So wären diese Kinder also durch die Erklärung eines deutschen Stadtrathes heimathlos geworden, da sie in der Schweiz keine Heimath hatten.

Durch Verwendung des Stadtrathes von Aarau und die Güte der Gläubiger wurde die Schuldenmasse des Verstorbenen um mehr als 5000 Fr. vermindert. Dann wurden die Kinder mit möglichster Sorgfalt und unter Leitung eines zuverlässigen Mannes, laut bestehenden Landesgesetzen, in ihre Heimath und zu ihren Verwandten gebracht. Sie verließen Aarau nicht, ohne von allen Seiten vielfach beschenkt worden zu sein. Sie waren bis zu ihrer Abreise aufs beste verpflegt gewesen; und über die Reisekosten hinaus wurden dem Stadtrath von Chemnitz zu Handen der Kinder noch 1055 Fr. übermacht.

War es also gerecht und billig, in öffentlichen Blättern eine Schweizerstadt, wegen solchen Benehmens, mit dem Vorwurf der Inhumanität zu beflecken, während man in Chemnitz, in einer deutschen Stadt, alle Theilnahme an dem Schicksal einer dort verbürgerten Familie, die außerdem heimathlos war, ablehnte, sobald man vernahm, daß diese Familie arm und unglücklich sei?

A. d. H.

gegen solche gefährliche Kraftverſplitterung, die mit innerer Feindſchaft der Theile und Auflosung Aller endet. Von der einen Seite althergebrachte Unduldſamkeit in kirchlichen Dingen, Aechtung freiſinniger Aeuſſerungen, Verbannung der Preßfreiheit, Furcht vor Volksaufklärung, Verwahrloſung des öffentlichen Unterrichts, zumal bei den Landleuten; von der andern Seite Befreundung der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchgenoſſen, Freiheit des Urtheils und der Preſſe, große Anſtrengungen zur Verbeſſerung des Schulweſens, zur Zerſtörung der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, und zur Veredlung des Volks durch Läuterung der Begriffe. In demſelben kleinen Lande, von welchem Peſtalozzi's tiefgedachte, menſchenfreundliche Ideen über Europa ausgingen, oder wo Troxlers Scharfſinn in manchen Winkel vom Labyrinth der Vorurtheile und vorgefaßten Meinungen Licht trug, ſchrieb mit Aufwand von Gelahrtheit Ludwig von Haller ſeine Reſtauration des Staatsrechts, als würdiger Nebenbuhler des deutſchen Adam Müller.

Vor zwanzig und dreißig Jahren war in der Schweiz ein ſolcher Gegenſatz der Begriffe und Beſtrebungen noch kaum bemerkbar. Gegenwärtig halten dieſe einander ſchon das unverkennbare Gegengewicht. Es geht dies aus den wichtigſten, öffentlichen Beſchlüſſen ſowohl einzelner Kantone, als der eidsgenöſſiſchen Tagſatzungen hervor. Bei dem geſpenſtiſchen Wiedererſcheinen der Jeſuiten ſuchten dieſe ſich aus Italien wieder den deutſchen Gränzen durch die Schweiz zu nähern. Sie trachteten zuerſt in Solothurn feſten Fuß zu faſſen, wo ſie die meiſten Gönner zählen zu können glaubten. Die große Frage über ihre Wiederherſtellung ward vor die geſetzgebende Verſammlung der Republik gebracht; aber mit ſtarker Mehrheit der Antrag auf immer verworfen. Solothurn machte ſich durch dieſe wichtige Entſcheidung um die geſammte Eidsgenoſſenſchaft, vielleicht um manches deutſche Land, verdient.

Eine ähnliche merkwürdige Entſcheidung ging im Jahr 1817 von der Tagſatzung geſammter Eidsgenoſſenſchaft gegen die Breve's des Papſtes zur Wiederherſtellung des Kloſters St. Gallen aus. Dieſe Abtei war während der helvetiſchen Staatsumwälzung aufgehoben; ihr Gut Staatsgut eines neuen ſchweizeriſchen Freiſtaates geworden. Der geweſene Abt Pancraz Forſter indeſſen gab nie die Hoffnung auf, ſein verlorenes Reich wieder zu gewinnen. So lange er von den Schweizern ſelbſt nichts erwarten konnte, ſuchte er den Beiſtand auswärtiger Gewalt; ſagte ſich und ſein Stift, als ein Angehöriger des deutſchen Reichs, von der Eidsgenoſſenſchaft los. Dies vergebens, bemühte er ſich, durch Umtriebe, vermittelſt ſeiner noch übrigen Anhänger, im Lande ſelbſt den innern Frieden zu ſtören. Als auch dies eitel war, begab er ſich nach Rom, und gewann die Fürſprache des heiligen Stuhls. Die römiſche Curie, welche vermittelſt ihrer Nuntien ſeit Jahrhunderten auf die katholiſche Schweiz einen empfindlichen Einfluß zu üben wußte, zweifelte auch diesmal nicht am Gelingen. Sie machte die Sache des Abtes zur ihrigen; denn für den römiſchen Hof war es bedeutend, auf ſchweizeriſchem Boden dieſſeits der Alpen eine mächtige Abtei mehr und einen thätigen, dankbar ergebenen Prälaten zu haben. Die Stimmen einzelner Kantone wurden gewonnen, und ſo wandte ſich der

Papst mit einem Breve an die in der Tagsatzung des Jahres 1816 versammelten Eidsgenossen. Sein Verlangen wurde abgelehnt. Er wiederholte es in einem Breve vom 5. April 1817 fester vor der Tagsatzung desselben Jahres, ohne den Beschluß der vorhergehenden, oder deren Gründe zu beachten. Die Gesandten von Schwyz, Uri, Nidwalden, Zug, Freiburg, Wallis, sprachen laut für ihn; aber die Mehrheit der Eidsgenossen, unter ihnen der katholische Vorort der Schweiz, Luzern selber, entschieden zum andernmal und mit Nachdruck gegen des Papstes Begehren, für den innern Frieden des Freistaats St. Gallen und die öffentliche Ruhe gesammter Schweiz.

Diese Thatsachen werden in der Geschichte ruhmvolle Zeugnisse für den Geist bleiben, der den neueidsgenössischen Bund schon in den ersten Jahren seiner Entstehung belebte. Mit Recht darf dahin auch das Sträuben in mehreren Kantonen gegen Verträge mit auswärtigen Fürsten, wegen Errichtung von Schweizerregimentern in deren Sold, gezählt werden; nur die schweren Jahre der allgemeinen Theurung neben der ausserordentlichen Uebervölkerung verschiedener Gegenden überwogen vorzüglich alle andere Bedenklichkeiten. Auch daß in mehrern eidsgenössischen Staaten Gesetze gegeben oder erneuert wurden, welche öffentlichen Beamten das Tragen von Ordenszeichen fremder Mächte, als dem gemeinen Wesen in freien Staaten nachtheilig, verboten, zeuget von der Reinheit republikanischen Sinnes, wie er in der Schweiz beim Volk und dessen Vorstehern leben soll.

Am untrüglichsten aber offenbart sich das Zunehmen freier Ansichten im Wachsthum der Publicität. Viele Regierungen, vormals gewohnt, Alles in ein undurchdringbares Dunkel zu verhüllen, was ihr Thun und die öffentlichen Angelegenheiten betraf, finden die sonst verschriene Offenkundigkeit nicht nur für ihr Ansehen und Wirken sehr gefahrlos, sondern vortheilhaft, und geben damit selbst das Beispiel. Die Wahrheit geht ruhig an das Tageslicht; hingegen der Irrthum oder die boshafte Lüge tödten sich an diesem Lichte selber.

Als im Jahre 1760 ein Pfarrer zu Ligerz, Uriel Freudenberger, seine kleine Schrift: Guillaume Tell, Fable danoise, herausgab, ließ sie der Stand Uri, statt der Widerlegung, feierlich verbrennen, und ermahnte durch ein Kreisschreiben vom 4. Brachmonds desselben Jahres alle Regierungen der Schweiz dringend, ihr Mißfallen an diesem historischen Frevel kund zu thun.

Als Johannes Müller seine unsterblichen Geschichten schweizerischer Eidsgenossenschaft herausgab, erndtete er mit denselben gerade im Vaterlande den wenigsten Beifall, oder die wenigste Freundschaft. Er brachte entweder Vielen zu viel Licht in das, was Heimlichkeit sein sollte, oder sprach zu viel und zu schön von Freiheiten, die man lieber vergessen haben wollte. Jetzt hat sich in dieser Hinsicht das Urtheil über ihn bei einer großen Anzahl seiner einsichtsvollern Landsleute fast umgekehrt. Sie bemerken, daß er zuweilen mit großer Befangenheit, sorglicher Umsicht, und oft zu ganz unhistorischen Zwecken geschrieben habe, wie er denn in

seinen neulich bekannt gewordenen Briefen an Zurlauben nicht läugnet, „daß er durch seine historischen Arbeiten vorzüglich wünsche und trachte, die gegenwärtige Ordnung der Dinge (nämlich die vom J. 1777) und das Ansehen des Adels in der Schweiz zu befestigen.*)“ Einer der jetztlebenden berühmtesten Eidsgenossen sagte daher unlängst von ihm: „On voit bien, que les vrais principes étoient au fond de son coeur; mais né Patricien, il craignoit de blesser les frères et amis. Cet homme à foible caractère n'a pas sçu, qu'en tenant la route équivoque qu'il choisit, il courit le risque de se brouiller avec eux pour en avoir dit plus qu'il ne devoit, surtout pour avoir violé das Heimliche, qui plaisoit tant aux gouvernements suisses anciens et modernes.“

Man kann sich daraus den lauten, schmeichelhaften fast allgemeinen Beifall erklären, mit welchem, als Fortsetzung der Müllerschen Geschichte der Eidsgenossenschaft, das Werk des Herrn Robert Glutz-Blozheim empfangen ward. Denn Glutz, fehlt ihm gleich die im Studium der Alten reichgenährte Geistesfülle, Gemüthlichkeit und Genialität des großen Vorgängers, übertrifft ihn im strengen Ernst der Wahrheitsliebe, mit der er die Vergangenheit vor den betrachtenden und richtenden Blick der Zeitgenossen und der Nachkommen ruft. Die ungefärbte Treue, in welcher er dem ersten Gesetz der Geschichtschreibung Genüge thut, läßt die Leser den Mangel anderer Reize entbehrlich finden; und jedermann fühlt, daß Glutz die Zeiten der Kirchenveränderung, der Glaubens- und der Bauernkriege, des Verfalls der Freiheit in den Freistaaten und der den alten Bund zerstörenden Gebrechen, wahrhafter, das heißt besser beschreiben würde, als Müller von Schafhausen. Aber es ist auch gewiß, daß Glutz noch vor zwei Jahrzehenden sein Buch nicht ungestraft hätte schreiben, am wenigsten in der Schweiz selbst drucken lassen können.

Den siegendsten Beweis herrschender Freimüthigkeit gab vor Kurzem Herr Joseph Andre von Luzern, ein junger, geistvoller Mann, welcher in Zug sein Werk: Politische Denkwürdigkeiten des Kantons Luzern, drucken ließ. Vermittelst wenig bekannter oder wenig benutzter Urkunden führt er den Leser mit gewaltiger Kraft in alle Finsternisse ein, die seine Fackel zerstört, und welche seit Jahrhunderten die empörendsten Staatsgeheimnisse verdecken mußten. Aber nur auch ausschließend diesen weiht sich seine ganze Aufmerksamkeit. Während er den greuelreichen Unfug derer entblößt, die an der Spitze standen, die Verfolgungen, die Kerker, die Blutgerüste mustert, zu welchen Geldburst und Ehrgeitz der Häupter des Landes Schuldige und Unschuldige schleppten, vergißt er, daß das unterthänige Volk, wenig um das Spiel und Treiben seiner Vornehmen bekümmert, wahrhaft goldene Tage der Ruhe genoß und beneidenswürdig hieß. Daher kann man nicht sagen, sein Werk sei eine treue, oder vollständige Geschichte der Stadt und Republik Luzern; aber letztere wollte er auch nicht liefern, sondern nur Denkwürdigkeiten. Und denkwürdig, leider! sind sie. Es ist das Ganze ein großes,

*) Der Brief ist gegeben Bern den 25. Junii 1777; abgedruckt im fünften Heft des schweizerischen Museums vom J. 1816. S. 708—712.

düsteres Gemälde menschlicher Leidenschaften, Verirrungen und Verbrechen, mit starker Hand, oft meisterhaft, immerdar anziehend und lehrreich hingezeichnet. Es ist zu beklagen, daß der Verfasser in seiner Schreibart oft allzunachlässig, voller Idiotismen ist; den innern Bau seines Werks ohne, die Uebersicht des Ganzen erleichternde, Ordnung läßt; seine Quellen nur oberflächlich andeutet; sogar die Zeitrechnung in solchem Maaße beiseite setzt, daß man oft nicht weiß, von welchem Jahr und Jahrhundert die Rede sei? Dazu kommt noch, daß das Buch von Druckfehlern wimmelt, und eine falsche Interpunktirung vielmals den Sinn zu fassen erschwert.

Doch weder diese auffallenden Gebrechen, noch daß hier nur von einem kleinen, auf die übrige Welt wenigen Einfluß habenden Freistaat Rede ist, mindern den geschichtlichen und geistigen Werth des Werkes, daß es nicht auch selbst den Nichtschweizern eine in historischer Rücksicht bedeutsame Erscheinung sein sollte. Denn wenn jemals der Genius eines neuern Geschichtschreibers an den hohen Genius des römischen Tacitus mahnte, so ist es dieser. Hier, wie dort, Reichthum und Macht großer Gedanken; ein mit den Lastern der Welt zürnender, unversöhnlicher Geist; ein vom Anblick so vieler Unheilsquellen der Republik bewegtes, düster gewordenes Gemüth; daneben die Majestät der göttlichen Wahrheit, und eine Hoheit der Ansichten, die den Leser erhebt, und weiser macht, als er ist.

Kann man auch wohl den Tacitus lesen, ohne betrübter und tugendhafter zu werden, als man war? Aehnliche Rührungen hinterließ mir Joseph Andre, der, wenn mich nicht Alles täuscht, und wenn er der Clio getreu bleibt, einst unter Deutschlands Geschichtschreibern einen ersten Rang einzunehmen fähig wäre. Ich tadle ihn, daß er sein Buch zu früh ausgab.

Von Joseph Andre's Darstellungsgabe muß wohl, nach solchem Worte, Beweis geleistet werden. Darum wähle ich hier ein Bruchstück; nicht eben das, was seine Eigenthümlichkeit am reinsten bezeichnet, sondern was auch deutschen Lesern verständlicher und anziehender sein kann: erst seinen Rückblick auf den Zustand der Schweiz vor ihrer letzten Umgestaltung, dann seine Aeusserungen über das deutsche Reich im Verhältniß zur Schweiz.

„Während man sich (dies sind die Worte Joseph Andre's von den schweizerischen Regierungen vor dem Jahre 1798) gegen aussen so bückte und krümmte, in der allergeduldigsten Erniedrigung und Ohnmacht stand, zeigte man im Innern unter sich desto herrlicher seiner Gewalt Ansehen, und Souveränität. Da sperrte man die Päße gegeneinander, zog Kordone von Milizen, um sich recht nachdrucksam die nöthigsten Lebensmittel abzuschneiden. Wer Früchte von einem Kanton in den andern trug, wer von eines andern Ueberfluß die eigene Noth heben und verhindern wollte, ward mit Gewehrkolben geschlagen, ins Gefängniß geworfen, oder auf fremdem Boden erschossen. Jeder Erdapfel, jedes Brod, jedes Ei war im Bann; ja nicht einmal in ganz fremden Staaten gekaufte Früchte erlaubten sich die Obrigkeiten durch ihr Land zu

führen*). Wo so Vieles ohne Hinderniß geschehen konnte, wo das Höchste der Nation dem Privatinteresse ohne Furcht konnte geopfert werden, da mußte man viel Geld erworben haben, da mußten alle Hemmungen und Schranken der Willkühr, alle innere staatsrechtliche Verhältnisse, die Verfassungen mußten aufgehoben oder nicht mehr erkannt sein. Die schweizerischen Gemeinwesen, wohlgeordnet in ihren ersten Gesetzen für Alles, was die Rechte, das Wohl, das Interesse des Ganzen betraf, hatten sich durch die Zeiten herauf in bloße Famliengewalten verkehrt. Vaterland, Freiheit, Recht und Gewalt schienen das Eigenthum Weniger geworden zu sein, die unverholen laut die Wünsche an den Tag legten: Wenn doch Alles taub und stumm wäre, und Niemand lesen oder schreiben könnte, als der Pfarrer; warum es doch Historien und Chroniken geben müsse, in welchen Alles so ganz anders und verkehrt dargestellt sei, bald werde man sich auf sie beziehen, und das höchste Recht als Unrecht erklären! Daher denn auch die erste große Zeit, ihre herrlichen Thaten und Handlungen, von ihnen alter Aberglauben und Mährchen genannt wurde. Natürlich mußten dem schwarzen Egoismus, diesem Geist der Verkehrung alles Rechtmäßigen und alles Gesetzlichen, Vorstellungen alter Rechte und Freiheiten, eine Vergleichung gegenwärtiger und ehemaliger Zeiten, als eine wirkliche geistige Insurrektion, als ein unmittelbarer Angriff auf ihr gegenwärtiges verkehrtes Wesen erscheinen. Nie ist der Mensch schrecklicher, als wo er auf ein vermeintes Recht hin überall seine Person als Erstes und Letztes setzen kann. Diese Ungerechtigkeit gegen das Ganze zeugt nothwendig eine an einander hängende Reihe von Ungerechtigkeiten. Man muß jene hassen, deren Rechte man geraubt hat; mit Gewalt alle Reklamationen unterdrücken, denn man hat ihnen nichts Gegründetes entgegenzusetzen. Der öffentliche Geist mußte unterdrückt und verdorben werden, denn fühlend die eigene Schwäche, glaubt man sich nur stark in der Ohnmacht aller Kräfte. Man mußte das Dunkele suchen, denn man hatte viel zu verheimlichen; so weit das Auge reichte, mußte es nur gebückte Köpfe sehen, wer ihn höher trug und gerade ging, war verdächtig. An Mißtrauen und Verdacht, an Blicken und Ausdrücken hing Ehre, Blut und Leben freigeborner Bürger. Es gab wenige Städte, in welchen den Familien nicht blutige Opfer gebracht worden wären. Wo es nicht geschah, fehlte der Reitz, der äussere Anstoß, nicht der inwohnende Geist. Selbst die Demokratischen, die sogenannten ganz Freien, beherrschten ihre Unterthanen-Lande so, daß bei der ersten Gelegenheit eine Losreißung ertrotzt wurde.**)

Aber, so wie in den erstern Zeiten, so zeigte und bewegte sich auch jetzt der bessere Geist der Nation. Früh trat er dem beginnenden Verderben entgegen, zuerst in der Stimme des

*) Nicht etwa in theuern Zeiten, sondern blos wegen reichen Güterbesitzern und Amtleuten, die ihre Besoldung in Naturalien zogen. A. d. V.

**) Man sagt, das Land blühte. Es war im Interesse der Regierungen, wenn man dem Bürger seine politischen Rechte rauben wollte, mußte man den Bauer in Ruhe lassen. Uebrigens, wenn unsere Freiheit in nichts Anderm bestehen soll, als in Ruhe seine Erdäpfel zu essen, wollen wir uns über das Unvernünftige nicht erheben; auch dem sorgt man für das Futter, ja es weiß es sogar oft recht witzig selbst zu nehmen.

seligen Bruders Klaus, in dem Reformator, in den politischen Vorträgen der Priesterschaft von Zürich, in den Stimmen frommer Einsiedler und andern Zuschriften an die dreizehn Orte. In allen hörte man die ernste Warnung: mehr auf sich selbst, als auf Fremde zu trauen, der Pensionen und Kriegsknechte wegen nicht Freiheit und Vaterland zu verkaufen. Jetzt, da das Verderben im schnellen Anwachs, und überall aus dem Körper herausschlug, wurden die Stimmen ernster und vielfältiger; es waren nicht mehr Einzelne, sondern Viele miteinander; ihre Anzahl wurde von Tag zu Tage stärker, ihr Ruf dringend und begeistert. Zuerst der Edle Urs Balthasar von Luzern. Keiner fühlte tiefer den allgemeinen Verfall, Keiner hatte ihn unverwandter vor Augen, Keiner dachte tiefer auf Rettung als Er. Das war seine Meinung: daß man den Geist unterdrücken und verändern müsse, welcher diesen Verfall hervorgebracht;

Bei Hänzi's Verschwörung in Bern wurden folgende Epigramme gemacht:

Macht nur das Bürgerblut in großen Strömen fließen,
Es wird ein jeder Tropf in unsere Herzen schießen,
Und dort in Glut verkehrt in stiller Asche stehen,
Bis einst zu unserm Heil des Glückes Wind wird wehen;
Darum ihr Väter Gnad, Gnad ist, was uns bezwingt,
Und euch das Bürgerherz in neue Fesseln bringt.
Wann Freundlichkeit und Recht den Stolz und Zwang vertreiben,
So werdet ihr geehrt, wir aber treu verbleiben.
Und wenn die Bürger sich dereinst als Sklaven schminken,
So wird der Glanz des Staats gar bald in Staub versinken.
Macht nur Rebellenblut in ganzen Strömen fließen,
Ein jeder Tropfen wird den Staat mit Nutz begießen;
So wird die Glut verwehrt, die stolze Herzen brennet,
Bis einst die Bürgerschaft sich selbsten besser kennet.
Wann Macht mit Gnad vermischt, die Frechheit wird vertreiben,
So werdet ihr geehrt, die Bürger treu verbleiben.
Und wenn Rebellen sich zu euern Füßen schmiegen
So wird der Glanz des Staats die Neider selbst besiegen.

Beim Falken erwarteten die dreiundzwanzig Verbannten ihre Weiber, Kinder, Freunde und Bekannte, mit Wagen und Pferden; einige Tage vorher wurde für sie in der Stadt kollekirt und zwar so reichlich, daß die meisten dreihundert Thaler erhielten; die Schulden wurden ihnen erlassen. Drei verloren das Leben, an Hänzi schlug man dreimal.

Durch die Polizeiordnung war die Sache so weit gebracht (nämlich noch vor dieser Verschwörung), daß ein Küfer mit seiner Brente voll Wein nicht mehr unter den Bögen, sondern auf dem spitzigen Gassenpflaster gehen mußte; ward er von den Bettelvögten ertappt, warfen sie ihn in Thurm. An den öffentlichen Markttagen mußte der Bürger von den Herren zuerst das Schönste ausklauben lassen und durfte erst gegen eilf Uhr das Nöthige einkaufen, wo dann manchmal nicht mehr genug vorhanden war und noch dazu einmal theurer. Kein Bürger kam zu einem kleinen Amt mehr, sondern da waren gleich zehen Familienkinder und Herren, die es wegschnappten. Alle Viktualien wurden wegen dem Interesse einiger Partikularen so hoch in Preis getrieben, daß der Handwerker die Seinigen bald nicht mehr füttern konnte; alles dieses brachte die verwegenen Conspiranten zu einer solchen Extremität. Balth. Bernensia.

A. d. V.

in die aufblühende Jugend der Kantone wollte er die Rettung des gemeinen Vaterlandes, in sie, deren Geist noch unverdorben, in denen noch eine Begeisterung möglich, noch ein Hochgefühl klang, in dieses erst aufgegangene Lebensfeuer wollte er die ersten und einzigen Interessen des Landes legen; was in ihm Zerstörendes, was Kräftiges, und Erhaltendes sei, sollte sie historisch, elementarisch kennen lernen; und aus dieser nicht blos todter theoretischer, sondern lebendiger werkthätiger Kenntniß heraus für die neu auflebende Generation ein in ihre Natur geprägter und aus ihr hervorgehender Zentralpunkt von Eintracht, Treue und Begeisterung für Bewahrung schwer errungener Freiheit. Der Geist dieser patriotischen Träume schien sich in der Schinznachter Gesellschaft verwirklichen zu wollen; Alles, was einfach, frei und muthig für gemeine Freiheit fühlte, dachte und handeln wollte, fand sich hier zusammen; hinter dem schwachen, zusammengebrochenen Bunde sollte sich ein neuer von Begriffen und Handlungen gründen; was von oben herab getrennt und gebrochen, sollte aus dieser Mitte wieder verbunden werden; eine allgemeine Annäherung und Verbrüderung aus den Städten und Dörfern, aus den Alpen und Thälern, war ihr Ziel. Schön war ihr Anfang, sie huldigte der Wahrheit in ihrem strengsten Sinne, unerschrocken und fest faßte sie die Wurzel alles Uebels in die Augen: das Alte wollte man, aber nicht in seiner gegenwärtigen Entstellung, sondern in der Reinheit der ersten Zeit; Rechte sollten gehalten werden zu Stadt und Land, man sollte nicht nur sich, sondern auch andere ehren, sintemal der Staat nicht ein Privat-, sondern ein Gemeinwesen sei; daß einige Hoheiten doch nicht ins Große gehen möchten, weil sie im Grunde doch nur klein wären; daß man sich auf niemand verlasse, als auf sich selbst, seine Kräfte bewegen lerne, böse Gedanken damit zu vertreiben; über die Interessen des Landes ihre Behauptung und Gefahr die Wahrheit ehre, sie liebe und fordere!*) — Dann Johann Müller; in die tief bewegten Elemente der europäischen Welt schauend, den Sturm erkennend, der heranzog, hält er in seinen Vorreden flammende, in die Seele dringende Reden an seine Nation, an ihre Obrigkeiten, zum Aufwachen, zum Bereitstehen, zur begeisternden Rüstung und Wehre in der Stunde der Noth. — Endlich Bern; den 3. April 1790 nach einer zehnstündigen Sitzung gaben Räth und Burger folgenden Schluß: daß man nicht in die Hände von zweihundert sechsunddreißig regimentsfähigen Familien, eben so wenig in jene der sechsundsiebenzig gegenwärtig Regierenden fallen wolle, sondern daß die Abgehenden sowohl mit Bürgern aus den deutschen als welschen Landen sollen ersetzt, und die siebenundzwanzig Plätze des kleinen Raths siebenundzwanzig verschiedenen Familien sollten zugetheilt werden, also, daß nie zwei von einem Namen und Geschlecht darin Sitz und Stimme haben können.

Wir sehen hieraus, wie nahe der gute Geist dem verdorbenen war, wie das erhaltende Element dem zerstörenden entgegentrat, wie es da vorzüglich erschien und in die Wirklichkeit eingreifen wollte, wo man es gerade am wenigsten vermuthete; so vereinigen sich an diesem Orte die Extreme. Aber die verkehrte, die schlechte Seite war zu groß, in alle Verhältnisse zu

*) Sind das nun Contratsocialische Grundsätze? Schweiz. Mus. Jahrg. 1816. A. d. V.

sehr verflochten, als daß die schaffende Kraft nicht gleich in ihrem Keime von ihr wäre unterdrückt worden; sie heimlich und öffentlich umstellen, vorwärts und rückwärts angreifen, das war das Beste, was sie thun konnte.

Also wurden denn die patriotischen Träume als eitle lächerliche Kindermärchen verlacht, der Mann selbst blödsinnig und wahnwitzig genannt, der durch solche unkluge Offenheit Staatsgeheimnisse verrathe; die Schinznachter Gesellschaft waren neuerungssüchtige, verkehrte, schimärische Köpfe, bei den Katholiken Ketzer, bei den Reformirten Illuminaten und Atheisten aus Montesquieu's und Rousseau's Schulen. Hoheitlich wurde an einigen Orten geboten, sie nicht mehr zu besuchen; an andern wurde so lange gelästert und gedroht, bis man seiner eigenen Sicherheit wegen sie aufgeben mußte. Das große Buch des Vaterlandes, Müllers Schweizergeschichte genannt, mußte aus dem Lande fliehen, wenn es seinen Tag erblicken wollte; die Tage der Freiheit, der Eintracht und des Ruhmes konnten nicht im Lande gedruckt werden. Und als das Buch erschien, wie wurde es angegriffen, und verfeindet, da es nicht gar Alles verschleiern wollte, und von Dingen mit Begeisterung sprach, für die dem gegenwärtigen Zeitsysteme gemäß, es Sünde war, eine zu haben! Jener ewig denkwürdige Schluß kam nicht früher in Vollziehung, als bis fremde Baionette ihn erzwangen. Also, fassen wir Alles zusammen, so folgt: daß man die innere politische Freiheit unterdrückte, und die National-Selbstständigkeit gegen Aussen Preiß gab; daß man sklavenartig sich gegen Fremde zu Boden neigte, und despotisch die eigenen freien Bürger zu Knechten machen wollte; daß man, jemehr das Land durch den Frieden aufblühte, je stärker sein äusseres Bollwerk einriß; daß den ausländischen Knechten*) die Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit des ganzen Landes aufgeopfert wurde. In der ersten Zeit setzten die Häupter das Leben ein für das Ganze, in der letzten setzen sie das Ganze für sich selbst und ihre persönlichen Lüste ein. Daher, als die Elemente sich überall zu bewegen anfingen, als der Sturm sich von allen Seiten hören ließ, als das Gebäude zu zittern begann: verschwanden alle Hoheiten, wie wenn sie auf Versenken gestanden. Oder wo waren jene jahrhundert-alte, wohlerschossene Verfassungen, jene hochgerühmte Reihe von Erfahrungen, jene eisgraue Staatsweisheit, wo jene Tugenden, Kraft, Muth und Beharrlichkeit der Geschlechter, welche mit so stolzen, trotzigen Herrschertönen das Ich und Wir gegen ihre Mitbürger aussprachen? Drei Jahrhunderte hatte man zu kämpfen und zu ringen, zwölf große Feldschlachten zu schlagen, ehe die Freiheit gegründet — ein Monat und einige Gefechte — und Alles war überwunden, besiegt, und auseinander gejagt. So alt, so wohlerfahren und rechtmäßig war man geworden.

*) Ehrenwerthe Männer, welche das Bedürfniß nicht weniger einsahen, schlugen die nicht avouirten Dienste vor, d. h. wer laufen will, der laufe, aber das Land und die Regierung nimmt sich ihrer nichts an. — Quellen: Urs Balth. Schriften. Collect. helv. Flugschriften. F. Balth. L. Kron. Bernensia, Sammlung von Denkschriften, Verhandlungen der Schinznachter Gesellschaft.

A. d. V.

„Es gab ein deutsches Reich, als es noch ein einziges deutsches Land; es gab ein einziges ungetheiltes deutsches Land, als es noch einen einzigen deutschen Herrn und Kaiser gab; einen Kaiser und einen König, der aus der Nation hervorgieng, durch sie und für sie die Majestät trug; als alle Rechte, Würden und Gewalt nur deutsche Reichsämter waren; als die Nation Reichsfeldherren, Herzoge, aber noch keine Reichsfürsten hatte. Zu dieser Zeit hatte sich den Deutschen Alles unterworfen, die gewaltigsten Nationen wurden von ihnen überwunden, die deutschen Kaiser wurden die ersten Fürsten der Christenheit genannt. Die Nation war nichts weniger als eines Stammes und einer Art, sondern eine Vereinigung vieler, verschiedener und entgegengesetzter Stämme; aber im Kampf um ihre Existenz war sie nur ein Stamm, nur ein Volk. Nachdem durch ihre großen Siege ihre physischen Kräfte aufgeregt, wurden die Kaiser verführt, ihre Kriegsgewalt in jene Lande zu bringen, deren Reichthum und Wehrlosigkeit gleich unwiderstehbar darin reitzte. Vier Jahrhunderte lang setzte Deutschland sein Blut und Leben, den schweren Gewinn seines rohen Bodens, an den Besitz von Italien. Deutsche Kaiser, deutsche Fürsten, deutsche Heere wurden mehr als einmal schnell nacheinander darin vernichtet, nicht durch offene Waffengewalt, sondern die deutsche Natur erlag der italienischen. Und dennoch, so verhängnißvoll jeder Zug war, er wurde unternommen! Während man sich so gegen Aussen aufopferte, zertrümmerte man sich im Innern; während die Kaiser nach fremden Kronen griffen, verloren sie dem Wesen nach ihre eigenen. In der Abwesenheit der Herren wurden die Vasallen Meister, die Herzoge lernten ihre Gewalt kennen; bald wurde ihnen ungemüthlich, sich von Kaisern ein und absetzen zu lassen, die sie nun selbst von ihnen abhängig gemacht. So wie sich diese von der kaiserlichen Gewalt, so rissen sich bald darauf der niedere Adel und die Ritter von den Herzogen, Gemeinden, Städte und Dörfer vom Adel los. Die Föderation begann von oben herab bis in die kleinsten Theile, und brachte jene Zerstückelung und Zersplitterung in das Reich, durch welche es für immer in eine gänzliche Ohnmacht nach Aussen verfiel. Die Fürsten mit den Ländern, welche bei ihnen geblieben, und welche sie noch dazu zu erwerben wußten, die adelichen Herrschaften, die Reichsstädte und freien Reichsdörfer, wurden jetzt in dem einen deutschen Staate eben so viele jenem entgegengesetzte deutsche Staaten. Doch sind die Fürsten im Fortgange allein bemerkenswerth. Sie wurden sich jetzt ihr eigenes Zentrum, ihr erstes und letztes Ziel, und auf daß sie hierin nicht gehindert wurden, wählten sie nur solche zu Kaisern, welche ihnen bei der Wahl die kaiserlichen Rechte vergaben, und nicht mächtig genug waren, sich dieselben wieder zu erwerben. Darum sah man die deutsche Krone so oft vergebens ausbieten. Darum konnte es deutsche Kaiser geben, welche von Päpsten unterdrückt und verfolgt wurden, die zu Avignon dem französischen Willen gehorchten; darum wurde das deutsche Reich auf einmal so schwach, daß nur ein Zufall vor gänzlicher Verwüstung der Türken retten konnte. Auf Maximilian I, der mit seinen großen Planen und seiner Ohnmacht zum Gespött aller europäischen Fürsten geworden, folgte Karl V. Was er that, was er wollte, that und wollte er nothwendig als Gegensatz des Föderalismus. Es folgte der Kampf um

deutsche Fürstenmacht und deutsche Kaisermacht, ein Kampf, in welchem Deutschland dreißig Jahre lang das Blutfeld aller europäischen Soldatengewalt war, der endlich mit einem Frieden endete, in welchem seine größten Zerstörer und Plünderer ihm zu beiden Seiten Provinzen abrissen, und ihm eine Verfassung gaben, in welchen nun rechtlich ausgesprochen war, was in der That schon lange war: die souveräne Gewalt der Fürsten. Der Schwede und Franzose waren dieses Friedens Garantie, natürlich, nachdem sie hatten, was sie wollten, garantirten sie es.

So redet von dieser Zeit ein Deutscher: „Da, wo die stolzen Römer von den Germanen besiegt wurden, triumphiren jetzt über ihre Söhne nordische Barbaren; was von Paris oder Stockholm kommt, macht sie zittern oder froh; was sie ihnen nehmen oder lassen, was sie dem deutschen Adler für Federn ausrupfen, müssen sie geduldig geschehen lassen, denn sie den fremden Götzen Leben und Freiheit aufopfern!" Zu den Zeiten der Reunionen, des Verheerens und Mordbrennens in den Rheinkreisen, stritten sich die Gesandten zu Regensburg um Titel und Bänke, um den Vor- und Nachtritt; dann bei den lauten Klagen des Elendes die Fürsten sich wegen dem Kommando nicht vereinigen konnten, endlich auszogen, aber statt den Feind in Masse da anzugreifen, wo er war, sich mit Belagerung und Zusammenschießung ihrer eignen Städte verweilten. Es war schwer, eine Reichsarmee zusammenzubringen, und war sie beisammen, so wurde so lange gezaudert, bis Pest und Krankheit sie wieder auflößte. Alle Kriege, die auf deutschem Boden geführt wurden, waren mehr oder weniger mit den Privatinteressen seiner Fürsten und ihrer Vergrößerungssucht verflochten. Die Einen sah man auf dieser, die Andern auf jener Seite fremder Mächte, nur Wenige standen in der Mitte; darum reizte man einen Stamm, einen Kreis gegen den andern recht blutig auf, senkte sich recht tief die Waffen in den Leib.

Das sind die Erinnerungen, die unverlöschten Spuren, welche die deutschen Stämme von sich hatten; nicht nur die Regierungen, sondern auch das Volk entfremdete und stieß sich schrecklich von einander ab. In den frühern Zeiten konnte ein Kaiser mit Recht die Fürsten beschuldigen, daß sie ihn in den größten Reichsgefahren nicht oder sehr schlecht unterstützten; in den spätern und letzten wußte er endlich seine eigenen Haussachen zu Reichsangelegenheiten zu machen, und dadurch eine Ausdehnung zu gewinnen, welche jede einzelne Fürstengewalt in Zukunft zu erdrücken drohte. Jene, welche sich nicht dazu verführen ließen, fühlten das Bedürfniß eines Gegengewichts. In Friedrich II steht ein deutscher König dem deutschen Kaiser entgegen. Die bisherige wenigstens formelle Einheit ist zerrissen, Deutschland ist in das südliche und nördliche getheilt. Zwar gab es noch einmal einen allgemeinen Reichskrieg gegen die französische Revolution, aber bald zog Preußen ab, und mit ihm alle nordischen Fürsten. Was man auch immer über diese Einheit sagen mag: es ist nicht so leicht, über Könige und Fürsten ein Kaiser zu sein.

Deutschland in seinem Lehnsysteme zeigte nur Herren und Knechte: die eine Hälfte, ja der kleinste Theil der Nation, besaß das Ganze, alles Land, Erde und Boden gehörte ihm, dazu von allen Lasten frei, zu nichts verbunden, als wozu er sich selbst freiwillig verband; der andere

Theil, der größte, gesetzlich verdammt nur der Helote des Landes zu sein, auf diesem aller Druck der Abgaben, alle Beschwerden des Krieges, alle Lasten des Staates. Es gab zwar Landstände, aber nur für die Eigenthümer; die einen wurden von den Höfen abhängig, die andern eingeschüchtert und mit Gewalt bedroht; selten oder nie verstanden sie sich auf freiwillige Beiträge; aufs Land oder ihre Bauern warfen sie Alles.

Als die deutschen Reichsvögte österreichisch wurden, als sie die Reichslande diesem Hause unterwerfen wollten, standen die deutschen Hochlande wider sie auf und verjagten sie. Das ist die Revolution, welche man Schweizer-Rebellion nennt. Die Absicht der österreichischen Herzoge zeigte sich auch bei den schwäbischen Reichsstädten; mit gleicher Härte wurden sie von ihren Landvögten gedrückt, wider gegebene Versprechungen an die Meistbietenden verpfändet; zweifachen Druck mußten sie leiden von ihrem wirklichen Herrn und von seinem Lehenmann. Das Faustrecht hatte durch ganz Deutschland alle Ordnung, alles Recht gebrochen; acht deutsche Städte-Vereinigungen wurden nacheinander wider den Raub und die Gewaltthaten des Adels und der Ritter errichtet; jeder suchte sich so schnell und so viel zu erwerben, als Gelegenheit und Kräfte dazu da waren; um so leichter schien es da, wo es keinen großen Adel, keine mächtige Ritterschaft, sondern nur arme Städte und Landleute gab. Das ist die Zeit, in welcher der eidgenössische Bund entstand; seine Kriege schließen sich an den Kampf und Widerstand des dritten Standes deutscher Städte. Aber er allein war vom Siege gekrönt, weil er nicht Söldner, sondern Männer an den Feind führte. Die Eroberung des Thurgau's und Aargau's war durch den Kampf des Kaisers mit den Herzogen von Oesterreich möglich, wie sich auf diese Art viele deutsche Fürsten vergrößerten. Die Güter der Geächteten fielen in die Hände der Aechter. Freilich sagt man als Reichseigenthum. Allein diese Bedeutung war damals dem Wesen nach schon längst verloren. Sobald für die Fürsten das Lehensystem aufgehört hatte, sobald die Länder ihnen eigenthümlich gehörten, war und konnte von keinem Reichseigenthum mehr die Rede sein. Oder welcher Kaiser hätte gegen die mächtig und selbstständig gewordenen Fürsten solches noch geltend machen können? Die Eidgenossen hätten ihre Eroberungen weiter ausdehnen können; ganz Schwabenland war ihnen offen, die republikanischen Handelsstädte waren nicht ungeneigt, dem starken Bunde beizutreten: aber die Natur der Verhältnisse wollte blos, daß zwischen diesen Flüssen und Bergen, neben diesen politischen Umgebungen, zwischen Frankreich, Italien und Deutschland, ein Bundesstaat sich bilde, dessen Natur ihn in diesen Gränzen zurückhielte, der unvermögend wäre, für sich selbst etwas anders zu wollen, als Frieden und Ruhe. Hierdurch wurde die mächtige Bergfeste zwischen den einander am meisten bekämpfenden Staaten neutral, d. h. sie deckte durch ihren Stillstand sowohl die schwache Seite des Einen als des Andern. Wie ganz anders wäre das Land geworden, sowohl in sich als außer sich, wie verändert die kriegerischen Bewegungen, die politische Macht beider Nachbarstaaten, wenn es, statt in so viele Theile getheilt, ein einziges Ganzes gewesen wäre, unter einer Regierung, welche den Geist, das Eigenthum, den Arm des Volkes in ihre Gewalt zu bringen gewußt hätte! — Aus dieser

Ruhe und der Tradition der alten Heldenzeit, hat sich im Volke ein Geist gebildet, der in keinem Lande so gefunden wurde, der so weit zu sich selbst, zum Bewußtsein gekommen ist, daß er nicht glaubt, blos darum auf der Welt zu sein, um alle Lasten zu tragen, und daß auf ihn, gleich dem Unvernünftigen, Alles dürfe geworfen sein; ein Volk ohne Verfassung zwar, ohne besondere politische Rechte, aber das der Name Schweizer und der damit verbundene Begriff von Freiheit so regsam und lebenskräftig machte, daß die Regierungen gegen alle möglichen Bedrückungen jedesmal ihre Schranken fanden; welches ungewohnte Lasten mehr als einmal durch eine allgemeine Bewegung*) wieder von sich abwarf; ein Volk, das durch diesen Geist nicht der Knecht des Landes geblieben, sondern sein Herr geworden ist.

Laßt uns demnach Alles kurz zusammenfassen und fragen: Was hatte oder konnte das Reich von der Schweiz für einen Nutzen haben? Hatte sie mehr als die übrigen Reichsstände im Geist desselben gedacht und gehandelt? Wäre sie im Stande gewesen, die deutsche Einheit zu bewahren und zu behaupten, den fremden Einfluß zu hindern; konnte und vermochte sie den kleinsten Theil zu schirmen, zu schützen, was das ganze Reich selbst nicht konnte? Dieses sogenannte deutsche Reich, was war es denn anders als ein Wort, der Niemand, welchem kein Schatten folgt! Und umgekehrt: was wären denn wohl die Vortheile gewesen, welche die kleine politische Verwirrung von der großen zu erwarten gehabt hätte? Welcher mächtige Schutz gegen Außen? Welche Freiheit und Sicherheit von Innen? Welche Ausbildung der Kräfte, welcher Wohlstand wäre ihr zu Theil geworden? In den Länderkampf auf deutschem Boden hätte sie sollen hineingerissen werden? Blut und Verheerung in die Alpen bringen? Ihr Volk in Kriege verwirren und mit Elend zudecken, die es nichts angehen und daher auch seine Folgen nicht zu tragen hätte? Das Reich, in seinen Fürsten repräsentirt, hatte keinen Zentralpunkt, sondern nur eine harte egoistische Divergenz; die Regierungen der Schweiz kamen einträchtig alle darin zusammen: für den Wohlstand ihres Landes, das Glück ihres Volkes, von Allem abgeschlossen zu sein; der politischen Natur, dem gemeinsamen Interesse treu zu bleiben. Freilich ist dieses ohne Sang und Klang, ohne Trompeten- und Paukenstoß; — aber um die Feuerwerke des Ruhmes, welche man mit dem Gut und Blut der Völker abbrennt, wollen wir Niemand beneiden. Das Ziel ist ohne Schimmer und Glanz, aber beglückend für's Ganze, und von Andern nicht ohne Neid gesehen. Es ist kein Unrecht gegen die Uebrigen. Dieses friedliche Streben gehört ihm nicht ausschließlich, wer es will und haben kann, der hat es; es kann keinem Staate benommen werden, sein Interesse zu verfolgen, um so mehr, wenn es Niemanden verletzt; es ist keine nationale Selbstsucht, seine Kräfte nicht blindlings ins blutige Spiel zu werfen; kein gefühlloses Absondern, das Mark des Landes nicht an seine geographische Länge und Breite zu setzen.

*) Il seroit à souhaiter, que les princes crussent, que les peuples ont le droit de se revolter, et que les peuples crussent de l'avoir pas. Paruta.

Das wahre und eigentliche Wesen des Despotismus besteht in der Vernichtung aller nationalen Selbstständigkeit; daß man alles andere Sein vernichtet, um es zum Mittel für sich selbst zu machen; nichts gelten läßt, als sich allein; Staaten zu gewinnen, Völker aufzulösen, um Gränzen mit Gränzen zu decken, die Worte und Ausdrücke: Wir herrschen vom Osten bis zum Westen, von dem Meere bis zu den Alpen. Hieraus jene Staaten-Aggregate, jene Völkermassen, welche mit dem letzten Zusatz so schnell wieder übereinander hinunter rollen, jener uralte Gewaltgeist, welcher sein wildes Feuer in alle Länder geworfen, der immer gestürzt, immer aufs Neue wieder aufsteigt. Daher es keinen Krieg giebt, welcher nicht auf Gewinn losgeht, und nicht mit Gewinn soll bezahlt werden; keine noch so heilige Sache, die von höchst unheiligen nicht wieder zerrissen wird, keine noch so große militärische Verbindung, die weniger als einen Augenblick gedauert; keine noch so hohe Begeisterung, in welcher nicht einer auf den andern rechnet.

Nicht läugnen will man hier, daß es Kriege geben kann, denen eine große moralische Idee zum Grunde liegt, wo Anerkennung und Kampf für dieselbe moralische Pflicht der Nation ist. Aber wer beweiset uns das Dasein dieser Idee? Wer sagt uns, wie lange sie herrschend sei? Man nehme ihr alle Vortheile, alle Interessen, sie sei blos rein moralisch — wie viel Arme würden sich für sie aufheben? Der Vereinigungspunkt, das Band, welches so viele sich Entgegengesetzte verbindet und zusammenhält, ist nichts anders, als der gemeine Widerstand und Hemmung, welche sie für ihre Interessen von einem Dritten erleiden. Ist diese Hemmung gebrochen, so ist auch zugleich ihr wechselweises Durchkreuzen und Befehden wiedergegeben; je mehr man sich dem gemeinen Gegenstand vor der Fronte nähert, je mehr radiren und entwickeln sich die besondern im Rücken wieder auseinander. Man erlaube uns einen bescheidenen Skepticismus an der Idealität politischer Dinge. — Die Theilnahme betreffend an einem solchen Kampf, so möchte sie für den kleinen Staat ehrenvoller sein, als für die großen, welche des kleinen bedürfen. Es geht dieses aus oben benannter Massen-Aggregation wiederum hervor, welche nur Viel haben, Viel zusammensetzen will, ohne auch nur des kleinsten Theiles vollständig mächtig zu sein; daher sie denn auch so wenig bedeutet, so oft und so leicht auseinander gestäubt werden konnte. Was soll ein Staat leisten, dessen Kriegssystem aus dem Frieden hervorkömmt, — dessen Anordnungen nicht nach den Bewegungen der Schlacht, aus dem statu agente, sondern stante berechnet werden — ein Heer aus lauter kleinen Theilchen, deren jedes Beschwerden und Verlust doppelt fühlen muß!

Aus diesem Nichts-Fremdes-Wollen, aus diesem Beschränktsein auf sich selbst, daß, wenn das Thor Einem gesperrt ist, es auch dem Anderm sein soll, mag der Neutralitäts-Akt hervorgegangen sein, dieser an Idealität gränzende Schluß: mitten in Europa ein Land, einen Punkt zu haben, welcher, von keinem Kriege getrübt, nur dem Frieden gehören soll. Aber so wie die Fürsten, nehmen ihn die Völker nicht. Auf ihrer Seite betrachtet, heißt er: alle Länder mögen die Kriegsgräuel erdulden, nur dieses nicht. Es giebt Dinge, welche aufhören zu sein, wenn

sie sind; es ist ein Schluß mehr zum allgemeinen Angriff, als zum wirklichen Schutz. Darum muß neben diesem Schilde eine mächtige Lanze abgelegt werden; keine Fähnlein, welche Knaben tragen können, sondern Panner; keine Menschlichkeits-Systeme, denn wir haben nicht vielmal einzusetzen, keine souveränen Theilchen, die ein Gerücht, ein Nichts aufwirbeln und landeinwärts jagen kann, sondern eine einzige von einem Kommando beseelte, moralisch wie physisch organisirte Masse. Aber zu einem gewaltigen Tragen der Kriegs-Majestät braucht es auch einen gewaltigen, einen aufgeregten, muthigen Geist, eine Nation, die für ihr Einziges und Höchstes mit allem, was sie ist und hat, sich der Gefahr entgegenzuwerfen versteht. Und mit einem solchen Geist inner kleinen Gränzen im Frieden leben, unverletzt, unbeleidigt Jedermann lassen*) und ohne Ihn, welche Sicherheit, welche Unabhängigkeit, welchen Ruhm? Hier drängen sich alle Einwürfe zusammen, hier lösen sich alle wieder auf."

Heinrich Zschokke.

Ursachen und Folgen des Mißlingens der Gesandtschaft nach China, unter Lord Armherst.

Alle Zeitungen, die englischen sowohl als die deutschen, haben schon so viel über den mißlungenen Zweck der letzteren Gesandtschaft nach China gemeldet, daß ich es hier für unnöthig halte, das Geschichtliche zu wiederholen. Obgleich alle Nachrichten davon bis jetzt noch wenig zusammenhängend und größtentheils nur aus chinesischen Quellen geschöpft sind, scheint doch soviel unbestrittene Wahrheit zu sein, daß Lord Armherst, ohne eine Audienz vor dem Kaiser zu erhalten, d. h. unverrichteter Sache, wieder von Pekin abreiste, und daß die Ursache dieser ungnädigen Aufnahme die Weigerung von Seiten Lord Armhersts, die erniedrigende Zeremonie des Fußfalls und der neunmaligen Niederwerfung zu machen, war. Ueber diese zuverlässigen Thatsachen ist es meine Absicht, hier einige Bemerkungen zu machen, welche vielleicht dazu beitragen werden, ein helleres Licht über jenes Ereigniß zu verbreiten.

Die erste Frage, welche sich unstreitig bei einer genaueren Untersuchung des ganzen Vor-

*) „Seitdem sich die Schweiz vom Reiche abgesondert, hat ihre stolze Geschichte sich verflacht. Da sie sich dem gewaltigen germanischen Reiche entfremdet haben, sind alle herrlichen Geister von ihnen gewichen. Von dem tückischen Ludwig dem Eilften bezahlt, halfen sie ihr und Deutschlands Bollwerk Burgund dem Reich entreißen. Der dreißigjährige Krieg zog an ihren Gränzen hin, ohne daß sich die Schweizer bewegten; von Hochburgund an Ludwig verkauft, waffneten sie sich nicht für die gerechte Sache. Bei dem französischen Revolutionskrieg sammelten sie durch Schleichhandel sich Gold, während alle Völker umher an gräßlichen Wunden bluteten. Im Jahr 1813 griffen sie nicht zu den Waffen. Eigennutz und Sorglosigkeit hat man ihnen schon lange vorgeworfen." Arndts Einsichten in die Zeit. Das sind Moniteurs-Tiraden. A. d. V.

ganges aufdringen muß, ist: Warum und aus welchem Grunde schickte England von neuem eine Botschaft an den Kaiser von China, da man aus dem Erfolg der Macartneyschen Gesandtschaft schon zur Genüge ersehen konnte, welches ohngefähr der Erfolg derselben sein würde? Diese Frage kann Niemand besser und gründlicher beantworten, als die Direktoren der ostindischen Gesellschaft und ihre Beamte; diese kennen am besten die große Veränderung in den Verhältnissen der Engländer zu Canton vor und nach Lord Macartney's Sendung. Denn seit derselben ist eine ganz neue Generation von Beamten und Mandarinen zu Canton aufgestanden; alte Streitigkeiten werden erneuert und alle Arten von Umtrieben und Beleidigungen werden tagtäglich gegen unsere Handelsleute und ihre Agenten ausgeübt, während man sie an der Verfolgung ihrer Geschäfte auf alle nur mögliche Weise zu verhindern sucht. So verbietet z. B. ein neues Gesetz allen chinesischen Arbeitern, sich an Europäer zu vermiethen, und ein anderes noch unsinnigeres Gesetz untersagt den Europäern, die Ortsbehörden in chinesischer Sprache anzugeben, obgleich solche die einzige ist, welche diese verstehen. Den königlichen Schiffen verweigerte man Vorräthe aller Art, und die Schiffe der ostindischen Gesellschaft wurden oft an der Einnehmung ihrer Ladungen verhindert. Diese und andere unerlaubte und beleidigende Einrichtungen fingen an, mehr und mehr überhand zu nehmen. Aus allem diesem konnte man deutlich sehen, daß die Chinesen in ihrem Betragen gegen Ausländer ein System von Unterdrückung und des Uebermuths einzuführen suchten, welches sich nach und nach eingeschlichen hätte, aber unmöglich lange ertragen werden konnte.

Unter diesen Umständen hatten die Vorsteher der Faktorei zu Canton schon vor zwei Jahren den muthigen Entschluß gefaßt, die sämmtlichen Schiffe, noch ehe sie ihre Ladung eingenommen hatten, aus dem Hafen zu entfernen, und an den Hof zu Pekin zu appelliren. Sir George Staunton, welcher diese schwierige Unterhandlung leitete, ließ in der That die britische Flagge von der Faktorei nehmen, und zeigte ihnen dadurch den Ernst seines Entschlusses. Die natürliche Furchtsamkeit der Chinesen trug auch bald den Sieg über ihren Uebermuth davon, und man sandte ihm Abgeordnete nach, welche ihn baten, zurückzukehren, und ihm alles Verlangte zugestanden.

Die Hauptabsicht der gegenwärtigen Gesandtschaft nun war, die Mandarins und Provinzialbefehlshaber zu überzeugen, daß die Agenten der englischen Faktorei zu Canton etwas mehr als ein Haufe unbeschützter Abentheurer wären, für welche jene Herren sie, nach ihrem Betragen gegen dieselben zu urtheilen, hielten. Dies war die einzige Absicht der Gesandtschaft, denn die Verhältnisse zwischen England und China sind von sehr einfacher, d. h. einzig und allein merkantilischer Natur, daß kein Gesandter zu irgend einem andern Zweck vonnöthen sein kann. Betrachten wir aber die Ausdehnung und Wichtigkeit jenes Handels, welcher von England eine jährliche Ausfuhr von mehr als viermal hunderttausend Zentner verursacht, und von Indien ungefähr eben so viel; — welcher einen Verkauf von groben Tüchern für hunderttausend Pfund Sterling jährlich von England aus, und von Baumwolle für zwei Millionen Pfund Sterling von

Bombay aus bewirkt; — welcher die ostindische Gesellschaft zum großen Theil in den Stand setzt, ihre Interessen jährlich zu bezahlen, und das öffentliche Einkommen jährlich um drei bis vier Millionen Pfund vermehrt, — eines Handels, welcher endlich uns mit einem Artikel versieht, der anfangs zwar nur zum Luxus, jetzt aber zu den Nothwendigkeiten und Bedürfnissen des Lebens gehört, und welchen wir von keinem andern Theil der Welt aus bekommen können, nämlich den Thee; betrachten wir, sage ich, den ganzen Umfang dieser Wichtigkeit, so erhellet daraus, daß die Erhaltung und Sicherung desselben wohl eines alle zehn oder zwölf Jahre dargebrachten Opfers von hunderttausend Pfund Sterling, welche man auf eine Gesandtschaft wendet, werth sei, und daß diese Summe mit den dadurch erreichten bedeutenden Vortheilen in gar keinen Betracht kommen könne.

Wenn wir aber auch zugeben, daß der Hauptzweck der Gesandtschaft, nämlich die Größe und Unabhängigkeit der englischen Nation in den Augen der chinesischen Nation hervorstechend zu machen, trotz des sogenannten Mißlingens der Gesandtschaft erreicht worden ist: so ist doch nicht zu läugnen, daß dadurch, daß Lord Amherst gar keine Audienz vor dem Kaiser erhielt, viele Nebenzwecke der Gesandtschaft unerreicht geblieben sind. Die Ursache liegt, wie schon oben bemerkt, darin, daß Lord Amherst sich weigerte, die erniedrigenden Fußfälle vor dem Kaiser zu erfüllen, welche das chinesische Hofzeremoniel unabläßig erheischt. Warum, so fragt man überall, wollte sich denn Lord Amherst dem einmal eingeführten und hergebrachten Zeremoniel nicht unterziehen? War es doch sonst die Sitte, dem Papste den Pantoffel zu küssen und Niemand fand es erniedrigend. Lord Macartney hat diese Frage schon hinlänglich beantwortet, indem er den Unterschied zwischen der Huldigung kleiner und untergebener Fürsten und den Höflichkeitsbezeigungen eines großen und unabhängigen Monarchen bemerklich zu machen suchte; „denn, setzte er hinzu, man kann ja nicht verlangen, daß der Gesandte eines unabhängigen Souveräns einem fremden Fürsten eine größere Ehrenbezeigung erweisen sollte, als er seinem eigenen Herrn schuldig ist, es sei denn, die Ehrenbezeigung werde gegenseitig gegeben.“ Deswegen schlug er auch dem chinesischen Hof vor, daß er bereit sei, die Fußfälle zu machen, wenn ein chinesischer Großer von seinem Range dieselben Fußfälle vor dem Bilde seines Königs thun wolle; dazu aber wollten sie sich nicht verstehen.

Hieraus sieht man deutlich, daß selbst die Chinesen jene Zeremonie für erniedrigend halten. Daher ist die allgemeine Meinung, welche über Lord Amhersts Verweigerung hier in England statt findet, gänzlich zum Vortheil desselben. Er hat, so sagt man, die Würde der Nation aufrecht gehalten, indem er eine beschimpfende Feierlichkeit verweigerte, zu welcher sich schon vor ihm ein englischer und russischer Gesandter*) im Gefühl ihrer Würde nicht hatten verstehen wollen. Was würde es ihm auch geholfen haben, so fährt man fort zu schließen, wenn er sich jener Erniedrigung unterworfen hätte? Denn die Erfahrung lehrt uns ja, daß jene beiden Gesandten, die die Würde ihrer Regierungen behaupteten, trotz ihrer Verweigrrung mit mehr

*) Graf Golofkin.

Achtung und Auszeichnung behandelt worden sind, als jene zwei holländischen Gesandten, Titsingh und Van Braam, welche sich den Fußfällen unterwarfen. Kurz nach Lord Macartney's Rückkehr glaubten nämlich die Holländer eine schöne Gelegenheit gefunden zu haben, durch eine unbedingte Unterwerfung alles dasjenige zu erlangen, was man den Engländern ihrer hartnäckigen Verweigerung wegen abgeschlagen hatte. Schon zu Canton mußten sie daher ihre Häupter neunmal vor einem gelben Schrank beugen, um dadurch ihre Dankbarkeit gegen den Kaiser, daß er ihnen erlaubt hatte, mit einem Brief und Tribut vor ihm zu erscheinen, auszudrücken, und bei ihrer Abschiedsaudienz mußten sie sich wieder zur Erde werfen, und ihre Häupter zum wenigsten neunundneunzigmal zur Erde neigen, pour (wie sich Van Braam mit wahrer holländischer Gelassenheit ausdrückt:) faire le salut d'honneur. Trotz dieser Bereitwilligkeit wurden sie bei ihrer Ankunft in Pekin in einen Stall, worin einige Wagenpferde standen, eingesperrt. Dies war doch selbst für den geduldigen Bataven ein wenig zu viel und mit halbunterdrücktem Unwillen fügt er seiner Erzählung den Ausdruck hinzu: nous serions-nous attendus à une pareille avanture? Dies war jedoch nicht Alles, was sie zu erleiden hatten; man führte sie, im eigentlichen Sinne des Wortes, wie Verbrecher durch das Land, logirte sie des Nachts in elende, dem Wind und Regen ausgesetzte Hütten, und zuweilen ließen sie ihre Träger in verschlossenen Sänften mitten auf dem Wege oder im Gebirge tagelang allein und ohne Nahrung stehen, so daß der arme Van Braam, der etwas korpulent war, sich beklagt, nach Beendigung der Gesandtschaft einen vollen Fuß in seiner Peripherie verloren zu haben.

Bei Lord Macartney zeigte sich gerade das Gegentheil; denn nachdem er den Fußfall positiv verweigert hatte, wurde er von allen Chinesen mit größerer Achtung als vorher behandelt. Um jedoch auch bei dieser letzten Gesandtschaft den Anschein so viel als möglich zu erhalten, und das gute Einverständniß, wo möglich, nicht zu stören, so scheint die chinesische Regierung ihre Zuflucht zu einer elenden List genommen zu haben, welche in der Pekiner Hofzeitung, die, wie ein geachtetes englisches Journal bemerkt, noch lügenhafter als vormals der Moniteur ist, in einem kaiserlichen Rescript folgendermaßen ausgedrückt ist: „Eben als ich (bemerkt Se. chinesische Majestät) den himmlischen Thron besteigen wollte, um sie vor meine Augen zu lassen, wurde mir die Nachricht gebracht, daß der erste und zweite Gesandte plötzlich erkrankt seien und nicht vor mir erscheinen könnten. Deswegen befahl ich ihnen unverzüglich, zu ihrem Könige zurückzukehren, denn es fiel mir so eben auch noch überdem ein, daß sie sich geweigert hatten, die Zeremonien des himmlischen Reichs zu hintergehen. Was aber ihren König anbelangt, der sie von so weit her über den Ozean, um mir einen Brief und Tribut zu überbringen, gesandt hat, so war es sicher seine Absicht, Uns zu huldigen und unserer Befehle zu geharren; dieses Zeichen von Unterthänigkeit sind Wir nicht Willens, gänzlich zu verwerfen, aus Furcht, eines der Fundamentalgesetze des himmlischen Reiches dadurch zu verletzen, welches da lautet: Beschütze die kleinen und unmächtigen Könige. Deswegen haben wir den unbedeutendsten und kleinsten Artikel der Tributgegenstände ausgewählt, nämlich

vier Landkarten, zwei Porträts und fünfundneunzig Kupferstiche, welche Wir annahmen, um einen Beweis unserer Gnade dadurch zu geben. Dagegen haben Wir aber befohlen, Jenem Könige andere Geschenke zu geben, nämlich einen Yu-shee, vier große und acht kleine seidene Beutel, und dies thun Wir gleichfalls zufolge eines Fundamentalgesetzes: Gieb viel da, wo du wenig empfängst. Die Gesandten waren beim Empfang der Geschenke sehr verwundert und höchlich erfreut."

Die ganze Streitfrage läßt sich also auf den Umstand zurückführen: die Chinesen halten den König von England für einen ihnen unterwürfigen Fürsten, und fordern daher Tribut und Huldigung von ihm; die englische Regierung sieht sich als mit der chinesischen in gleichem Rang stehend an, und will derselben daher wie billig, nur Freundschafts- aber keine Unterwerfungsbezeigungen gestatten. Da es aber nun leicht einzusehen ist, daß nichts im Stande sein wird, die Chinesen von ihrem einmal gefaßten Vorurtheil abzubringen, und eines Bessern zu überzeugen, so ist es auch gewiß, daß sich keine künftige Gesandtschaft eines günstigern Erfolgs, als die von der wir eben gesprochen haben, zu rühmen haben wird. Man kann aber mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, daß der Erfolg der erwähnten Gesandtschaft nicht die geringsten nachtheiligen Folgen weder für den chinesischen Handel, noch auf die anderweitigen Verhältnisse des englischen Hofes mit jener Macht haben wird; sondern wenn in diesen je eine Störung vorfallen sollte, so ist es weit mehr von Nipaul aus zu befürchten, wo die englisch-ostindischen und chinesischen Besitzungen schon unmittelbar zusammenstoßen, und bereits schon einige unbedeutende Grenzstreitigkeiten vorgefallen sind. So viel ist wenigstens gewiß, daß der Kaiser schon vor Lord Armhersts Ankunft einen Oberanführer mit einem bedeutenden Heere durch die Tartarei nach Tibet zu ziehen befehligt hatte, und eben als Lord Armherst zu Tien-Sing ankam, traf die Nachricht von dem Einzug jenes Heeres zu Lassa ein. Sollte aber auch dies Heer wirklich feindselige Gesinnungen gegen die Engländer haben, so ist der Kampf doch zu ungleich, um über den Ausgang desselben auch nur einen Augenblick in Zweifel zu bleiben, und jene elenden Soldaten mit ihren papiernen Helmen, wattirten Ueberröcken, langen Unterkleidern und gepolsterten Stiefeln, werden nicht im Stande sein, den tapfern und wohlgeübten Sepoys auch nur einigermaßen Widerstand zu leisten.

London und die britischen Reiche.

Gegenwärtiges Verhältniß der Ministerial- und Oppositionspartei. — Die catholic question. — Prozeß der Staatsverbrecher.

Der Zeitpunkt, wo sich das Parlament, nach einer für Englands innere Politik höchst merkwürdigen und wichtigen Sitzung, im Jahr 1817 auflöset, scheint sehr in der Nähe zu sein. Viel Unerwartetes, aber Folgenreiches für Englands innere und auswärtige Lage hat sich während

derselben zugetragen, und es ist vielleicht nicht unbedeutend, auf einige der wichtigsten Ereignisse einen Rückblick zu werfen, und die Ursachen sowohl, als Folgen desselben, so weit dies jetzt möglich ist, ein wenig näher zu erörtern.

Ich darf es wohl als eine allgemein anerkannte Wahrheit voraussetzen, daß das Dasein einer Oppositionspartei, d. h. einer Partei, welche die Maasregeln und Handlungen der Regierung prüfend beobachtet, und darüber wacht, daß der Einfluß jedes der drei den englischen Staatsverband ausmachenden Theile, Krone, Adel und Volk, in ihren angewiesenen Schranken und Rechten bleibe, zur Aufrechthaltung der englischen Verfassung, wie sie ist, unumgänglich nothwendig sei. Eben so bekannt aber ist es auch, daß diese eigentlichen und nützlichen Absichten und Zwecke der Opposition oft gänzlich mißverstanden und verkannt werden, und in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil von dem, was sie der Idee nach sein sollten, bewirken. Anstatt dies Thun der Regierung zu prüfen, strebt oft die Opposition, es nur zu hindern; und anstatt die Rechte eines jeden der drei Staatsglieder zu bewachen und zu schützen, strebt sie einzig und allein nur dasjenige, was man mit einem falsch verstandenen Begriffe „Freiheiten des Volkes" nennt, gegen das wahre Wohl und Heil der Nation auszudehnen und zu vergrößern. Betrachtet man aber das, was man gewöhnlich mit einem Gesammtnamen Opposition zu nennen pflegt, genauer und mit Ueberlegung, so wird man bald drei ganz verschiedene Unterabtheilungen in derselben wahrnehmen, die ich ungefähr folgendermaßen bezeichnen möchte.

Die erste und achtungswürdigste ist die Opposition der Independenten, d. h. derjenigen Mitglieder des Unterhauses, welche unabhängig von der Regierung sind, und den wahren Zweck der Opposition, wie ich ihn oben auseinander setzte, mehr oder weniger vor Augen haben. Zwar sind sie nicht immer ganz vorurtheilsfrei, aber doch sieht man in den meisten Fällen ihre edeln und wahrhaft patriotischen Absichten durchleuchten. Dieser Theil ist gemeiniglich der wenigst zahlreiche, allein sein Einfluß auf die allgemeine Stimmung der Opposition ist unverkennbar, und in vielen Fällen entscheidend. Dieser Klasse gerade entgegengesetzt, und in Allem, ausgenommen den Namen, von ihr verschieden, steht die Opposition des Pöbels, oder des niedrigsten und unzufriedensten Theiles des Volkes; die Organe dieser Klasse sind gewöhnlich unüberlegte, hitzige und von jakobinischen Grundsätzen verdorbene Köpfe, deren Plane unter der bestehenden Form der Regierung mit oder ohne ihre Schuld mißlungen sind, und welche nun aus beleidigter Selbstliebe und gekränktem Ehrgeiz Alles lieber haben möchten, als den gegenwärtigen Zustand der Dinge; was sie aber eigentlich haben und bezwecken wollen, das ist ihnen selbst nicht recht klar, und deswegen verstecken sie ihre wahren Absichten in der Regel hinter einige wohlklingende und den Pöbel anreizende Gemeinsprüche, als z. B. Parliamentary Reform (Revision der Konstitution des Parlaments), Constitutional liberty, rights of the people u. s. w. Dem kalten Beobachter bleiben jedoch selten die wahren Absichten verborgen, und der Schaden und die Gefahr, welche die Erreichung derselben nothwendig über den Staat bringen müßten, ist zu sichtbar,

als daß nicht jeder Wohlgesinnte, oder jeder, der irgend etwas zu verlieren hat, sich denselben aus vollen Kräften widersetzen sollte. Die Hauptstütze dieser Klasse besteht in aufrührerischen Zusammenkünften der gemeinsten Volksklassen, welche aber in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge mehr lärmend und brausend, als folgenreich und gefährlich sind. — Zwischen diesen beiden Abtheilungen der Opposition steht eine dritte, welche bald zu der einen, bald zu der andern hinneigt, je nachdem es ihr Vortheil erheischt, und welche ich die Opposition der Ehrgeitzigen nennen möchte. Diese besteht gewöhnlich aus einer Anzahl geschickter und mit der politischen Verfassung und Verhältnissen Englands engvertrauter Männer, deren Hauptbestreben dahin geht, Alles, was die Minister im Namen der Regierung vorschlagen und durchführen möchten, in das gehässigste Licht zu setzen, und die gefährlichsten Folgen für die Konstitution und die Freiheit des Volkes daraus herzuleiten. Dies Alles aber aus keiner andern Absicht, als um die Minister so verhaßt als moglich zu machen, so daß sie am Ende selbst um ihre Entlassung bitten müssen, wo in der Regel jene alsdann triumphirend in ihre erledigten Plätze eintreten, und die Früchte ihrer vorigen Anstrengungen in ihrem befriedigten Ehrgeitze — oft nur auf kurze Zeit — genießen. Diese halten sich bald zu der einen, bald zu der andern der beiden ersterwähnten Klassen, je nachdem sie sich in Vereinigung mit der einen oder andern den regierenden Ministern gefährlicher machen zu können glauben. Zu dieser letzten Abtheilung gehören gewöhnlich die besten Redner des Hauses. Allein auch bei ihnen ist es schwer, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und das, was Vaterlandssinn ihnen eingiebt, von dem, was Ehrgeitz sie dazusetzen heißt, zu sondern. — Wenn den Ministern die Durchsetzung eines oder zweier ihrer wesentlichen Maasregeln, die sie mit ihrer vollen Macht und Einfluß betrieben hatten, mißlingt, so sehen sie das in der Regel für einen Beweis ihrer überwiegenden Unpopularität an, und resigniren ihre Plätze, ehe noch die Opposition, wie das gewöhnlich in diesen Fällen zu geschehen pflegt, den König durch das Parlament bittet, sich bessere und einsichtsvollere Minister zu wählen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehe ich zu dem jetzigen Zustand des Unterhauses über. Es ist nicht zu verkennen, daß die Opposition im Allgemeinen gegenwärtig sehr mächtig und einflußreich ist; die drei obenerwähnten Klassen derselben sind in den Hauptpunkten mehr einig und übereinstimmend, als dies seit lange der Fall war; demohnerachtet sieht man deutlich, daß die Opposition des Pöbels von allen die zahlreichste und stärkste ist. Die Minister sind, im Ganzen genommen, wenig volksbeliebt; allein dem ebenerwähnten Umstand, daß die Opposition des Pöbels die zahlreichste ist, haben sie es zu danken, daß sie sich trotz ihrer Unpopularität noch so lange erhalten haben. Denn der bessere Theil der Opposition, obgleich unzufrieden mit den Ministern, kann sich doch nicht entschließen, sich mit der Opposition des Pöbels zu vereinigen, aus Furcht, das Böse noch schlimmer zu machen. Ein anderer Umstand, der sehr zum Vortheil der Minister wirkt, ist der, daß die Opposition der Ehrgeitzigen im gegenwärtigen Moment aus Männern besteht, welche weder durch vorzügliche Talente

ausgezeichnet sind, noch durch folgerechtes und selbstständiges Betragen das Vertrauen der Nation sich erworben haben; man erblickt daher in ihnen nur sehr mittelmäßige Nachfolger der jetzigen Minister und hat also mit diesen weit mehr und geduldiger Nachsicht, als dies der Fall sein würde, wenn man in ihren Gegnern ausgezeichnete und überlegene Karaktere erblickte. Wie lange dies künstliche Verhältniß jedoch noch fortdauern werde, dies hängt von einer zu vielfach zusammengesetzten Verbindung von Umständen ab, als daß man es mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen könnte.

Die wichtige Frage: Sollen die Katholiken in Großbritanien und Irland gleiche Rechte mit den Protestanten haben und zur Volksrepräsentation und andern höchsten Ehrenstellen fähig sein? welche schon zu verschiedenenmalen vor das Parlament gekommen ist, wurde auch in diesem Jahre wieder verhandelt, aber in beiden Häusern mit keiner sehr großen, aber doch sehr entschiedenen Majorität verneint. Ich darf wohl hier voraussetzen, daß meine Leser durch die Zeitungen mit den Einzelnheiten der Verhandlungen darüber genauer bekannt sind. Es ist troß dem, was zum Beweise des Gegentheils von Verschiedenem gesagt worden ist, nicht zu läugnen, daß dies eine Frage von der äusserstten Wichtigkeit und den größten Folgen für Englands Lage von Innen nach Aussen ist. Es handelt sich nicht davon, ob vielleicht zehn oder zwanzig Volksrepräsentanten im Parlament sitzen dürfen; dies würde in keiner Hinsicht eine wesentliche oder bedeutende Wirkung haben; obgleich man diesen Umstand in den Parlaments-Debatten für besonders wichtig erklärte und vor allen hervorhob; sondern es fragt sich: Ob eines von den Hauptgrundgesetzen der englischen Verfassung soll aufgegeben werden, — ein Grundgesetz, von dem es jetzt unmöglich ist zu bestimmen, welchen bedeutenden und großen Einfluß es in dem Laufe der Zeit auf die Gestaltung der englischen Verfassung, wie sie ist, und auf die Macht der Nation als Nation gehabt hat; so viel aber sehen wir deutlich, daß ohne dasselbe England gewiß nicht das sein würde, was es jetzt ist; noch weniger aber ist es vorauszusehen, was jetzt aus England werden würde, wenn man ihm dasselbe nehmen könnte. Ich wenigstens kann nicht anders denken, als daß dies einen durchaus nachtheiligen Einfluß auf England in jeder Hinsicht haben müßte, und vermag nur daher mit Mühe zu erklären, durch welche sonderbare Zusammenstellung von Umständen man dahin kommen konnte, die Frage nur aufzuwerfen.

Die Frage ist schon in ihrer Natur so wesentlich verschieden von den gewöhnlichen Parlamentsfragen und Verhandlungen, daß bei der Behandlung derselben die alten Parteien auch keineswegs zusammenhielten. Denn der Vereinigungspunkt dieser ist ja Politik und politische Ansicht, hier aber handelt es sich von einem durchaus verschiedenen Gegenstand. Das Ministerium selbst war bei dieser Frage getheilt; einige Mitglieder desselben, z. B. Lord Castlereagh, Lord Harrowby, stimmten dafür, andere dagegen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Fürsprecher der Katholiken in England schon sehr bedeutenden Einfluß erlangt haben, demohnerachtet fürchte

lich nicht, daß, so lange es noch Briten giebt, die vorurtheilsfrei ihren wahren und einzigen Vortheil betrachten und verfolgen, dieser Einfluß je so bedeutend werden wird, daß er den der protestantischen Partei überflügeln könnte.

Ein zufälliges Ereigniß hat vor Kurzem vielen von denen, welche aus kosmopolitischen oder andern Gründen für die Gleichstellung der katholischen Religion mit der protestantischen stimmten, die Augen über den wahren Gesichtspunkt, aus welchem die Sache anzusehen, geöffnet. Das Andenken des unsterblich um England verdienten Staatsmannes Pitt wird nämlich alljährlich durch eine Versammlung aller derer, welche seine Grundsätze verstanden und bewunderten, und davon überzeugt waren, daß sein höchstes Bestreben in den Beförderungen des wahren Wohles seines Vaterlandes bestand, mit einem großen Mahle nach englischer Weise gefeiert, und die Hauptsätze seiner Politik und Verwaltung wurden als Toaste beim Mahle ausgebracht. Pitt war, wie bekannt, sehr dagegen, der katholischen Religion gleiche Rechte mit der protestantischen einzuräumen, wohl wissend, wie sehr dies gegen den wahren Vortheil seines Vaterlandes sein würde; deswegen ist einer der bei jeder Versammlung seiner Freunde jährlich wiederholten Toasts: Protestant Ascendency (Uebergewicht des Protestantismus, nämlich über die katholische Kirche). Als nun kurz nach der Verhandlung im Parlament über jene Frage, wie Pitts Todes- und Gedächtnißfeier begangen werden sollte, lud man die sämmtlichen Minister, welche Mitglieder jener Gesellschaft sind, dazu ein, und unter ihnen auch den Hrn. Canning. Dieser aber, anstatt die Einladung anzunehmen, schrieb dem Sekretär der Gesellschaft zurück, daß er nicht kommen könne, indem es gegen seine Grundsätze wäre, den Toast Protestant Ascendency zu trinken. Diese Weigerung machte einen unerwartet lebhaften Eindruck auf alle Klassen des Publikums, alle Zeitungen sprachen in Ausdrücken der größten Indignation davon. Jetzt sieht man, so hieß es, worauf es ankommt und abgesehen ist, ob nämlich die katholische oder protestantische Kirche die herrschende sein soll, ob der Papst wieder in unserm freien Lande befehlen soll, oder ob wir fernerhin eigene Herren unseres Eigenthums sein sollten? Und sobald die Frage so gestellt ist, so ist natürlicher Weise die Entscheidung nicht schwer. Ich habe mich von glaubwürdigen und einsichtsvollen Personen versichern lassen, daß diese übertriebene Freundschaft für das katholische Interesse demselben mehr Schaden zugefügt hat, als der erbittertste Feind desselben zu thun im Stande gewesen wäre. Canning ist sonst für den gescheitesten und scharfsichtigsten Mann im gegenwärtigen Ministerio anerkannt, allein im gegenwärtigen Fall ist es nicht zu läugnen, daß er sehr unpolitisch, aber deswegen nicht minder wohlthätig für England, obgleich wider seinen Willen, gehandelt hat. Canning besaß in vorigen Zeiten, im Anfang seiner politischen Laufbahn, ein sehr großes Zutrauen im Volke, welches er aber jetzt gänzlich verscherzt hat dadurch, daß er, nachdem er sich mit Lord Castlereagh geschossen und erklärt hatte, daß er nie unter einem so unfähigen Minister dienen würde, trotz dieser seiner so entschieden ausgesprochenen Meinung, dennoch ein Amt unter jenem Minister annahm; nun setzt man ihn ohne Erbarmen in die Klasse der politischen

Ueberläufer, oder wie man sie hier zu nennen pflegt, rats (Ratten)*), und das öffentliche Zutrauen ist auf immer verscherzt. Noch als er von seinem Gesandschaftsposten in Lissabon zurückkam, hegte man einen Rest von Vertrauen zu ihm und hoffte, er werde noch seinen alten so oft ausgesprochenen Grundsätzen getreu bleiben. Allein man hatte sich geirrt; er nahm die einträgliche Stelle eines Präsidenten der ostindischen Controlle an, und erklärte sich dadurch entschieden für einen Anhänger der Minister.

Nachdem, in Folge der aufrührerischen Zusammenkünfte in den Spafields, und späterhin des Angriffs auf den Regenten selbst, die Habeas-Corpusacte aufgehoben worden war, strebte die Regierung vor allen durch Festnehmung, Ueberweisung und Bestrafung der Anführer jener Unruhen, die Rückkehr ähnlicher Auftritte auf das kräftigste zu verhindern. Cashmann, ein irregeleiteter kühner Matrose, der einer der ersten war von denen, welche am 2. Dezember 1816 in den Laden des Waffenschmidts einbrachen, ward zuerst angeklagt, und zwar des gewaltsamen Einbruchs, ward schuldig befunden, und vor dem Hause, wo er die That verübt hatte, gehenkt. Nach und nach waren nun alle Rädelsführer jener Aufstände festgenommen, von allen Seiten her entdeckten sich die klarsten Beweise ihrer staatsverrätherischen Absichten, welche nur durch die kräftigsten und entschiedensten Maasregeln zu rechter Zeit ergriffen, hatten vereitelt werden können. Es handelte sich nun von der Ueberweisung derselben vor einem Gerichtshof, worauf ihre wohlverdiente Strafe nicht ausbleiben konnte. Die Regierung sowohl, als alle Wohlgesinnten und Friedliebenden im Staate wünschten dieses öffentliche Beispiel der Gerechtigkeit je eher je lieber zur Warnung der noch immer hier und da irregeleiteten Menge und zur Sicherung der öffentlichen Ruhe ausgeführt zu sehen. Denn daß sie wirklich des höchsten Verbrechens im Staate schuldig, d. h. der Absicht und schon zum Theil begonnenen Ausführung nach wären, dafür waren der Beweise zu viele und offenbare, als daß in der öffentlichen Meinung der Besseren nur noch der geringste Zweifel hätte statt finden können. Auch glaube ich, daß die dahin gehörigen Thatsachen durch die Tagesblätter so hinlänglich bekannt sind, daß ich nicht nöthig habe, sie weiter zu berühren.

Bei der Sitzung des Kriminalgerichts, nach Pfingsten, wurden also Watson, der Vater, Thistleword und zwei andere der Rädelsführer des Hochverraths und der Verschwörung gegen den Staat und dessen gegenwärtige Regierung angeklagt. In dieser Einkleidung des Prozesses liegt, nach meiner Meinung, ein großer Fehlgriff, welchen die Advokaten und Prokuratoren der Regierung machten, und wodurch, wie mich einsichtsvolle Männer gleich beim Beginnen des Prozesses versicherten, der Erfolg desselben so ausfallen mußte, wie er wirklich ausfiel. Eine reifliche Ueberlegung der noch immer herrschenden Volksstimmung,

*) Mit diesem Namen belegt man diejenigen, welche ihre politische Meinungen ändern, und von einer Partei zur andern übergehen, weil man von den Ratten erzählt, daß sie instinktartig die lecken Schiffe verlassen sollen, und sich bei Zeiten in die besseren und festeren retten.

verbunden mit einer vertrauten Kenntniß der englischen Gesetze und Prozeßordnungen, und Berücksichtigung der Jury hätte den Rechtsgelehrten nicht einen Augenblick in Zweifel lassen dürfen, daß es unmöglich sei, das Verbrechen des Staatsverrathes den Schuldigen zu überweisen. Es wäre demnach die Pflicht der Rechtsanwalte der Regierung gewesen, um die Erreichung der Absichten derselben zu befördern, jene Aufwiegler nicht des so schwer zu überweisenden Verbrechens des Hochverraths anzuklagen, sondern ihnen als Volksaufrührern und Hausbrechern den Prozeß zu machen, d. h. sie nur der „seditious practises" anzuklagen. Dann wären sie sicher schuldig befunden und zu sieben bis zehen Jahre Transportation nach Neuholland verdammt worden, welche Strafe die Regierung dann hinlängliche Macht hatte, so zu schärfen, daß sie nichts weiter von ihren bösen Planen zu fürchten gehabt haben würde.

Die Jury, auf deren Entscheidung Alles ankam, war sehr sorgfältig gewählt, und von beiden Seiten, sowohl von den Angeklagten, als von dem Anwalte der Krone, Attorney general, viele verworfen worden; dennoch sollen sich einige, ihrer jakobinischen Gesinnungen wegen, allgemein bekannte Männer darunter befunden haben. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß die Jury sich bei einer so wichtigen Gelegenheit auch nur im Geringsten durch Nebenrücksichten bestechen und leiten ließe, allein ich kann mich nicht enthalten zu denken, daß die allgemeine Stimmung des Volkes auch auf die Gemüther der Jury-Männer Einfluß haben, und den Gesichtspunkt, aus welchem sie die ihnen vorgetragenen Fälle beurtheilt, bestimmen mußte. Dies ist der menschlichen Natur so sehr angemessen, daß einsichtsvolle Gesetzgeber, obgleich von den Vortheilen der Geschwornen-Gerichte tief überzeugt, doch Fälle festsetzten, wo den Richtern allein die Entscheidung der That sowohl, als die Anwendung des Gesetzes anvertraut war; ich darf, um dieses zu belegen, nur an die Cours militaires erinnern, die der Code Napoleon autorisirte. Diese weise Einrichtung findet in dem englischen Gesetze nicht statt; selbst beim Hochverrath hat die Jury über die That zu entscheiden. Kaum hatten daher die Sitzungen des Gerichtes begonnen, so suchten die zahlreichen Anhänger der Angeklagten auf alle nur mögliche Weise, durch häufiges Zusammenrotten, Begleiten und Vivatrufen der Angeklagten auf ihrem Wege von dem Tower nach Westmünster, den Anschein zu verbreiten, als stände das ganze Volk auf der Seite der Angeklagten, und wünsche ihre Befreiung. Zu gleicher Zeit wurden die aufrührerischsten Proklamationen vertheilt; die eine davon ruft „noch einige Billinghams*) auf, eine andere ermuntert zu offenem Aufstand, daß keine Armuth in einem so reichen Staate existiren dürfe," u. s. w.

Die Regierung fühlte jetzt, daß sie ohne die sprechendsten und klarsten Beweise auf kein günstiges Resultat des Prozesses rechnen dürfe, deswegen ließ sie kein Mittel unversucht, die Anklage in das unverkennbarste Licht zu stellen. Zu diesem Entzweck hatte man einem jener Rädelsführer, mit Namen Castle, Pardon zugesichert, wenn er als Zeuge gegen seine Mit-

*) Billingham hieß jener halbnärrische Fanatiker, welcher den allgemein geachteten Minister Perceval im Parlamentshause erschoß.

schuldigen (als King's Evidence) auftreten wolle. Dies war ein anderer unverzeihlicher Mißgriff der Kron-Rechtsanwalte, wodurch die Jury in ihrer Ueberzeugung nur gestört und unsicher gemacht wurde; denn eben dieser Castle war als der verworfenste und nichtswürdigste Mensch bekannt, der schon mehreremale dem Galgen nur allein dadurch entgangen war, daß er, wie in diesem Falle, seine Mitschuldigen verrathen und gegen sie gezeugt hatte. Alles also, was aus dessen Munde kam, mußte nicht ohne Ursache verdächtig, oder geradezu falsch scheinen, und sein Zeugniß trug eher dazu bei, die Giltigkeit der andern, ohne ihn schon geführten Beweise zu verdunkeln und die Ueberzeugung der Jury zu stören. So viel ist gewiß, daß wenn die Jury alle Thatsachen mit ganz unbefangener freier Seele erwogen hätte, die vorliegenden auf rechtliche Weise beigebrachten Beweise mehr als hinreichend gewesen wären, um sie von der Schuld der Angeklagten zu überzeugen; die Aussage und der Verrath eines Castle konnten aber niemals auch nur im Geringsten dazu beitragen, ihre Ueberzeugung zu bestimmen oder auch nur zu bestärken; deswegen war es eine grundfalsche Maasregel der Kronbeamten, zu diesem an und für sich schon so schändlichen Mittel ihre Zuflucht zu nehmen.

Der Prozeß dauerte über acht Tage, während welcher Zeit sich die Jury nicht einen Augenblick trennen durfte; die Anklage sowohl als die Vertheidigung ward von den geschicktesten Männern mit der äussersten Anstrengung ihrer Talente geführt; Reden, die sechs bis acht Stunden lang dauerten, wurden auf beiden Seiten gehalten. Endlich am 14. Juni endigt der Prozeß, die Jury schließt sich anderthalb Stunden lang in ihr Deliberations-Zimmer ein, und erklärt alsdann einstimmig den angeklagten Watson, welchen man als den Schuldigsten zuerst angeklagt hatte, für unschuldig. Ihr Ausspruch wird mit einem allgemeinen Jubelgeschrei empfangen, das der Richter trotz aller Anstrengung nicht unterdrücken kann; darauf sieht die Krone hinlänglich ein, daß sie auch von dem Prozeß der drei andern Angeklagten kein anderes Resultat zu erwarten habe, und gibt also freiwillig die Anklage auf; die Jury spricht auch diese nun frei und die Angeklagten kehren von einer jauchzenden Pöbelmasse begleitet, in ihre Wohnungen zurück; im Strand spannt man die Pferde von dem Wagen, in welchem sie sitzen, und Menschen ziehen wie im Triumpf die dem Galgen entwischten Bösewichter zu ihren Wohnungen.

Welch entschieden nachtheiligen Einfluß der Ausgang dieses Prozesses auf die gute Sache überhaupt, und besonders auf das Zutrauen des Volkes zu seiner Regierung und den Ministern haben müsse, ist einleuchtend. Die Unzufriedenen und aufrührerisch Gesinnten sind dadurch verwegener und dreister gemacht worden, denn auch sie, so hoffen sie, werden im schlimmsten Falle eine ähnliche Jury finden. Die Wohlgesinnten aber haben ihr Zutrauen in die Absichten und Maasregeln der Regierung verloren, und selbst die Gemäßigsten können den Gedanken nicht unterdrücken, daß die gegenwärtigen Handhaber der vollziehenden Gewalt den heutigen Zeitumständen nicht gewachsen sind. Was für Folgen aus einer jeden dieser beiden Ueberzeugungen entstehen werden, muß uns die Zukunft erst lehren.

London im Juli 1817. A. E.

Italiänische Staaten.

Das Fest des heil. Filippo Neri. — Das Frohnleichnamsfest in Rom. — Graf Camillo Borgia's Reisen im Reich Tunis. — Leben und Tod des Filippo Re. — Die gelehrten Jünglinge Karl Witte von Lochau und Joseph Boccanera von Fabriano.

Rom im Juni 1817.

— — Immer ist's mir ein Festtag, den Dulder Pius zu sehen. Es war mir recht beweglich, als er in den letzten Maitagen die Stadt Rom verließ, um auf sein Landschloß Castel Gandolfo zu gehen. Bei seiner Abreise standen alle Zöglinge des Seminario Romano bei der Porta St. Giovanni versammelt; das gesammte römische Kriegsvolk in Prachtreihen aufgestellt; Pauken, Trommeten und das Geläute aller Glocken verkündeten eine halbe Stunde vorher des Papstes Annäherung. Der König von Spanien und mehrere Kardinäle fuhren voraus. Endlich kam Pius der siebente, unter Bedeckung von zwölf Kriegsleuten. Bei ihm saßen, in seinem gewöhnlichen Wagen, einige Prälaten. Wie man in Deutschland bei der Ankunft eines Landesherrn ruft: „Es lebe der König!" so ruft hier das Volk, so oft es den Papst erblickt: „Santissimo Patre, la benedizione!" und beugen allesammt das Knie und der liebenswürdige Pius ertheilt den Seegen.

Am zweiten Pfingsttage ward hier auch das Fest des heiligen Filippo Neri gefeiert. Tausende von Menschen strömten in die Kirche des Heiligen, mit welcher auch das von demselben gestiftete Kloster verbunden ist. Unter der Menge Volks befanden sich besonders viel Engländer. Obwohl der Priester, welcher die Weihe des Ostiariats empfangen hat, verpflichtet ist, alle Ketzer und Exkommunizirte aus der Kirche zu vertreiben, so werden dennoch die englischen Ketzer und wohl auch andere geduldet.

Der heil. Filippo Neri, welcher in den Zeiten der großen Kirchentrennung in Rom gleichzeitig mit dem Heiligen Borromäus und Ignatius von Loyola blühete, wird der Apostel und Schutzpatron Roms geheißen. Geboren zu Florenz aus adlichem Geblüt, verlor er schon als Knabe Vater und Mutter. Einer seiner Oheime nahm ihn zu sich, und ließ ihn in den Wissenschaften unterrichten. Er verließ aber auch bald seines Oheims Haus, und kam nach Rom, ward Geistlicher und sammelte kleine Knaben um sich her, die er im Glauben und in Wissenschaft unterrichtete. Er stiftete dann den Orden dell' Oratorio. Er wallfahrtete jede Nacht nach den sieben Kirchen Roms, machte, wie die Legende preiset, Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend und erweckte Verstorbene aus ihrem Schlummer. Man wollte ihn

mehrmals zum Kardinal machen, er aber entzog sich immer bescheiden dieser Würde, und blieb der Vater seiner Ordensgenossen. Dabei soll er immer heiter und lustig gewesen sein.

Derjenige, welcher mir diese Geschichte erzählte, setzte hinzu: „Es war nöthig, daß in einer Zeit, wo in Deutschland die lutherische Pestilenz wüthete, solche Männer von Gott erweckt wurden, die von Italien die Pestilenz abwehrten." — Ich aber bin dieser Meinung: daß während Luther mit der hellflammenden Fackel in der Hand den Norden erleuchtete, und Gott durch diese seine Hand eine Scheidung machte zwischen Licht und Finsterniß, und auf folgende Geschlechter groß wirkte, auf Storr, Spangenberg, Knapp, Leibnitz, Flatt u. a. m. auch in Italien Männer auftraten, die auf andere Weise das Licht in vielen finstern Herzen anzündeten. Aber sie wurden mißverstanden, gleichwie auch Luther von Unverständigen und Meister-Klüglingen mißverstanden ward. Heiliger Ignatius von Loyola! Heiliger Franziskus Xaverius! Heiliger Philippus Neri! die ihr bei Tag und Nacht rastlos wirktet und Gutes thatet, und Meer und Wellen rasen liesset, um eine arme Seele zu retten, sie zum Kreuz auf Golgatha hinzuführen, Schlafende wecktet, Laue erwärmtet, — Ihr dachtet damals nicht daran, daß man Euch nach euerm Tod in Euern Grüften stören, Euch Stücke Fleisches und Knochen abreissen würde, die man als wunderthätige Dinge umherschleppen und in alle Welt verschicken könne, unbekümmert um Euern Geist. Wie ihr einst Liebe verbreitetet, verbreiten Euere Nachfahren Streit und Haß. Ihr Wesen ist, ihre Brüder mit Worten zu fahen, und ihr Gewissen auszurotten mit Feuer und Schwerd. — Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß auch Ignatius von Loyola, Filippo Neri und Lutherus und Zwingli in vielen Dingen zu weit gegangen sind und irreten. So mußte es sein, auf daß wir weder nach Rom, noch nach Augsburg, noch nach Helvetia blicken sollen, sondern auf Sinai, Tabor und Golgatha, von wannen kommt Trost, Leben und Friede und Freude!

Mich verdrießt hier viel heilloses Wesen, und das heillose Wesen jenseits der Alpen betrübt mich, wo man zum Heil der Kirche und des Glaubens Alles thun könnte, und die Fürsten der katholischen Welt alle einzeln mit der römischen Curie unterzeichneten, ohne Zusammenhang und Zusammenklang, und selten was das Jahrhundert gebeut. Darum werden sie einzeln besiegt werden, als schlechte Kriegshauptleute, von der römischen Waffe.

In Italien ist die Intoleranz erbliche Volkskrankheit. Sogar der freie und freche Dante hatte sie. Ich war in seiner Hölle und habe nun die schaudervollen Worte über deren Pforte gelesen, und bebe noch:

Durch mich tritt man zur qualenvollen Stadt.
Durch mich wallt man zur ewigen Pein.
Durch mich zu dem verlornen Volk.
Gerechtigkeit bewog den Schöpfer mein.
Mich schuf Macht Gottes;
Die höchste Lieb und Weisheit mich.
Vor mir war nichts Vergängliches geschaffen;
Und ewig daur' auch ich.
Laßt fahren alles Hoffen dahin,
Die ihr eingekehret zu mir!

Daß doch der göttliche Sänger selbst dem Virgil, den er seinen Meister nennt, und der andern Dichter Ehre und Licht die Thore des Paradieses verschließen konnte! Hohe Seele Dante's! Du wohnst nun sicher im Reiche Jenes, des Ruhm Alles bewegt, und das Weltall durchdringet; und singest mit deinem Meister Virgil im Chorgesang der seligen Geister:

Osannah sanctus Deus sabaoth
Superillustrans claritate Tua
Felices ignes horum Malahoth.

(Dante siebenter Gesang.)

Die Italiäner legen in Dante mehr Allegorie hinein, als sich wirklich darin befindet. Auch machen die Italiäner mehr Wesen von Metastasio und Goldoni, als von Tasso, Dante und Petrarca.

Möge dem edeln Kardinal Litta gedeihen, durch Uebersetzung der stollbergschen Geschichte der Religion Jesu Christi einen andern gewissen neuen Geist, den Geist der Liebe und Wahrheit nach Rom zu bringen, auf daß aus den Schulen fliehen li Dei falsi e bugiardi, wie Dante sagt. Denn bei Hohen und Niedern allhier besteht die ganze Gottesgelartheit darin: Mettere in sacco, fare arrassire i Luterani con un argomento forte, con un sillogismo forte questi eretici, questi birbanti, questi temerarii. Und machen also aus der Religion, aus dieser bella Donna, wie sie Dante nennt, ein zänkisches, ein herrschbegieriges Weib, oder die Giftpflanze Belladonna.

Ich sah dem Frohnleichnamsfest zu. Lieber Himmel, es ist auch nur etwas zum Zusehen! Schon lange zuvor sprach man davon überall, wie von einem prächtigen Schauspiel, und freute sich darauf. Alles Leichnam; Alles! aber das Heilige ist verwischt.

Frühmorgens schon größere Bewegung in allen Gassen. Schon bei der Brücke St. Angelo standen die Menschen haufenweis beisammen. Die ganze römische Besatzung, die päpstliche Garde, Chevauxlegers und Infanterie, zogen zur Peterskirche hin. Schon acht Tage vorher waren die gewölbten Gänge dieser Kirche mit Tapeten überzogen und mit Blumen bestreut. Stühle standen auf dem ganzen Platze für vornehme Reisende. Alle Kardinäle und Prälaten Roms und von allen Farben und Formen Mönche fanden sich in derselben Kirche ein; ein jeder in der Hand eine brennende Kerze und ein Buch, in welchem die schönen Hymnen sich befanden.

Endlich ging der Zug an. Vor jeder Abtheilung, Basilica genannt, wehete eine Fahne mit dem Kreuze Christi, und dem fürstlichen Wappen des Papstes voran. Trommeten und Pauken ertönten laut, davon erschallete die Erde. Der Papst ward auf einem hohen Stuhle getragen, worauf er kniete und das allerheiligste Sakrament trug. Er war versenkt in tiefer Andacht. Seine Andacht war erbaulich. Aber selbst die faden Posauner der allgemeinen christlichen Finsterniß, die Mittelaltler in Deutschland würden eingestehen, daß alles Andere bloßes Spectakel und Amusement war. Mehrere von der Klerisei lachten ihren Bekannten unter den Zuschauern leichtfertig zu. Der schöne Hymnus: Pange lingua gloriosi corporis mysterium, sanguinis pretiosi, quem in mundi pretium fructus ventris generosi Rex effudit gentium u. s. w.

ward andachtslos gewiß zehnmal hergeschnattert. Das Kommandiren der Soldaten und der Schweizergarde querfeldein durch die feierliche Handlung zerreißt alle Erbaulichkeit.

Ich habe auch den Kardinal Fontana kennen gelernt. Er widmet sich mit größtem Eifer den Wissenschaften und ist wahrlich dabei eine edle, fromme Seele. — Nun aber zieht bald Alles hinaus aufs Land, nach Tivoli, Frascati, Albano, Nola und Vieles nach Neapel.

Rom im Juli.

Ich brenne nun in Begierde, die Ausbeuten zu erblicken, welche Graf Camillo Borgia von seinen nordafrikanischen Reisen heimgetragen hat; heimgetragen aus den Gegenden, die heut und seit Jahrhunderten schon, unbekanntes Land heissen, und vormals die Wohnsitze von Wissenschaft, Kunst und Handel waren, gepriesen und bewundert von der ganzen Welt, beneidet und gefürchtet von Rom selbst.

Graf Camillo ist der Neffe und Zögling des bekannten Kardinal Borgia, welcher Pius den siebenten nach Frankreich begleiten mußte, und im Alter von dreiundsiebenzig Jahren daselbst im Jahr 1804 starb. Der Kardinal, wie mir ihn alle, die ihn kannten, schildern, ist ein äusserst frommer, würdiger Mann gewesen. Schon daß Pius ihn auszeichnete, ihn vorzüglich gern in seinem Rath, in seiner Nähe hatte, gilt als Beweises genügsam. Er liebte die Wissenschaften und verherrlichte durch sie den heiligen Purpur. Er bereicherte besonders die Alterthumskunde durch eine köstliche Sammlung ägyptischer Denkmale, welche gegenwärtig die Zierde des königlichen Museums Bourbon in Neapel sind. Sein Neffe Camillo erhielt durch die Regierung von Tunis, denn der Bey Sidi Mahmud Klassen und dessen Familie waren ihm besonders gewogen, zwei Firman's oder Erlaubnißbewilligungen, das Innere des tunisischen Reiches zu bereisen, Nachgrabungen wegen Alterthümer zu veranstalten, Vermessungen, Charten, Zeichnungen u. s. w. zu machen u. s. w.

Damit durchwanderte er nun die fruchtbaren Gefilde am Meer, die der Bagradastrom düngt, bis zu den südlichen Wüsten und den Bergen Megala's, Verzweigungen vom Atlas. Nicht ohne Lebensgefahren aller Art irrte er unter den Arabern und wilden Mauren, mit ihnen zwei Jahre lang lebend in ihren Hütten; ihre Gemüthsarten, Gebräuche und Sitten beobachtend. So sah er die alte Veste Byrsa mit den Trümmern Karthago's, den Wasserleitungen vom Berge Zuan bis zu der Stadt Hannibals und Hamilkars; sah Susa, sah das volkreiche Kairwan und die von einem halben Tausend Säulen getragene prachtvollste aller afrikanischen Moscheen. In Biserta, bei den Trümmern des altberühmten Utica verweilte er am längsten. Hier wurden unter seiner Leitung große Nachgrabungen gemacht.

So besichtigte Graf Camillo in den Jahren 1815 und 1816 über drittehalb hundert alte Städte oder zerstörte Ortschaften; und zeichnete bei vierhundert Tempel, Bäder, Amphitheater, Brunnen, Wasserleitungen, Bildsäulen, Basreliefs u. s. w. ungerechnet die große Menge punischer, griechischer und römischer Steinschriften. — Das ist noch nicht Alles. Durch die Gunst

des tunischen Hofes hatte er auch freien Eintritt zum Bücherschatz des Beys. Er fand unter den arabischen Handschriften drei bis jetzt noch ganz ungekannte, aus denen er wichtige Beiträge zur Geschichte des tunisischen Reichs schöpfte.

Mit diesen Köstlichkeiten kam der Graf im Februar dieses Jahres (1817) glücklich in Neapel an, wo er sich nun beschäftigt, seine gelehrten Reichthümer zu ordnen, um sie der Welt mitzutheilen. Es ist schon eine Ankündigung vorangegangen. Seine Sammlungen werden ein Werk von vier oder fünf Bänden in groß Octav bilden, begleitet von einem Atlas mit ohngefähr hundert Charten und Kupferstichen von Alterthümern und Inschriften. Der erste Theil des Werks, zwei bis drei Bände stark, umfängt die Geschichte der Reise selbst und die Beschreibung der alten und neuen Denkmäler; der zweite enthält die Beschreibung vom heutigen Zustand des tunisischen Reichs, seiner Hilfsmittel und Kräfte, seiner Kriegsmacht, seines Handels; der Sitten und Gebräuche und Vorstellungen des Volks; der dritte liefert die Geschichte des Reichs seit Eroberung desselben von dem gewaltigen Arm der Araber bis zu unsern Zeiten, Alles aus bisher noch unbekannt gewesenen Quellen.

Was wir bisher von Engländern oder Deutschen über den Staat von Tunis erfahren haben, ist nur dürftige, zum Theil unzuverlässige Nachricht gewesen. Denn bisher hatte noch kein Fremdling aus Europa sich der Gunst erfreuen können, das Land mit Erlaubniß und Vollmacht der Landesregierung zu bereisen, wie Camillo Borgia.

Einen seiner ehrwürdigsten Wohlthäter, den um Verbesserung der Landwirthschaft des Südens hochverdienten Graf Filippo Re hat Italien unlängst verloren. Durch seine zahlreichen Schriften ist dieser Agronom auch den Deutschen bekannt. In Reggio, wo er im Jahr 1764 geboren ward, flößte ihm der schöne Pflanzengarten und die damit verbundene botanische Bibliothek seines Bruders Antonio, (des jetzigen Stadtrathes und Gouverneurs von Reggio) zuerst den lebendigen Sinn für die Welt der Pflanzen und die künstliche Zucht der nützlichsten von ihnen ein. Durch seine gründlichen Kenntnisse erwarb er sich bald Achtung und Ruf. Es wurde für ihn in seiner Vaterstadt ein eigner Lehrstuhl der Landwirthschaft errichtet, wo er seit 1793 öffentliche Vorlesungen über Pflanzenkunde und Feldbau hielt. Da gründete er im Jahr 1798 seinen bleibenden Ruhm durch Herausgabe der Elementi di Agricoltura, von denen in kurzer Zeit mehrere Auflagen erscheinen.

Die bürgerlichen Unruhen und Staatsverwandlungen Italiens hatten auch auf sein Schicksal Einfluß. Reggio wurde auf kurze Zeit zur vollständigen Universität erhoben. Der Name des Filippo Re trug dazu wohl nicht wenig bei; Re selber empfing die oberste Aufsicht und Leitung. Neue Umwälzungen. Es wird eine Regierung zu Modena aufgestellt, und der Agronom von seinem Lehrstuhl zu der gefährlichen Theilnahme an der höchsten Ehrenstelle berufen. Ein Mann von Geist und Weltkenntniß ist überall an seinem Platz, was bisher die Herrn und Männer des Staates, die so viel Fehler begingen, gar nicht recht haben glauben wollen. Aber nicht

jeder Platz kann Männern von Geist und Weltkenntniß behagen. Auch Filippo trat nach Auflösung der modenesischen Regierung zurück in den Privatstand; aber was selten ein Staatsmann genießt, wenn er ohne die Würde seines Amts ist, er genoß der ungetheilten, öffentlichen Achtung. Denn er hatte seine eigenthümliche Würde zum Amt gebracht; und keine entliehen. Mancher wichtige Staatsmann ist nachher ein unbedeutender Privatmann; das war Filippo nicht. Die Hochschule Bologna freute sich neuen Glanzes durch ihn, da er hier die landwirthschaftlichen Vorlesungen übernahm. Aber er blieb ihr nicht.

Als aus den Herzogthümern Modena und Reggio, den Fürstenthümern Coreggio, Carpi, Mirandola, Novellara, Massa und Carrara mit Beifügung der Herrschaft Carfagnana das Herzogthum Modena für den Erzherzog Franz, des Namens der Vierte unter den modenesischen Herzogen, gebildet wurde, folgte Filippo gern dem ehrenvollen Ruf in sein heimathliches Land. Er wurde zu Modena öffentlicher Lehrer der Pflanzen- und Landbaukunde, und Oberaufseher und Verwalter der königlichen Gärten. Franz IV, derselbe Fürst, welcher das Feudalwesen, die Folter, die das Christenthum entehrenden Bedrückungen der Juden in seinen Staaten aufhob, achtete den weisen Mann hoch. Diesen aber befiel Anfang dieses Jahres eine Krankheit, deren Folge der Tod war. Filippo Re, erst dreiundfünfzigjährig, starb den 26. März 1817.

Die gelehrten Jünglinge Karl Witte von Lochau und Joseph Boccanera von Fabriano.

Noch im Frühsommer ward in unsern vaterländischen Gegenden viel Geschwätzes über den grundgelehrten, bartlosen Karl Witte getrieben, den wir im Scherz unsern unbärtigen Apollo hießen. Damals führten stark- und graubärtige weise Meister an der hohen Schule von Berlin einen unedelmüthigen Streit gegen den zarten Jüngling, den Viele als ein Wunder der Zeit ansehen, weil er kaum achtzehn Jahr alt, bewandert in den alten und neuen Sprachen, und erfahren in allerlei Wissenschaft, mit den höchsten Würden der Weltweisheit geschmückt worden ist.

Der gelehrte Knabe Karl Witte ist, wie mich dünkt, allerdings in so fern eine merkwürdige Erscheinung, daß er in einem Alter, in welchem andere Kinder etwa die ersten Hosen anlegen und bleierne Soldaten ins Schlachtfeld führen, schon Homers und Ossians ewige Lieder las. Was er aber ist, das ist er nicht als ein Werk seiner höhern Natur, sondern als das Produkt eines pädagogischen Experimentes seines Vaters, des Pfarrers von Lochau. Es ist gut, daß ein solches Experiment wieder gemacht worden ist, damit wir nicht zuletzt die Wahrhaftigkeit der Wunder bezweifeln, die man uns von gelehrten Kindern früherer Zeiten erzählt hat. Wir lernen daraus, daß man auch Kindern, statt Kindertrommel und Kinderklapper lateinische, griechische, hebräische, chaldäische Grammatiken in die Hände geben könne. Was ists nun mehr? Wenn man aber einmal erst einen vierteljährigen Säugling sieht, der den Kopf aus der Wiege streckt und mit anmuthsvoller Bescheidenheit seiner Mutter zuruft: Mama, ich bitte mir gefälligst

die Brust zu reichen, denn ich habe ausserordentlichen Durst! — Dann erst sollen uns billig vor Erstaunen die Haare gen Berge stehen. Da ist Wunder!

Ich zweifle, daß das pädagogische Kunststück, hochgelahrte Knaben zu ziehen, die statt des Fallhutes gleich den Doctorhut tragen, viele Nachahmung finden werde. Die Welt gewinnt dabei wenig. Ein einziges Genie, er reife früh oder spät aus, leistet mehr, als eine ganze Akademie voller Kinder, die von Gelehrsamkeit strotzen. Aber die Genie's sind nicht Werke der Kunst.

Deutschland hat in dieser Zeit nicht ausschließend die Ehre, mit einem gelehrten Jüngling zu prangen; Italien kann sich derselben Zierde rühmen. Das gelehrte italiänische Kind hat in seiner Art nicht weniger geleistet, als das deutsche, und wahrlich man machte darüber nicht halb so viel Lärmens; in Deutschland kannte man es bisher so wenig, als man in Italien den Sohn des Pfarrers von Lochau kennt.

In einem Städtchen des Kirchenstaates, zu Fabriano, wurde im April 1796 der junge Joseph Boccanera geboren. Sein Vater war daselbst Arzt, ein sehr geschickter und gelehrter Mann, der noch jetzt als Oberarzt zu Macerata lebt.

Der kleine Joseph äusserte schon in den ersten Jahren seines Lebens ein ausserordentliches Gedächtniß und einen durchdringenden Verstand. Der Vater versuchte, was sich daraus würde machen lassen, ohne darum die Entwickelung der physischen Kräfte des Kindes zu beschränken. Er hob daher mit ihm den eigentlichen gelehrten Unterricht später an, als der Pfarrer zu Lochau. Erst im siebenten Jahre las Joseph die römischen Klassiker, aber von da an waren seine Fortschritte auch desto gewaltiger in den Wissenschaften. Die Bibliothek seines Vaters war sein liebster Aufenthalt. Während seine Altersgenossen draußen auf den Gassen spielten, studierte er Plato, Xenophon und Plutarch. Im vierzehnten Jahre übersetzt' er schon die griechischen Trauerspieldichter ins Italiänische und ihre Chöre in gereimte Verse. Zum Zeitvertreib begann er ein großes episches Gedicht in Ottavarimen: Der Untergang der Mauren in Spanien. Die Verse waren zierlich, Bilder und Sprache edel, die Darstellung lebendig und kühn. Dennoch hörte er, ohne zu vollenden, beim zehnten Gesang auf, weil sein Werk zu sehr an Ariosto mahnte, und er zur Schöpfung eines unsterblichen Gedichts ein reiferes Alter abwarten wollte. Inzwischen erschienen schon mehrere seiner Gedichte einzeln und in Zeitschriften. Seine Hymnen an Juno, an Higiea, an Minerva und andere wurden mit lautem Beifall aufgenommen. Mühsam forscht' er fortgesetzt in den Literaturen alter und neuer Völker; er ging damit um, das große Werk des Tiraboschi: Storia della Letteratura d'Italia von seinen Mängeln zu befreien und in vollendeterer Gestalt erscheinen zu lassen. Kaum fünfzehn Jahre alt, widerlegte er mit vielem Scharfsinn und Geschmack den Tadel, welchen ein im Jahr 1806 in Mailand herausgekommener Parnasso italiano gegen die größten Dichter des neuern Italiens erhoben hatte. In seiner Streitschrift forderte er den unbekannten Aristarch keck in die öffentlichen Schranken zum Kampf.

Um sich zu Neapel im Griechischen ganz zu vollenden, begab er sich im sechszehnten Jahre nach Neapel. Als er nach Rom kam, bewunderten ihn die gelehrtesten Männer. Die Academia ellenica delle science e delle Lettere machte ihn zu ihrem Mitgliede, was wohl einem deutschen Doctorhut gleich gilt; und die Arkadier nahmen ihn unter sich auf mit dem Namen Falisco Timbreo. Endlich zu Neapel angekommen, ward er sogleich unter großer Feierlichkeit der Academia pontanica einverleibt durch Einstimmigkeit aller ihrer gelehrten Mitglieder. Hier gab er seine Uebersetzung der Geschichte vom Vellejus Paterculus mit einer gelehrten Einleitung und zahlreichen Anmerkungen heraus, die seine ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse beurkundeten. Seine Uebersetzung hatte allgemeinen Beifall; besonders zeichnete sie sich durch die Gedrängtheit, Kraft und den Ernst aus, der an den Geist der Urschrift selbst erinnerte. Viele Lücken der Urschrift ergänzte, viele dunkele Stellen derselben erleuchtete er glücklich. Diese Arbeit, mit welcher Boccanera seinen gelehrten Ruhm am meisten gründete, widmete er in einer schönen Zuschrift voll kindlich-dankbaren Sinnes seinem beglückten Vater. Die erste Auflage des Buchs war schnell vergriffen. Es ist jetzt um eine neue, verbesserte Ausgabe zu thun.

Seitdem arbeitete er an einem noch größern Werk. Er schrieb die Leben der berühmtesten Männer des Königreichs Neapel; ein Werk in vier Bänden. Die Reife seines Urtheils, die Feinheit seiner Bemerkungen, die Gründlichkeit seiner Geschichtsforschung, und die Reinheit seines toskanischen Styls empfingen beim Erscheinen des ersten Bandes gleiche Huldigung. Nebenbei war er mit der Uebersetzung und Verbesserung von Ginguené's Literaturgeschichte beschäftigt. Da ward er, der bisher einer blühenden Gesundheit genoß, von dem in Italien epidemisch herrschenden Fleckfieber befallen, das so viele Verwüstungen angerichtet hat. Auch er starb daran, den 14. Juni dieses Jahres (1817), einundzwanzig Jahr und drei Monden alt.

Der junge Joseph Boccanera darf nach diesem Allen, was Italien von ihm preiset, doch wohl dem jungen Doktor Witte an die Seite gestellt werden?

Kleine Bildnisse aus der Geschichte des Zeitalters.

Vorbemerkung des Verfassers.

Gewiß recht wünschbar wäre, wenn ein Mann von Belesenheit, prüfendem Blick, Geschmack und Geist, die in so vielen oft weitläuftigen Lebensbeschreibungen oder Denkwürdigkeiten zerstreuten, kleinen, treffenden Züge merkwürdiger Personen unsers Zeitalters sammeln und zusammenstellen wollte. Die Zusammenstellung müßte aber ein Ganzes für sich ausmachen; folglich mehr, als trockene Anekdotenjägerei sein, auch nicht abermals in breite Biographie ausarten. Sie müßte nur eben so viel geben, daß uns das Aeussere und Innere des Geschilderten ziemlich

lebendig vor das Gesicht träte. Man könnte solche kleine geschichtliche Gemälde füglich mit jenen zart, leicht und treffend aufs Papier hingeworfenen Köpfen namhafter Personen vergleichen, wo mit drei, vier glücklichen Zügen, bloßen Umrissen, ohne Ausführung der Theile, ohne Licht und Schatten, dennoch Alles höchst kenntlich wird. Je einfacher die Andeutung, je ähnlicher wird das Bild, weil die Einbildungskraft das, was fehlt, gewöhnlich besser zu ergänzen weiß, als es die Hand des Künstlers versteht. Darum finden wir den schwarzen Schattenriß bekannter Personen häufig kenntlicher, als das zur Vollendung ausgeführte Konterfei; und von unbekannten Personen auch, was nicht zu sehen ist, sichtbar.

Um mich verständlich zu machen, will ich eine Reihe solcher Bilderchen mittheilen, wozu ich während meiner Lesereien zu sammeln anfing, ohne daß ich jetzt im Stande bin, immer Rechenschaft zu geben, woher ich jeden einzelnen Zug entlehnte. Doch kann ich versichern, ich nahm mit Auswahl, und nur von Erzählern, denen ich Zutrauen beimessen konnte. Es war mir dabei mehr um eigene, als fremde Unterhaltung und Belehrung zu thun. Auch geb' ich die noch sehr kleine Sammlung nicht, um etwas zu geben, sondern andere zu ermuntern, von ihnen Besseres zu empfangen.

So unbedeutend dergleichen Bildnisse erscheinen, haben sie doch gewiß ihren geschichtlichen Nutzen. Sie gewähren eine persönliche Anschauung, mögt' ich sagen, von Leuten, die wir nie sahen; die irgend eine Rolle spielten, und von denen wir uns, weil wir nur von ihrem öffentlichen Leben vernahmen, ganz irrige Vorstellung über ihre Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit machten. Findet man's nicht wie ich: so geb' ich gern zu, daß ich Unrecht habe; das Unglück ist klein.

1.

Rabaud de St. Etienne.

Dieser Mann, den am 5. Dezember 1793 durch Urtheil des Revolutionstribunals die Guillotine fraß, hatte als Mitglied des französischen Nationalkonventes und als Schriftsteller sich einen ehrenwerthen Namen gemacht. Er ist noch nicht vergessen. Rabaud liebte die Freiheit; er predigte sie mit Wärme; eben deswegen stand er sehr entschlossen dem Terrorismus entgegen, und wollte er das Leben Ludwigs XVI. gerettet wissen.

Rabaud war ein liebenswürdiger und dabei rechtschaffener Mann; von angenehmem Aeussern, etwas blaß, aber von ausdrucksvollen Gesichtszügen; in Gesellschaften heiter, unterhaltend, nur oft zu geschwätzig und in Allem, was er vorbrachte, zu breit. In seiner Jugend gieng er damit um, Court de Gebelins monde primitif fortzusetzen. Es fehlte ihm nicht an gelehrten Kenntnissen.

Er hat den ganzen Gang der französischen Revolution vorausgesagt, öffentlich im Nationalkonvent, woran man sich jetzt wenig mehr erinnert: den Tod des Königs, Bonaparte's Herrschaft

und in nothwendiger Folge damit die endliche Rückkehr Frankreichs zum Königthum. „Wir werden, rief er: in unserer Revolution den traurigen Kreislauf der englischen wiederholen. Die Hinrichtung König Karls I. führte die Diktatur Cromwells herbei; und diese brachte das Königthum wieder zurück!"

Er hatte einen großen Fehler, mit dem er viel Unheils stiftete, und sich viele Feinde machte; das war seine überall ausbrechende Erbitterung, sein unversöhnbarer Haß gegen die katholische Geistlichkeit. In allen Dingen sonst bescheiden und gemäßigt, war er, sobald dieser Gegenstand nur berührt ward, jedesmal außer sich selbst.

Dies kam von den ersten Eindrücken aus seinen Jugendjahren. Er war von Nismes, der Sohn eines der drei protestantischen Pfarrer daselbst. Sein Vater, Paul Rabaud, war ein ungemein ehrwürdiger, in den letzten Jahren sehr kränklicher Greis. Durch seine Klugheit, durch seinen Heldenmuth, durch seine Rastlosigkeit hatte sich dieser Mann um die Protestanten im südlichen Frankreich unvergänglichen Ruhm erworben. Die Geschichte seiner Leiden ist rührend. Sein Sohn konnte sie nie ohne Thränen erzählen, um so mehr, da er aus eigener Erfahrung die boshaften Umtriebe der fanatischen Priesterwuth kannte. Denn, als sein Vater Alters wegen die pfarrlichen Verrichtungen nicht mehr versehen konnte, war er dessen Amtsgehilfe, und predigte vielmals vor der Stadt den Protestanten, die dort ihre Gottesverehrung unter freiem Himmel im Steinbruch halten mußten. Das setzte die unauslöschliche Bitterkeit in seinem Gemüth an; und eben deswegen bewirkten auch die reichen Kaufleute der Stadt, meistens Protestanten, daß er von Nismes als Deputirter des dritten Standes in die Versammlung der allgemeinen Stände nach Paris gewählt ward.

Nismes hat sich, wie in frühern Zeiten, auch wieder in den neuesten, durch greuelvolle Bewegungen gegen die Protestanten, vor Europa schmählig ausgezeichnet. Der Grund dieser Abscheulichkeiten liegt nicht blos in der Intoleranz der katholischen Geistlichkeit, sondern auch in der Menge und Schlechtigkeit des Nismer Pöbels. Man muß die innern Verhältnisse der Stadt kennen, um sich so viel abscheuliche Erscheinungen erklären zu können. Sie ist eine Manufakturstadt geworden, seit ihr Mitbürger Franz Traucat im J. 1564 den ersten Maulbeerbaum nach Frankreich gebracht, und dieser Bäume bis zum Jahre 1606 gegen vier Millionen Stück gepflanzt hatte. Die Großhändler von Nismes führten vor der Revolution jährlich drei bis viertausend Zentner Seide ins Innere des Landes oder in die Fremde; es waren bei dreitausend Seidenweberstühle und eben so viel Strumpfweberstühle in Gang, von denen ein Drittheil in den benachbarten Dörfern stand.

Durch diese Gewerbigkeit ward die Stadt mit einer unglaublichen Menge von Arbeitern angefüllt, Leuten, die wie überall ihren leichtgewonnenen Verdienst eben so leicht wieder durchbringen, und gewöhnlich das lüderlichste Volk von der Welt sind. Denn weil bei günstigen Zeiten junge Kinder durch Handarbeit leicht eben so viel verdienen können, als die Eltern, gehen sie in die Fabriken, nicht in die Schulen; fühlen ihre Unabhängigkeit von den Eltern bald;

werden gar nicht, das heißt schlecht, erzogen; ziehen aus Muthwillen oder Unverträglichkeit frühzeitig von den Eltern weg, und spielen, saufen und verheirathen sich, wenn sie kaum mannbar sind. Es ist da nichts seltenes, einen siebenzehnjährigen Vater, oder eine vierzehnjährige Mutter mit dem Kind auf dem Arme, zu sehen. Waren einmal junge Leute untereinander wegen der Heirath Handels einig, und wollte man sie in Nismes nicht zusammengeben: fuhren sie wo anders hin. Weil das Gesetz vor der Revolution bei Todesstrafe verbot, ein Mädchen zu entführen: so entführte das Mädchen den Jüngling. Dieser gieng mit einigen seiner Freunde vors Thor; ihm nach in einem Wirthswagen kam das Mädchen, nahm den Liebhaber zu sich hinein und sagte zu den Andern: „Seid Zeugen, daß ich diesen jungen Menschen entführe!" So war's abgethan.

Solche Ehen vermehren, bei leichtsinniger Wirthschaft, die Welt mit elenden Kindern. Die Männer verspielen und versaufen gern, was sie verdienen. Kommen Tage der Noth, werden die Alten Bettler, die Jungen Soldaten, unbesorgt um Weib und Kind. Die Weiber sind schlechte Haushälterinnen, leckerhaft, genäschig, hoffärtig. Gehts nicht mehr, bieten sie ihren Leib feil, und ziehen endlich, wenn auch dies nichts mehr einbringt, um Almosen von Haus zu Haus. So vermehrt sich das Gesindel: so endet es. So lange die Fabriken vollauf zu thun geben; lebt Alles herrlich und in Freuden. Aber nichts ist ungewisser, als dieser Gewinn. Der Unterhalt von vielen tausend Menschen hängt vom wechselnden Zustand des Handels ab. Eine Kriegserklärung, ein unerwarteter Friedensschluß, ein Verbot der Waare in Ländern, wohin man starken Absatz hatte, ein neuer Handelsvertrag und dergleichen setzt plötzlich zahllose Menschen ausser Nahrung.

Nismes hat durch die Kriege viel gelitten; die Stadt ist mit Lumpengesindel gefüllt; die protestantischen Häuser sind die reichsten. Um plündern und stehlen zu können, wo möglich die reichen Leute alle weg zu jagen, und sich in ihrem Vermögen theilen zu können, muß dann die Religion den Vorwand geben, Alles ad majorem Dei gloriam.

2.
Lord North und Admiral Rodney.

Der eine als erster Staatsmann, der andere als erster Seeheld Großbritaniens, aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege berühmt, sind sie noch jetzt in zwei Welttheilen unvergessenen Andenkens. Wohl selten waren zwei Männer in ihrem Aeussern so ganz das Gegentheil von dem, was man sich, verführt durch den Ruf ihrer Thaten, von ihnen vorstellte.

Wer denkt sich unter dem Lord Schatzmeister und Kanzler der Schatzkammer, unter dem Manne, der so lange im Unterhause und Oberhause des Parlaments durch seine Beredsamkeit neben einem Fox und Pitt groß wirkte, der so lange die erste Stelle in der Reichsverwaltung bekleidete, nicht einen gewandten, feinen, verschlossenen, das Wort wägenden, umsichtigen,

regsamen, vielgeschäftigen, unermüdlichen Mann? — Oder wer sich nicht unter Admiral Rodney, dem Sieger beim Cap St. Vincent (16. Jan. 1780) und bei Guadeloupe (12. April 1782) wo er den Grafen Grasse, den sonst immer glücklichen französischen Admiral, selbst gefangen nahm, und zuerst jenes kühne Manöuvre, der Durchbrechung der Linie, anwandte, welches uns noch durch Nelsons Sieg bei Abukir in frischem Andenken ist, wer denkt sich unter diesem Seemann nicht einen abgehärteten, rauhen, schlichten, geistvollen Oberbefehlshaber, ohne Furcht, ohne Tadel, wie der Bayard zu Lande war?

Gerade das Gegentheil waren beide.

Lord North, zwar nur von mittlerer Größe, war ein schwerfälliger, beinah plumper, beleibter Herr; gleichmüthig aus Pflegma; immer guten Humors, den nichts aus dem Takt brachte; in seinen Gebehrden, in seiner ganzen Haltung ohne Würde; im Reden schwer und ohne Anmuth der Aussprache; linkisch in seinem Thun; dabei, als er nur hoch in den vierzigen war, schläfrig, daß er oft in Gesellschaften einnickte. Selbst in Geschäften zeigte er sich langsam, gern aufschiebend, fahrlässig und vergeßlich. Das hätte man um so weniger von ihm erwarten sollen, da ihn Viele für ein Kind der Liebe hielten, und Kinder der Liebe sonst eben nicht die bleiernsten zu sein pflegen. Man kannte wenigstens die enge Vertraulichkeit, in welcher der damalige Prinz von Wales, Friedrich, mit der Gräfin Guilford, des Lords Mutter, gelebt hatte. Und wirklich hätte man den Lord für einen Angehörigen der königlichen Familie halten sollen, so ganz hatte er die derselben eignen Züge, hellbraunen Haarwuchs, reine Gesichtsfarbe, große vorstechende Augen und starken Augenbraunen.

Höfische oder staatsmännische Gewandtheit mangelte ihm nun ganz. Kurzsichtig war er dazu. Ein arger Streich begegnete ihm einst im Parlament. Nicht weit von ihm saß am äussersten Ende der Schatzkammerbank der siebenzigjährige Schatzmeister des Seewesens Ellis, in mächtiger Perücke. Lord North, im Begriff fortzugehen, erhob sich und stämmte dabei gemächlich seine Hand vorn auf den Degengriff, daß hinten die Spitze der Scheide in die Höhe ging, dem alten Schatzmeister, der sich eben grüßend bückte, die Perücke vom Kopf abspießte und in die Luft führte. Sehr gravitätisch wanderte der Lord, unter lautem Gelächter des ganzen Hauses, mit seinem Raube davon, bis man ihm denselben abnahm. Das brachte den edeln Lord aber nicht aus der Fassung. Er entschuldigte sich bei Meister Welbore Ellis ganz pflegmatisch, der seinerseits die treulose Haarwulst eben so gelassen wieder aufsetzte.

Rodney hingegen, welcher dem Admiral Byron*) im Seebefehl folgte, war ein schöner, freundlicher, feiner, gewandter, zierlicher Mann; putzte sich gern, doch lag in seinem Anzug immer eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit. So weich, wie die Züge seines Gesichts, war, fast ans Weibische gränzend, seine Gestalt, sein Wesen. Er war leichtsinnig, selten bei Geld, gern in lustigen Gesellschaften, am liebsten am Spieltisch, und daher immer in Schulden.

*) Der Großvater des von den Briten hochgepriesenen, noch lebenden Dichters, dessen in dieser Zeitschrift schon Meldung geschah.

Eben so leidenschaftlich macht' er den Weibern den Hof; immer hatt' er Liebschaften. Man sagte sogar, in seiner ersten Jugend hab' ihm die Prinzessin Amalie, Georgs II. königliche Tochter, ihre Gunst geschenkt gehabt. Rodney war zwar ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, durchaus aber kein hervorstechender Geist, ja, was man am wenigsten glauben sollte, ohne natürlichen angebornen Muth. Er selbst gestand es unter Freunden, daß er von der Natur kein Herz empfangen habe, welches die Furcht nicht kenne. Stand er aber im Donner des Treffens, so war es durch den Gedanken an Pflicht und Ehre ihm leicht, sich selbst zu überwinden, und hatt' er einmal die ersten Schauer überwunden, dann ging er ruhig in die Gefahren, denen er nicht ausweichen konnte, und die er mit glücklich berechnendem Blick seinen Gegnern vorbereitet hatte.

Dennoch leisteten Rodney und North ihrem Vaterlande große Dienste. Der Letztere als Minister war neben dem, daß er sich den Ruf eines streng redlichen Mannes erworben, ein leutseeliger, gesprächiger Mann, von rosenfarbener Laune, der ohne Ansprüche, nur ungern die Amtsmiene annahm und den Minister spielen mogte. Das machte ihn populär und beliebt; seine Geistesgegenwart, seine oft treffenden Antworten, gaben ihm gegen die, welche ihn in den Verhandlungen leidenschaftlich angriffen, ein gewisses Uebergewicht. Er war nicht beredsam, aber in seinen Darstellungen lichtvoll, und in dem, was zu sagen und nicht zu sagen war, wohl eingeübt. Dabei genoß er den großen Vortheil, welchen eine durch Reisen und Lesung der Alten erworbene Kraft und Vielseitigkeit der Ansichten und Kenntnisse gewähren. Daher gelang es ihm, lange Zeit im Parlament eine der ersten Rollen zu spielen; und daher ward er auch dem Könige so herzlich lieb, fast unentbehrlich. Kein lieberer Mann im vertraulichen Kreise, als North! Da war er geistreich, witzig, alles ermunternd durch seine frohen Einfälle. Da fand man selbst seine Schwächen angenehm, als recht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörend. Wenn er vergeßlich und zerstreut war, sogar Staatspapiere verlegte, man konnt' es ihm kaum übel nehmen. Einmal hatte er einen Brief des Königs von höchster Wichtigkeit hingethan, und wußte nicht wo. Lange war alles Suchen umsonst; endlich wurd' er im Baadzimmer gefunden, wo er ganz offen lag.

Rodney dagegen besaß, neben seinem Leichtsinn, Eigenschaften, die ihm eine glänzende Laufbahn eröffneten; ein rastloses, bewegliches Wesen, das immer Beschäftigung wollte; viel Erfahrung und Kenntniß im Seedienst; großen Durst nach Ruhm. Er konnte wochenlang unausgesetzt Tag und Nacht arbeiten, wenn ihn eine Idee ergriffen hatte. Was er als Befehlshaber unternahm, war überdacht. Im Krieg hatte er Glück, das ihm oft als Verdienst galt. Dies machte ihn zuversichtlich, entschlossen, und bei seinem natürlichen Feuer, im Augenblick der Entscheidung, verwegen. Weil das Glück mit ihm war, hatten Matrosen und Soldaten blindes Vertrauen zu ihm; das bahnte neue Erfolge an. Er selbst sprach von sich immer, als könn' es ihm nie fehlen, und er sprach gern und mit Selbstgefälligkeit von sich. Unmäßig im Strafen und Belohnen, schreckte er seine Untergebenen eben so sehr, als er sie an sich fesselte.

3.

Joseph I., König von Portugal.

Des jetzigen Königs (den 7. Januar 1781 verstorbener) Großvater. Er war eigentlich durch seinen Minister Pombal berühmt geworden, aber von der Geistesüberlegenheit desselben so ganz verdunkelt, daß man wirklich nur noch diesen, den König fast gar nicht mehr kennt. Pombal war König im Amt, Joseph blos der König von Geburt. Man kann sich kein seltsameres Hofleben eines europäischen Fürsten und keine nichtswürdigeren Zeitversplitterungen vom Oberhaupt einer zivilisirten Nation vorstellen, als man damals bei Joseph antraf.

Schon seinem Aeussern nach, würde man ihn kaum für einen Monarchen gehalten haben. Er war ein untersetzter, starker Mann; gemeiniglich ganz schlicht im Jagdrock; das Gesicht von der Sonne schwarz gebrannt, auf den Wangen fast beständig ausgeschlagen und überkrustet; eben so die Hände grob und braun. Sprach er nicht, so stand er doch immer mit halboffenem Mund, was ihm, ungeachtet seiner lebhaften Augen, ein etwas geistloses Ansehen gab. Bei dem Allen war seine Gemalin auf ihn höchst eifersüchtig. Sie bewachte ihn mit Argusblicken in der Oper, wie auf der Reitbahn, im Konzert wie auf der Jagd, beim Spieltisch wie beim Stiergefecht; denn dies waren die Plätze und der Kreis, worin er sich einen Tag und alle Tage herumbewegte. Auf der Jagd ritt sie, im Tressenhut und schwarzen ledernen Hosen, Stiefeln und Wamms rüstig, als geübte Schützin, neben ihm; auf dem Theater mußten Männer die weiblichen Rollen spielen. Wo und wie sie kamen, nahm sie Bedacht, ihm die hübschen Mädchengesichter aus den Augen zu rücken. Vermuthlich hatte er, als junger Mensch, wohl Anlaß genug zur Eifersucht gegeben; denn troz der königlichen Argusblicke seiner Gemalin, unterhielt er noch in spätern Jahren Liebschaften; aber, versteht sich, ganz heimlich.

Seit dem Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755 hatte König Joseph fast nie wieder in einem Pallast, aus Stein gebaut, wohnen und schlafen mögen. So groß war der Schrecken, welchen er noch lange Zeit nicht überwinden konnte. Wohin er kam, mußten für ihn Zelte oder hölzerne Buden aufgeschlagen werden. Zu Belem wohnt' er mit seiner Gemalin, seinen drei Töchtern, dem jungen Prinz von Beyra und seinem kleinen Hofstaat beständig in einem langen, schlichten, leichten Holzgebäude; die Wände von Brettern.

Neben der Furcht vor Erdbeben hatte der gute Mann noch die Furcht, ermordet zu werden. Fuhr er aus, mußten immer vierzig Mann Kavallerie seinen mit zwei Maulthieren bespannten, offenen Wagen begleiten. In der italiänischen Oper ging er immer aus seiner königlichen Loge in eine Nebenloge, um die Ballets zu sehen, durch einen schmalen Gang, der absichtlich und mit großer Vorsicht dazu gebaut worden. Er war ein wohlwollender Mann, hatte nichts weniger um sein Volk, als dessen Haß verdient, und doch war er mehrmals in Gefahr seines Lebens gerathen.

Das erstemal geschah es bekanntlich im J. 1758 durch die Verschwörung des Mascarenhas, Herzogs von Aveiro und des Marquis von Tavora. Die alte, rachsüchtige, stolze Marquise

von Tavora hatte den ganzen abscheulichen Plan blos deswegen angezettelt, weil der König, oder vielmehr Pombal, den Marquis von Tavora nicht zum Herzog machen wollte. Sie hielt die geheimen Versammlungen in einem Gartenhause des tavorischen Pallastes zu Lissabon. Eines Abends sah ein junges Gesellschaftsfräulein der Marquise da noch spät Licht, und ging neugierig hin, zu sehen, was es geben mögte. Wie sie an der Thür lauschte, öffnete sich diese plötzlich und vor ihr stand die alte Marquise, beim Anblick des Mädchens nicht wenig erschrocken. Dieses entschuldigte sich. Die Alte horchte es aus, ob es etwas vom Gesprochenen wisse. Und folgenden Morgen fand man den Leichnam des armen Mädchens von mehreren Stichen durchbohrt, in ein Tuch gewickelt, auf der Gasse. Der König wäre mit dem Leben nicht davon gekommen, hätte sein Leibkutscher nicht, so wie die ersten Schüsse durch den Wagen gefallen waren, plötzlich umgewendet, um das Haus des Wundarztes zu erreichen, weil er den König für getroffen hielt. Denn weiterhin vorwärts lauerten schon, bis zum Pallast, wieder andere ausgestellte Meuchelmörder. Der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und seine beiden Söhne wurden gerädert; die alte Marquise enthauptet. Sie starb so frech, als sie gelebt hatte. — Ein andresmal wollte den König, auf der Jagd bei Villa viciosa, ein Bauer mit einer langen Stange todschlagen. Königliche Beamte hatten den Bauer vorher mißhandelt und ausgepfändet.

Seine Gemalin, die Königin Mariane Victoria, soll jung schön gewesen sein; in spätern Jahren war sie keine anmuthige Gestalt, sondern klein, rund, dick, mit rothem vollen Gesicht, breiter Nase, und braungebranntem Halse, braunen Schultern und Armen. In ihrem ganzen Wesen war etwas Männisches. Ihre älteste Tochter Marie konnte eben so wenig Anspruch auf Schönheit machen; sie war ein langes, mageres Frauenzimmer, bleich und finster. Schon ihr Aeusseres verrieth eine höchst schwermüthige Stimmung. Dazu war sie sehr abergläubig und mönchisch-fromm. Die prunkvollen, schrecklichen Hinrichtungen des Herzogs von Aveiro und seiner Mitverschwornen sollen einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht haben. Sie war damals schon gegen dreißig alt. Es ist eben dieselbe Prinzessin, welche nach dem Tode König Josephs I. den Thron von Portugal, als Königin Maria I. bestieg, ihren Oheim geheirathet hatte, und im J. 1792 vollkommen wahnsinnig wurde. Sie ist erst vor Kurzem in Brasilien gestorben, wohin sie ihr Sohn, der jetzige König von Portugal und Brasilien mit sich genommen hatte.

Das Andenken von dem großen Minister Sebastian Joseph Carvalho, Grafen von Oeyras, nachmaligen Marquis von Pombal, wird in den portugiesischen Geschichten unvertilgbar leben, wiewohl von seinen Werken nichts blieb, als er im J. 1777 von seiner Höhe herabgestürzt ward. Er wollte in dem verwahrloseten Portugal Licht, Gewerbfleiß, Handel, weise Gesetzgebung, Polizei, Denkfreiheit herstellen, kurz Alles was — fehlte. Er wollte Portugal wieder in den Rang der Mächte erheben. Er wußte was, und wie es sein sollte. Was er wollte, das setzt' er durch, mit Güte oder Alles zermalmender Gewalt. Die furchtbare Adelsherrschaft, die noch fürchterlichere Jesuitenherrschaft zertrat er siegreich, unter dem Fluch seiner

Nation siegte er. Was halfs? Er konnte die trägen, pfaffengläubigen, genügsamen, lockern Portugiesen zu nichts anderm machen, als was sie waren — träge, pfaffengläubige, genügsame, lockere Portugiesen. Ein Volk entwickelt sich auch unter den glücklichsten Verhältnissen nur langsam. Man muß, wo Besseres gegeben werden soll, immer die lebende Generation verloren geben. Was durch Kunst und Gewalt in der Eil von zwanzig Jahren aufgebaut wird, stürzt beim Abschied des Baumeisters oft schon binnen zwanzig Wochen wieder ein. Ein Reformator muß nicht der Zeit in ihrem gemächlichen Wirken helfen wollen; die Zeit muß dem Reformator helfen, wenns recht gehen und bestehen soll.

Noch als Greis von mehr denn siebenzig Jahren war der Marquis von Pombal ein rühriger, immer strebsamer, Alles überschauender, Alles selbst prüfender und angreifender Mann, von ehrwürdiger Gestalt, groß und hager; das Gesicht freilich eingefallen, blaß, aber geistvoll und beredt. Er lebte im Hause äusserst einfach, ohne Prunk. Aber wenn er öffentlich erschien, hatten ihn seine lieben Portugiesen dazu gewöhnt, von einer wachsamen Leibgarde umgeben zu sein, oder neben seinem Wagen eine Abtheilung Reuterei mit bloßem Säbel trotten zu lassen. Denn an den Mordanschlägen seiner Gegner und ihrem besten Willen fehlte es nicht, daß er ein so hohes Alter erreichte.

4.
Der große Mann Quassy.

Wer in aller Welt kennt auch den großen Quassy? Die Engländer schreiben ihn eigentlich Quacy. Die Welt ist bald so voller großen Männer, daß es ein wahres Glück für die Welt ist. Ich meine nicht, es sei ein Glück für die Welt, viele große Männer zu haben, oder gehabt zu haben; denn die meisten sind für die Welt wahre Landplagen gewesen; sondern Glück sei es, daß der Großentitel durch seine Gemeinheit in der Achtung abgewürdigt wird, wie Adelstitel oder Stern- Kreuz- und Ordensträgerei, daß endlich ruhmvoller wird, davon frei zu bleiben. Zwar der Ehrgeiz wird in der Welt deswegen nicht abnehmen, aber doch das abgöttische Vergöttern und Ehregeben. Je erhabener eine Nation dasteht, je weniger große Männer kann sie haben. Wenn sie anfängt, sich mit ihren großen Männern groß zu machen, ist sie bestimmt, schon wieder von ihrer eignen Große auf dem Weg zum Azimuth. Barbaren besitzen immer die meisten großen Männer, oder erblicken dergleichen bei andern Nationen; gleichwie dem unwissenden Pöbel mehr Gespenster zu erscheinen pflegen, als verständigen Leuten.

Quassy, der große Mann, den nicht leicht einer kennt, verdiente seinen Ehrennamen so gut, wie tausend andere große Männer. Er war es, der sich durch Geisteskraft von der tiefsten Stufe, ich muß sagen, aus dem Koth der bürgerlichen Verhältnisse zu Ansehen, Ehren und Reichthum emporschwang; in Südamerika der gewaltige Lenker einer der unlenksamsten Völker wurde; durch seine Einsicht eine der berühmtesten Kolonien mehrmals vom gänzlichen

Untergang rettete und nebenbei der europäischen Welt das Geschenk mit einer Wurzel machte, die noch jetzt seinen Namen trägt, und durch ihre heilsame, magenstärkende, fieberstillende Kraft, lange Zeit Nebenbuhlerin der Chinarinde ward; ich meine die Quassia-Wurzel (Quassia amara L.) Quassy entdeckte diese herrliche Wurzel schon im Jahre 1730; aber erst im Jahre 1761 lernte sie der Ritter Linné kennen. Durch diesen, als er sie in seinen Schriften prieß, ward sie in Europa so beliebt, daß sie in keiner Apotheke fehlen durfte, und ein wahrer Handelszweig von Surinam wurde.

Quassy war ein Neger; sein Vaterland die Küste Guinea. Als ein junger Knabe, vielleicht noch als Säugling, kam er von Afrika in die holländischen Niederlassungen nach Surinam, wo man ihn, wie andere Neger verkaufte. Seine Eltern hat er so wenig gekannt, als er sich noch der Ueberfahrt von Afrika nach Amerika zu erinnern wußte. Aber im Jahr 1712 war er schon ein rüstiger kleiner Bube im Dienst eines Pflanzers, seines Herrn. Damals griff der französische Seebefehlshaber Jacques Cassard Surinam an, und trieb von ihr eine Brandschatzung in Zucker und Wechselbriefen, 1,370,160 Livres an Werth ein. Quassy pflegte, bei Annäherung von Feinden, Trommelschläger zu sein und Lärmen zu machen.

Der Knabe entfaltete seine nicht gemeinen Naturgaben. Aufmerksam auf Alles, wußte er sich aus Allem einen Vortheil zu machen. Durch Fleiß und Klugheit erwarb er nicht nur seine Freiheit, sondern nach und nach auch ein sehr anständiges Vermögen. Die gesammten Neger der Kolonie, das heißt die große Volksmenge, hing ihm, als einem Manne von übernatürlichen Kenntnissen, mit blindem, abergläubigem Vertrauen an. Surinam pflegte immer fünfzig bis sechszigtausend Neger zu zählen, während der weißen und farbigen Leute kaum sechstausend waren. Quassy galt wegen seiner Einsichten bald für einen Zauberer, nicht nur bei den Negern, sondern auch bei den meisten Weißen, Kreolen und Mulatten. War ein Diebstahl, oder irgend ein anderes Verbrechen begangen, so mußten sogleich Boten zu Quassy, um von ihm den oder die Urheber des Vergehens zu erfahren. Seine Vielkundigkeit in den Verhältnissen der Neger und sein Scharfblick brachten ihn gewöhnlich in kurzer Zeit auf die rechte Spur und zum rechten Mann. Zuletzt verkauft' er den schwarzen Freiwilligen, aus welchen man Corps bildete, um die furchtbaren Schaaren der entronnenen und rebellischen Neger, in den ungeheuern Wäldern und Sümpfen an den Strömen der Seramica und Cottica, zu bekämpfen, wunderthätige Obia's, durch welche sie im Streit schuß- hieb- und stichfest würden. Zu diesen Amuletten nahm Quassy Muschelschaalen, Haare, Federn, Fischgräten und dergleichen; wickelte davon zusammen; nähte Alles in kleine Bündel von Baumwollenzeug, und der unüberwindliche Glaube der Käufer an die Kraft der Obia's that die wunderbare Wirkung hinzu. Wer dergleichen auf der Brust trug, ging ohne Furcht in die augenscheinlichste Gefahr, und kam meistens, weil er zuversichtlich handelte, als Sieger zurück. So rettete Quassy, weil er die Truppen der Kolonie vielmals auf diese Art begeisterte, die holländischen Pflanzungen mehrmals vom gänzlichen Untergang, welchem sie so oft nahe genug waren.

Quassy ward von Negern und Europäern nur schlechthin der Granmann Quassy, oder große Mann geheissen; körperlich war er nur ein Mann von mittlerer Größe, und in seinen achtziger Jahren eine wunderliche, kurze, dicke, schwerfällige Gestalt. Nichts Komischeres, als diesen alten Neger in weißseidenen Strümpfen, seidenen Beinkleidern, und reich gallonirtem Rock und Weste zu sehen. Auf dem gepuderten Krauskopf trug er einen tressenreichen, dreieckigen Federhut; auf der Brust an langem Band im Knopfloch die goldene Schaumünze, welche ihm, wie manches andere Geschenk, der Prinz von Oranien verehrt hatte. Die weißen, feinen Hand- und Brustkrausen erhoben die Schwärze seiner Hände und des Gesichts nicht wenig. Europäische Tracht steht einem Neger ohngefähr so reizend, wie einem Achilles oder Mars oder Cäsar die Uniform eines Cuirassier- Dragoner- oder Husarenregiments.

Ich weiß nicht, wann der große Mann gestorben ist; aber er lebte wenigstens noch im Jahre 1778. Seine Obia's hatten damals noch gute Wirkung gegen die rebellischen Neger an der Cottica. Vermuthlich wäre Quassy zu noch höherm Alter gelangt, hätte er nicht, als ein reicher Herr, alle jene entnervenden Ausschweifungen mitgetrieben, durch welche sich die Mehrheit der üppigen Bewohnerschaft Paramaibo's von jeher auszeichnete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Afrika.

Blick auf Aegypten. — Legh's Gang durch die Grabhöhlen der Krokodilen-Mumien. — Die Steinschrift von Rosette. — Allmählige Versandung Nordafrikas.

Das alte Aegyptenland, von dessen Reichthum und Wundern nach Jahrtausenden wir noch in Liedern singen und die Kinder erzählen, ist durch Napoleons kühne Seefahrt und vergängliche Eroberung erst der Welt wieder recht neu geworden. Welch ein Land, diese Heimath der Hieroglyphen; — es selber ist eine große, einzige Hieroglyphe der menschlichen Urgeschichte und Bevölkerung des Erdballs! Gleichwie es noch immer eine Kornkammer für Europa und Asia ist, die es schon zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung dem Abraham und seinen Kindern war: so ist es noch das Land, wohin unsere Weisen zu wallfahrten haben, um die Weisheit des frühern Alterthums zu erfahren, nach Art der Homere, Solonen und Herodote.

Unstreitig ist das obere Aegypten früher bewohnt gewesen, als das mittlere und untere, welches, selbst nach den von den Alten aufbewahrten Sagen, lange Zeit nur Sümpfe und Sandwüsten und Seen wieß, ehe es durch die ungeheuren Kanäle vom Nil urbar gemacht worden war. Das riesenhafte Theben mit seinen hundert Thoren stand, eh Abraham war. Moses lebte nur fünfhundert Jahre später, als dieser, und ward in den geheimen Kenntnissen der priesterlichen Kaste erzogen. Verständen wir die unermeßliche Menge der heiligen Bilderschriften,

welche heut noch, wie vor Jahrtausenden, die Kunstwerke von Granit und Sandstein, zumal im hohen Theben, bedecken; vielleicht fänden wir da die Geschichte der Weltschöpfung, des Paradieses, Sündenfalls und ersten Brudermordes. Welch ein Erstaunen mogten die ersten französischen Gelehrten empfinden, als sie unter den riesenhaften Ruinen der Thebais in hocherhabener Arbeit die Stiftshütte abgebildet sahen, die Bundeslade, die Cherubim mit ihren Fittigen am Gnadenstuhl, die Schaubrode, die heiligen Leuchter und Geräthschaften *), wie sie Moses beschrieb, als er herab vom Sinai kam, wo er die Herrlichkeit des Herrn gesehen! **)

Keine Stelle des Erdballs hat ältere Zeugnisse und Urkunden zur Weltgeschichte, aber auch keine war geeigneter, solche zu bewahren. Denn der härteste Granit, der noch festere und mit Eisentheilen gebundene Sandstein wurden zu den Ueberlieferungen für die Nachwelt auserwählt; kein Marmor, der in einem Jahrtausend verwittern konnte. Die Schriftzüge wurden darin mit ausserordentlicher Tiefe eingeschnitten, daß sie von der Hand der Zeiten nicht so leicht verwischt werden konnten; und eben deswegen die erhabenen Arbeiten groß und weit vorstehend, die Bauwerke selbst kolossalisch, damit der gern zerstörende Arm der Menschen daran erlahme. Dazu kam der trockene Himmelsstrich des Landes, wo Regen selten, Eis und Reif unbekannt sind, und auch das minder Dauerhafte länger dauert, als in den frucht- und warm- und kaltwechselnden Witterungen gemäßigterer Erdstriche.

Der Verluß Aegyptens für Europa kann daher nicht laut genug beklagt werden, sei es, daß wir auf die jetzt benutzte Fruchtbarkeit des Nilthales sehen, welches in alten Zeiten, da es noch mehr denn achtzehntausend Ortschaften zählte, sieben Millionen Menschen nährte, wo jetzt nur zwei bis drei Millionen wohnen ***); sei es, daß wir die oft entworfene, nie ausgeführte Verbindung des rothen und Mittelmeers beachten, wodurch der indische Handel kürzern Weg und neue Richtung empfinge ****); oder daß wir uns erinnern, nur dort sei noch der Kommentar zu dem ersten Buch Moses, zum Herodot, zum Diodor und Homer zu finden.

Nun aber und wahrscheinlich noch lange wird der Welt das alte, große Wunderland wieder verschlossen bleiben. Das war die Frucht britischer Eifersucht gegen Frankreich. Nur mit Lebensgefahren naht sich jetzt der Europäer der großen Pyramide bei Gizeh, deren Grundfläche den Raum einer kleinen Stadt einnimmt, deren Höhe die höchsten Dome und Münsterkuppeln der christlichen Welt um einige hundert Schuh überragt; oder dem heiligen Eiland Gezirет

*) Das Relief, dargestellt im zweiten Theil des auf öffentliche Kosten herausgegebenen Prachtwerkes: *Description de l'Egypte*, Kupfertafel 44, die köstlichste Ausbeute vom Zuge Napoleons nach Aegypten.

**) Zweiten Buch Moses, Kap. 25. 26.

***) Diodor meldet im ersten Buch Kap. 31 seiner Geschichte, daß noch zu seiner Zeit über drei Millionen Einwohner waren.

****) Die Reise nach Indien wäre dann, statt um Afrika, binnen acht Wochen zu machen. Die Unkosten des dazu erforderlichen Kanal- und Schleusenbau's von Suez bis zu den beiden Häfen von Alexandrien wurden von den französischen Kriegsbaumeistern auf dreißig Millionen Franken berechnet.

el Birbeh, der Alten Philä, wo einsam die hieroglyphenreichen Wände der Tempel über dem Osirisgraben prangen; oder der anmuthsvollen Elephantine, und der erhabenen Thebais mit ihren neunzig Schuh hohen Obelisken, Tempeln, Säulenhallen, von heiligen Schriften bedeckten Granitblöcken, Trümmern riesenhafter bei siebenzig Schuh hoher Helden- und Göttergestalten, kolossalischen Sphinxen, ungeheuern Pallästen, und zahllosen, räthselhaften geschichtlichen Bildwerken aller Art.

Die alten Aegypter waren, wie noch alles beurkundet, kein gemüthliches, dichterisches Volk, mit Sinn für Anmuth und Schönheit. Ihnen war das Verständige, Nützliche, Gedankenreiche, Geregelte anmuthig; das Riesenhafte schön. Sie hatten entschieden mehr Urtheilskraft, als Einbildung, mehr Sinn für das Mechanische, als das Zierliche. Dazu hatte sie ihr Himmel gemacht und ihr Erdboden. Sie waren friedsam, duldsam, religiös; voller Ehrfurcht für die Greisen und Todten; ernst im Leben; ohne Lust nach Neuerung, ohne Begierde nach Weltkunde und Handel; stolz auf ihr Alterthum, ihr Wissen, ihr Haben; mißtrauisch gegen das Fremde; ein in sich geschlossenes Volk. Dazu hatte sie der seit undenklichen Zeiten geherrschte Kastengeist gemacht. Ihnen wäre, so scheint es, auf einer großen Insel wohler gewesen, als an dem Hauptpaß der alten Welt nach Indien.

Dies gerade aber ist es, was uns noch heut die von ihnen vorhandenen Ueberbleibsel in geschichtlicher Hinsicht werthvoller machen muß. Der gerndichtenden, fantasievollen Indier und Griechen Fabeln und Mythen bieten weniger Zuverlässigkeit, als der strengen, trockenen Aegypter, im Heiligthum der Priesterschaft bewahrte, Ueberlieferungen aus der Urwelt. Könnten wir sie nur noch deuten!

Um so schätzbarer ist, was Moses, was Herodot, was Diodor zu ihren Zeiten aus Aegypten gemeldet haben, und weit glaubhafter, als die gesammte Geschichte der griechischen Heroenzeit. Wie manches hat sich von Herodots Meldungen erst in neuern Zeiten durch unsere Reisenden buchstäblich verwahrt, was sonst für Mährchen oder Nachgeschwätz eines leichtgläubigen Unwissenden gehalten worden ist! Hörten nicht erst im Jahre 1798 die französischen Gelehrten in den durch Granit gehauenen Zimmern des Pallastes zu Karnak, wenn die Sonne aufging, einen wunderbaren Klang, wie Saitenton oder Laut einer Aeolsharfe*)? Er schien ihnen von oben aus der Felsendecke zu tönen; vielleicht Wirkung des schnellen Umschwungs der Temperatur; gleichwie bei uns, unter gewissen Zuständen der Witterung, ein langer, scharfgespannter Eisendrath im Freien von selber hell erklingt. So war der Ton, welchen die ungeheure Bildsäule des Memnon von sich gab, wenn die Sonnenstrahlen auf sie fielen, weder Mährchen, noch priesterischer frommer Betrug.

In einem Lande, wo, laut den ältesten schriftlichen Urkunden des Menschengeschlechtes, zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, Abraham und Jakob, die Nomaden, schon Städte, Palläste, Gefängnisse, Vorrathshäuser, Sklavenhandel, Pharaonen, umgeben von

*) *Description de l'Egypte.* S. 234.

Staatsdienern und großem Prunk fanden; in einem Lande, wo von jeher die Zeitrechnung und die Beobachtung der Gestirne mit seltener Genauigkeit behandelt ward, wie der im Jahre 1798 zu Tentyra entdeckte Thierkreis davon noch redet; in einem Lande, wo Maaß und Zahl mehr galt, als die schönste Blüthe selbstschöpferischen Witzes; in einem Lande, wo es einer eigenen, hochgeehrten Kaste Beruf war, die Geschichten und Erfahrungen der vergangenen Zeiten zu bewahren; in einem solchen Lande wußte man gewiß zu Abrahams, Isaaks und Jakobs Zeit mehr und Sichereres über die Vorzeiten, als unsere Theologen und Geschichtforscher heutiges Tages aus dem fragmentarischen ersten Buch Moses hervor zu exegesiren wagen.

In der Urzeit der Aegypter wurden sie von Priestern beherrscht. Erst Menes ward König. Nach Herodot lebte derselbe über zwölftausend, nach Diodors Rechnung über vierzehntausend Jahre vor unserer christlichen Zeitordnung. So zählten die Aegypter über achttausend Jahre in ihren Landesgeschichten über unser, Adam und Eva genanntes, erstes Menschenpaar hinaus. Das mögen unsere christlichen Geschichtsforscher albern finden. Aber versteht einer von ihnen die ersten mosaischen Kapitel? Daß die Priesterschaft, in den Tempeln und Pallästen Thebens, Zahlen und Namen ihrer königlichen Altvordern seit zehn, zwölf Jahrtausenden wußte, ist es unglaublicher, als daß wir heut die gesammte Menschheitsgeschichte seit sechs Jahrtausenden inne haben? Schwerlich würde wohl Vater Herodot, wenn man ihm alle Gründe für die Göttlichkeit und Glaubwürdigkeit der mosaischen Schriften mitgetheilt hätte, denselben so viel Glauben beigemessen haben, als den seit Jahrtausenden in Steinschrift überlieferten Erinnerungen, welche die ägyptischen Priester besaßen.

Unter den neuesten Nachrichten, die wir über Aegyptens Merkwürdigkeiten erhalten haben, verdient die, voriges Jahr erst, zu London erschienene Reisebeschreibung des Engländers, Th. Legh, ausgezeichnet zu werden. Sie enthält, ungeachtet ihrer Kürze, einzelne sehr anziehende Bemerkungen, welche man selbst in größern Werken vermißt. Er machte die Reise im Jahr 1813 bis hinauf zu den Wasserfällen des Nil und jenseits derselben. Mit Lebensgefahr forschte er auch den bisher unbekannt gewesenen Höhlen nach, in welchen die ägyptische Vorwelt die Krokodilen-Mumien hinterlegte.

Wir wissen aus Herodots und Diodors Schriften, daß die alten Aegypter auch dem Krokodil göttliche Verehrung bewiesen, und wenn ein geweihtes gestorben war, es in zartes Linnen wickelten, in die Balsamirhäuser trugen, mit Zedernöl und andern wohlriechenden Spezereien einmachten, welche der Fäulniß entgegen wirkten, und dann es in die geheiligten Grabeshöhlen setzten. Herodot hatte weder Erlaubniß empfangen können, die Mumien der alten Fürsten, noch die Gräber der geweihten Krokodile zu sehen.

Zufällig, als sich Legh im obern Aegypten aufhielt, vernahm er, daß man noch in einer Höhle beim Dorfe Amabdi, am östlichen Nilufer, zwo Stunden von demselben und hart an den Gränzen der Sandwüste gelegen, Bruchstücke von Krokodilen-Mumien gefunden. Dies

reizte seine Neugier. Dergleichen hatte er noch nie gesehen, so häufig er auch menschliche Mumien in den Felsengräbern der Thebais erblickt hatte. Da liegen noch ganze Gemächer voller Aerme, Beine, Köpfe u. s. w. von Mumien. Er machte sich also nach Amabdi auf den Weg, begleitet von seinem Freunde Master Smelt; einem Nordamerikaner Namens Barthow, der mehrere Jahre auf dem rothen Meere Handel getrieben, und die arabische Sprache vollkommen inne hatte; einem abessinischen Kaufmann, Namens Fadlalla und drei Lastträgern, welche von den Katarakten her mitgekommen, und Barabras oder Nubier waren.

„Nicht weit von Amabdi, erzählt Legh: fanden wir vier Araber, die Holz fällten. Sie schienen anfangs gar keine Lust zu haben, uns über den Gegenstand unserer Neugier Auskunft zu geben. Wir sahen sie untereinander wortwechseln, hörten, daß sie von Gefahr sprachen; glaubten zu verstehen, daß einem die Worte entwischten: Kömmt einer um, müssen sie alle sterben! — Das machte uns freilich bösen Argwohn, ohne aber unsern Vorsatz zu erschüttern. Wir waren an Zahl und Kraft überlegen; das gab uns Zuversicht.“

„Um fünfundzwanzig Piaster entschlossen sich die Araber endlich, uns als Führer zu dienen. Nach einer Stunde Weges durch die Wüste kamen wir wirklich an Ort und Stelle. Es war ein Loch in der Erde, zehn Schuh weit, und ohngefähr achtzehn Schuh tief. Nicht ohne Schwierigkeit stiegen wir hinab. Die Araber fingen an, sich zu entkleiden, und riethen uns das gleiche zu thun. Wir thaten es zum Theil, behielten aber doch Hemd und Langhose an. In den Taschen trug ich ein paar Sackpistolen, um damit nöthigenfalls einen Schurkenstreich zu vereiteln. Es ward beschlossen, drei Araber sollten uns vorangehen; der vierte draussen beim Loch bleiben. Der Abessiner wollte auch nicht weiter, und die Barabras leisteten ihm Gesellschaft, als Wächter unserer Kleidungsstücke. So bestand unsere Gesellschaft, die zur Höhle einging, aus sechs Personen. Einem jeden von uns ging ein Araber führend vor. Die Fackeln wurden angezündet. Einer der Araber eröffnete den Weg.“

„Durch eine zum Theil vom hereingewehten Sande der Wüste verdeckte Oeffnung, die wir am Boden des kleinen Schachtes fanden und ausräumten, krochen wir eine Strecke von sieben bis acht Klafter entlang, und gelangten sodann in ein weites, wohl fünfzehn Schuh hohes Gemach. Ohne Zweifel war dies die Stelle, die man mir als Eingang zu den Krokodilmumien beschrieben gehabt hatte; denn wir fanden in der That Bruchstücke von Krokodilen am Boden herumliegend. Auch Fledermäuse, vom Glanz unserer Fackeln gestört, umflatterten uns genug. Jetzt kam es nur noch darauf an, die unterirdischen Gänge auszuforschen, wo die uralte Niederlage der Mumien war. Jeder von uns hielt seine Fackel. Unsere Führer bestanden darauf, wir sollten so hintereinander gehen, daß jeder von uns einzeln immer einen Araber vor sich habe. Uns schien in der Anordnung zwar nicht etwas ganz Geheures zu sein, doch bequemten wir uns und rückten so vorwärts. Wir traten in einen langen Gang und wanderten darin, bald rechts, bald links schwenkend, bald gebückt, bald kriechend, ohne uns aufzuhalten, eine ganze Stunde, bis wir wieder vor einem weiten Gemach standen. Recht betrachtet, war es

dasselbe, von wannen wir hergekommen waren. Die Führer wollten es lange nicht glauben; konnten es zuletzt aber doch nicht läugnen, und gestanden, sich verirrt zu haben, indem sie hinzusetzten, hätten wir noch Lust zu einem neuen Versuch, wollten sie uns zu den Mumien bringen. Freilich unsere Neugier war noch keineswegs gestillt. Aber wir hatten nun schon mehr als eine Stunde in den niedrigen unterirdischen Gängen laufen müssen, und waren eben so sehr von der unbequemen Stellung, in welcher wir einen großen Theil des Wegs gemacht, als von der Hitze ermüdet, welche das Fackelfeuer in den Felsenengen verursachte. Die Araber sprachen inzwischen so zuversichtlich vom guten Erfolg eines neuen Versuchs, daß wir nicht länger anstanden, ihnen zu folgen. Wir fanden die Oeffnung zu einem Gemach oder Gang, in den wir nicht anders gelangen konnten, als durch kräftigen Sprung über einen Riß oder Graben von unbekannter Tiefe. Der erste Führer sprang voran; wir folgten. Der Weg, welchen wir nun einschlugen, ward so eng und schmal, und so niedrig, daß wir an manchen Stellen auf dem Bauch durchkriechen, meistens auf allen Vieren gehen mußten. Es gingen so viele Seitenwege, daß wir uns in einem wahrhaften Labyrinth glaubten. Am Ende kamen wir in ein Gemach, das viel kleiner war, als jenes, von welchem wir ausgegangen waren. Aber für unsere Neugierde zeigte sich hier durchaus nichts. Bis hieher waren unsere Anstrengungen also fruchtlos gewesen. Doch konnten die Mumien nicht mehr weit sein. Noch ein Ansatz, und wir durften hoffen, am Ziel zu stehen."

„Der Araber, hinter dem ich ging, und der uns alle führte, ging darauf in einen andern Hohlgang hinein. Wir, in der bisher beibehaltenen Ordnung schritten ihm nach. Noch waren wir nicht weit gekommen, als uns ausserordentliche Hitze drückte. Ich fand Mühe zu athmen; fühlte heftiges Kopfweh, und ums Herz ward es mir weh und eng."

„In dem Augenblick erlosch die Fackel des vordersten Arabers. Ich war dicht bei ihm. Er sank; stieß einen Seufzer aus; zuckte mit den Beinen krampfhaft. Ich hört' ein Röcheln aus seiner Brust — er war todt. Der Araber hinter mir sah die Fackel seines Landsmannes ausgegangen; glaubte vermuthlich, er sei gestolpert; ging an mir vorbei, ihm zu helfen, und bückte sich. Ich sah ihn in dem Augenblick die Besinnung verlieren, schwanken und fallen; — er war ebenfalls todt. Der dritte Araber kam nun auch, strengte sich an, zu den zwei Leichen zu kommen, und blieb plötzlich stehen. Wir sahen uns alle stumm an, vom Entsetzen übermannt. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick; unsere Fackeln leuchteten beständig schwächer: unser Athmen ward immer schwerer; es zitterten die Kniee unter uns — wir wurden fast ohnmächtig."

„Da war keine Zeit zu verlieren. — Nur zurück! frisch! rief der Amerikaner Barthow, und wir machten uns auf den Rückweg, so rasch wir konnten. Den Araber hinter uns, der noch lebendig war, hörten wir gräßlich schreien. Er schalt uns Kaffern (Ungläubige), rief um Hilfe, fluchte, daß wir ihn im Stich ließen. Es war ein grausenvoller Augenblick. Allein wir mußten ihn seinem Schicksal überlassen, schon gewärtig, dasselbe mit ihm theilen zu müssen. Die Krümmungen des Weges, den wir gemacht hatten, vergrößerten die Noth und Gefahr.

Nichts leichter, als daß wir uns verirrten und das große Gemach verfehlten, von dem wir ausgewandert waren. Und gesetzt, wir hatten den rechten Weg getroffen, konnten uns noch die letzten Kräfte versagen, ihn zu vollenden. Jeder hatte auf dem Herweg für sich in der Stille immer die vorragenden Steine, ihre Formen, gemerkt; daran hatte nun jeder seine Wahrzeichen, seine mangelbaren Wegweiser im Labyrinth. Wir verglichen aller Orten unsere Meinungen; waren überall zusammenstimmend; nur einmal nicht, da der Amerikaner eine andere Richtung einzuschlagen rieth, als Smelt und ich. Aber hier entschied die Mehrheit der Stimmen; zum Glück entschied sie auch richtig. Erschöpft von Anstrengungen des Leibes und der Seelenangst, kamen wir zu dem Riß oder Graben vor dem großen Gemach. Ich raffte mich zusammen und setzte hinüber; eben so der Amerikaner. Smelt blieb am Rand des Abgrundes, und bat uns um Gottes Willen, ihm hinüber zu helfen, oder doch nur fünf Minuten zu warten, bis er Odem habe. Das war aber schlechterdings unmöglich, — der geringste Verzug tödtlich. Wir konnten uns nicht überwinden, mußten vorwärts, um reine Luft zu schöpfen, und riefen ihm blos zu: er solle wagen. Endlich sprang er herzhaft über."

„Als wir an die freie Luft wieder hinauskamen, war es eine Stunde nach Mittag; die Hitze groß; das Quecksilber des Thermometers auf 57 Grad Reaumur. Unsere Barabras hatten einen Bardak, oder Krug aus Erde von Kenneh gebrannt, voll Wassers bei sich, und besprützten uns. Trotz dieser leichten Erfrischung waren wir doch zu matt, um aus dem Schacht aufzuklettern. Sie wickelten ihre Turbane auf, und zogen uns daran hinauf zu sich."

So weit Herr Legh. Daß die Wetter in den weitläuftigen, unterirdischen Gängen verdorben und zum Leben untauglich sein mußten, läßt sich wohl ohne Mühe begreifen; schwerer einzusehen ist, wie die ägyptischen Alten stundenweite Irrgänge unter dem Erdboden machen konnten, ohne von der Stickluft zu leiden. Die Trockenheit des Himmels und des ausgebrannten Bodens der Wüste verhinderte vielleicht eine schnelle Vergiftung der Luft, die erst beim Verdünsten der hineingebrachten Mumien erfolgen mochte.

Der vor der Höhle zurückgebliebene vierte Araber, erstaunt, seine Gefährten nicht mitkommen zu sehen, ließ sich durch das Mährchen nicht lange täuschen, daß sie noch unten verweilten, um Mumien mit heraus zu nehmen. Man setzte den Reisenden auf ihrer Flucht bald nach, verhaftete sie, führte sie nach Manfaluh zum Richter, und drohte ihnen den Tod. Glücklicherweise war der Richter, dem sie ihr Schicksal erzählten, ein billiger Mann; dazu kam noch, daß der dritte, in der Mumienhöhle zurückgebliebene Araber sich aus dem Irrgang wunderbar herausgeschleppt hatte, und die Aussage der Wanderer nicht vernichten konnte, sondern den Tod seiner Gefährten nur den Zauberkünsten der Fremden zuschreiben wollte. So entgingen diese einer neuen Lebensgefahr, indem sie sich mit kleinen Geldgeschenken für die Wittwe und den Scheik von Amabdi vom Haß ihrer Gegner loskauften.

Nun endlich, und mehr denn je zuvor, haben wir auch, durch den glücklichen Fund des Steins bei Raschid oder Rosette, Hoffnung, dem Wesen der alten Hieroglyphen auf die Spur zu kommen. Bis zum heutigen Tag ist man darüber im Dunkeln geblieben, weil der Schlüssel zur heiligen Bilderschrift längst verloren ist. Zwar noch Hermapion übersetzte die Inschriften der nach Rom entführten Obelisken, und Ammian hat uns diese Uebersetzungen aufbewahrt*); allein er übersetzte ohne Zweifel ohngefähr so, wie noch später von andern Gelehrten das Gleiche geschah, die sich grübelnd und rathend an die vielbesprochene Mensa isiaca machten, und der Sinnschrift einen muthmaßlichen Sinn liehen, nachdem sie für einzelne Zeichen ihrer Gestalt verwandte Bedeutungen ersonnen hatten. Wenn auch Hermapions Auslegungen der Hieroglyphe nicht schon durch ihren allzugriechischen Geschmack verdächtig genug wären, würde uns schon der Umstand, daß selbst ägyptische Priester späterer Zeit ihre Unkunde in der heiligen Sprache nicht verbergen konnten, gerechte Zweifel gegen die Erklärungen eines Ungeweihten einflößen. Sie, wie alle jüngere Ausleger, trieben dabei dasselbe Spiel, wie es alte Weiber treiben, welche dem Abergläubigen die Karte schlagen. Karte um Karte, nach ihrer verschiedenen Farbe, vom Daus bis zur Sieben, hat ihre besondere Bedeutung, als Liebhaber, Braut, Dieb oder Brief u. s. w. Der Witz dann gibt den Kitt zu Allem her.

Schon Herodot wußte, daß mit den Erklärungen der heiligen Bilderschrift viel Betrug getrieben wurde, und die jungen Aegypter, welche seit Psammetichs Zeiten griechisch lernen mußten, um den Reisenden Dollmetscherdienste zu leisten,**) mogten weder immer die gelehrtesten, noch die aufrichtigsten sein. Gewiß hat auch Herodot von diesen Dollmetschen Vieles empfangen, was, statt rein ägyptisch zu sein, griechisches Gemengsel war.

Sowohl Diodor als Ammian und Andere geben bestimmte Versicherung, die Hieroglyphe sei einfache Sinnschrift gewesen. „So malen die Aegypter, sagt Diodor***): Habicht, Krokodil, Schlange, menschliches Auge und dergleichen. Der Habicht, weil er einer der schnellsten Vögel ist, drückt Eilfertigkeit aus; das Zeichen wird daher zu Allem, was Geschwindigkeit, oder Aehnliches andeuten soll, bildlich so gebraucht, als wär' es mit Worten geschrieben. Der Krokodil ist das Bild der Bosheit; das Auge, als Hüter des ganzen Leibes, Wächter der Gerechtigkeit. Von menschlichen Gliedmaßen bezeichnet die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern Erwerbung des Unterhalts; die verschlossene Linke, Bewahrung des Erworbenen." — Die Sache ist an sich überhaupt nicht ganz unwahrscheinlich. Bilderschriften dieser Art hatten auch die alten Mexikaner Montezuma's, die sie geschwind und ohne Zweideutigkeit des Sinnes lesen konnten. Ob aber wir eben zu jeden Zeichen den rechten Begriff treffen, das ist das Zweifelhafte. Noch schwieriger ward die Hieroglyphe durch die Menge der den Gestalten von Menschen, Thieren, Pflanzen, Werkzeugen, Gliedmaßen beigefügten einfachen und buchstaben-

*) *Amm. Marcell.* 17, 4.
**) Herodot 2, 154.
***) Diodor 3, 4.

ähnlich zusammengesetzten Linien und Punkten. Sie stehen bald neben, bald über, bald unter dem Bildzeichen, bald einfach, bald doppelt und dreifach übereinander. Desguignes fand hier Aehnlichkeiten mit der chinesischen Wortschrift, welche sich höchst wahrscheinlich auch nur aus einer uralten Bilderschrift allmälig entwickelt hat, bis jeder Name, jedes Wort zuletzt ein eigenes Zeichen empfing. Dann aber wäre die letzte Hoffnung verschwunden, daß die ägyptische Hieroglyphe jemals zu entziffern sei, da die Sprache der Pharaonen längst verloren ist.

In jedem Fall haben wir durch den bei Rosette von den Engländern gefundenen Stein wichtige Aufklärungen zu erwarten. Denn weil das darauf befindliche Gesetz des ägyptischen Königs, seinem ausdrücklichen Befehl gemäß, in drei Sprachen eingeschrieben werden mußte, in der heiligen Bilderschrift, in der koptischen oder gemeinen Landessprache, und in der griechischen für die Fremden; also eine und dieselbe Sache zugleich hieroglyphisch und griechisch dasteht (obgleich noch unbekannt ist, ob die Hieroglyphe von der Rechten zur Linken, oder von der Linken zur Rechten, oder geschlängelt gelesen werden müsse?) so ist hier oder nie ein Schlüssel zu erwarten.

Die Briten nahmen den Stein aus Aegypten mit nach London, wo er gegenwärtig im britischen Museum aufgestellt ist. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London, um das große Räthsel dem Scharfsinn vieler Gelehrten zugleich aufgeben zu können, ließ den Stein, so groß er ist, und seine Inschriften sämmtlich darin, mit diplomatischer Genauigkeit, bis auf den kleinsten Punkt und die feinsten Verletzungen, schon im April 1810 in Kupfer stechen.

Unglücklicherweise ist der obere und untere Theil des Steins am meisten schadhaft gewesen, so daß von der Hieroglyphe, wie vom Griechischen, ein beträchtliches Stück mangelt. Wieviel an den Hieroglyphen fehlt, ist nicht eher zu erkennen, bis man sie selbst versteht. Was das Griechische in vierundfünfzig Zeilen besagt, gibt das Koptische in zweiunddreißigen. Die Hieroglyphen zeigen aber blos vierzehn Zeilen. Die kleinen schadhaften Flecke im Griechischen, so wie die durch eine abgebrochene Ecke verlorenen Zeilen-Ausgänge desselben hat schon der gelehrte Richard Porson durch glückliche Konjekturen ziemlich genügend zu ergänzen versucht.

Sowohl in England, als in Frankreich, hat man schon, geleitet von der griechischen Uebersetzung, sich ans Erforschen der Bedeutung von den Hieroglyphen gemacht. Befriedigendes aber erhielt die gelehrte Welt noch nichts. Vielleicht ist es deutscher Gelehrsamkeit und deutschem Fleiße vorbehalten, dies merkwürdige Räthsel zu lösen. Die lithographische Anstalt zu München hat vor Kurzem einen von London gekommenen Kupferstich durch den Steindruck in gleicher Größe und Einrichtung, wie das Original, mit täuschender Aehnlichkeit vervielfältigt, und nebst den Porsonschen Ergänzungen unter folgendem Umschlag-Titel bekannt gemacht: Inscriptio perantiqua sacris Aegyptiorum et vulgaribus literis, itemque graecis, in lapide nigro prope Rosettam invento et nunc in Museo Britannico asservato insculpta, societatis Antiquariorum Londinensis sumpta ad formam et modulum ipsius lapidis primum edita, postea arte lithographiae domestica repetita Monachii in Bavaria, 1817. (Venditur in Instituto lithogr. Monacensi.) So ist den Forschern

und Freunden des hohen Alterthums um geringen Preis der Ankauf des merkwürdigen Denkmals und die Möglichkeit erleichtert, die Kenntniß der untergegangenen Vorwelt zu erweitern.

Die meisten neuern Reisebeschreiber stimmen darin zusammen, daß die Sandwüsten vom Innern Afrikas aus, sich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig immer weiter gegen die angebauten fruchtbaren Küstenländer ausdehnen. Gewiß war der ungeheuere Strich Landes, welcher sich von Aegypten bis zum atlantischen Meer in einer Länge von acht bis neunhundert Meilen erstreckt und fünfzig bis zweihundert Meilen breit ist, vor fünfzehnhundert oder zweitausend Jahren rücksichtlich seines fruchttragenden Erdreichs von größerer Breite. Alle neuere Angaben, die wir von Tunis, Tripoli und Algier empfangen, geben Zeugniß, daß nicht die Oberfläche dieses Landes, sondern auch die Natur der Erde selbst, schon himmelweit von der verschieden sei, die man in den Zeiten von Karthago's Blüthe gekannt haben muß. Grüne Stellen, freundliche Oasen verschwinden, und der fette Grund auf den Aeckern der Berbern wird magerer. Es kann eine Zeit kommen, da die Natur auch die den Europäern wichtige Kornkammer Nordafrika's verschließt, und wo jetzt noch bei neun Millionen wohnen, Alles eine unermeßliche Sandwüste längs dem mittelländischen Meere wird.

Die Quelle der fortschreitenden Versandung des nördlichen Afrika's ist die heiße Einöde von Zarah oder Sahara, mit ihrem beweglichen Sand, den die Stürme entführen, und womit sie, was schon Herodot wußte, abentheuernde Karavanen und Heere verschütten. Die Einöde ist eine hohe Ebene, ein ungeheurer Bergrücken, von welchem herab der brennende Harmattan die trockenen Fluten des unermeßlichen Sandmeers vor sich hintreibt. Hat doch selbst das geschirmtere Aegypten aus ähnlichen Gründen von seiner alten Fruchtbarkeit eingebüßt. Liegt nicht die siebenundzwanzig Fuß hohe, aus einem einzigen Felsstück gehauene Bildsäule, der Sphinx bei Gizeh, jetzt fast ganz im Sande vergraben?

Wie volkreich und berühmt war einst die große Landschaft Barcan in alter Zeit? Fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung erhob sich da schon Barke, deren Namen (die Glänzende) vermuthlich phönizischen Ursprungs, auf ihre damalige Pracht gedeutet haben mag. Jetzt ist ein wüstes, versandetes, zum Anbau meistens unfähiges Land, wo sonst die Römer Kriege führten und Eroberungen machten; und das weiland handelsreiche Ptolemais weiset in unserer Zeit als Tolometa dem Wanderer nur noch Ruinen verlorener Herrlichkeit. Ein elender Sandschiak hält die ganze lybische Pentapolis im Zaum.

Aus Südindien.

Tamaahmaah, Beherrscher der Sandwich-Inseln.

Tamaahmaah, dermaliger König der Sandwich-Inseln, ist ein Sohn Tereoboo's der zu der Zeit, als Cook die Südsee bereisete, die Insel Owyhee beherrschte; woraus sich mit

ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf die Erblichkeit der königlichen Gewalt bei diesen Völkerschaften schließen läßt. Schon in den Jahren 1792 und 1794, als Vancouver jene Meere beschiffte, hatte Taahmaah die Gerichtsbarkeit seines Vaters bedeutend erweitert. Mit Hilfe Tiannas*) und einiger englischen Matrosen, die er in sein Interesse zu ziehen wußte, hatte er die um sein Eiland herumliegenden Inseln größtentheils unter seine Botmäßigkeit gebracht, und mit nicht weniger Muth als Politik die sämmtlichen Oberhäupter vom zweiten Rang theils zu Bundesgenossen, theils zu seinen Vasallen gemacht. Da es seiner Klugheit nicht entging, wie verderblich es für seine Staaten sein müßte, wenn er sich gegen die Europäer auf irgend eine Weise feindselig erzeigen wollte, und wie hierdurch gerade diejenigen seiner Verbindungen gehemmt werden müßten, welche die festesten Stützen seiner Herrschergewalt ausmachten: so ließ er es sich im Gegentheil sehr angelegen sein, den Europäern in seinen Staaten alle nur mögliche Sicherheit zu verschaffen, jedes an ihnen begangene, wenn auch noch so geringe Unrecht zu bestrafen, und machte sogar in eigener Person für sie den Unterhändler. Konnte er auch durch ein solches Benehmen dasjenige nicht immer erzielen, worauf die angelegentlichsten Wünsche seines Herzens hinzielten, nämlich Waffen und Pulver, so ward er seiner Dienstgeflissenheit dennoch nicht müde, und wußte auf diese Weise mehrmals andere, noch ungleich bedeutendere Vortheile von ihnen zu ziehen. So gab z. B. der Capitain Vancouver, obwohl er sich beharrlich weigerte, etwas von jenen Zerstorungswerkzeugen und Materialien an Taahmaah abzulassen, seine Einwilligung dazu, daß durch europäische Schiffszimmerleute der Bau eines kleinen Fahrzeuges für den Inselkönig begonnen, und dadurch die erste Grundlage zu der Seemacht desselben gelegt wurde. Der König fand sich durch eine solche Willfährigkeit von Seite des britischen Capitains so hoch erfreut, daß er sich feierlich als Unterthan des Königs von England erkannte und von Stand an die britische Flagge aufsteckte.

Eben dieser Mann nun, ein eigentliches Phänomen seines Zeitalters, der im Jahr 1794 sich von dem Capitain Vancouver ein paar Pistolen als ein Geschenk von unschätzbarem Werth ausbat und einen Mantel von rothem Tuch, den jener Seefahrer ihm über die Schultern schlug,

*) Die Engländer, bei ihrem ersten Besuche auf den Santwich-Inseln in den Jahren 1778 und 1779, fanden die Bewohner derselben in einem Zustande völliger Wildheit: indeß bemerkten sie bald, daß dieselben ungleich gewandter, des Unterrichts und der Zivilisation empfänglicher und von weit vorzüglichern Geistesanlagen sein, als alle übrigen Völkerschaften der Südsee. Späterhin in den Jahren 1792 und 1794 besuchte Vancouver eben diese Inseln und fand ihren Zustand gewaltig verändert. Mehrere amerikanische und russische Kaufleute hatten sich in der Zwischenzeit dort aufgehalten, einigen Oberhäuptern tauschweise gegen Lebensmittel Feuergewehre und Kanonenpulver überlassen, ihnen eine unbändige Liebhaberei für geistige Getränke beigebracht und sie mit mancherlei andern Lastern der niedrigern europäischen Volksklassen bekannt gemacht. Die ungeheuere Ueberlegenheit, welche das Feuergewehr denen verschaffte, die das Glück hatten, dergleichen zu besitzen, war Ursache, daß jedermann mit ungemeinem Eifer und Thätigkeit auf jenen Artikel ausging. Einer der tapfersten Häuptlinge, eben der Tiauna, von welchem hier die Rede ist, hatte einzig in der Absicht, Feuergewehr zur Hand zu bringen, und sich mit dem Gebrauche derselben bekannt zu machen, auf einem englischen Schiffe eine Reise nach Canton unternommen, und in der Folge sich theils durch den von seinem Zuge zurückgebrachten Waffenreichthum, theils durch seine äusserste Gewandtheit im Gebrauche jener Mordwerkzeuge zu einem Manne von großem Ansehen emporgehoben.

als eine ganz ausserordentliche und ehrenvolle Gunstbezeigung annahm, befand sich schon im Jahr 1810 im Besitze einer an der Küste aufgestellten Batterie von sechszehn Kanonen und eines Pulvermagazins. Ebenderselbe ließ auch die Geburt seines Sohnes durch Artilleriesalven verkünden, und zählt gegenwärtig in seinen Seehäfen über sechszig Fahrzeuge, größtentheils Goletten und Schloope von vierzig Tonnen, nebst noch einem großen Schiffe von zweihundert Tonnen mit sechszehn von den Amerikanern erkaufte Kanonen. Alle diese Fahrzeuge sind gehörig mit ihrem Takelwerk versehen, und werden durch Tamaahmaahs Zimmerleute, die zum Theil aus Eingebornen, zum Theil aus britischen und russischen Matrosen bestehen, die der König um seine Person zu vereinigen gewußt hat, im besten Stande erhalten.

Der König trägt europäische Kleidung; doch nicht alle Tage, sondern nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. wenn er sich an den Bord eines Schiffes zu begeben gedenkt, das in seinen Häfen geankert hat oder an seiner Küste Handel treiben will. Er besitzt mehrere Handpferde, die er mit vieler Gewandtheit reitet. Diese Art von Leibesübung liebt er mit eigentlicher Leidenschaft. Sein Haus ist von Ziegelsteinen gebaut; auch besitzt er einen Schatz von Dollars, der theils durch den von ihm besorgten Verkauf von Lebensmitteln an die Kauffahrteischiffe, theils durch die Geschenke, welche ihm von den russischen Niederlassungen aus zugeschickt werden, täglichen Zuwachs erhält. Mit Tamaahmaah's auswärtigen Verhältnissen ist es bereits dahin gediehen, daß er ein hinlängliches Quantum von Pulver und Gewehr hat zusammenbringen können, um diesen Artikel auf eigenen Schiffen nach der Nordwestküste von Amerika übersetzen zu lassen, und Pelzwerk dafür einzutauschen. Den neuesten und zuverlässigen Nachrichten zufolge, soll er jetzt sogar einige Schul- und Unterrichtsanstalten für seine Unterthanen in seinem Inselreiche gegründet haben. Alle diese großen Veränderungen, rücksichtlich auf Sitten, Kleidung, Herrschergewalt, alle diese neuen Ideen von fremden Völkern, von Schiffahrt nach der Ferne, von Feuergewehren, Münzen und Handelsverhältnissen, waren bei dem ausserordentlichen Manne das Resultat eines Zeitraums von sechszehn Jahren.

Als das kleine Fahrzeug, auf welchem der Matrose Archibald Campbell, dessen Reiseberichten diese Notizen, die neuesten über diesen Theil unsers Erbodens, entnommen sind *), sich eingeschifft hatte, an den Sandwich-Inseln vor Anker gegangen war, kam der König Tamaahmaah, seiner Gewohnheit gemäß, an Bord derselben. Er trug, nach europäischer Sitte, ein blaues Kleid und grüne Pantalons. Als er auf dem Verdeck angelangt war, schüttelte er dem Capitain treulich die Hand, und that dann verschiedene Fragen an ihn: Woher das Schiff komme; ob es ein englisches,

*) A voyage round the world etc. d. i. Reise um die Welt in den Jahren 1806 — 1812 u. s. w. nebst einer Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Sandwich-Inseln von Archibald Campbell. Edinburg 1816. Dieser A. Campbell ist ein armer schottischer Seemann, der, nachdem er mehrere Reisen nach Indien gemacht und daselbst durch eine Krankheit beide Füße verloren hatte, nach Schottland zurückkehrte, und anfing, zur Unterhaltung der Reisenden in den Dampfbooten auf dem Clydefluß die Violine zu spielen. Hier theilte er dem Herausgeber des angeführten Werkes die Geschichte seiner Unglücksfälle mit, und namentlich seines langen Aufenthalts unter den Eingeborenen der Sandwich-Inseln und im Dienst des dortigen Königs. Der Herausgeber schrieb den Reisebericht nieder und ließ ihn zum Besten des armen Musikers drucken.

russisches oder amerikanisches Fahrzeug sei? u. s. w. Einen schönen, scharlachnen, mit Hermelin gefütterten Mantel, den man ihm von Seite der Regierung der aleutischen Inseln zum Geschenk anbot, besichtigte er genau und übergab ihm alsdann seinem Gefolge, um ihn ans Land zu nehmen. Die Königin hatte ihn ebenfalls an Bord begleitet. Da sie bemerkte, daß der arme Campbell keine Füße mehr hatte, zeigte sie viel Interesse für ihn und auf die Aeusserung des Schiffcapitains, daß derselbe auf der Insel zu bleiben wünsche, machte sie ihm den Vorschlag, in ihre Dienste zu treten, und bezeugte große Freude darüber, daß er denselben annahm. Eine Anzahl Weiße um sich zu haben, gilt bei den vornehmsten Oberhäuptern dieses Landes für den ausgesuchtesten Luxus, und häufig wird mit solchen Weißen Staat getrieben. Im Jahr 1810 befanden sich in dieser Eigenschaft ihrer über sechszig auf den Inseln. Zwei derselben hatten sich durch Muth und Karakter zum Rang von Oberhäuptern emporgeschwungen, und übten eine sehr große Gewalt aus. Sich zu einer solchen Höhe zu erheben, durfte nun freilich der arme, mit mancherlei physischen Gebrechen behaftete Campbell nicht hoffen. Indeß brauchte ihn der König zum Ausflicken seiner Segel, und stellte durch ihn einen Versuch an, diesen Industriezweig auch in seinem Inselreiche einheimisch zu machen, indem er ihn Webstühle zusammensetzen und aus einheimischen Materialien Tuch verfertigen ließ.

Während der ganzen Zeit, da Campbell sich bei dem Könige aufhielt, bezeigte dieser sich sehr gütig und sogar großmüthig gegen ihn. Nach Verfluß von mehr als einem Jahre begab sich der britische Matrose an Bord eines englischen Schiffes, welches in Owyhee gelandet hatte. Hier machte der Anblick von Europäern ein so heftiges Verlangen nach dem Vaterlande in ihm rege, daß er demselben nicht widerstehen konnte, und bei seinem Gebieter um Entlassung einkam. Diesem that es zwar sehr leid, den treuen Diener zu verabschieden; nachdem er sich aber überzeugt hatte, daß sein Entschluß keineswegs durch Unzufriedenheit mit seiner Lage veranlaßt worden, so erklärte er ihm, wenn er Lust habe, abzureisen, so stehe es ihm frei, solches zu thun*). Zugleich trug er ihm auf, bei seiner Rückkunft nach England dem Könige **Georg** seine Empfehlungen zu machen, und da der arme Campbell sich diesfalls entschuldigte, daß er jenen Fürsten nicht kenne, noch vielweniger ihn jemals gesehen habe, so schien dies den Inselkönig nicht wenig zu befremden; noch höher aber stieg sein Erstaunen, als Campbell hinzusetzte, gar vielen seiner Landsleute sei jene Ehre ebenfalls noch nie zu Theil geworden. Wie denn, fragte er, kann der König **Georg** Streitigkeiten zwischen Unterthanen beseitigen, wenn er diese nicht einmal kennt? Und als ihm der Matrose erwiederte, der König lasse sich in solchen Fällen durch seine Räthe verständigen, so schüttelte Tamaahmaah den Kopf und meinte, Pflichten von solcher Art sei niemand so gut erfüllen im Stande, als der König selbst.

H.

*) **Tamaahmaah** sagte eigentlich zum **Campbell**: **Wenn sein Bauch** (his belly) **es ihm rathe, abzureisen, so stehe es ihm frei, zu gehen.** Dieser Ausdruck scheint sich auf eine sonderbare Idee der Sandwich-Insulaner zu beziehen, die, da sie sahen, wie die Seefahrer sich fortwährend und ausschließlich damit beschäftigten, aller Gattung Lebensmittel von ihnen einzukaufen, den Schluß machten, jene Fremdlinge kommen aus nothleidenden Ländern, wo man sich nur kümmerlich des Hungertodes erwehren könne.

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites September-Heft 1817.

Für Botaniker.

In der C. G. Flittner'schen Buchhandlung in Berlin (Jägerstraße Nro. 51.) und in Frankfurt a. O. ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Hayne, *F. G.*, Termini botanici iconibus illustrati, oder botanische Kunstsprache durch Abbildungen erläutert. Zweit. Bds. fünftes Heft oder fünfzehntes Heft des ganzen Werkes. Mit illumin. Kupfertafeln. gr. 8. 4. Geheftet 1 rthl. 18 gr.

Die ersten vierzehn Hefte kosten jetzt im Ladenpreise jedes Heft 1 rthl. 18 gr. also zusammen 24 rthl. 12 gr.

Um die Anschaffung dieses so äusserst interessanten Werkes zu erleichtern, erbietet sich die Verlagshandlung, sämtliche bis jetzt erschienene fünfzehn Hefte bis Ende dieses Jahres zu dem früher statt gefundenen Pränumerationspreise, das Heft zu 1 rthl. 3 gl., also das Ganze zu 16 rthl. 21 gr. gegen gleich baare Zahlung zu erlassen.

In allen Buchhandlungen ist folgendes Werk zu haben:

Satirische Zeitbilder in scharfen Umrissen nach dem Leben. Oder Erzählungen, Schwänke und Possen aus der neuen und neuesten Zeit, kurzweilig und erbaulich niedergeschrieben von Julius v. Voß. Zwei Bände. 8. 1817. Geheftet 2 rthl.

Herrn Julius von Voß satirische Zeitbilder lassen sich mit vollem Rechte den vielgelesenen und rühmlichst bekannten satirischen Feldzügen zur Seite stellen. Hier wie dort, sind treffender Witz, glückliche Laune, Freimuth und Wahrheit in den aufgestellten Karakteren und eine Sittenschilderung treu nach dem Leben, die Haupteigenschaften, die den Werth des Buches begründen und zu dessen allgemeiner Empfehlung von selbst beitragen.

Fortgesetzte Anzeige der neuesten Erscheinungen in der deutschen Literatur, welche für beigesetzte Preise bei mir zu haben sind.

H. R. Sauerländer.

Allix, J. A. F., Neues System des Weltalls. Aus dem Franz. von Dr. F. Murhard. Mit 1 Kupf. 8. Frankfurt 2 fl.

Aphorismen aus dem Fache der Münzgesetzgebung und des Münzwesens der vergangenen Zeit. gr. 8. Frankfurt 3 fl.

Arati phaenomena et diosemea, Dionysii orbis terrarum descriptio. Rufi festi avieni utriusque poetae metaphrases; graece et latine. Curav. F. C. Matthiae. Accedunt tabulae lithographicae. 8 maj. Francof. 3 fl. 45 kr.

— — item liber, graece. 8 maj. ibid. 1 fl. 30 kr.

Archiv für den thierischen Magnetismus. Herausgegeben von Dr. C. A. v. Eschenmayer, Dr. D. G. Kieser, und Dr. Fr. Nasse. 1r Bd. 2s Stück. gr. 8. Altenburg 1 fl. 30 kr.

Arnim, L. A. v., die Kronenwächter. 1r Bd. 8. Berlin 3 fl. 20 kr.

Baader, F., über die Extase oder das Verrücktsein der magnetischen Schlafredner. 8. Leipzig 15 kr.

Breidenstein, J. G., karakteristische Grundzüge der deutschen und französischen Wortfolge

und des deutschen und französischen Volks. gr. 8. Gießen 2 fl. 36 kr.

Buchanan, R., über die Erfindungen durch Dampf und andere neue Mittel, Schiffe in Bewegung zu setzen. Aus dem Engl. von C. Oken. M. K. 8. Bremen 1 fl.

Burdach, Dr. K. Fr., System der Arzneimittellehre. 1r Bd. 2te umgearbeit. Auflage. gr. 8. Leipzig 3 fl.

Decken, F. v., Versuch über den englischen Nationalkarakter. 2te vermehrte Aufl. gr. 8. Hannover 2 fl. 20 kr.

Essais philosophiques, ou nouveaux mélanges de littérature et de philosophie par Ancillon. 2 Vol. gr. 8. Paris 5 fl. 20 kr.

Förster, Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2r Band. Mit Kupf. 8. Berlin 3 fl.

Fresenius, H. L. Chr., Tabellen zur Reduktion aller Hölzer, welche beim Bauwesen vorkommen. 8. Frankfurt 36 kr.

— — gründlicher Unterricht über die Reduktion freisrunder Hölzer. 8. Frankfurt 1 fl.

Gellerts geistliche Oden und Lieder. Mit ganz neuen Melodien zu drei bis vier Singstimmen, nebst einer Klavierpartie mit dem Violinschlüssel und beigefügtem Generalbasse. In Musik gesetzt von R. Käfermann. gr. 4. Bern 1 fl. 52 kr.

Germanicus, tragédie en 5 actes et en vers par Arnault. 8. Leipzig 1 fl.

Germar, E. Fr., Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa. Mit illum. Kupf. und Karten. gr. 8. Altenburg 5 fl. 20 kr.

Geschichte, kurzgefaßte, des Freistaats Gersau. 8. Zug 48 kr.

Greiner, Dr. G. F. Chr., der Traum und das fieberhafte Irreseyn. gr. 8. Altenburg 2 fl. 20 kr.

Heeren, A. H. L., Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums. 3te verb. Aufl. gr. 8. Göttingen 5 fl.

Hennig, Berlinische Schulvorschriften. 1s Heft deutsch. 1 fl.

Hoffmann, L. A. S., Handbuch der Mineralogie; fortgesetzt von A. Breithaupt. 4n Bds. 1te Abthl. gr. 8. Freiberg 2 fl. 40 kr.

Horn, F., freundliche Schriften für freundliche Leser. 1r Th. 8. Nürnberg 3 fl.

Horst, G. C., Dämonomagie, oder Geschichte des Glaubens an Zauberei und dämonische Wunder, mit besonderer Berücksichtigung des Hexenprozesses seit den Zeiten Innocentius des achten. 2 Thl. mit Kupf. gr. 8. Frankfurt 7 fl. 48 kr.

Horst, G. C., Andachtsbuch für Gebildete aus allen Ständen. 3te verb. Aufl. 8. Frankfurt 2 fl.

Hottingeri, J. J., Opuscula philologica critica atque Hermeneutica. 8 maj. Lipsiae 3 fl.

Kohlrausch, F., die teutsche Geschichte. Für Schulen. 3 Thl. 8. Elberfeld 4 fl.

Krug, W. Tr., die Staatswissenschaft im Restaurationsprozesse der Herrn von Haller, Adam Müller und Konsorten. 8. Leipzig. 1 fl. 20 kr.

Kuhnmann, Dr. J. H. L., Anatomisch physiologische Untersuchungen über den Blutegel. Mit Kupf. 8. Berlin 1 fl. 20 kr.

Lampadius, W. A., Grundriß der Elektrochemie. 8. Freiberg 45 kr.

— — chemische Briefe für Frauenzimmer von Bildung und Häuslichkeit. 8. Freiberg 2 fl. 40 kr.

Lang, J. G., Reise auf dem Rhein von Mainz bis Düsseldorf. 2 Thle. mit einer Karte. 3te verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 8. Frankfurt 4 fl. 48 kr.

Langsdorf, K. Chr., gemeinfaßliche durchaus auf Erfahrung gegründete Anleitung zum Straßen- und Brückenbau. Mit 22 Kupfertafeln. gr. 8. Mannheim, Schreibpapier 22 fl. Druckpapier 18 fl.

— — leichtfaßliche Anleitung zur Analysis endlicher Größen und des Unendlichen und zur höhern Geometrie. Mit Steintafeln. gr. 8. Mannheim 4 fl. 30 kr.

Leonhard, Dr. C. C., Dr. J. H. Kopp, und C. L. Gärtner, Propädeutik der Mineralogie. Auch mit dem Titel: Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie. 1r Theil, gr. Fol. mit schwarz u. illum. Kupf. Frankfurt 24 fl.

London, zu Anfang des Jahrs 1817. Mit einer illum. Ansicht der Stadt. 12. Leipzig 1 fl.

Luther und seine Zeitgenossen oder Ursachen, Zweck und Folgen der Reformation. 8. Leipzig 2 fl. 20 kr.

Minola, A. B., kurze Uebersicht dessen, was sich unter den Römern seit J. Cäsar bis auf die Eroberung Galliens durch die Franken am Rheinstrom merkwürdiges ereignete. 2te Aufl. gr. 8. Kölln 2 fl. 24 kr.

Baugeschichte und Beschreibung des Leuchtthurms auf dem Felsen Bellrock in Schottland*).

Einleitung. Beschreibung des Bellrock. — Aeltere Geschichte des Felsen. — Baugeschichte des Leuchtthurms. — Seine Beschreibung. — Bemerkungen über das Ganze.

Unter allen Werken der Wasserbaukunst verdient wohl mit Recht die Erbauung eines Leuchtthurms mitten in der See zu den schwierigsten und kühnsten gezählt zu werden. Deswegen sind die Leuchtthürme von den ältesten Zeiten an Gegenstände der höchsten Bewunderung gewesen, und noch in den neuern Zeiten haben sich Löwenörn durch die Erbauung mehrerer Leuchtthürme auf den dänischen Küsten und Inseln, und Smeaton durch die Ausführung des Eddystone Leuchtthurms auf einem im Kanal isolirt liegenden Felsen, einen unsterblichen Namen erworben.

Im zweiten Theil der theoretisch-praktischen Wasserbaukunde des Hrn. Geh. Raths von Wiebeking (vierte Aufl. S. 171.) sind nicht nur die Erklärungen und Grundsätze über den Bau der Leuchtthürme, sondern auch die Beschreibung der merkwürdigsten Leuchtfeuer und Leuchtthürme enthalten. Aber von dem Bau des Leuchtthurms auf dem Bellrock an der schottischen Küste fehlte es dem Verfasser damals noch an Nachrichten. Da die Erbauung dieses Leuchtthurms mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft war, und der Erfolg die Bemühungen des Ingenieurs krönte, so habe ich ihn zum Gegenstand der vorliegenden kleinen Abhandlung gemacht, um so mehr, da dieses Werk nun schon sechs Jahre der Gewalt des Elementes widersteht, ohne im Geringsten davon beschädigt worden zu sein.

Der Ingenieur, Hr. Stevenson, unter dessen Leitung und nach dessen Plane dieser Leuchtthurm in dem Zeitraum von vier Jahren aufgeführt wurde, hatte zwar den großen Vortheil für sich, alle die von Smeaton gemachten und zuweilen theuer erkauften Erfahrungen benutzen zu können, welches er auch auf das Glücklichste gethan hat. Dieser Umstand aber vermindert nach meiner Meinung den Ruhm, welchen dieses gelungene Werk seinem Namen bringen muß, nicht im Geringsten, sondern macht dem richtigen Urtheil und den unbefangenen Ansichten des Ingenieurs nur größere Ehre; denn in Werken dieser Art, wo die Beurtheilung und Meinung des Publikums, des gebildeten sowohl, als des ungebildeten, einzig und allein von dem guten oder mißlungenen Erfolg der Unternehmung abhängt, und die ganze Verantwortlichkeit auf den Schultern des oft ganz ohne seine Schuld getäuschten Ingenieurs ruht, ist es oft leichter, ganz neue Verfahrungsarten anzunehmen und sich selbst zu erfinden, als die bei andern ähnlichen Werken, aber vielleicht unter weit verschiedenen Umständen gemachten Erfahrungen auf einen vorliegenden Fall anzuwenden, und Nutzen daraus zu ziehen.

Außerdem muß man bei der Beurtheilung der Erbauung dieses Leuchtthurms und der Vergleichung desselben mit dem zu Eddystone die weit ungünstigere Lage des Felsens zu Bellrock berücksichtigen, welche die Gefahren und zu besiegenden Schwierigkeiten viel vermehrte, während die Entfernung vom Lande eben so groß, als die des Eddystone ist.

*) Dieser Aufsatz ist ursprünglich einer der über die Gegenstände der Hydrotechnik und verwandter Zweige erstatteten Berichte, die Hr. Antonin Schlichtegroll, so lange dessen Aufenthalt in England dauert, an die kön. baierische Generaldirektion des Wasser- und Straßenbaues vierteljährig einzusenden hat. Bei dem Interesse, das er auch für ein ausgebreiteteres Publikum gewährt, ist uns dessen Mittheilung von jener k. baierischen Stelle zum Gebrauche für die Ueberlieferungen erfreulich gewesen.

Das Inch-Cape oder Bellrock ist an der nordöstlichen Küste Schottlands gelegen, ungefähr zwölf englische Meilen von der in der Grafschaft Forfar gelegenen Stadt Arbroath oder Arbrothick, in einer südwestlichen Direktion, und dreißig Meilen von dem Vorgebirge St. Abbs Head, in der Grafschaft Berwick, in nordöstlicher Richtung, und in gerader Linie von der Mündung des Flusses Tay; alle aus dem Flusse Forth kommenden Schiffe müssen in seiner Nähe vorbei, so daß der ganze ausgebreitete Handel der Grafschaften Fife, Clackannan, Stirling, Linlithgow, Edinburg und Haddington durch die Gefahren, die aus der Lage dieses Felsens entstanden, bedroht wurde. Bei hohen Fluthen oder zur Zeit der Mondesviertel, ist der Bellrock stets mit Wasser bedeckt; bei niedrigen Fluthen aber, und sehr starken Ebben wird ein Theil desselben sichtbar. Nach den genauesten bis jetzt angestellten Messungen ist der Fels vierhundert und dreißig Fuß lang, und zweihundert und dreißig Fuß breit, und bei oberwähnten niedrigen Fluthen ragt er ungefähr vier Fuß hoch über den Wasserspiegel hervor. Er besteht aus einem festen Sandstein von rother Farbe mit kleinen weißen Flecken vermischt; ganz ähnlich jenen Felsen, welche das Vorgebirge der Küste Forfarshire bilden, und unter dem Namen des Red Head bekannt sind. Der Stein ist sehr feinkörnig, und die darin befindlichen Punkte von weißer Farbe sind Glimmerkörner; die Oberfläche des Felsens ist sehr uneben und löchericht, der untere Theil desselben ist dick mit Flechten der größeren Art, und mit dem langhaarigen Seegras, oft von zwanzig Fuß Länge, bedeckt. Zur Ebbezeit sind diese stets mit kleinen Schellfischen bedeckt, und der Ort ist überhaupt als ein dem Fischfang sehr günstiger Platz bekannt.

Aus dieser Beschreibung der Lage des Felsens, und dem Umstand, daß er nur sehr selten sichtbar ist, erhellt schon hinlänglich, wie große Gefahren für die Schiffahrt im Allgemeinen durch ihn entstanden. Das Bedürfniß, ein warnendes Zeichen darauf zu haben, wurde schon seit langer Zeit von allen Seefahrern gefühlt, und mit jedem Jahre die Nothwendigkeit eines Leuchtzeichens mit neuen traurigen Beispielen belegt. Allein es erforderte einen weit ausgebreiteten Handel, um mit Sicherheit aus einem unbedeutenden Zoll der vorbeifahrenden Schiffe ein so kostspieliges und großes Werk, als die Errichtung eines Leuchtthurms unternehmen zu können. Dazu kam noch, daß die Erbauung eines Leuchtthurms an diesem Platze mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft war, da der Felsen über zwölf englische Meilen vom nächsten Ufer entfernt, und bei den gewöhnlichen Fluthen stets zehn bis zwölf Fuß unter Wasser ist. Der Pharus zu Alexandria, der Leuchtthurm von Corduan in der Mündung der Garonne, und der berühmte Eddystone, sind Denkmäler der menschlichen Kunst; allein keiner derselben hatte mit größern Hindernissen und vielfacheren Schwierigkeiten zu kämpfen, als der Leuchtthurm des Bellrock, welcher daher in jeder Hinsicht mit jenen Prachtwerken verglichen werden kann.

Es ist eine alte Volkssage, daß schon im vierzehnten Jahrhundert die Mönche eines Klosters in Abberbrothik, durch irgend eine künstliche Vorrichtung eine Glocke auf diesem Felsen

aufhingen, welche durch die Bewegung der Wellen geläutet wurde, und so dem Schiffer zum Warnungszeichen diente. Von dieser Glocke, sagt man, habe der Felsen den Namen Glockenfels (Bellrock) erhalten; Andere wollen diesen Namen von der glockenförmigen Gestalt des Steines herleiten.

Die längst schon gefühlte Nothwendigkeit, hier und an mehreren Orten Leuchtzeichen zu errichten, veranlaßte endlich eine Gesellschaft einsichtsvoller und patriotischer Männer, sich zu vereinen. Der Bellrock ward als einer der gefährlichsten Punkte zuerst in Betrachtung gezogen, da jährlich mehrere Schiffe an demselben verunglückten; allein der Handel war zu wenig einträglich, als daß sich Unternehmer zu der Erbauung eines Leuchtthurms gefunden hätten.

Schon im Jahre 1786 wurde in Folge einer Uebereinkunft der königlich schottischen Stände eine Kommission für die Leuchtzeichen der nördlichen Küste niedergesetzt, welche eine Bill in das Parlament bringen mußte, gegen eine gewisse Abgabe aller Schiffe an den nöthigen Plätzen Leuchtthürme zu errichten. Das Parlament bewilligte diese Bill, unter der Bedingung, daß, wenn nach einer Reihe von Jahren, das auf Erbauung der Leuchtthürme verwendete Kapital bezahlt, und ein Fond zur Unterhaltung der Feuer sich angehäuft habe, jene Abgabe von den Schiffen sogleich aufhören sollte.

Diesem Plane zufolge wurden in den zwei folgenden Jahren unter Leitung jener Kommissäre acht Leuchtzeichen auf den vorzüglichsten Vorgebirgen zwischen den Mündungen des Forth und des Clyde, und auf den Orkney-Inseln errichtet; Hr. Smith war der Baumeister und nach seiner Angabe wurden alle aufgeführt. Während dieser Zeit legten die Kommissäre nach und nach bedeutende Summen zurück, in der Absicht, um so bald als möglich dem gefährlichen Bellrock einen Leuchtthurm zu geben. Die schrecklichen Folgen des großen Sturmes im Dezember 1799 trugen noch dazu bei, das Unternehmen zu beschleunigen. Der Wind blies zwei Tage lang mit unermeßlicher Wuth von Südosten; alle nach Yarmouth Roads und den Dowbs gehenden Schiffe wurden an die nordöstliche Küste von Schottland getrieben, und nicht weniger als siebenzig Fahrzeuge scheiterten in dieser Gegend, von deren sämmtlicher Bemannung fast kein einziger Mann gerettet ward, ein Unglück, welches in der Erinnerung der ältesten Seefahrer seines Gleichen nicht hatte. Unter diesen Umständen wurde sogleich beschlossen, diesen vorzüglich gefährlichen Platz mit einem Leuchtzeichen zu versehen. Im Jahr 1803 ward eine neue Bill zu diesem Endzweck vor das Parlament gebracht, welche auch endlich im Jahr 1806 mit einigen Abänderungen durch beide Häuser gieng; kraft dieser Bill wurde eine neue Abgabe von anderthalb Pence auf die Tonne, bei englischen Schiffen, und drei Pence auf die Tonne, bei fremden Schiffen, welche nördlich von Peterhead und südlich von Berwick-upon-Tweed vorbeiseegeln sollten, genehmigt; die Kommissäre waren überdem noch bevollmächtigt, ein Anleihen von 25,000 Pfund L. in den 3 proc. Consol. zu eröffnen, und waren also mit der schon zu diesem Zwecke nach und nach zurückgelegten Summe von 20,000 L. im Stande, die Arbeiten mit einem Kapital von 45,000 L. anzufangen.

Verschiedene Pläne zu Errichtung eines Leuchtthurms wurden jetzt den Light-house Kommissionärs vorgelegt, von ihnen geprüft und in Ueberlegung genommen. Das erste war von dem Marinekapitän Brodie; der Leuchtthurm sollte ganz aus gegossenem Eisen bestehen, und auf mehreren Pfeilern von demselben Metall ruhen. Hrn. Murdoch-Downie's Projekt wich von diesem eben angeführten nur darin ab, daß er, statt eiserner Pfeiler, steinerne wollte. Hr. Stevenson legte einen andern Entwurf vor, der auf eine genaue Untersuchung und Sondirung des Felsen gegründet war. Dieser fand vielen Beifall, und da er später bei Errichtung des Leuchtthurms mit einigen Aenderungen angenommen wird, so halte ich es für überflüssig, ihn hier näher auseinander zu setzen. Von mehreren andern zu demselben Zweck eingesandten Vorschlägen verdient keiner einer besondern Erwähnung. Allein ohnerachtet dieser mannigfaltigen Vorschläge, waren doch die Meinungen der Kommissäre über diesen Gegenstand so getheilt, und ihre Ansichten und Zweifel über die Ausführbarkeit und beste Form eines so schwierigen und so sehr kostbaren Werkes so erheblich, daß man zuletzt beschloß, das Ganze der schlüßlichen Entscheidung des Hrn. Joh. Rennie zu überlassen. Dieser vorzügliche Ingenieur wich in seiner Meinung wenig von Hrn. Stevenson ab, und stimmte für einen steinernen, dem Eddystone-Leuchtthurm ähnlichen Pharus.

Die erste Vorrichtung, welche schon im Jahr 1806 gemacht zu werden anfing, war ein Fahrzeug, welches während des Baues des Leuchtthurms als Leuchtzeichen dienen sollte. Schon im Juli 1807 lief dieses von Stapel; es sollte zu gleicher Zeit den Arbeitern auf dem Felsen zum Zufluchtsorte dienen, während des Hochwassers; das Fahrzeug wurde deshalb anderthalb Meilen nordöstlich von dem Felsen aufgestellt, an einen dreiunddreißig Zentner schweren Anker befestigt. Das Wasser war hier zweiundzwanzig Faden tief, und das Ankerthau war von Hanf und vierzehn Zoll im Umfang. Während der ganzen vier Jahre des Baues lag das Fahrzeug an dieser Stelle ohne alle ungünstige Zufälle vor Anker. Drei Maste waren auf demselben errichtet und jeder derselben mit einer rings um denselben herumgehenden Laterne versehen; jede dieser Laternen enthielt zehn Lampen, deren jede mit einem blankplattirten Reflektor versehen war, und so bildeten diese drei Masten, davon der mittlere der höchste war, ein dreieckigtes Leuchtzeichen, welches für den Küstenhandel von großem Nutzen war.

Im Frühjahr 1807 fingen nun die Arbeiten für den eigentlichen Leuchtthurm an. Die Grundlage und ersten dreißig Fuß der Mauer des Leuchtthurms hatte man beschlossen, ganz mit Granit-Quadern auswendig zu belegen; diese wurden in dem Granitsteinbruch zu Rubeslan in Aberdeenshire gebrochen; der Körper der Mauer sollte, so wie der obere Theil des Thurmes, aus einem festen Sandstein bestehen, welcher aus dem Steinbruch zu Mytnefield bei Dundee gebracht wurde. Die Corniche und das Parapet des Leuchtfeuerzimmers wurden Bequemlichkeitshalber zu Edinburgh gehauen und zusammengesetzt, und die Steine dazu aus dem Steinbruch zu Craigleith genommen. In der Stadt Arbroath, dem nächsten Hafen am Bellrock,

wurde ein Werkplatz auf sieben Jahre gepachtet, als wie lange man glaubte, daß der Bau dauern würde; hier befand sich die Direktion; die Materialien wurden hier geprüft und vorbereitet; die Arbeiter versammelt, zu deren Wohnung man eine Art Kaserne zu errichten genöthigt war, welche für etwa hundert Arbeiter Platz enthielt, welche Tag und Nacht versammelt und bereit sein mußten, zu jeder Stunde nach dem Bellrock zu seegeln. Allein diese Vorbereitungen wurden mit großer Schnelligkeit beendet, und schon im August 1807 wurde angefangen, auf dem Felsen selbst zu arbeiten.

Die erste Schwierigkeit am Felsen war, einen Zufluchtsort auf demselben für die Arbeiter zu errichten, für den Fall, daß die Wartboote nicht sogleich bei der Hand sein sollten. Dieser Umstand war wichtiger, als er beim ersten Blick erscheint; denn wenn man das Leben der bei dem Bau beschäftigten Arbeiter nicht auf alle mögliche Weise zu sichern suchte, so würde es sehr schwer gehalten haben, Leute zu finden, die sich zu dieser gefährlichen Arbeit bereitwillig gezeigt hätten. Da man nur beim niedrigsten Stande der Ebbe arbeiten konnte, so geschah es selten, daß die Arbeiter länger als drittehalb Stunden ohne Unterbrechung fortarbeiten konnten. Man suchte deshalb jeden nur einigermaßen günstigen Augenblick zu benutzen, sowohl bei Tag als bei Nacht mit Fackeln, an Sonntagen und Festtagen sowohl, als an Wochentagen. Beim Beginnen dieses großen Werkes mußten die Arbeiter sobald die Fluth nur das äusserste Ende des Felsens zu bedecken anfing, ihre Werkzeuge eiligst zusammenlesen, und sich nach den Wachtbooten zurückziehen; denn das Wasser pflegte mit einer reißenden Schnelligkeit zu steigen. Diese Boote mußten alsdann oft mit großer Anstrengung und Gefahr nach dem großen Fahrzeug hinseegeln, woselbst sich die Arbeiter ausruhten, um bei der nächsten Ebbezeit wieder auf dem Platze sein zu können. Glücklicherweise schwächte kein Unglücksfall den guten Muth der Arbeiter, während dieser in der That gefährlichen Periode ihrer Thätigkeit; sie machten daher schnelle Fortschritte und schon vor Anfang Novembers wurde die temporäre Hütte, oder das Wehrgerüste fertig; dieses bestand aus zwölf dicken Föhrenstämmen, welche eine Basis von dreißig Quadratfuß bildeten, und dreißig Fuß hoch über den Felsen hervorragten. Diese Stämme standen in achtzehn Zoll tief in den Felsen eingehauenen Löchern, und waren rings herum mit eichenen Knieen, welche mittelst eiserner Stäbe an den Felsen selbst befestigt waren, umgeben; um dem Ganzen mehr Festigkeit zu bringen, waren erst Keile von Föhrenholz, dann Keile von Eichenholz, und endlich von Eisen dazwischen getrieben. Auf diesen so befestigten Stämmen baute man mehrere Zimmer, welche während der Arbeitsmonate den Arbeitern zum Aufenthaltsort dienten.

Im ersten Stock war eine Schmiede und eine Vorrichtung zur Bereitung des Mörtels zum Mauren. Ueber dieser befand sich die Küche, neben welcher ein kleines Zimmer für den Ingenieur und die Aufseher war, und über diesen war das Schlafzimmer der Arbeiter, welche in Hangmatten fünf übereinander schliefen. Die beiden oberen Stockwerke dieses hölzernen Gebäudes waren vor dem Wasser sicher, allein die Schmiede ward mehreremale während des Baues von

dem wüthenden Elemente heimgesucht, und Ambos und alles Werkzeug weggeschwemmt. Die Lage dieses Gebäudes war unmittelbar neben dem Platz, wo man den Leuchtthurm zu gründen gedachte; beim Fortschreiten des Werkes wurden beide mittelst einer hölzernen Brücke ver-bunden, welche besonders als Gerüst für die Heraufschaffung der Baumaterialien von größtem Nutzen war.

Bei genauerer Erwägung der sonderbaren Lage und Umgebung des Bellrock, wird man gewiß die Nothwendigkeit der Errichtung eines solchen hölzernen Gebäudes zur Beförderung der Operationen eingestehen müssen. Ohne dasselbe wäre die Möglichkeit, einen Leuchtthurm an diesen Ort zu errichten, sehr zu bezweifeln gewesen; gewiß aber ist es, daß ohne diese oder eine ähnliche Vorrichtung, der Bau viel länger gedauert, und vielleicht im Verlauf der Arbeiten viele Menschenleben gekostet haben würde.

Der Umstand, daß die Grundpfeiler des Gerüsthauses während des ganzen Winters allen Stürmen glücklich widerstanden hatten, flößte den Arbeitern neuen Muth und Vertrauen ein. Sie landeten frühzeitig im Sommer 1808 wieder auf dem Felsen, und arbeiteten ununterbrochen an dem großen Werke fort. Die erste Beschäftigung bestand darin, das Gebäude wohnbar zu machen. Da es oft mit großer Lebensgefahr und immer mit erstaunlicher Anstrengung verbunden war, die mit Arbeitern überladenen Ruderböte bei jeder eintretenden Fluth zu dem Wachtschiffe hinzurudern, so ward es jetzt für nöthig befunden, noch ein anderes Fahrzeug einzig und allein für die Sicherheit der Leute in die Nähe des Felsens zu bringen; das war ein sehr gut gebauter Schooner, von sechszehnhundert Zentner, welcher so wenig tief gieng, daß er im Nothfall ganz an den Felsen herankommen, und Arbeiter und Boote zugleich aufnehmen konnte. Unter diesen Vorsichtsmaasregeln war es möglich, die Arbeiten mit weniger Unterbrechung und bis später in das Jahr hinein fortzusetzen. Die Grundlegung zum Leuchtthurm ward nun zu einer bedeutenden Tiefe in den Felsen gehauen, und am 10. Juli 1808 der erste Grundstein desselben mit Feierlichkeit gelegt. Nach allen Landungsplätzen am Felsen hatte man eiserne Wege und Geleise gelegt, um die großen Steinmassen leichter an Ort und Stelle schaffen zu können, und man hatte mit solchem Eifer Tag und Nacht gearbeitet, daß zu Ende der diesjährigen Arbeitszeit die ersten vier Steinlagen beendigt waren, mit welchen die Mauer des Thurmes bis zur Höhe von fünf Fuß sechs Zoll über den Felsen gedieh. Hr. Stevenson war selbst immer gegenwärtig, und leitete die Arbeit mit großem Eifer und Geschicklichkeit, wobei ihm seine große Erfahrung in Bauten dieser Art sehr zu statten kam.

Herr Stevenson hatte während des Winters an heitern Tagen den Felsen mehrmals besucht, und mit Vergnügen bemerkt, wie die Grundlage den heftigsten Stürmen wacker widerstanden hatte. Der Frühling 1809 fand die Arbeiter schon in ununterbrochener Emsigkeit, selbst das hölzerne Wachthaus hatte nur wenigen Schaden von Winden und Wetter erlitten. Man verbesserte die Anlage- und Abladeplätze für die steinbringenden Boote, und erleichterte dadurch diesen Haupttheil der Arbeit bedeutend. Im Herbstmond hatte das Gebäude eine Höhe von

dreißig Fuß erhalten, welches den soliden Theil des Leuchtthurms beendete. Hiermit schloß Hr. Stevenson die Arbeiten des dritten Jahres.

Seine Absicht war, den ganzen Bau im Jahre 1810 zu beendigen, und hierzu hatte er auch bereits alle nöthigen Vorbereitungen treffen lassen; dennoch blieb es noch starkem Zweifel unterworfen, ob es möglich sein würde, den Bau von der Höhe von dreißig Fuß bis zu hundert Fuß in einem Jahre bringen zu können, und auch noch Zeit für den Zimmermann, Glaser u. s. w. übrig zu behalten. Die Arbeiten wurden daher in dieser Ungewißheit so früh, als es das Wetter nur einigermaßen erlaubte, wieder begonnen. Die Hauptschwierigkeit blieb immer die auf dem Werkplatz schon zusammengesetzt daliegenden Steinlagen nach dem Felsen hinüber zu schiffen. Glücklicherweise war die Jahreszeit günstiger als je, und die schon mehr geübten und eingelernten Arbeiter scheuten selbst den ungünstigen Wind nicht mehr so sehr. Bei Tag und bei Nacht sah man Fahrzeuge sich dem gefährlichen Bellrock nahen und von ihm zurückfahren, und im Oktober schon hatten die unermüdeten Arbeiter den Triumph, das große und kühne Werk vollendet zu sehen; im Dezember war das Leuchtzimmer schon fertig und vollkommen eingerichtet. Das Publikum empfing die Nachricht von der Vollendung dieses für Handel und Schiffahrt in Schottland so äusserst nützlichen und wichtigen Werkes mit lautem Beifall, und in der Nacht des ersten Februar 1811 wurde das Leuchtfeuer zum erstenmal angezündet, dessen hellen Schein man an der Küste in der Stadt Arbroath mit lautem Jubel begrüßte; in derselben Nacht lichtete das Wachtschiff mit den temporären Warnungslichtern die Anker und verließ seine alte Stelle.

Der Leuchtthurm zu Bellrock ist von ganz walzenförmiger Gestalt; der Grundstein liegt eben mit der Oberfläche des Meeres bei gewöhnlichen Ebben, und also ungefähr fünfzehn Fuß tiefer als die gewöhnlichen Springfluthen. Die zwei ersten und untersten Steinlagen sind in den Felsen eingebettet oder eingesenkt und die Steine von dieser und allen darauf folgenden Lagen schwalbenschwanzartig untereinander verbunden und durch starke Klammern aneinander befestigt, so daß das ganze Gebäude nur Eine Masse bildet. Hrn. Smeaton's Verfahren bei dem Eddystone rücksichtlich der Verbindung der Steine untereinander ward hier ganz beobachtet, und um während des Baues zu verhindern, daß die Steinlagen von der Gewalt des Meeres weggespült oder verrückt würden, gingen durch jeden Stein im soliden Theil des Thurmes zwei Löcher, welche sechs Zoll tief in die nächste untere Steinlage hineingingen, und durch welche man eichene Nägel trieb, welche etwas mehr als zwei Zoll im Durchmesser hielten. Der Kitt, dessen man sich zur Verbindung der Steine bediente, besteht aus Puzzolan-Erde, Kalk und Sand, zu gleichen Theilen nach dem Maaß.

Die Grundlage des Leuchtthurms besteht aus lauter Steinen von wenigstens vierzig Zentner Gewicht; sie hat zweiundvierzig Fuß im Durchmesser und wie man aus der beigefügten Zeichnung ersehen kann, nimmt der Umfang des Thurmes allmählig ab, bis an dem Parapet des Leuchtzimmers der Durchmesser des Thurmes nur dreizehn ist. Die Höhe des Thurmes vom

Grunde bis zur Parapetmauer ist hundert Fuß englisch, und das Leuchtzimmer mit eingerechnet einhundert und fünfzehn Fuß. Das Gebäude ist von dem Grund bis zum dreißigsten Fuß seiner Höhe ganz solide Masse; hier befindet sich das Eingangsthor, zu welchem man auf einer Art von Strickleiter mit hölzernen Sprossen hinaufsteigt, welche aber während der Fluth hineingezogen wird. Am Thore selbst befindet sich ein kleiner beweglicher Krahn, mittelst welchem man einen Stuhl herablassen kann, um Standespersonen hinauf zu ziehen. Von hier an sind die Mauern sieben Fuß dick, allein die Dicke derselben nimmt stufenweise ab, bis am Parapet des Leuchtzimmers die Dicke derselben nur ein Fuß ist. Die obere Hälfte des Gebäudes ist in sechs Zimmer für die Lichtwärter und für die Aufbewahrung der zur Unterhaltung des Lichtes nöthigen Vorräthe eingetheilet. In dem Zimmer des ersten Stockwerks werden die Steinkohlen, die Wasser-Vorrathszuber, und andere größere Geräthschaften aufbewahrt. Im zweiten Stockwerk sind die Oehlzisternen, Glas- und andere Artikel-Vorräthe für das Leuchtzimmer. Im dritten ist die Küche, im vierten die Schlaf- und Wohnstube der Wächter; im fünften das Besuchzimmer, über welchem unmittelbar das Leuchtfeuerzimmer oder die Laterne ist. Die Fußböden aller dieser Zimmer sind von Stein, und die Verbindung zwischen denselben ist mittelst hölzerner Leitertreppen hergestellt, ausgenommen beim Leuchtfeuerzimmer, wo alles feuerfest ist, und wo also auch die Treppe von Gußeisen ist, gleich der eleganten Treppen im Observatorium zu Oxford.

Jedes der drei unteren Stockwerke hat zwei Fenster, der drei oberen aber jedes vier Fenster. Die Fenster sind durchgehends doppelt, und die Scheiben sehr sorgfältig eingelöthet; von außen hat jedes derselben einen Sturmladen von starkem Holz, um das Fenster gegen Sturm und Anschlagen der Wellen zu vertheidigen. Die Parapetmauer der Laterne ist sechs Fuß hoch, und hat eine Thüre, welche auf den Balkon oder den Gang leitet, der durch die Corniche rund um den oberen Theil des Leuchtthurmes gebildet wird; ein leichtes eisernes Geländer geht um dieses herum.

In der Küche befindet sich eine Art von Heerd oder Rost von gegossenem Eisen, mit einem Rauchfang von demselben Metall, welcher durch die verschiedenen Stöcke durch, bis zur Laterne geht, und alle Zimmer, durch welche er geht, heitzt. Dieser Rauchfang berührt aber nur die Seitenmauer, ohne in sie hineingelassen zu sein, wodurch die Stärke und Festigkeit der Mauer bedeutend geschwächt werden würde. Alles Holzwerk im Innern des Thurms, so wie alle Geräthe sind vom Eichenholz.

Das Leuchtzimmer oder die Laterne und deren ganzer Zubehör wurden zu Edinburgh verfertigt und zusammengesetzt. Sie ist von achteckiger Gestalt, zwölf Fuß im Durchmesser, funfzehn Fuß hoch, aus gegossen eisernen Stäben zusammengesetzt, welche zugleich den großen Glasscheiben zu Rahmen dienen. Diese Scheiben bestehen aus polirtem dickem Spiegelglas, sind drittbalb Fuß bei zwei Fuß drei Zoll groß, und einviertel Zoll wenigstens dick. Die Laterne

ist mit einem leichten Dom von Kupfer gedeckt, auf welchem sich eine große vergoldete Kugel, mit einem Luftventilator, befindet.

Das Licht in der Laterne des Bellrock-Leuchtthurms gehört zu den hellesten, die es giebt; bei nur einigermaßen hellem Wetter kann man es mit unbewaffnetem Auge sieben Stunden weit sehen. Man bedient sich, nach vielen zu diesem Behuf angestellten Versuchen, des Oels zu demselben mit argandischen Dochten, welche gerade in dem Brennpunkt großer silberplatirter Reflectoren stehen müssen. Diese Reflectoren sind vierundzwanzig Zoll im Durchmesser und parabolischer Gestalt.

Um das Licht des Bellrock von allen andern Leuchtsignalen an der Küste leicht zu unterscheiden, sind die Reflectoren auf einer drehbaren vierseitigen Fläche angebracht, welche vermöge einer sehr einfachen Einrichtung sich inner sechs Minuten einmal rings um eine perpendikulär stehende Axe herumdreht. Zwischen den Reflectoren und dem Beobachter sind, auf zwei entgegengesetzten Seiten, der sich herumdrehenden Fläche, Scheiben von rothgefärbtem Glase angebracht, und zwar so, daß bei jeder Umdrehung der Reflectoren zwei ganz verschiedene Eindrücke auf das beobachtende Auge gemacht werden müssen, nämlich einmal das glänzend helle wohl bekannte Licht, und dann, beim Durchschein durch die gefärbten Glasscheiben, ein starkes röthliches Licht. Auf diese Art hat das Bellrock-Licht etwas so bemerklich-auszeichnendes, daß man sogleich beim ersten Anblick desselben es nicht mit andern Küsten-Leuchtfeuern verwechseln kann.

Um aber dem Seefahrer in dem einzigen noch übrigen Fall der Gefahr, nämlich im Nebelwetter, ein Warnungszeichen zu geben, so werden durch denselben Mechanismus, welcher die Reflectoren dreht, auch zwei Glocken, von zwölf Zentner Gewicht, unaufhörlich geläutet. Diese Glocken werden nun zwar nicht so weit gehört, als das Feuer gesehen; indessen verbreitet sich ihr Schall doch weit genug über die Grenzen des Felsens, um die Schiffe noch zur rechten Zeit vor dem Anrennen gegen den Felsen oder das Riff zu warnen.

Vor und selbst noch zur Zeit der Erbauung des Leuchtthurms pflegte man oft Zweifler an der Ausführbarkeit des Werkes sich in folgenden Ausdrücken äussern zu hören: „Daß, wenn es auch gelingen sollte, auf einen dergleichen versunkenen Felsen einen Leuchtthurm zu errichten, es doch sehr schwer halten würde, Jemanden tollkühn und verwegen genug auszufinden, der sein Leben diesem luftigen Gebäude anzuvertrauen wagen würde, und daher den Planmachern höchst wahrscheinlich zufallen würde, den ersten Winter selbst ihr Licht anzuschüren."

Allein durch die solide Ausführung des Baues, durch die anspruchslose, feste Sprache des Ingenieurs hatte sich schon vor Vollendung des Baues die öffentliche Meinung so sehr geändert, und das anfängliche Mißtrauen und der neidische Spott hatten sich, als man den noch nicht einmal vollendeten Thurm allen Stürmen und Orkanen zwei Winter lang unbeschadet widerstehen sah, dergestalt in Vertrauen und Bewunderung verwandelt, daß bei weitem mehr Bewerber zu den ledigen Leuchtfeuer-Wärterstellen sich meldeten, als man zu versorgen im Stande war.

Die Verwaltung des Bellrock besteht aus einem Oberaufseher, der jährlich sechs Guineen

Sold erhält; aus einem Unteraufseher, mit fünfundfünfzig Guineen; und aus zwei Gehülfen mit fünfzig Guineen jeder; ausserdem erhalten sie alle drei Jahre eine ganz neue Bekleidung nach Art der Leuchtfeuerwärter des Northern-Lighthouses. So lange sie auf dem Leuchtthurm auf der Wache sind, bekommt jeder seine hinlängliche Ration Rindfleisch, Butter, Reis und Zugemüße, Bier, und eine Zulage von vier Pfennig täglich. Zu Arbroath, der auf der gegenüberstehenden Küste nächstgelegenen Stadt, hat jeder der Aufseher eine angemessene Wohnung mit einem daranstoßenden Garten und mit andern Vorrechten. Nahe bei diesen Wohnungen steht ein Signalthurm von fünfzig Fuß Höhe, auf welchem sich ein vortreffliches, fünf Fuß langes achromatisches Teleskop befindet, mittelst welches die Wächter auf dem Leuchtthurm stets mit den Reservewächtern korrespondiren. Drei Wächter müssen stets auf dem Leuchtthurm sein, während einer auf dem festen Lande ruht, und zugleich die Obliegenheit hat, den Signalthurm zu bedienen, und wenn das stürmische Wetter die regelmäßige Ablösung der Wächter erlaubt, so ist der Mann sechs Wochen auf dem Leuchtthurm und vierzehn Tage zu Hause bei seiner Familie.

Zur Bedienung des Thurmes ist ein eignes Schiff bestellt, von ungefähr tausend Zentner, welches, als Zeichen, eine Abbildung des Bellrock-Leuchtthurmes, und als Namen das Wort Pharos führt; dieser kleine Cutter liegt stets zu Arbroath vor Anker, von wo es alle Neu- und Vollmonde, oder wenn sonst erforderlich, nach dem Thurme seegelt, Lebensmittel und andere Vorräthe hinbringt und die Wächter ablößt; es ist so beschaffen, daß es sich stets ohne Gefahr dem Landungsplatze am Felsen nahen kann. Vier Seeleute gehören zur Führung dieses Schiffchens, von denen zwei in beständigem Solde der Compagnie der Eigenthümer stehen.

Die sämmtlichen Kosten der Errichtung, Einrichtung und Ausrüstung dieses Leuchtthurms belaufen sich nur auf die sehr mäßige Summe von 60,000 Pf. Sterl. L. Seit den sechs Jahren, in welchem derselbe so manchem Sturme und dem rauhen Angriffe des Meeres stets ausgesetzt gewesen, hat sich die Güte der Bauart auf das dauerhafteste bewiesen. Die Ausbesserungskosten belaufen sich in diesem ganzen Zeitraum auf beinahe gar nichts, und der Nutzen, den dieser Leuchtthurm der Schiffahrt gewährt, ist so groß, daß der Name des erfahrenen und unermüdeten Erbauers desselben stets nur mit Dank und Bewunderung von den vorüberfahrenden Schiffern genannt wird. Wenn man dabei noch erwägt, daß das ganze Unternehmen gerade zu einer Zeit, wo die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf den Ausgang des wichtigsten aller Kriege gerichtet war, ausgeführt wurde, so kann man sich nicht enthalten, die Sorgfalt einer Regierung zu bewundern, welche selbst in solchen Zeiten die Wohlfahrt des Innern des Landes immer in Augen hat, und keine Kosten scheut, welche zu dergleichen nützlichen und ehrenvollen Unternehmungen verwendet werden.

Es sei mir erlaubt, am Ende dieser Beschreibung einige Bemerkungen beizufügen, welche sich mir bei der Bearbeitung derselben, und bei einer Vergleichung der verschiedenen Verfahrungs-

arten mit den in der theoretisch-praktischen Wasserbaukunde aufgestellten Grundsätzen und angeführten Beispielen aufgedrängt haben.

Es erhellt in der ganzen Baugeschichte dieses Leuchtthurms, daß der einsichtsvolle Stevenson die vor ihm bei ähnlichen Bauten gemachten Erfahrungen auf das Glücklichste und Sinnreichste benutzt habe. Dies gilt vorzüglich von der von Smeaton beim Eddystone angewandten doppelten schwalbenschwanzartigen Verbindung der Steine untereinander, welche dem Ganzen den größtmöglichen Grad von Festigkeit giebt, ohne so viel Kosten und Zeitverlust als die sonst übliche Art der Verbindung mittelst eiserner Bänder zu verursachen; von der äusseren Gestalt des Leuchtthurmes, von dem bei dem Bau angewandten Kitt, und von den meisten andern Vorarbeiten und Verfahrungsarten beim Bau.

Die Errichtung eines einsweiligen Gebäudes, welches den Arbeitern zum Zufluchtsort gegen schnell hereinbrechende Fluthen, späterhin aber zu ihrem beständigen Aufenthalte, und im Fortgang des Baues zu einem äusserst nützlichen Baugerüste diente, war Hrn. Stevenson's eigene Idee, und wird gewiß eben so passend als nöthig erachtet werden, wenn man die Lage des Felsens, und seine große Entfernung von dem Ufer berücksichtigt.

Die Einrichtung der Laterne und des Lichtes scheinen mir vor allem wegen ihrer Zweckmäßigkeit und der Neuheit der Anordnung Lob zu verdienen. Ich bin zwar weit entfernt, Hrn. Stevenson's Idee für neu oder für seine eigene Erfindung zu halten; allein die Zusammenstellung der verschiedenen neuen Erfindungen und Entdeckungen rücksichtlich der Reflektoren, des Lichtes, und des Abstandes desselben vom Reflector, das Anwenden der rothen Glasscheibe, um dem Leuchtzeuchen eine von allen andern dergleichen Signalen sich auszeichnende Gestalt und Farbe zu geben, ist sehr sinnreich und mit grosser Ueberlegung und Erfahrung ausgeführt. Smeaton wendete zwar auch schon parabolische Reflectoren an, und der Ritter Löwenörn bediente sich auch schon, wie aus S. 230 u. s. w. des zweiten Bandes der Wasserbaukunst ersehen wird, der rotirenden Bewegung der Flamme, ohne jedoch dem Reflector oder Bewerber die parabolische Gestalt zu geben, welche wie die genauesten Versuche und Untersuchungen gezeigt haben, die beste ist. Die Herren Charles, de Rossel und Arago haben neuester Zeit als von der Akademie der Wissenschaften zu Paris angeordnete Commissairs zur Untersuchung des von Hrn. Lenoir verfertigten Leuchtfeuers mit parabolischen Reflectoren höchst interessante Beobachtungen, welche sich auf zahlreiche Versuche stützen, angestellt, und das Resultat ihrer Untersuchungen geht dahin, daß je geringer der Durchmesser der Flamme ist, desto stärker das hervorgebrachte Licht sei. Der Bericht dieser Herren über die angestellten Experimente befindet sich in den Annales de Chemie, Jahrgang 1816, S. 59 u. s. w. weitläuftig auseinander gesetzt und ich begnüge mich hier nur, die Resultate daraus kürzlich anzuführen.

1) Ein einziger Reverbere (nämlich parabolischer Gestalt) erscheint in einer Entfernung von sieben Lieues oder achtundzwanzig tausend Mitres, dem unbewaffneten Auge eben so glänzend

und hell als ein Stern erster Größe, wenn sich das Auge in der Verlängerung seiner Axe befindet.

2) Drei Grade ausserhalb dieser Verlängerungsdirektion der Axe, hat das Licht des Reflectors schon allen Glanz verloren und erscheint dem bloßen Auge beinahe gar nicht mehr.

3) Anstatt den Diameter des Lichtes oder der Lampe zu vergrößern, wie man bis jetzt gewöhnlich zu thun pflegte, im Verhältniß mit den Dimensionen des Reflectors, den man damit zu verbinden gedachte, um die Stärke des Lichtes zu vermehren, erhellt es aus den angestellten Versuchungen, daß es vortheilhafter ist, den Diameter soviel als möglich, d. h. soviel als die freie Zirkulation der Luft im innern Kanal des Dochtes erlaubt, zu verkleinern;

4) Durch welche Vorrichtung nicht allein eine bedeutende Ersparniß am Brennmaterial bewirkt, sondern auch die Intensität des von dem Reverbere zurückgeworfenen Lichtes beträchtlich vermehrt werde, sowohl in der geraden Richtung der Axe, als auch in den obliquen Direktionen.

5) Wenn ein Leuchtthurm auf eine gewisse Weite hin leuchten soll, so muß man die Reverberen entweder beweglich machen, um sie nach den verschiedenen Punkten des Horizonts hin richten zu können, oder man muß ihre Anzahl so vervielfältigen, daß ihre respektiven Axen nie größere Winkel als sechszig Grad begreifen.

Dies sind die lehrreichen Ergebnisse der unter der Leitung jener Herren mit Zuziehung des Hrn. Sganzin, Generalinspektors des Wasser- und Straßenbaues, angestellten Versuche. Das Licht zu Bellrock, welches nun schon sechs Jahre lang die Schiffer vor den gefährlichen Klippen warnt, scheint ganz nach denselben Grundsätzen gebildet zu sein.

Eine andere vorzügliche Einrichtung ist, daß die Flamme mit Oel und nicht mit Kohlen oder anderen Brennmaterialien unterhalten wird; denn dadurch erlangt man nicht allein den Vortheil, den Diameter der Flamme auf die kleinstmögliche Dimension zurückzubringen, sondern das Unterhalten und Anzünden der Flamme ist leichter und wenigeren Zufällen ausgesetzt, als das Kohlenfeuer, welches sehr sorgfältig bewacht und unterhalten werden muß, und wenn einmal verlöscht, immer längerer Zeit bedarf, ehe es wieder zum Brennen gebracht werden kann. Mit diesen wenigen Bemerkungen über den schottischen Pharos beschließe ich diese Abhandlung.

Antonin Schlichtegroll, königl. bair. Ingenieur.

Südindien.

Geschichte der britischen Niederlassungen in Neu-Südwales. — Anbau der Städte und Ortschaften. — Unkosten Englands und Vortheile von jenen Gegenden. Weise Anstalten daselbst, Verbrecher und deren Nachkommen allmählig wieder zu nützlichen Bürgern zu machen.

Der Name Botany-Bay ist in Europa bekannt genug. Wer auch nur Zeitungen, Romane oder Komödien lieset, kennt ihn. Man denkt sich darunter den Aufenthalt aller Verdammten, jenseits des Weltmeers; aller Lasterhaften, die man in Großbritanien, den Gesetzen gemäß, weder henken noch köpfen konnte.

Ursprünglich war's wohl so; jetzt nicht mehr. Neu-Südwales beherbergt in seinen Pflanzstädten auch sehr achtbare und tugendhafte Familien, deren Verbrechen oft nur darin bestand, daß sie heller sahen, oder Edleres wollten, als die Gewalthabenden. Man verbannte sie aus einem Vaterlande, zu dem sie nicht mehr mit ihren Ideen paßten. So findet man dort eine große Anzahl von Irländern, zum Theil von guten Häusern abstammend, wie man in Europa zu sagen pflegt, die wegen Meinungen, welche der bestehenden Ordnung der Dinge den Untergang drohten, über den Ocean versetzt wurden.

Hätte nur jeder europäische Staat ein ähnliches Neu-Südwales, wie England, oder wie Rußland an seinem Sibirien hat! Die peinliche Gesetzgebung mancher Reiche hätte dann weniger Ursache, blutdürstig zu sein. Es wäre zugleich ein anständiges Mittel der Staaten, sich ihres Ueberflusses von Einwohnern zu entladen, der ihnen früher oder später Gefahr droht. Denn die fortschreitende Verarmung der europäischen Länder, wie sie begonnen hat, wird schwerlich sobald enden, bis ein Gleichgewicht der Bevölkerung und der Nahrungsfähigkeit der Länder durch die Natur selber hergestellt sein wird. Bis dahin werden Millionen armer Familien in Dürftigkeit schmachten, als müßige Bettler am Stock des Nationalvermögens zehren, den öffentlichen Wohlstand verkleinern, und durch Laster und Verbrechen der Armuth die allgemeine Wohlfahrt trüben. — Eine andere Art der Uebervölkerung verbindet sich mit jener. Sie entsprang aus der fortschreitenden Geistesbildung der Europäer, die endlich mit den althergebrachten politischen und kirchlichen Uebungen, Stiftungen und Einrichtungen Europens in unbezwinglichen Widerspruch gerieth. Können die daher erwachsenen Mißvergnügten nicht durch freisinnigere Staatsordnungen mit dem Zustande der Dinge versöhnt werden, wäre ihnen und den Staaten, welche innere Ruhe begehren, und die Institutionen des Mittelalters noch auf ein Jahrtausend beibehalten möchten, besser, sie wanderten freiwillig fremden Zonen zu, oder fänden einen Verbannungsort, wie Neu-Südwales.

Raumes genug und der Nahrung genug ist für die im engen Europa Gedrängten in den andern Welttheilen; zumal in dem jüngsten der Welttheile, Südindien geheißen. Mit seinen Inseln allen ist er größer, als Europa. Dieses hat nur einen Flächenraum von 155,000 Quadrat-

meilen; Südindien einen von beinah 200,000. Neuholland allein, welches als das südindische feste Land angesehen werden kann, ist beinahe so groß, als unser Welttheil, und hat ins Geviert gegen 140,000 Meilen.

Neu-Südwales ist die östliche Küste von Neuholland. Dies fruchtbare und schöne Land ward erst im J. 1788 förmlich von England in Besitz genommen, da eine Flotte unter Befehl von Arthur Philipp hier die erste bleibende Pflanzstadt europäischer Verbannter und Auswanderer gründete.

Die Ansiedelungsgeschichte der Europäer in diesen Weltgegenden ist ein Theil aus der Geschichte unserer Zeit, und verdient um so mehr ausgehoben zu werden, da sie im Ganzen so wenig gekannt ist. Was wir durch Arthur Philipp, Turnbull, Tukey, Flinders, Macquarie, Peron und andere Reisende wissen, soll hier in ein kleines Gemählde verbunden werden.

Die Briten pflegten sich ehedem ihrer nichttodeswürdigen Verbrecher, Taugenichtse und Entbehrlichen in Virginien zu entladen. Da verbang man sie auf längere oder kürzere Zeit, als Knechte, in den Dienst der Pflanzer. Es ward zuletzt ein wahrer Handelsartikel daraus gemacht.

Mit dem Aufruhr und der Freiwerdung Nordamerika's hörte dieser Menschenhandel auf. Man mußte auf neue Auswege denken. Man hatte es mit wohleingerichteten Zuchthäusern versucht. Aber ungerechnet die Kosten, welche für den Staat mit Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten verknüpft sind, blieben auch die besten Zuchthäuser wahre Hochschulen des Lasters, weil die Vorsteher derselben nicht beständig die wachsamsten, einsichtsvollsten und menschenkundigsten Leute sein konnten. — So ward der Entschluß reif, in den vom Schiffshauptmann Cook entdeckten Küsten Neuhollands eine Pflanzstadt anzulegen, die von Sträflingen und ihren Hütern bevölkert werden sollte.

Im März 1787 ward also ein Geschwader von Fracht- und Vorrathsschiffen, begleitet von zwei Fregatten, versammelt; mit Lebensmitteln, Kleiderwaaren, Acker- und Hausgeräthen auf zwei Jahre versorgt, und unter Befehl des weisen Arthur Philipp nach Neu-Südwales abgeschickt. Dieser Befehlshaber, einer der geschicktesten Seeleute, war der Sohn eines Deutschen aus Frankfurt am Main, welcher sich in England niedergelassen, und dort als Sprachmeister sein Brod verdient hatte. Die Mutter war eine geborne Engländerin, Wittwe eines Seehauptmanns, und gebar ihren Sohn den 11. Weinmonds 1738.

Arthur Philipp, welcher zugleich zum ersten Gouverneur von der neuen Pflanzstadt ernannt worden war, landete am 18. Jänner 1788 in Botany-Bay. Die Urbewohner dieser Gegenden erschienen alle nackt, aber alle bewaffnet; in Strohhütten oder hohlen Baumstämmen, von Yamswurzeln, Schaltthieren, und Fischen lebend. — Mit kluger Freundlichkeit gewann Arthur Philipp die Zuneigung dieser Wilden. Doch die Gegend von Botany-Bay

schien ihm zur ersten Gründung einer Pflanzstadt nicht die gelegensten, besonders da die Bay gegen Stürme sehr unbeschützt, und der Boden der Nachbarschaft feucht war.

Er wandte sich also mit der Flotte nach Port Jakson. Ehe er noch abreisete, erschienen sehr unerwartet in dieser seltenbesuchten Weltgegend zwei Schiffe mit französischen Flaggen; es waren die Astrolabe und Boussole unter des Weltumseeglers La Peyrouse's Befehl, die seit 1785 die Meere des Erdballs durchkreuzten. — Arthur Philipp säumte nicht, sobald er den Hafen Jakson hatte untersuchen lassen, sich mit seiner Flotte dahin zu begeben. Die Natur konnte keinen bequemern und sicherern Hafen bauen, als diesen. Er ist geräumig genug, mehr denn tausend der größten Schiffe aufzunehmen. Die Gegend umher bot mit ihren Wäldern und Wiesen den Anblick üppiger Fruchtbarkeit. Es fehlte nicht an Bächen süßen Wassers. Philipp wählte zum Landplatz und zur ersten Niederlassung eine der bequemsten Buchten des Hafens, an dessen südlicher Spitze, fünf bis sechs englische Meilen von der Hafenmündung.

Hier nun ging man ans Land, schiffte die Vorräthe aus, säuberte den Boden vom Gesträuch, schlug Hütten auf, und pflanzte die britische Fahne auf, indem man dieses Land feierlich als Eigenthum der Krone von England ausrief. Es war am 26. Jänner 1788. Diese Jahreszeit, bei uns Europäern der Winter, ist dort Sommer. Der südindische Winter dauert, unter Regen- und Hagelschauern, Gewittern und Frösten, vom Brachmond bis zum Herbstmond. Doch auch im Winter bleibt dort alles grün, nur daß in Neuholland, zu derselben Zeit, da bei uns das Laub der Bäume welk wird, und die Pflanzen herbstlich absterben, der erwachende Frühling das alte Laub mit jungen Sprossen und Zweigen verdrängt.

Die Anlage der neuen Pflanzstadt ward entworfen; diese Sidney geheissen; die Regierung des neuen Staates eingerichtet; durch Absendungen rings umher die Beschaffenheit der Gegenden ausgeforscht; mit den wilden Urbewohnern freundschaftliches Einverständniß angeknüpft.

Die Geschichte des Anbaues am Jakson-Hafen ist eine wahre Robinsonade*). Nach und nach erschienen in diesen Wildnissen, welche vormals nie von Axt und Spaten verwundet waren, wo dicht verwachsene Wälder, kahle Felsen, wucherndes Gestrüpp, unbekannte Blumen, mit grünen Fluren wechselten, einzelne Zelte und Hütten auf freien Plätzen. Es wurden die Hauptstraßen der künftigen Stadt abgesteckt, alle zweihundert Schuh breit; Plätze für das Gebäude des Landeshauptmanns, für die Gerichtshöfe, für die Kirchen, Spitäler, Schulen und Gefängnisse bezeichnet. Aus dem leicht vergänglichen Holz der Kohlpalme bildete man sich einsweilen ein Obdach; dem Landeshauptmann Philipp brannte man zur ersten Behausung Kalk aus Austerschaalen. Man fand gute Ziegelerde. In Ermangelung von Kalksteinen mußte man den Thon zum Bindemittel der Gemäuer machen. Man vertheilte Ländereien zum Anbau, und brach sie auf. Zwar das Erdreich ist leicht und etwas sandig, aber doch fruchtbar genug. Weinstock,

*) Man lese M. C. Sprengels Uebersetzung von Arthur Philipps Reise nach der Botany-Bay. Hamburg 1791.

Feigen, Pomeranzen und Obstbäume aller Art, die hierher verpflanzt wurden, zeigten bald herrliches Gedeihen. Ueberhaupt ist der Himmelsstrich von Sidney-Cove dem lieblichsten in Europa gleich. Auch sind die Einwohner nur braun von Farbe, nicht negerhaft, obgleich ihre Unsauberkeit sie schwarzen Menschen ziemlich ähnlich macht. Sie tättoviren sich aus Eitelkeit; tragen kurze Bärte; leben sehr einfach, und sind eben so sehr an Dürftigkeit, als an ein seeliges Nichtsthun gewöhnt. Vögel, mannigfaltiger, wenig bekannter Art durchfliegen Wälder und Felder; unter ihnen ist der südindische Casuar der größte. Von vierfüßigen Thieren fand man nur wenige Arten; unter denselben ist das Opossum, welches in Gestalt und Haltung dem Eichhörnchen ähnelt, das fuchsartige Opossum, das schwarze fliegende Opossum, der Känguru, das fliegende Eichhorn und der wilde Hund von Neu-Südwales am merkwürdigsten.

Die Anzahl der Gefangenen, welche im Jahr 1788 hierher gesandt wurden, belief sich auf siebenhundert achtundsiebenzig Personen; davon waren fünfhundert achtundfünfzig männlichen Geschlechts. Die Anzahl der Seesoldaten, mit Einschluß der Hauptleute, betrug zweihundert und zwölf Mann, die achtundzwanzig Weiber nebst siebenzehn Kinder bei sich hatten. Dies war die erste Bevölkerung des neuen Staates. Einige derselben waren freilich unterwegs auf der langen Seereise gestorben; Andere, welche in die Wälder liefen, um der strengen Zucht der Aufseher zu entgehen, mögen dort verhungert, oder von den mißtrauischen Wilden getödtet worden sein.

Man kann sich leicht einbilden, daß es keine geringe Mühe kostete, Ordnung in einem kleinen Staate zu erhalten, dessen meiste Glieder Verbrecher und Taugenichtse von Haus aus waren; Leute, die sich zum Theil in allen Ausschweifungen herumgewälzt hatten; ohne Schaam, ohne Ehrgefühl, den Sinn für Recht und Pflicht, und selbst die Scheu vor dem Tode längst verloren hatten, und Müssiggang, Dieberei und Frevel jeder Art mit aller Bosheit und Tücke und Hinterlist, einem ehrlichen Lebenswandel vorzogen. Romulus hatte einst leichteres Spiel, aus einem Räuberschwarm einen Staat zu bilden. Schon in den ersten Wochen nach der Landung mußten einige Hinrichtungen vorgenommen werden.

Die weise Menschenfreundlichkeit des Landeshauptmanns Arthur Philipp, verbunden mit seiner unerbittlichen Strenge, bewirkten inzwischen doch einen glücklichen Fortgang der Unternehmung. Am Ende des ersten Jahres hatte er und die übrigen Hauptleute schon ihre besondern Häuser; die Soldaten ihre bequemen Wohnungen. Im zweiten Jahre der Niederlassung war schon der Anfang mit Erbauung der Stadt gemacht; und manche neue Pflanzstätte war ringsum begonnen.

Es wäre zu weitläuftig, die umständliche Geschichte vom Anbau Neuhollands und der benachbarten Inseln zu erzählen, und wie sich daselbst eine Anstalt um die andere entwickelte, je nachdem die Bevölkerung, theils durch freiwillige Ansiedler, theils durch hergesandte Verbrecher mehrte.

Seitdem sind beinahe dreißig Jahre verflossen, und Neuhollands Küsten bieten schon einen ganz europäischen Anblick dar. Man sieht Städte, Dörfer, Meiereien. Die Einwohner nehmen an Gesittung zu.

Man muß nicht glauben, daß die Verpflanzung der Verbrecher nach Südindien für die britische Regierung von unbedeutenden Kosten sei. Sie bezahlt für die Ueberfahrt eines jeden Verbannten hundert Pfund Sterling. Die Last, die Sträflinge dort zu unterhalten, wird nur durch das häufige Sterben derselben, oder durch Ablauf ihrer Strafzeit, oder durch Begnadigung der Verbrecher gemindert, wenn diese sich gut aufführen, oder dadurch, daß sie in Dienst und Arbeit zu den Kolonisten treten.

Die Hauptstadt des britisch-südindischen Staates ist Sidney geblieben. Im J. 1804, dem sechszehnten seit ihrer Erbauung, zählte sie zweitausend sechshundert Seelen; im J. 1811 ohngefähr fünftausend; im Jahr 1816 schon 7417. Sie hatte Handwerker, Künstler, Theater, Zeitungen, Schulen, ein Waisenhaus und fast alle Genüsse der europäischen Lebensbequemlichkeit.

Aber ebenmäßig wuchs auch die Bevölkerung in den andern Pflanzstädten; theils in der Nähe der Hauptstadt, wo mehrere Dorfschaften, Meiereien, Ziegelhütten, Fayencefabriken u. dgl. umherliegen, theils in entferntern Gegenden, wie auf der Norfolksinsel.

Nach einer allgemeinen Volkszählung im Jahre 1802 befanden sich in Neuholland 13,195 Europäer, darunter waren

Freie Männer, die nie zu den Verbrechern gehörten, mit Inbegriff der bürgerlichen und Kriegsbeamten	300
Freie Weiber, der nämlichen Klassen	70
Freie Männer, die vormals Verbannte gewesen waren	2630
Freie Weiber von derselben Klasse	540
Männliche Verbrecher	4832
Weibliche Verbrecher	940
In der Kolonie geborene Kinder { Knaben	1100
In der Kolonie geborene Kinder { Mädchen	963
Das Regiment Neu-Südwales	840
Auf der Insel Norfolk	980
Insgesammt	13,195

Bei einer Zählung im Jahre 1810 fand man blos im Bezirk Sidney 10,454 Seelen, davon etwa der fünfte Theil aus Verbrechern bestand. Dazu gehörten noch 1100 Soldaten. Auf der Insel Norfolk befanden sich nur noch 177 Menschen. Eine andere Niederlassung hatten die Briten im J. 1803 zu Port Hunter gegründet; eine andere, von Europa unmittelbar aus, südwärts von Vandiemensland am Kanal Dentrecasteaux. Hier bauten sie Hobartstown, mit ohngefähr 1000 Einwohnern. Im J. 1804 reisete der Oberst Paterson von Sidney ab, und stiftete im Norden von Vandiemensland eine neue Niederlassung am Port Dalrymple.

Die erste Stadt, welche hier gebaut ward, empfing den Namen Yorktown; aber die Hauptstadt, welche später angelegt werden mußte, heißt Launceston.

Die wichtigste und neueste aller britischen Niederlassungen in diesen einsamen Gegenden aber ist die, welche im Jahre 1815 im Westen der Blauberge angehoben worden ist. Es war im Jahre 1813, da die Engländer zum erstenmal so weit gelangten, die weitläuftige Gebirgskette mit unsäglicher Mühe zu übersteigen. Sie liegt nur fünf deutsche Meilen von Sidney und der Küste. Diese blauen Berge sind zwar, soweit man sie jetzt kennt, nicht bis in die Linien des ewigen Schnees emporsteigend, aber sie sind von Wäldern, die nie ein Sterblicher vorher durchdrungen haben mag, Abgründen und schroffen Felswänden erfüllt. — Arthur Philipps Nachfolger, der neue Gouverneur Macquarie, ließ im J. 1814 einen Weg dahin über die Berge bahnen, um so mit dem reizenden und äusserst fruchtbaren Lande jenseits derselben engere Verbindung zu haben. Er bot jedem der ersten Ansiedler dort tausend Acres Land zum Geschenk. Am schiffbaren Fluß Macquarie, der reich an Fischen die üppigen Fluren durchströmt, ist wirklich der Anfang zu einer neuen Stadt gemacht, die nach dem Staatssekretär Bathurst genannt worden, und auf einer anmuthigen Höhe zu stehen kommen soll; ohngefähr neunzehn deutsche Meilen von Sidney entfernt; unterm 33 Grad 24 Minuten 30 Sekunden der südlichen Breite, und 147 Gr. 17 Min. 30 Sek. der Länge ostwärts von Paris. Das Land hier ist reich an Gewild und fruchtbar über die Maaßen; von mehreren Strömen bewässert. „Man kann sich bei dem prachtvollen Schauspiel dieser Gegenden, sagt Macquarie in seinem Bericht darüber: nicht des Erstaunens und der Bewunderung erwehren. Aber das tiefe Schweigen und die Einsamkeit, welche in diesen weiten Räumen herrschen, die von der Natur, rücksichtlich der Größe und Schönheit, und dessen was sie zur Veranmuthigung des Lebens darbieten, recht eigentlich dem Menschen geweiht sind, flößen dem Gemüth eine gewisse Schwermuth ein, die sich leichter einbilden, als beschreiben läßt.“

Vom Jahre 1787 bis zum Jahre 1813 kostete der britischen Regierung die Stiftung und der Unterhalt jener südindischen Niederlassungen, mit Inbegriff der Schiffe, ihrer Ausrüstungen, der Gehalte und Besoldungen von Beamten und Kriegsleuten 2,465,182 Pfund Sterling. Bis jetzt ist dies Alles aber nur meistens noch Aussaat gewesen. Südindien ist immer noch der Pflege des reichen Mutterstaats bedürftig geblieben, und zu schwach, um durch Vergrößerung des britischen Handels vermittelst inländischer Erzeugnisse zu vergelten. Diese bestehen größtentheils in Fischbein, Thran, Oel, rohen Häuten von Seekälbern, Känguru's und weniger, aber höchst feiner Schafwolle, Dingen, von welchen England überall auf leichtere Weise und kürzerm Weg erhalten kann. — Zudem geschieht von Zeit zu Zeit, daß die unfruchtbare Witterung eines Jahrgangs gesammten Niederlassungen Noth und Gefahr bringt. Die Bergströme und Küstenflüsse, wenn sie, wie im Jahre 1809 ihre flachen Ufer übersteigen, verheeren weit umher die Arbeiten vieler Jahre; oder eine trockene, regenarme Zeit, wie im Jahr 1813, da es binnen

zwölf Monden nur wenige Stunden regnete, verwandelt die fruchtbaren Viehweiden in verdorrte und versengte Einöden und vernichtet die Saaten.

Der größte Gewinn also, welchen die Briten von diesen Gegenden haben, besteht einsweilen immer noch in dem Vortheil, sich ihrer Verbrecher dahin entledigen, und dort eine große Menge derselben durch Armuth und Einsamkeit wieder zu brauchbaren Menschen machen zu können. Nebenbei bereiten sie den Anbau noch unbekannter Weltgegenden und den Nachkommen reiche Kolonieen vor, welche dermaleinst das dahin angelegte Kapital genügend verzinsen können. Man berechnet, daß dieser Zeitpunkt schon eintreten werde, ehe noch das erste Jahrhundert der dort gegründeten Niederlassungen verflossen sein wird. Die schnelle Vermehrung der Menschen daselbst, wie die der dahin versetzten nützlichen Thiergattungen*) und Pflanzen gibt dazu die beste Zuversicht.

Für den Menschenfreund und den menschenfreundlichen Staatsmann sind daher die von den weisen Briten in Südindien getroffenen Anstalten, moralisch verderbte Menschen wieder zu veredeln, und zu tugendhaften Bürgern zu machen, einsweilen noch das Merkwürdigste in jenen Gegenden. Keiner gab uns von diesen Anstalten so treue Kenntniß, als der Weltumseegler Peron, der auf Napoleons Befehl jene selten besuchten Meere durchschiffte, und im J. 1810 gestorben ist. Er sah Neu-Südwales im J. 1803. Den zweiten Theil seiner Reisebeschreibung gab erst vor Kurzem sein Gefährte Freycinet, der Befehlshaber des Schiffes Casuarina, heraus. Zwar nicht jeder europäische Staat hat über Schätze zu verfügen, wie England, um für den Unterhalt eines einzigen Verbrechers mehr zu zahlen, als oft der Gehalt eines Beamten in Europa beträgt; oder über ein fernes Australien zu verfügen, wohin der Abschaum und Auswurf der Staatsbürger, als in ein festes und unermeßliches Gefängniß zu verweisen wäre. Aber mehr oder weniger hat fast jeder Staat noch seine schlecht angebauten Gegenden, aus denen er sich ein Sidney-Cove schaffen könnte, wenn er wohlwollende, weise und unternehmende Männer an der Spitze seiner Verwaltung hat.

Als die südindischen Niederlassungen gegründet wurden, theilte sich die neue Bevölkerung der anzubauenden Einöde von selbst in zwei Klassen; in freie Ansassen und in dienstbare Sträflinge. Jene, zu welchen auch alle Beamten gehörten, waren die ersten Eigenthümer; diese wurden, als Knechte und Mägde zwischen den obrigkeitlichen Behörden und den Ansassen vertheilt. Jeder von den letztern empfing eine gewisse Anzahl Morgen Landes, und dazu einige Sträflinge, und nöthiges Haus- und Ackergeräth. So sah man in kurzer Zeit Wald und

*) Am 1. Mai 1788 wurden in Port Jakson ausgeschifft 87 junge Hühner, 122 alte Hühner, 35 Enten, 29 Gänse, 18 Truthühner, 5 Kaninchen, 25 Ferkel, 49 Schweine, 19 Ziegen, 29 Schaafe, 5 Kühe, 2 Stiere, 1 Hengst, 3 Stuten, 3 Füllen.

Zweiundzwanzig Jahre nachher hatte der Viehstand schon eine den Glauben fast übersteigende Vergrößerung. Man zählte, ungerechnet die Menge des Federviehs, 8992 Schweine, 1731 Ziegen, 33,818 Schafe, 20,000 Stück Rindvieh, 5,114 Pferde.

Gestrüpp unter der Last fallen; nie erbrochenen Boden aufgepflügt und gehackt, und in der Wildniß eine Menge in der Eil aufgeschlagener Hütten.

Die erste Flotte hatte einen hinlänglichen Vorrath eingesalzener Speisen, trockener Gemüsarten, Mehl, gebrannte Wasser u. s. w. mitgebracht. Dieser Vorrath wurde obrigkeitlich aufbewahrt und den Ansassen, ihren Familien und den ihnen zugetheilten Züchtlingen verhältnißmäßig gespendet. Waaren, zur Bekleidung und die unentbehrlichsten Geräthschaften gab man den neuen Anpflanzern fürs erste unentgelblich. So hatten die Ansiedler für nichts anders zu sorgen, als sich gegen die Unbill der Witterung zu sichern, und das Feld anzupflanzen. Alle nützliche Saamen-Arten Europens, selbst mehrere asiatische und amerikanische und afrikanische wurden zu gleicher Zeit ausgesäet und gediehen vollkommen; eben so gelang es mit den Obstbäumen, mit Pfirsich, Apfel und Kirsche. Erd- Stachel- und Himbeeren, die sich den Tropenländern nicht aneignen mögen, befanden sich in diesem gemäßigten Himmelsstrich wohl, ebenso unsere verschiedene Sallate, Kohle, und andere Küchengewächse. Das Getraide übertraf alle Erwartung. Der jungfräuliche Erdboden gab übermäßige Waizen- und Roggen-Erndten; an trocknern Stellen gelang noch der Mais und die Kartoffeln wurden, über Vermuthen, gleich mit dem ersten Jahre im südindischen Boden recht einheimisch.

Von nun an minderte sich die Last der Regierung, da die Anbauer seit einem Jahre von ihr regelmäßig aus den öffentlichen Vorräthen ihre Kost bezogen hatten, und sie sprach zu ihnen: „Euere Felder stehen voll. Ich habe euch bisher die nöthigen Vorschüsse gethan, um dahin zu gelangen. Jetzt genießet ihr schon die Frucht euerer Arbeit und meiner Opfer. Künftig empfanget ihr für jedes Mitglied euerer Haushaltung nur noch die Hälfte der bisher erhaltenen Rationen. Diese Unterstützung geb' ich euch zu euerer Beruhigung und Sicherheit noch achtzehn Monate. Aber nun verdoppelt euere Thätigkeit. Nach Verfluß dieser Monate überlaßt euch eueren eigenen Kräften. Also sorget in Zeiten für das volle Bedürfniß euerer Familien.“

Die Frist verging. Die Ansassen hatten ihre Vorräthe gesammelt; und die Nachhilfen aus den öffentlichen Magazinen wurden beendet. Die Regierung, ob sie gleich von dieser Seite nicht mehr beistand, fuhr demungeachtet noch fort, Kleiderwaaren, Acker- und Hausgeräth und mancherlei unentbehrliches Werkzeug zu liefern. Dieses waren Vorschüsse, auf Rechnung des Hausvaters. Aber die Regierung, als ein milder Gläubiger, gab die Waaren in ganz niedrigem Preis, und behielt sich die Einforderung der Schuld in Zeiten vor, da der Schuldner sie auf die unbeschwerlichste Art entrichten konnte.

So überhäufte die Regierung ihre neuen Ansiedler sieben Jahre lang mit Wohlthaten, und verlangte dagegen nichts, als gutes Betragen und Fleiß. In Europa bilden sich Regierungen oft ein, überschwengliche Güte zu erweisen, wenn sie neuen Ansiedlern in Einöden nur eine Reihe Jahre lang, Freiheiten von Steuern, Abgaben und Kriegsdiensten gewährt. Aber diese negative Hilfe, die blos darin besteht, von den Leuten, die Unterstützung wollen, nichts zu begehren, und sie einsweilen nicht zu plagen, hat auch nur sehr negativen Gewinn. Die

Einöden bleiben noch lange öde, und die Regierungen klagen die Schlechtigkeit der Menschen an, statt sich selber.

In Neu-Südwales war es anders. Die Haushaltungen konnten nach und nach zu Kräften gelangen. Ihre Ansaaten, ihre Heerden vervielfältigten sich; ihre Wohnungen verschönerten sich. Die ersten Lebensnothwendigkeiten waren gewonnen; man konnte schon nach und nach an Verwendung des Ueberflusses zur Verannuthigung des Daseins denken. Nun trat die Regierung abermals hervor und konnte sprechen: „Diesen Wohlstand danket ihr meinen Opfern, meiner Fürsorge. Bis jetzt hab' ich euch Alles gegeben, Land und Wohnung, Saamen und Werkzeug, Knechte und Vieh, Kleider und Nahrung. Bis jetzt hab' ich für so viele Wohlthat nichts begehrt. Nun aber, da ihr Ueberfluß zu haben anfanget, ists billig, daß ihr auch anfanget, einen kleinen Theil desselben zur Wiederherstellung meiner Ausgaben anzuwenden, und damit nach und nach, ohne daß ihr es empfindet, alle Verpflichtungen, die ihr mir noch schuldig seid, abzutragen."

Nun wurden die Rechnungen zwischen der Regierung und den Ansiedlern gemacht; aber auf eine für die letztere äusserst billige Weise, und wie es jeder schon vorher wußte. Die ganze Schuld ward auf Jahre hin vertheilt. Inzwischen mußte gerechter Weise die einzelne Unterstützung jeder Haushaltung mit Saamen, Vieh, Geräth, Kleidern u. s. w. nicht mit einer wichtigern und allgemeinern Schuld verwechselt werden, die das Grundeigenthum betraf. Die Regierung hatte sich auf gut Glück und mit Gefahr und großen Unkosten dieser Gegenden bemeistert, und sie durch ihre Waffen gesichert. Der Boden selbst war also wahres Eigenthum des Staats. Der Staat konnte darüber schalten, und die Anbauer desselben als Pächter oder Lehenleute behandeln, sie nach Gutfinden darauf lassen, oder davon treiben. Die Regierung aber fühlte wohl, daß Ansprüche dieser Art ihrem eigenen Vortheil entgegen wären. Daher sprach sie am Ende der ersten sieben Jahre: „Die Ländereien, die ihr anbauet, hab' ich euch anvertraut. Ich habe nie mein Eigenthumsrecht daran vergeben, indem ich euch dahin setzte. Jetzt, da die Wildniß urbar geworden, muß auch von diesem meinem Rechte Rede sein. Aber es wäre wohl hart, wenn ich euch wegen dessen, was ihr habet, in irgend einer ängstlichen Ungewißheit ließe. Ich trete euch meine sämmtlichen Rechte auf euere Güter ab; ich gewährleiste ihren vollen Besitz euch und euern Nachkommen, unter der einzigen Bedingung, daß ihr mir jedes Jahr von jedem Morgen Landes eine kleine Abgabe entrichtet, die ihr so lange zu zahlen schuldig seid, bis ihr derselben einmal durch einen künftigen neuen Vertrag mit mir entlassen seid."

So wurden nun Grundsteuern eingeführt. Aber das, was die Regierung forderte, war so äusserst wenig, daß die Hausväter die ihnen aufgelegte Verpflichtung kaum spürten. Von Jahr zu Jahr, wie der Wohlstand zunahm, vermehrten sich freilich die Abgaben; doch immer auf ganz unmerkliche, nie lästige Weise, bis die Steuern eine gewisse Höhe erreicht haben, wo sie dann nicht weiter gesteigert werden dürfen. Die britische Regierung denkt mit Recht, daß, um Leute zu reizen, Wildnisse urbar zu machen, man ihnen die größten Vortheile gestatten

muß, überzeugt, daß sie einst die Zinsen ihrer Vorschüsse mit ungeheuerm Wucher zurückgewinnt. Sie gehort nicht zu denen, die mit der Aussaat auf der Stelle die Erndten haben will. Anlagen, wie diese, sind Sorgen für das Glück der Nachwelt; die Erndten kommen erst nach einem Jahrhundert.

Die englische Regierung thut mehr, und was in Europa nicht leicht Regierungen in ähnlichen Fällen zu thun pflegen. Alle Jahre, wenn die Zeit kömmt, da die Einnahmen bezogen werden sollen, gehen obrigkeitliche Abgeordnete durch alle Ansiedelungen; untersuchen die Gebäude, das Innere der Haushaltungen, die Gärten, die Aecker, die Wiesen, die Rebberge, die Heerden, den Bestand der Hausthiere aller Gattung. Sind die Güter mit Fleiß gebaut, in ihrem Werth gesteigert, sind die Erndten mit hoher Sorgfalt und reichlich gesammelt; sind besonders die Heerden wohl genährt und gemehrt: so erklärt sich die Regierung den Anbauern erkenntlich. Den geschicktesten und fleißigsten derselben fordert sie nicht nur keine Steuern ab, sondern ertheilt ihnen neue Grundstücke, schenkt ihnen zur Belohnung Geräthschaft oder Vieh; giebt ihnen noch mehr Knechte und Mägde aus den Züchtlingen, und verlängert ihnen die Zahlungsfristen der alten Schuld. Sind hingegen die Güter schlecht bestellt, das Vieh verwahrloset, werden die Träger ernstlich gewarnt und bedroht. Sie sind angehalten, die Abgaben zu zahlen. Und hilft wiederholtes Warnen nichts, werden die ertheilten Güter den ersten Besitzern, durch einen unwiderruflichen Beschluß, abgenommen und andern übergeben, welche dieselben für ihren und den allgemeinen Vortheil besser zu benutzen verstehen und entschlossen sind.

Während so für den Wohlstand der freien Eigenthümer durch weise Gesetze gesorgt wird, denkt die Regierung mit gleicher Gerechtigkeit und Menschenliebe an die hierher gebannten Sträflinge.

Die Züchtlinge sind hier in drei Klassen zerfallen. Die einen sind auf Lebenszeit zur Sklaverei verdammt. Die Anzahl derselben ist von allen die kleinste. Andere sind nur eine gewisse Reihe von Jahren dienstbar; nach überstandener Strafzeit frei; können aber die Niederlassung nicht verlassen, als nach einer bestimmten Frist. Wieder andere erhalten, mit ihrer Freiheit, zugleich das Recht, abzureisen oder zu bleiben.

Um dieses verwilderte Gesindel zu zähmen und zu bessern, sind die zwei mächtigsten Mittel, die auf den Menschen wirken können, in Thätigkeit gesetzt: Furcht und Hoffnung. Von der einen Seite hinlängliches Kriegsvolk, beständig in Waffen; Kerker, Ketten und Banden, Galgen, wachsame Aufsicht, fürchterlich strenge Bestrafungen der geringsten Vergehungen; Tod für gröbere. Von der andern Seite Hoffnung, beim guten Verhalten, zur Abkürzung der Dienstzeit, zur vollen Freiheit, zur Erhaltung aller Vortheile eines Ansassen, zu Ländereien und Sklaven, zum Genuß häuslicher Glückseligkeit, zu Wohlstand und Ansehen, selbst zur Rückkehr nach Europa, um dort die Früchte seines Fleißes verzehren zu können.

Anfangs war die Zähmung dieses verbrecherischen Gezüchtes, wie man leicht denken kann, schwierig. Die meisten Sträflinge waren schon von Kindheit an zum Müssiggang, zu Diebereien, zur rohesten Gewissenlosigkeit gewöhnt. Aber die Beispiele der allerunbarmherzigsten Strenge folgten furchtbar auf einander und erschreckten die verhärteten Bösewichte. Dieses Schrecken wiederholte sich. Sie wurden erschüttert, vorsichtig, besonnen. Sie gewöhnten sich erst, nur so zu leben, daß sie die grausamen Strafen nicht mehr zu befürchten hatten. Dann sahen sie das glückliche Loos der Bessern unter ihren Gefährten; deren frühere Freisprechung; deren Beschenkung mit Wohnung und Ländereien. Sie kamen oft selbst in Dienstbarkeit zu Leuten, die noch vormals ihre Mitzüchtlinge gewesen waren. Das brachte die Sinnesänderung in ihnen zur Reife. Sie versuchten es, gleiches Schicksal, gleiches Glück zu erwerben. So war der Weg zur Besserung ergriffen. Und so kam es, daß Peron, während eines fünfmonatlichen Aufenthalts in Neuholland, nicht ein einzigesmal von einem begangenen Todschlag oder Diebstahl reden hörte, und man damals seit zwei Jahren keinen zum Tode verdammt hatte.

Es muß ein durchaus verstockter, lebenssatter Bösewicht sein, der auf solche Art zwischen Elend und Glück gestellt, nicht endlich den bessern Weg ergriffe. In den europäischen Zuchtanstalten fehlt dies. Der Sträfling kennt wohl die Schrecken der Strafe, hat aber durchaus keine Aussicht, bei gutem Verhalten, sein künftiges Glück zu machen. Im Gegentheil, hat er seine Strafzeit überstanden, ist er so arm, so verlassen, so elend, wie vorher. Entlassen aus der Zuchtanstalt, ist er verstoßen von einer Versorgungsanstalt; hat kein Obdach, keine Nahrung, keinen Verdienst; fühlt sich überall entehrt und verachtet, ohne Freunde, ohne Gesellschafter. Ihm bleibt gewöhnlich nur die Wahl zwischen Bettelei und Diebstahl, und der Wunsch, wieder im Zuchthause, obgleich bei strenger Arbeit, Nahrung, Kleidung, Obdach und Gesellschaft zu finden. In Neu-Südwales hingegen, sobald sich der Zögling gut aufführt, oder eine nützliche Entdeckung macht, hat der Gouverneur das Recht, seine Dienstzeit zu verkürzen, oder ihn ganz frei zu sprechen. In jedem Fall tritt er, nach überstandener Strafzeit, in die bürgerliche Gesellschaft zurück; er empfängt Grundstücke, Knechte, die ihm dieselben helfen müssen anbauen, Lebensmittel, Werkzeuge, und kann sich, so gut wie jeder andere, emporbringen.

Wichtig ist hierbei eine Erfahrung, die auch Peron machte, und sich bis zu den letzten Jahren wiederholt bestätigt hat. Nämlich die Züchtlinge, durch lange Dienstbarkeit zur Entbehrung und harten Arbeit gewöhnt, kommen gewöhnlich, wenn sie frei werden, und zu Eigenthum gelangen, schneller vorwärts, als Leute, die freiwillig nach Neu-Südwales kamen, um sich anzusiedeln. Jene kennen aus eigener Erfahrung alle Vortheile beim Arbeiten, fangen ihre Sache geschickter an, und sind in ihren Unternehmungen ausdauernder. Gewöhnlich findet man daher unter den Freigesprochenen die besten Landwirthe, welche Vermögen sammeln, während viele von den freiwilligen Ansassen der Regierung zur Last fallen. Es giebt gewesene Züchtlinge, welche Handwerke treiben; andere, die sich dem Handel widmen. Alles gelingt ihnen besser. Der alte Schandflecken, daß sie als Sträflinge hierher kamen, verschwindet

allmälig, je mehr ihr Reichthum wächst. Ihr Vermögen setzt sie in den Stand, bei sich die beste Gesellschaft zu empfangen. Schon zu Peron's Zeit gab es freigelassene Züchtlinge, von denen einige ein Vermögen von dreimalhunderttausend Franks besaßen.

Aber wehe, wenn ein entlassener Züchtling in seine alten Fehler zurückfällt! dann wird er ohne Nachsicht und Gnade behandelt. Man betrachtet ihn dann als einen durchaus Unheilbaren. Kerker und Banden, Bastonade und Peitschenhiebe sind die ersten Züchtigungen, die ihn erwarten. Aendern ihn diese nicht, ists um ihn geschehen. Der Staat konfiszirt die ihm gegebenen Güter; zieht ihn wieder in den Stand der Knechtschaft für längere oder kürzere Zeit, gewöhnlich auf Lebenszeit zurück, und ist das Verbrechen zu groß gewesen, erfolgt Hinrichtung. Mehrere Beispiele dieser Bestrafungen des Rückfalls, von Zeit zu Zeit gegeben, dienten nicht wenig dazu, andere zum Nachdenken zu bringen.

Die meisten der Verurtheilten sind unverehlicht. Der Staat mußte auf Vermehrung der Ehen bedacht sein. Die hierher verbannten Weibspersonen konnten dazu dienen. Man weiß aber, diese waren von den Gerichten verurtheilte Verbrecherinnen, schaamlose feile Dirnen von der verworfensten Art, wie sie auf den Londner Gassen und in den britischen Seehäfen gefunden werden. Aus solchen Geschöpfen ehrbare, arbeitsame Hausfrauen und gute Mütter zu bilden, ist wahrlich der Triumpf der Gesetzgebung und das höchste Ziel gesellschaftlicher Veredlungskunst. Die englische Regierung versuchte auch dies, und vermöge der gleichen Mittel, die bei den Männern angewendet wurden, Furcht und Hoffnung. Denn weibliche Wesen, wie diese, zwischen Schande und Ehre zu stellen, wäre sehr eitel geblieben. Schande und Ehre hatten für sie die Reize verloren. — Unmittelbar auf jeden Fehlschritt folgten die härtesten Strafen; eben so gewiß aber auch einer guten, sittlichen, arbeitsamen Aufführung die Aussichten auf Erleichterung ihres Schicksals, auf Verkürzung der Strafzeit, auf Freisprechung, auf Beschenktwerden mit Grundstücken, Sklaven, Hausvieh, Geräthschaften u. s. w. alles mit gleichen Vortheilen, und mit gleichen Vorbehalten, wie es bei den Männern der Fall war.

Diese Behandlung erreichte ihren Zweck. Unter Peitschenhieben und bei strenger Arbeit vergaßen diese Ehrlosen ihre alten Lüste; wurden fleißig und eingezogen und froh, nur einen günstigen Blick, nur einen Augenblick Ruhe zu genießen. Sie sahen das Mittel der Erlösung vor sich; jedes Vergehen entfernte sie wieder vom ersehnten Ziel, dem sie jahrelang nachstrebten. Um so treuer und angestrengter suchten sie die Eigenschaften zu erwerben, die man von ihnen verlangte. Arbeit, Häuslichkeit, Züchtigkeit wurden ihnen in mehrjähriger Uebung zur andern Natur. Waren sie dann endlich freigesprochen, hatten sie Eigenthum: so konnte es ihnen nicht fehlen, unter den freigelassenen Sträflingen einen Mann zu finden, der sein Loos mit dem ihrigen verband. So wuchs durch das beiderseitige, zusammengebrachte Vermögen, der gemeinsame Wohlstand. Sie sahen voraus, daß dieser, auch wenn Kinder folgten, darum nicht abnahm. Denn die Regierung gibt auch den Kindern, wenn sie erwachsen sind, Grundeigenthum und Vorschuß, wie den Eltern. Es ist entschieden, daß die große Mehrheit dieser Ehen glücklich

ist, und dabei merkwürdig, daß die Weibspersonen, welche als öffentliche Mädchen durch ihre Ausschweifungen in England das Vermögen verloren hatten, Kinder zu gebären, fruchtbare Mütter geworden sind, sobald sie zu Neu-Südwales ins eheliche Leben traten.

Man mag vielleicht glauben, daß Spitzbuben, Räuber und Huren eben nicht geeignet sind, eine gute Nachkommenschaft in die Welt zu setzen. Man würde sich aber sehr betrogen finden, wenn man diese Nachkommenschaft sähe. Die Kinder sind durchgängig kräftig und schön, mit lebhaften, geistreichen Gesichtern. Wie kann es aber auch wohl anders sein? Ungerechnet die Milde und Gesundheit des Himmelsstrichs, in dem sie leben, ungerechnet die Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Ernährung und Lebensart, gehörten ihre Mütter zu einer Menschenklasse, in die gewöhnlich nur starke und hübsche, wohlgewachsene Mädchen treten konnten; und ihre Väter, um Diebe und Straßenräuber zu sein, mußten kräftige, kernhafte, gewandte Körper, einen Witz, eine Keckheit haben, die nicht beim großen Haufen gefunden werden. Solch ein Menschenschlag konnte allerdings in körperlicher und geistiger Hinsicht wohl sich einer ausgezeichneten Nachkommenschaft erfreuen.

Alle Kinder von diesen Leuten werden mit großer Sorgfalt, und in ihrer Kleidung mit höchster Sauberkeit gehalten. Sie sind ein ganz besonderer Gegenstand für die Aufmerksamkeit der Regierung. Denn diese vergißt nie, daß das ganze künftige Glück der britischen Niederlassungen in Südindien von dieser Nachkommenschaft abhängig ist. Es ist lehrreich, einen Blick auf die Erziehung der von den gewesenen Züchtlingen stammenden Kinder zu werfen.

Je gefährlicher für die Jugend Wort und Beispiel des sittenlosen, abscheulichen Gesindels ist, welches von Jahr zu Jahr aus Europa in die südindischen Pflanzstätte herüber gebracht wird, je sorgsamer wird die Regierung. Sie überläßt die Erziehung nicht Leuten, die darum hier wohnen, weil sie selbst roh und unerzogen waren. Gleich in den ersten Zeiten der Erbauung von Sidney wurde ein Erziehungshaus für junge Mädchen errichtet, und mit beträchtlichen Einkünften ausgestattet. Das Innere des Hauses ward zweckmäßig geordnet, und mit geräumigen Höfen und Gärten umringt. Man ließ würdige und geschickte Frauenzimmer aus England kommen, und machte sie in der Anstalt zu Lehrerinnen und Aufseherinnen. Die Gemalin des Gouverneurs und die des Statthalters übernahmen selber Oberaufsicht und Leitung des Ganzen. Man brachte hier junge Waisenmädchen in Pflege und Erziehung, so wie alle diejenigen, deren Eltern zu arm, oder wohl gar noch Sklaven waren, oder bei der Polizei als Personen angezeichnet standen, die in Wort und That noch immer einige Ueberbleibsel ihrer ehmaligen Verderbtheit blicken ließen. Alle diese Mädchen, mit vieler Aufmerksamkeit bewacht, in den Grundsätzen reiner Sittlichkeit und Religiosität erzogen, früh in dem, was eine gute Hausfrau verstehen soll, unterrichtet, von Kindheit an zu nützlichen Beschäftigungen gewöhnt, zur Achtung gegen andere, wie gegen sich selbst angehalten, treten jedesmal als liebenswürdige und treffliche Lebensgehilfinnen aus der Anstalt.

Die edlen Oberaufseherinnen halten es weder für zu mühselig, noch unter ihrer Würde, das Haus Tag um Tag zu besuchen; selbst in die Küche, in die Schlafzimmer zu gehen; die Speisen zu kosten; in alle kleine Einzelheiten einzutreten. Die Fehlbaren werden in ihrer Gegenwart bestraft; die Vorzüglicheren von ihnen selbst belobt, ermuntert. Die Mädchen betrachten diese und ihre Lehrerinnen, als ihre wahren Mütter, und hangen ihnen mit lebenslänglicher dankbaren Zuneigung an.

Alle Sonntage begleiten die Oberaufseherinnen selbst, nach der gewöhnlichen Hausuntersuchung, den Mädchenschwarm zur Kirche. Da haben die Kinder ihre Bänke den Aufseherinnen gegenüber. Die Garnison ist dann unter Gewehr und füllt einen Theil des Tempels. Die Musik des Regiments führt einige Stücke aus. Diese Feierlichkeit wird um so rührender, wenn man dann wohl in der gleichen Kirche Eltern der Kinder sieht, Eltern, die einst im Koth aller Laster versunken waren, und nun mit stiller Freude auf ihre bessern Kinder blicken, oder betend und dankbar ihr Auge zu Gott erheben.

Ist die Erziehung der Töchter vollendet, werden sie verehlicht. Ein junger, ehrbarer, freier Mann, oder ein ehmaliger gebesserter Sträfling, von unbescholtener Sitte, wünscht sich zu vermälen. Er mag sich nicht mit einer aus Europa gekommenen Verworfenen, oder mit einem Mädchen verbinden, das vielleicht bei verderbten Eltern erwuchs. Er wendet sich also an eine der Oberaufseherinnen; denn ohne von einer derselben begleitet zu sein, darf keine fremde Person in das Erziehungshaus treten. Da, unter irgend einem scheinbaren Vorwand, geht er in die Schul- und Arbeitssäle, und findet er ein Frauenzimmer, welches sein Herz fesselt, so entdeckt er der Oberaufseherin seine Empfindungen. Diese befragt die Geliebte, die den, der um ihre Hand erwirbt, annehmen oder zurückweisen kann. Im ersten Fall werden noch die Eltern, wenn das Mädchen dergleichen hat, um ihre Einwilligung befragt. Man setzt die Vortheile und Nachtheile der vorgeschlagenen Heirath auseinander, und gibt dem Mädchen selbst Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft dessen zu machen, der es zur Ehe verlangt.

Die Regierung hört nicht auf, sobald der weibliche Zögling aus der Anstalt tritt, für denselben zu sorgen. Der Staat gibt jeder Tochter am Tage der Vermälung eine schöne Ausstattung; sie besteht in Ländereien, Heerden, Geräthschaften aller Art und Sklaven. Der Ehevertrag wird von der Gemahlin des Gouverneurs und des Statthalters jedesmal mit unterschrieben.

Auf gleiche Weise wird für die Knaben gesorgt. Später als die weibliche Erziehungsanstalt, wurden zu Sidney noch zwei Schulen für Knaben errichtet und mit öffentlichen Einkünften versehen. Eine dritte solcher Anstalten für Knaben wurde im J. 1811 gegründet, worin der Unterricht nach Lancasters Art ertheilt wird. Und doch scheint, als trüge die Regierung für gute weibliche Erziehung ausgezeichnetere Sorgfalt. Sie weis es wohl: Männer machen die Gesetze, aber Weiber die Sitten!

Um die gegenwärtige Bevölkerung rascher zu veredlen, und das Bessere von allem Schlechten zu trennen, hat die Regierung noch ein anderes sehr wirksames Mittel ergriffen. Hat sie nämlich im Sinn, irgendwo eine neue Niederlassung zu stiften: so schickt sie die verdorbensten Menschen, die strafbarsten Verurtheilten dahin, die man dann zur ersten Entwilderung der Einöde gebraucht und die schwersten Arbeiten verrichten müssen, unter denen sie oft erliegen. Andere, minder verderbte Familien genießen dann bald die Früchte dieser ersten Mühen, die nicht ohne Aufopferung einiger Individuen gewonnen werden konnten.

Die Niederlassung auf **Norfolk** ist eine derjenigen, welche als die härtesten Verbannungsörter angesehen werden. Zwar die Insel ist von ungemeiner Fruchtbarkeit; aber die sommerliche Hitze zuweilen unerträglich. Thiere, eine Stunde nachdem sie getödtet worden, sind schon verfault. Hierher sandte man den Auswurf des schlechtesten Gesindels von ganz Neu-Südwales. Wenige, die dahin kamen, blieben lange gesund und am Leben. Die Sterblichkeit der Menschen in Norfolk war anhaltend so groß, daß die Regierung sich endlich gezwungen sah, zur Räumung dieser Pflanzstätten zu schreiten.

Von Großbritanien kömmt jährlicher frischer Zuwachs an Menschen. Es sind aber nicht eitel Gauner, Räuber und Diebe, sondern auch Personen von guter Familie, von guter Erziehung, von Kenntnissen; Personen, die blos wegen Theilnahme an bürgerlichen Unruhen hierher verbannt werden. Besonders haben die vielbedrängten **Irländer** dies Schicksal. Im Jahre 1803 fand **Peron** bei sechstausend solcher Verbannten aus Irland in Neu-Südwales; und **Turnbull** bemerkte zehn Jahre später, daß **die Hälfte der Bevölkerung von Port Jakson**, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, aus Irländern bestand, die man, wegen politischer Sünden über das Meer verwiesen hatte. Wer hierher kömmt, nicht als Verbrecher und Sklav, erhält von der Regierung hundert Morgen Landes; jede Person weiblichen Geschlechts dreißig, und für jedes Kind zehn.

Die Polizei nimmt, wie man leicht vermuthen kann, mit der Bevölkerung an Strenge und Wachsamkeit zu. Eine Besatzung von achthundert Mann in Sidney hält Alles im Zaum. In Sidney wohnt der Polizeihauptmann, dessen fürchterliche Strenge die verwegensten Verbrecher schreckt. Die kleinsten Fehler werden sogleich mit zwei bis dreihundert Stockschlägen bestraft, und selten verstreicht ein Tag, da nicht bei zwanzig dergleichen Bußen, ohne weitern Prozeß, im Gefangenhof vollzogen werden. Unter so vielem Gesindel fehlt es, um kleine Belohnungen, nie an Verräthern irgend eines Anschlags. — Besonders müssen die zahlreichen **Irländer** beobachtet werden. Es sind meistens herzhafte, entschlossene Leute, voll Groll und Haß gegen die Briten, gegen die sie schon in Europa in mehreren Aufständen die Waffen getragen hatten.

Alle Abend wird in der Stadt zeitig der Zapfenstreich geschlagen; dann muß jedermann sich in sein Haus zurückziehen. Es darf sich niemand auf den Straßen zeigen, als wer entweder ursprünglich frei, oder sonst mit Erlaubniß versehen ist. Vor Tagesanbruch darf keiner von den Freigesprochenen ausgehen. Das letzte Zeichen wird vom Thurm mit einem Trompetenstoß

gegeben. Weh dem, der sich nach diesem noch blicken läßt! Schaaren von Konstablern, mit langen Hakenstecken versehen, ziehen umher, und die ganze Nacht durch in den Gassen auf und ab.

Bis jetzt ist das Innere des großen südindischen Welttheils ganz unbekannt; man drang kaum hundert Meilen weit von der Küste landeinwärts. Von Sidney aus hat die Nachwelt neue Entdeckungen zu erwarten. Unser Jahrhundert sieht dort den Keim eines neuen Staates gelegt und sprossend dessen Zweige in einem künftigen Jahrhundert ganze Völkerschaften bedecken wird. So bleibt dieses Unternehmen unstreitig eines der wichtigsten und folgereichsten unsers Zeitalters.

Rz.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Das Urtheil der Italiäner über deutsche Literatur.

So tief und zart auch Schlegels Bemerkungen über die dramatische Literatur aufgefaßt sein mogten, mit unsern lieben Nachbaren an der Mittagsseite der Alpen hat er es im Grund und Boden verdorben. Die Italiäner werden immer williger sein, sich durch die Waffen, als durch die Ideen der Deutschen beherrschen zu lassen, und ziemlich gemeinschaftlich mit den Franzosen, uns noch lange als ungeschlachte Ostrogothen betrachten. Allenfalls sind sie wohl so artig, einem Fürsten Blumen zu streuen, unsern Dichtern eine Höflichkeit zu sagen, und gli Herder, i Wieland, i Göthe, e gli Schiller, die piu nobili ingegni zu Ehren des Großherzogs von Weimar zu nennen, che della sua capitale fece l'Atene Germanica. Aber wollen sie ihre Meinung über diese Schiller, Göthe, Klopstok einmal rein aussprechen, so lächeln sie mit stolzer Wegwerfung und sagen:

Barbarus hic ego sum qui non intelligor illis.

Von deutschen Denkern darf man ihnen nun gar nichts sagen; besonders bleibt ihnen Kant ein Typus deutscher Leerheit und Schulfüchserei, wenigstens der teste de Tedeschi settentrionali. Sein System ist ihnen ein involucro d'imponenti parole che creano misterio soltanto coll' artificio della oscurità.

Ich zweifle nicht, diese Art, die deutsche Literatur und Kunst zu beurtheilen, wird noch lange in Italien, Frankreich und Spanien Ton bleiben, auch wenn unsere bessern Werke daselbst bessere Uebersetzer finden, als die bisherigen, welche meistens selbst nur verwelschte Deutsche waren; während die gutmüthigen Deutschen, geeignet sich in allerlei Nationalität hineinzufühlen und zu verpuppen, gegen alle Völker gerechter oder billiger, als gegen sich selbst sind.

Es giebt, wie im Physischen, auch im Geistigen, eine auseinanderstrebende Polarität; einen Nord- und Südpol der europäischen Literatur, jener in sich ziehend, dieser aus sich strömend. Die Deutschen befinden sich auf dem wandelbaren Indifferenzpunkt, an beiden theilnehmend, von beiden gemieden.

Von geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters.

Allgemeiner Ueberblick.

Die Zeit ist kein Sumpf; sie ist Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends; sondern fortwährender Wandel der Dinge und darum Verwandlung von Allem. Eine Welle lockt die andere nach. Jede kömmt unaufhaltsam, weil sie muß. Aeltere und neuere Thoren wollten vergebens gewisse Blätter der Geschichte durchstreichen, die ihrem Eigennutz oder Dünkel mißfielen. Das Geschehene aber war geschehen, trotz der Zensur-Edikte und Bücherverbote. Es wirkte groß fort. Das menschliche Geschlecht wandelt aufwärts am Ufer des Stroms, dem hohen Quell desselben entgegen. Und wie es fortschreitet, und höher steigt, übersieht es immer mehr des Verflossenen. Aber das Künftige bleibt hinter den Nebeln. Der Quell des Stroms stürzt aus der Urne des ewigen Gottes.

Von je höhern Standpunkten man die Geschichte der Menschen übersehen kann, je wichtiger kann man ihre einzelnen Theile würdigen. Denn was Theil ist, erklärt sich nur aus Erkenntniß des Ganzen in seinem Zusammenhang. An China's Gränzen entsprang die Flut der Völkerwanderung, des alten Roms Zertrümmerung. Im Kabinet des Papst Hildebrand ward die Kirchentrennung eingeleitet. Aus den Ueppigkeiten des französischen Hofes gingen die Guillotinen Robespierres, der Brand von Moskwa, und die Freiheitskriege beider Amerika's hervor.

Es sind Viele, welche durch Kunst und Gewalt den ewigen Strom zum stillen Sumpf eindämmen möchten. Aber die Quellen können sie nicht abgraben. Er wird übertreten, und ihr thöriges Treiben macht das Unheil größer, welches sie fürchten. Sie möchten die ihnen liebe, alte Zeit verewigen; sie möchten die ihnen lieben, alten Herrn- und Knechts-Ideen zurückführen, und alle spätergeborenen Begriffe aus dem Weltall verstoßen. Aber der Strom, den sie auf einen Augenblick hemmen, wird nur einen Augenblick stiller, weil er immer breiter, immer tiefer, immer ungeheuerer wird. Das ist alte Erfahrung: nichts macht die Tugend liebenswürdiger, als die Ekelhaftigkeit des Verbrechens; und Tyrannen waren von jeher die besten Herolde der Freiheit.

Man kann sich daher wohl die seltsame Stimmung der Welt im gegenwärtigen Zeitpunkt erklären; den Anblick des Friedens ohne Zufriedenheit; den stillen Drang und Gegendrang der Meinungsparteien, der Kinder alter und neuer Welt; das Fordern und das Weigern.

Neben den politischen Wirren, Wehen und Spannungen erzeugen sich geistliche oder kirchliche. Sie scheinen zwar den politischen ganz untergeordnet zu sein, aber sie werden auf diese nicht ohne eine Rückwirkung bleiben. In der Weltgeschichte steht keine Thatsache isolirt.

Während Rußlands gemüthlicher Selbstherrscher die europäischen Völker durch Religiosität in eine einzige Familie, als Kinder eines Gottes, auflösen und das höchste Ideal der Menschenliebe verwirklichen möchte; sucht die römische Curie ihr altes, verlorenes Reich und Recht wieder bei den Getreuen, und mit unversöhnter, wenn auch klug verhüllter Antipathie gegen die Ungetreuen des heiligen Stuhls. Die Thätigkeit der Nuntiaturen wird wieder erblickt. Daher, je nach Verschiedenheit der Rohheit und Bildung bei den Völkern, Reibungen mancherlei Art, begleitet von Lust und Furcht bei den Rückschritten oder Fortschritten des geistlichen Einflusses in katholischen Staaten. Von der andern Seite in den Ländern der Protestanten Streben nach Vereinigung der Kirchenparteien, während schwärmerische Inbrunst neue stiften möchte, zwischen Katholiken und Protestanten in der Mitte. Die Feier des Reformationsfestes tritt dazu, und bildet, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, eben im gelegensten oder ungelegensten Augenblick einen scharfen Gegensatz zu dem Allem, was in Rom aufgeboten wird, des Papstes Macht und Einfluß zu erhöhen.

Verschiedenheit der Religion von den Dogmen und Kirchenverfassungen.

Alle diese und ähnliche Bewegungen in geistlichen Dingen, wovon wir in den Geschichten dieser Zeit so vielgestaltige Erscheinungen wahrnehmen, sind, wie alle ähnliche der früheren Jahrtausende, weder durch Religion selbst veranlaßt, noch haben sie die Wahrheit der Religion zum eigentlichen Zweck gehabt. Demungeachtet mußte die Religion allen Abscheulichkeiten oder Lächerlichkeiten, welche des Menschen Leidenschaft bei solchen Anlässen zur Schau bot, den Vorwand und Namen geben.

Dieser unabsichtliche oder schlau berechnete Betrug war um so leichter, weil man von jeher drei voneinander sehr verschiedene Begriffe und Sachen miteinander verwechselte: die Religion, die Glaubenslehre, die Kirchenverfassung.

Die Religion ist das reine Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, das höhere Leben und Dastehen der Geister zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen, mit Beziehung ihrer Thätigkeit auf beides. Das ist die Religion an sich, bei den rohesten Wilden und bei den weisesten Menschen; das die Selbstoffenbarung Gottes in der Brust aller Nationen, aber mehr oder minder klar oder verdunkelt, nach Maaßgabe der Bildungsstufen, auf welchem die Geister stehen. Diese Offenbarung stellte Jesus Christus in ihrem reinsten Glanze dar; er zeigte den ewigen Weltvater und die Menschen als Glieder der göttlichen Geisterfamilie, und die Verbindung aller zum Reich Gottes. Keiner hatte vor Christo, keiner nach ihm Höheres, und Erhebenderes, Wahreres und Befriedigenderes aussprechen können. Aus Erkenntniß unserer Verwandtschaft mit dem Ewigen, und unserer Stellung zum Vergänglichen, ergab sich die

Reihe unserer Verpflichtungen von selbst. Christus zog die ins Thierische und Vergängliche verlorene Menschheit zu ihrer Würde wieder empor; streifte vom Geist die Banden des Irdischen ab, indem er auf das Himmlische wies. Darum wird er Welterlöser genannt. So wenig die Wahrheit eines mathematischen Satzes ein Produkt der Erdenklimate oder der Staatsverfassungen ist, und sich mit ihnen ändert, eben so wenig ist die reine, wahre Religion, das Selbstbewußtsein der Geister, ihr Wandel im Ewigen, von Klimaten und Staatsverfassungen abhängig.

Ueber die von Christo offenbarte Religion und ihre Wahrheit ist nie Streit geführt. Sie ist aller Vernunften höchste Blüte. Sie ist der innerste Kern alles Kirchenthums, nicht nur bei Katholiken und Reformirten, Lutheranern und Separatisten aller Art, sondern auch bei Türken und Juden.

Anders ist es mit den Glaubenslehren, da sich der reine vom Himmel gefallene Lichtstrahl in der irdischen Trübe bricht und färbt. Die Glaubenslehren beziehen sich weniger auf das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, als auf das Verhältniß derer, welchen die Religion offenbart ward, zu dem Offenbarer. Sie geben die Person desselben, als Mittler zwischen der Gottheit und Menschheit an, so wie die Vorstellungen, mit denen man sich das Uebersinnliche zu versinnlichen strebt. Die Religion, welche Christus offenbarte und hatte, war eine ganz andere, als die christliche, welche meistens in Meinungen über ihn, über die Verehrungsart Gottes und über die Art und Weise des künftigen Seins bestand. Die Religion Christi konnte die Religion aller Sterblichen sein und ist es mehr oder weniger wirklich eben so schnell, als sie ausgesprochen wird. Denn der Wahrheit widersteht keine menschliche Vernunft. Die christlichen Glaubenslehren, welche hinzugefügt wurden, nahmen den Karakter der Völker und Zeiten an, in welchen sie eine um die andere entstanden. Daher erschienen sie hier finsterer, dort heiterer; hier spitzfindiger, dort der Einbildungskraft gefälliger; abhängig vom Klima und von den Kulturstufen der Nationen. — Während die Religion Christi die Religion des menschlichen Geschlechts werden kann und werden wird: können die Dogmen oder Glaubenslehren der Juden, Türken, Katholiken und Protestanten nicht aller Welt Sache sein.

Noch etwas anders, als die Glaubenslehre, ist die kirchliche Verfassung, oder die Stellung der Lehrer und Priester zu denen, die belehrt werden sollen. Jeder Lehrer hat durch die Natur seines Geschäfts schon bei denen, die von ihm lernen, eine gewisse Autorität, oder muß sie zu haben wünschen. Er sollte sie nothwendig durch höhere Tugend oder Einsicht erhalten; es ist aber bequemer, sie durch äusserlichen, auf die Sinne wirkenden Pomp, oder durch Besitz von Unabhängigkeit und Machtmitteln, oder unterstützt vom weltlichen Arm, zu gewinnen. Man weiß, wie eifersüchtig die Priester fast aller Nationen auf ihr Ansehen waren. Am tiefsten gründeten sie es in der abergläubigen Unwissenheit der Nationen. Sie nahmen bald die Ehrfurcht derselben vor den göttlichen Dingen für sich selbst in Anspruch und stellten sich, als Gottesboten und Dolmetscher des himmlischen Willens dar. So entwickelte sich auch in der christlichen Kirche mit dem Lauf der Jahrhunderte eine Hierarchie und Theokratie, wie wir Aehnliches bei

Völkern von andern Glaubensarten fanden. Das Orakel bei den Heiden, wie die Untrüglichkeit des Papstes bei den Christen, stieg aus ziemlich gleichen Quellen hervor; Gewohnheit macht zuletzt Alles erträglich oder schön. Wie sehr auch die Tugenden Christi mit den Lastern seiner spätern Verkünder, seine Demuth mit der dreifachen Krone und dem Pantoffelkuß seines nachmaligen Stellvertreters in Widerspruch stehen mochte, — es fiel nicht mehr auf. Die Priesterschaft forderte eigentlich nichts für sich, sondern Alles, als Opfer, für den Himmel; aber sie genoß das Opfer, nicht der Himmel. Beleidigung ihrer nannte sie Beleidigung des Himmels; Verlachung ihrer Fehler hieß Religionsspötterei. So verwechselte sie ihr Interesse mit dem Interesse der Religion. Das Wort Jesu, die Mannigfaltigkeit bloßer Glaubenssätze, das kirchliche Zeremoniel und die priesterliche Autorität galten zuletzt als eine und dieselbe Sache.

Gemeine Vorurtheile den Protestantismus angehend.

Es gibt keine katholische, keine lutherische, keine zwinglische Religion — sondern nur eine Christusreligion. Aber es gibt eine katholische, eine lutherische, eine reformirte Kirche. Die Reformatoren griffen zuerst blos die kirchliche Verfassung an, wegen der Uebermüthigkeit und Ausschweifung der Priesterschaft; erst später die Glaubenslehren; nie aber die Religion selbst. Das galt aber den Angegriffenen gleich. Sie nannten die Reformatoren und deren Anhänger Religionsschänder, Widersacher Gottes und Diener des Teufels. Dieselben Ehrentitel wurden ihnen zurückgegeben. Zwingli und Luther fingen ihren Kampf bei der Ablaßkrämerei des Samson und Tetzel an, und endeten mit dem Abfall von der römischen Hierarchie und den durch diese eingeführten Meinungen, Kirchgebräuchen und Glaubenslehren. Die Reformation stellte das Urchristenthum nicht wieder her, sondern nur die Befreiung des Glaubens von den Machtsprüchen Roms, indem sie auf die Bibel, als reinste Erkenntnißquelle der religiösen Wahrheiten zurückwies. Statt der bisher gewesenen kirchlichen Monarchie oder Despotie entstand kirchliche Republik oder Anarchie. In dieser Republik wurden die Reformatoren bald selber uneinig, weil sich bloße Glaubens- und Meinungssätze nach den Vorkenntnissen und Gemüthsarten derer bilden, die sie hegen. Die Worte der Bibel ließen sich mannigfach auslegen, zumal bei allzuweniger Kunde der todten Sprachen und des alten Orients und seiner Bewohner. Nothwendige Folge davon ward Verwirrung, Parteiung, Spaltung, Zwietracht. Lutheraner und Reformirte haßten sich bald mit nicht minderer Erbitterung, als sie von den Katholiken gehaßt wurden. Im Streit um die Religion, wie sie ihre Glaubenssätze hießen, ging das Religiöse selbst zu Grunde. Man ward aus eitel Liebe des Menschen Mörder und Mordbrenner. Aller Hader ging in Schulgeschwätz und scholastische Spitzfindigkeit oder in mystische Schwärmerei aus.

Die Parteien zerfielen aber wieder in Unterparteien und Sekten. Man fürchtete, die Zersplitterung werde ins Unendliche fortgehen, und es werde zuletzt so vielerlei Kirchen, als Haushaltungen im Lande, geben. Dies zu hindern, versammelte man sich um Glaubens-

bekenntnisse und symbolische Bücher. Man schwor auf die Worte der Meister. So traten nun bei den Protestanten symbolische Bücher an die Stelle der Bibel, und wurden den Lutheranern und Reformirten, was den Katholiken die Sprüche der Kirchenväter, der Konzilien und Päpste waren. Denn auch diese beriefen sich auf die Bibel, wie es die symbolischen Schriften thaten. Wer anders auslegte, war Ketzer und Irrlehrer.

Hiermit waren die Meinungen eingebannt und der Protestantismus hatte von seinem ursprünglichen Wesen Großes verloren. Nun war bei den Lutherischen rechtgläubig, im Abendmahl bei den Worten: „Das ist mein Leib und Blut", an eine Anwesenheit des Körpers Christi im Brod und Wein zu denken; bei den Calvinisten, an eine übernatürliche Einwirkung Jesu, durch welche die Gläubigen seinen Körper genossen; bei den Zwinglischen, daß Brod und Wein blos Sinnbilder des Leibes und Blutes wären. Es war bei den Lutherischen rechtgläubig, anzunehmen: die von Gott zur Seligkeit Erwählten könnten den Einwirkungen seiner Gnade nicht widerstehen, während die Nichterwählten, als von Natur verderbt, die Gnade, welche zu ihrer Bekehrung wirken wolle, zurückstießen; bei den Kalvinischen: Wer von Gott zur Seligkeit berufen sei, werde auch wider eigenen Willen selig, und wer von Gott ursprünglich zum Gefäß des Zorns bestimmt sei, bleibe ewig verstockt und verdammt, so sehr er auch seine Rettung wünschen möge; bei den Zwinglischen: Gott habe niemandem den Himmel verschlossen, wer ihn fürchte und seine Gebote erfülle, der sei ihm angenehm unter allerlei Volk. Bei den Lutherischen betete man: Vater unser; bei den Reformirten: Unser Vater.

Man sieht wohl, daß diese Wichtigkeiten, in welchen sich die neuen Kirchparteien unterschieden, nie hätten wichtig genug sein sollen, sie zu trennen, geschweige sie zu der Raserei zu begeistern, sich mit Feuer, Schwerdt und Verbannung zu verfolgen. Auch sieht man, daß Zwingli beiweiten mit mehr Vernünftigkeit lehrte und im bessern Deutsch betete. Inzwischen ward alles dies fortan symbolisch erhärtet, und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Beiweitem war das wohl nicht das Beste, was die Stifter der neuen Kirchen Neues lehrten, sondern eher Vieles, was sie von dem Alten, so in der katholischen Kirche gelehrt wurde, nicht beibehalten mochten. Dahin gehörten auch, daß sie insgesammt den Gottesdienst in den Tempeln sehr vereinfachten, weil durch die Menge des Zeremoniels ihnen gleichsam ein neues Heidenthum entstanden zu sein schien; ferner, daß sie in der Kirchenverfassung, statt der päpstlichen Monarchie, demokratischere oder aristokratischere Formen beliebten. Uebrigens ist nicht zu zweifeln, wäre Zwingli öffentlicher Lehrer in Wittenberg, und Luther Pfarrer in Zürich gewesen, würde Norddeutschland zwinglisch und die Schweiz und Pfalz lutherisch geworden sein.

Staatsverfassungen und Klima hatten auf die Reformation und deren Gang wohl keinen wesentlichen Einfluß, wenigstens nicht einen so mächtigen, als manche Schriftsteller glaubten, die sich durch einen schimmernden Einfall blenden ließen. Die Kühle der nördlichen Länder

macht wohl schwerlich für Protestantismus empfänglicher; denn wem ist unbekannt, wieviel Mühe es dem britischen und schwedischen Hofe kostete, das neue Kirchenthum in ihre Staaten einzuführen? Die Normänner standen mehrmals bereit, ihren katholischen Glauben mit dem Schwerdt zu vertheidigen, und Irland ließ ihn nie fahren; die griechische Kirche erfüllt noch heut das russische Reich; dagegen war das südliche Frankreich und ein guter Theil Italiens anfangs auf gutem Wege, freiwillig zum Protestantismus überzugehen.

Noch seltsamer klingt die Meinung, welche selbst in unsern Tagen von einigen Schriftstellern frisch gegeben wird: Der Protestantismus sei ein Produkt rein germanischen Wesens. Selbst gute Köpfe, wie Arndt und Benzenberg, ließen sich von der Mode der Deutschthümlerei bethört, zu Urtheilen verleiten, denen die Geschichte der Reformation, so wie die Geographie geradezu widerspricht.

Montesquieu kannte bestimmt den muhamedanischen Glauben zu wenig, als er behauptete, derselbe sei am besten für despotische Staatsverfassungen geeignet. Der Despotismus hängt weniger von der Religion des Volks, als von der Religiosität der Gewalthaber ab. Das christliche Europa hatte der Despotieen und Despoten von jeher nur zuviel. Das Liebeswort des Evangeliums galt leider oft weniger, als das Schwerdt Petri. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn ein Bramine oder Sheriff oder Mufti in Asien die Geschichte des christlichen Europas von den Bekehrungskriegen Karls des Großen bis zur Ausbreitung des Christenthums durch die spanischen Waffen in Amerika und den neuesten Füsilladen und Noyaden, erzählte, und er nun behaupten wollte, daß das Christenthum zur Despotie und Grausamkeit geneigt mache; der Islamismus oder der Dienst Brama's aber zur Großmuth und Barmherzigkeit. — Montesquieu kannte bestimmt die Geschichte der Reformation zu wenig, als er sein kurzes, flüchtiges Kapitel schrieb: Que la religion catholique convient mieux à une monarchie, et que la protestante s'accomode mieux d'une republique; ein Satz, den noch in unsern Tagen deutsche Schriftsteller nachbeten. Diese thun es vermuthlich, weil Montesquieu sagt: Die nordischen Völker haben und werden immer einen Geist der Unabhängigkeit und Freiheit haben, der den südlichern Völkern fehlt.

Die griechische Kirche ist der katholischen aufs nächste verwandt; Rußland aber liegt ziemlich nordwärts. Die Irländer wollen Katholiken bleiben, aber streben nach Freiheit. Die Freiheitsversuche Frankreichs sind noch in frischer Erinnerung, so wie die Freiheitskriege des südlichen, reinkatholischen Amerika's ununterbrochen seit vielen Jahren dauern. In deutschen katholischen Staaten fand man die Macht der Fürsten durch verfassungmäßige Landstände beschränkt, während im protestantischen Preußen ein unbeschränkter König herrscht, und die aus katholischen Zeiten stammenden Landstände und Fürstentage längst verschwunden sind. In der Schweiz sind die größern protestantischen Freistaaten mehr den aristokratischen Formen zugethan; die rein demokratischen Freistaaten hingegen hielten am katholischen Glauben am festesten und sind noch heutiges Tages dafür leicht entzündliche Eiferer.

Gemeine Vorurtheile den Katholizismus angehend.

Liest man die Geschichte der großen Kirchentrennung und ihres Ganges, wird man sich bald belehren können, daß, wo heutiges Tages die protestantischen Kirchen blühen, es meistens dem persönlichen Karakter der zur Zeit der kirchlichen Umwälzung herrschenden Männer zu danken ist. Damals galt noch im Staatsrecht der Europäer der Lehrsatz: Wem Volk und Land gehören, dem steht auch die Macht zu, die ihm gefällige Kirche in denselben zu bestimmen. So führte Gustav Wasa in Norwegen, wie es sich auch dagegen sträuben mochte, das Lutherthum ziemlich gewaltthätig ein; so verjagten Frankreich und Salzburg hinwieder ihre Protestanten; und Baiern wäre, hätten die Herzoge dieses Landes den Neigungen des Volkes gefolgt, unstreitig lutherisch geworden.

Die Formen der protestantischen und katholischen Kirchenverfassung hatten auf Gestalt und Wesen der Staatsverfassungen überall wenig Einfluß. Die protestantischen Völker wurden durch ihr neues Kirchenthum keineswegs politisch-freier; wohl aber wurden die Fürsten derselben freier und unbeschränkter, in so fern sie sich von den Machtsprüchen des Papstes losrissen und den politischen Einfluß der Geistlichkeit brachen. Meistens übernahmen die protestantischen Fürsten selber in ihren Landen die Stelle des Papstes, und es geschah nichts in Glaubens- und Kirchensachen ohne ihre Genehmigung. Die Völker hatten eigentlich keinen Vortheil, als welchen sie schon durch Trennung vom Papst- und Mönchthum überhaupt, so wie dadurch empfangen hatten, daß mehr Geld im Lande kreisete, welches vormals für Ablaß, Dispensen und dergleichen nach Rom ausgeströmt war. Inzwischen blieb den Haushaltungen darum nicht mehr Geld, als vorher; denn sie mußten desto reichlicher den Fürsten steuern.

Es ist einmal Zeit, eine Reihe von Nachbetereien und Vorurtheilen abzulegen, welche man bisher vom Einfluß der Kirchenverfassungen auf Staatsverfassungen, oder vom Einfluß der Glaubenslehren auf den Geist der Nationen in Europa ohne Prüfung, und im vollen Widerspruch mit der Geschichte vergangener Zeit und mit der Gegenwart beibehalten hat. Die katholischen Schriftsteller machten dem Protestantismus eben so viele Vorwürfe, und eben so ungegründete, als die protestantischen dem katholischen Glauben. Eine der lächerlichsten Behauptungen von jenen ist, daß der Protestantismus die Völker zu Meutereien geneigt machte. Dazu führten sie Belege aus der Geschichte von England, von Schweden, und selbst den Bauernkrieg an. Inzwischen ließe sich, wollte man Klopffechterei treiben, eben so gut behaupten, der Protestantismus mache die Völker geneigter zu Gehorsam, als der Katholizismus. Denn Deutschland habe weder so viele, noch so blutige Volksaufstände erlebt, als Neapel, Rom selbst, Frankreich und andere katholische Staaten.

Zu den gemeinsten Vorurtheilen der Protestanten gehört auch, daß die katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung die Denkfreiheit hemme. Diese Einbildung ist besonders bei uns im nördlichen Deutschland eingewurzelt, weil man in Oesterreich und Baiern die Wissenschaften minder blühend sah. Allein, die Geschichte Europens, seit der Reformation, macht unwider-

sprechlich klar, daß es weder die protestantische noch die katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung sei, welche die Wissenschaften begünstige oder beschränke, sondern die Weisheit oder Unweisheit der Gesetzgeber; die größere oder geringere Geistesbildung der Fürsten; der stärkere oder schwächere Einfluß, welchen sie den Mönchen und Schwärmern auf sich gestatten.

Die preußischen Unterthanen dankten ihre Geistesfreiheit wohl schwerlich dem protestantischen Glauben, sondern den freien Ansichten, welche der große Friederich II. besaß. Eine Reihe von Wöllnern und Bischofswerdern würde auf das protestantische Preußen ohne Zweifel denselben Einfluß gehabt haben, welchen in manchen katholischen Staaten die Umtriebe der Mönche auf klösterlich erzogene Fürsten hatten.

Frankreich ist katholisch in Glaubenslehre und Kirchenverfassung; es war mit Abteien, Mönchs- und Nonnenklöstern überladen. Demungeachtet standen hier die freiesten Denker, die geistvollsten, unbefangensten, sogar frechsten Schriftsteller auf, während das protestantische Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen mit ihrer Geisteskultur sich noch nicht groß machen durften. Selbst Italien hatte hier noch den Vorschritt. Ohne Frankreichs höhere, wissenschaftliche Bildung hätte Deutschland wahrscheinlich weder einen Friederich II., noch einen Kaiser Joseph II. gehabt, wie sie nun wurden. Der Grund lag aber gewiß nicht am Protestantismus der französischen Könige, sondern daran, daß schöne Weiber von jeher mehr Einfluß, als dumme Mönche auf sie hatten. Die Franzosen nennen noch heutiges Tages das Zeitalter Ludwigs XIV., in Rücksicht der Wissenschaften und Künste, ihr goldenes Zeitalter. Aber Ludwig war so guter Katholik, daß er binnen drei Jahren bei fünfzigtausend protestantische Familien aus seinem Reich verbannte.

Die protestantischen Staaten freilich gewannen allerdings viel durch ihr neues Kirchenthum, es ist nicht zu läugnen. Ihre Beherrscher wurden unabhängig von einem geistlichen Herrn zu Rom; behielten viel Geldes im Lande, das sonst der Rota romana zufloß; gewannen mehr Arbeitstage durch Minderung der Festtage; mehr thätige Unterthanen, weil man die jungen Männer und Mädchen nicht mehr in Klöster sperrte und zur Ehelosigkeit und Unthätigkeit verdammte; eine freiere Erziehung, weil man den Unterricht der Fürsten und Unterthanen nicht mehr beschränkte, Klösterlingen oder fanatischen Priestern ausschließlich überließ. — Doch kann man von der andern Seite auch wieder nicht läugnen, daß alle diese Vortheile keinem Lande durch das Wesen des katholischen Glaubens und Kirchenthums versagt waren, sondern nur durch Unwissenheit oder Feigheit der Fürsten, oder Schlauheit der Päpste und ihrer Nuntiaturen. Denn wir alle wissen, daß die Aufhebung der Mönchsorden und Kloster dem Wesen der katholischen Kirche nicht widerspricht. Viele katholische Fürsten hoben die geistlichen Orden und Klöster auf und blieben dennoch gut katholisch; oder verminderten die Festtage, oder gaben den Unterricht der Prinzen an weltliche Gelehrte.

Hätten die katholischen Fürsten Deutschlands die freiere Erziehungsweise genossen, deren sich die französischen rühmen konnten, so würden sie zwar immer gute Katholiken geblieben sein,

aber vom Papst keine Gesetze empfangen haben. Die päpstlichen Nuntien zu Brüssel, Köln, Wien, München und Luzern hätten nicht ihre Eingriffe in die Rechte von den Vorstehern der deutschen katholischen Kirche mit so vielem Glück fortgesetzt, als sie wirklich mit Beharrlichkeit und Schlauheiten es vermochten.

Die französischen Könige, welche doch selbst von den Päpsten die allerchristlichsten geheissen werden, waren immerdar gute Katholiken, wenn auch nicht päpstisch. Die Freiheiten der gallikanischen Kirche beweisen, wie unwesentlich der Machteinfluß des römischen Hofes zum katholischen Kirchenthum gehöre. Eben derselbe König, welcher die Protestanten aus Frankreich vertrieb, wofür er ohne Zweifel in ältern Zeiten unter die Heiligen versetzt worden wäre, drängte auch das päpstliche Ansehen aus Frankreich zurück. Unter ihm, sogar durch Anstiftung eines sehr rechtgläubigen Jesuiten, des Pater La Chaise, ward von der gesammten französischen Geistlichkeit ausgesprochen, und gesetzlich: Der Papst hat in weltlichen Sachen des Reichs kein Ansehen; die Kirchenversammlung steht über dem Papst; der Gebrauch der apostolischen Gewalt ist von den Gesetzen der Kirche beschränkt; die Entscheidungen des Papstes in Glaubenssachen sind erst unwiderruflich, wenn die Kirche sie angenommen hat.

Verirrungen der Protestanten nach der Reformation.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, da der Bestand der protestantischen Kirchen einmal entschieden war, verlohr sich allgemach die Glaubenswuth der europäischen Christen. Der Papst hatte die alte Kraft verloren, Religionskriege und Kreuzzüge anzuordnen, und die Könige fanden bei diesen auch keinen Vortheil mehr. Katholische und protestantische Fürsten schlossen sogar, wenn es in ihrem Interesse lag, mit einander Bündnisse der sogenannten ewigen Freundschaft; mithin blieb den Völkern auch nichts anders übrig, als mit einander verträglich zu leben. Höchstens blieben noch die theologischen Zänkereien in einigen Schulen und auf einigen Kanzeln. Weil aber das Volk zu wenig Antheil daran nahm, und die Wissenschaften immer helleres Licht ausgossen, lachte man zuletzt über die polemischen Kunststücke der Gottesgelahrten, und wunderte sich nicht wenig, daß die lieben Alten einander um der Gnadenwahl willen die Hälse gebrochen hatten. Man schritt in der sogenannten Aufklärung immer weiter, und sowohl in protestantischen, als katholischen Ländern ward französische Frivolität sogenannter guter Ton der sogenanten großen Welt. Viele Leute aus der kleinen Welt folgten dem Beispiel, wie kleine Leute immer gern zu thun pflegen.

So wie in der katholischen Kirche wackere Geistliche dem alten Aberglauben des Volks entgegenarbeiteten, gesundere Religionsbegriffe ausbreiteten, und vom bloßen Sinnenwerk und Zeremoniel und Gebeteplappern zur wahren innern Religiosität und Gemüthsheiligung führten: wandten sich die bessern Lehrer der protestantischen Kirchen von den Dogmen, die ihnen so sehr als dem großen Haufen unbegreifliche Räthsel blieben, zum reinern Geist des Christenthums. — Die gute Sache aber ward auch hier häufig übertrieben. Die Religion schrumpfte zuletzt auf

eine trockene Moral ein; Alles ward höchst nüchtern, verständig und kalt. Man philosophirte, wenn man betete, und las die Systeme der Sittenlehre fleißiger, als die Worte Jesu Christi, wenn man predigen wollte. Man sah bei den Katholiken Aberglauben und Freigeisterei, Kirchendienst und Unglauben in grellem Gemisch; bei den Protestanten wachsendes Erkalten gegen alles Kirchliche und Religiöse und ein vornehmes Vernünfteln nebst der gröbsten Wundersucht, Andächtelei, Geisterseherei und abergläubigen Rohheit.

Keinem Volke weniger, als dem Deutschen, ist das Herzlose und Ungemüthliche natürlich. Es war wohl vorzusehen, daß man wieder umkehren würde. Es geschah auch, zumal da der Druck der Kriegsleiden schwer auf Deutschland, besonders auf das nördliche lastete. Noth lehrt beten. Unter fremden Königen und Heeren seufzte man nach der guten, alten Zeit zurück; die Vaterlandsliebe und der verwundete Nationalstolz sträubten sich gegen das Fremde. Man forderte deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutschen Glauben. Man warf sich aus der dürren Vernünftelei in die erquickliche Träumerei der Mystik und machte zuletzt selbst Versuche, die Religion frisch zu mystisiciren.

In demselben Grade, wie katholische Männer von Bildung freisinniger wurden, heitere Begriffe in ihr Kirchenthum einführten, abergläubige Legenden und Betereien beseitigten, dem Einfluß des Papstes und seiner Nuntien entgegenarbeiteten: hörte man Protestanten süßliche, weinerliche Melodien anstimmen, vergessene Legenden poetisch aufwärmen, das katholische Kirchenzeremoniel preisen, mystischen Wirrwarr zu Markt bringen und den heiligen Vater verehren in frommer Ehrfurcht und Demuth. Ein kindliches Gemüth ging über Alles; meistens aber hatte man nur ein kindisches. Mehrere protestantische Poeten wurden sogar katholisch, und bildeten sich vermuthlich ein, die übrige Welt werde ihnen, der schönen Verse wegen, nachfolgen. Vielen Protestanten gefiel an ihrem Protestantenthum besonders die Einfalt und stille Würde des Gottesdienstes nicht mehr, und schrieben besonders diesem den Verfall des Kirchenbesuchs, Erkaltung der Gemüther zu, während doch ihre Väter eben die herzlichsten Protestanten, die ämsigsten Kirchengänger gewesen waren, und eben für die Einfachheit der gottesdienstlichen Gebräuche, welche am meisten an die ersten Tage des Christenthums mahnten, Gut und Blut geopfert hatten. Man wollte wieder Bischöfe, strengere Einheit in Glaubens- und Kirchensachen, mehr Prunk und Feierlichkeit in den Tempeln, größeres Ansehen der Geistlichen. Man wähnte, durch Vervielfältigung des Sinnlichen bei den Gottesverehrungen das Herz für das Religiöse stärker zu erwärmen. Genug, in demselben Verhältniß, wie die protestantischen Tongeber des achtzehnten Jahrhunderts im Uebermaaß kalter Vernünftelei und Aufklärersucht von den Stiftern ihrer ehrwürdigen Kirche abwichen, wichen sie im neunzehnten Jahrhundert wieder zum entgegengesetzten Extrem, zur frommen Empfindelei, zur Mystik, zur Begierde nach äusserm Prunk ab.

Und dies Treiben währet noch jetzt. Hoffentlich wird es aber auch nicht von langer Dauer sein, im Fall es nicht einem Fürsten, geleitet vom Einfluß der Tongeber, in Sinn kömmt, dem protestantischen Kirchenwesen katholischere Formen zu geben. Durch dergleichen Aussenwerke

wird aber, die Erfahrung bezeugt es, nichts gebessert. Alle Feierlichkeit, einmal zur Gewohnheit geworden, verliert Reiz und Eindruck, und man wird nach wenigen Jahren wieder auf der alten Stätte am gleichen Uebel kränkeln. Gemüthliche Empfindelei ist so wenig Religion, als scholastische Spitzfindigkeit, oder trockenes Moralisiren. Weder das eine noch das andere finden wir im Leben und in der Person Jesu, noch in den ersten Zeiten des Christenthums. Beides sind Verirrungen der spätern Tage. Die ersten Protestanten waren bei der wiederhergestellten Einfalt der öffentlichen Gottesverehrung sehr fromme, gottesfürchtige Leute; warum können es ihre Enkel nicht mehr sein? — Ein hölzerner Kelch mit Andacht ergriffen ist köstlicher, als ein goldener, den man gleichgiltig annimmt. Und wahrlich, kein faltiger Chorrock macht den Priester ehrwürdig, aber seine Weisheit, seine Tugend, seine Demuth und Gottesliebe. Fehlen diese, so ist alles Aeusserliche eitel und wird spöttlich. Die Inbrunst des Herzens macht aus der einsamen Kammer einen herrlichen Tempel; aber alles Schauspielwerk in den prachtvollsten Kirchen bringt keine Herzensinbrunst hervor. Das Neue kann nur vorübergehend erschüttern. So wird mancher Katholik von der Andacht, Stille und Schmucklosigkeit der reformirten Kirchen tief bewegt; und mancher Protestant wieder von den Feierlichkeiten der Messe in katholischen Kirchen gerührt. Aber mit der Seltenheit des Anblick's verschwindet auch sein Zauber, und das Herz bleibt leer.

Die protestantischen Geistlichen — bei vielen mag redliches Wollen des Guten, bei vielen Eitelkeit und Lust am Gepräng und Aussenglanz obwalten — bringen ihren Kirchen offenbaren Nachtheil mit Vermehrung des Zeremoniels und Prunks. Denn wenn ich einen wesentlichen Vorzug ihrer Kirche vor der katholischen anerkennen soll, so ist es auch der, daß die ihrige der ursprüglichen Einfalt der Gottesverehrungen im ersten Christenthum näher steht und den ungebildeten Menschen zwingt, mehr auf sein Inneres zurückzugehen, als sich ins Aeussere zu verlieren, auf ein opus operatum Werth zu setzen, und auf gut heidnisch das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Irdische, Sichtbare mit dem Ueberirdischen, Unsichtbaren zu verwechseln. Je ärmer an Reiz und Zerstreuung die Aussenwelt, je kräftiger und freier erhebt sich der Geist über dieselbe zum Geistigen; aber der Zauber des Sinnlichen erhebt ihn nicht, sondern zieht ihn zum Sinnlichen abwärts.

Die Reformirten sind in ihren kirchlichen Gebräuchen viel einfacher und prunkloser, als die Lutheraner. Diese haben noch Pracht in ihren Tempeln, Bilder und Feierlichkeiten, die sie zum Theil von ihren katholischen Vätern beibehielten. Und eben bei den Lutherischen will man am eifrigsten zur Vermehrung kirchlichen Prunks sein; weniger lebhaft begehren dergleichen die Reformatoren. — Jenes Streben ist ein Rückschritt des Protestantismus; so wie es immer ein übles Zeichen ist, wenn man, was in That und Geist untergegangen ist, durch äussere Mittel erkünsteln will. Die Christen der früheren Jahrhunderte führten erst Pracht und Zeremoniel ein, als der Geist des Christenthums von ihnen wich, und dieser wich in gleichem Verhältniß immer mehr, je mächtiger sie sich der kirchlichen Zierrathen und Werkseligkeiten

beflissen. Wenn sich die Jungfrau schminkt, stellt sie damit die entflohene Jugend nicht auf den Wangen her; sondern das Mittel, welches ihren Verlust und den Kummer darum verbergen soll, verräth dem Kenner beides nur desto lebhafter.

Erwartungen, Weissagungen und Schwärmereien in neuesten Zeiten.

Auf viele, vorzüglich auf reizbare Gemüther, auf gutsinnige bildungsreiche Männer und Frauen sowohl unter Protestanten als Katholiken, machten die ungeheuern Geschichten ihrer Tage eine besondere Wirkung. Verschwinden alter, das Erscheinen neuer Thronen, die Zerreissung der Völker, die Leiden der Könige, das Fabelhafte in den Begebenheiten, da immer das Unglaublichste wahr ward; da ganz Europa einem Einzigen hingegeben war, der die Jünglinge vom Tajo und der Weichsel, vom Garigliano und der Eider unter seinen Adlern von Land zu Land führte; da Syrien und Aegypten wieder aus hundertjähriger Dunkelheit in den fürchterlichen Kreis der Ereignisse einrückten, während jenseits des Ozeans ein ganzer Welttheil im Aufruhr brannte — Alles schien ein von der Vorsehung erwählter Augenblick zu sein, etwas Ausserordentliches und Unvergängliches zu gründen. Und wirklich Viele glaubten daran mit fröhlich bangem Harren.

Es schien sich wieder ein Universalreich gestalten zu wollen, wie es war zu Zeiten des Kaiser Augustus, als Christus der Herr Mensch ward; als die Heere aller Völker, die Gesetze und Sitten aller Länder vermischt waren und die Altäre aller Tempel, der Juden wie der Heiden, dem Verfall nahe standen. Nun schienen die gebeugten Nationen ernst und reif genug, einen Ruf der Stimme Gottes an sie zu hören und den Wiederhersteller des Evangeliums, den Erneuerer des vergessenen Himmelreichs zu empfangen, da Alles ein Hirt' und eine Heerde werden konnte. Dazu schien Alles vorbereitet, Alles einladend. Die Richtung der Katholiken zur freiern Ansicht in Glaubensdingen, die Neigung so vieler Protestanten zum katholischen Kultus, die Zivilisation der Juden, verhiessen leichte Mühe, Alle in einen Glauben, in eine Kirche, mit Abreissung der nichtigen Unterscheidungsdogmen, vereinbaren zu können. Selbst daß hie und da Propheten aufstanden und Prophetinnen, mochten sie wahr oder falsch reden, die mit ihren Weissagungen die Gemüther ängsteten, schien nur Vorbereitung zu werden auf den rechten Augenblick, da der Rechte hervortreten und das heilige Umschmelzungswerk der Welt beginnen würde.

In der That haben Viele daran geglaubt, wenn sie sich gleich ihre Ahnungen und Erwartungen nicht deutlich auseinander legten. Es mögen vielleicht noch jetzt Viele die Zukunft eines neuen Religions- oder vielmehr Kirchenstifters hoffen. Viele mögen sich bitterlich getäuscht finden, da sie die großen Vorbereitungen zum erschütternden heiligen Schauwerk in ein fades politisches Nachspiel ablaufen sahen. Inzwischen ist jene Stimmung in vielen Gemüthern vorhanden gewesen, und sie gehört wenigstens zur Bezeichnung des Zeitalters für den Weltbetrachter. Auch der Spuk, welchen hie und da religiöse Schwärmer mit Geräusch

und Glück trieben, deutet darauf hin. Wer erinnert sich nicht an den Lärmen Pöschl's und seines frommen Anhangs, oder an die Buß- und Bekehrungsreisen der Frau von Krudener? An die wiederholten Dräunungen mancher Entzückten mit den Gerichten des Herrn; an die Erwartungen von der Zukunft, welchen die Verehrer des bekannten Stilling-Jung hegen?

Diese Stimmung währet zum Theil noch jetzt fort. Erst neulich erschien eine Predigt im Druck über den Text: Matth. 12, 22. Ein jegliches Reich, so mit sich selbst uneins wird, das wird wüste. Da beginnt abermals ein neuer Prophet mit den Worten: „Wir Deutsche stehen auf der Schwelle einer neuen Zeit; die Vergangenheit kann uns wenig zur Lehre sein, denn wo sie am bedeutsamsten war, da stehen wir ihr noch zu nahe, um sie ganz zu übersehen, und durchschauen zu können." Und darauf verkündet der Prophet den Deutschen eine Zukunft, da kein Stein auf dem andern bleiben würde, wenn sie nicht seinen Rathschlägen folgen. Diese politisch-religiöse Stimme in der Wüste ist ohne Zweifel die Stimme eines jugendlichen, halbreifen, selbst genügsamen Mannes, der mit Sturm und Drang ausbricht, weil er sich einbildet, den rechten Stein der Weisen gefunden zu haben. Sein Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, verbunden mit Keckheit und Glanzrednerei, bezeichnen ihn als solchen; und ohne diese Eigenschaften würde er nicht aufgetreten sein, und Dinge gepredigt haben, die er, wahrscheinlich im mündigern Alter seines Verstandes gesagt zu haben erröthen wird.

Das Erscheinen von Propheten, Schwärmern und Entzückten ist eigentlich gar nicht als ein Zeichen der Zeit zu ehren. Die es thun, kennen die Geschichte nicht; denn es hat zu allen Zeiten solcher hochverwirrten Frommen oder Stolzen gegeben, die mehr oder weniger Aufsehen erregten, je nachdem sie mehr oder weniger Talente hatten. Man vergißt nur zu leicht einen Narren über den andern; sonst würde man sich noch an den Gaßner erinnern, welcher sogar die Gabe hatte, Teufel auszutreiben, oder an den vom vornehmen Pöbel seiner Zeit gläubig umringten Wunderthäter Cagliostro, oder an den italiänischen Schuhmacher Matthieu Lowat, welcher sich im J. 1805 zu Venedig aus eitel Bußfertigkeit selber ans Kreuz schlug. Und sind der Prophet von Mekesheim, Hans Adam Müller, oder die Frau von Krudener vergessen, welche nicht die Rolle der Wohlehrwürdigen annehmen würde, wenn sie noch die Rolle der Liebenswürdigen spielen könnte: so werden andere Seelenkranke die Aufmerksamkeit für sich begehren.

Es ist ein gemeiner Irrthum, daß die Natur des Protestantismus die Schwärmerei und geistliche Träumerei besonders begünstige. Die Seelenkrankheit wird weder durch das Lesen der augsburgischen Confession, noch des Heidelberger Katechismus, noch der Bibel erzeugt, sondern sie wird schon zum Lesen hingebracht, und erhält da erst ihre theologische Färbung. Wenn in der protestantischen Kirche aber mehr Schwärmer laut und sichtbar werden, als in der katholischen, geschieht es ohngefähr aus demselben Grunde, aus welchem man in einem Staat, dem gute Polizeianstalten fehlen, mehr Wahnsinnige erblickt, als in einem andern, der Vorsorge getroffen hat. Auch bei den Katholiken lieset man die Bibel in der Volkssprache,

lieset und höret man Wundergeschichten und Heiligenlegenden und Weissagungen. Auch bei den Katholiken sind der Seelenkranken nicht weniger, als bei Lutheranern und Reformirten. Aber die Schwärmerei nimmt da theils eine andere Richtung, meistens zum Selbstmärtyrerthum und Heiligenleben; theils findet sie Ableitung oder Vergrabung in den Klöstern, wo sie seltener vor den Augen der Welt lärmen kann und mag. Bei der Ehrfurcht vor dem Oberhaupt der Kirche, und der Voraussetzung, daß nur dieses durch eine Bulle erklären könne, wer unter die wunderwirkenden Heiligen zu stellen sei, läßt sich der große Haufe selten beigehen, aus eigener Macht Canonisationen schon bei Lebzeiten der Schwärmer vorzunehmen, oder einen gläubigen Hof um den Wunderthäter zu bilden. Es weiß jedermann, wieviel sich sogar die Heiligen selbst gefallen lassen müssen. Es mußte sich St. Napoleon manches Jahrhundert mit der kränkendsten Vergessenheit seiner Thaten und einer schmählichen Dunkelheit begnügen, bis ihn sein kaiserlicher Namensvetter sehr unverhofft wieder zur Ehre des Kalenderglanzes verhalf. Mit Verbannung des Vetters zur St. Helena geräth St. Napoleon abermals in Gefahr, in mehreren Jahrhunderten keinen Tag zu finden, dem er den Namen oder einen Priester, dem er Stoff zu einer Predigt geben kann.

Religiöser Zustand der Volksmehrheit.

Ueberhaupt geht mit den vermeinten Zeichen der Zeit viel Selbstbetrug vor. Man sieht und glaubt gern, was man wünscht oder fürchtet. So irrten sich dann auch diejenigen, welche in dem Gang der großen Weltereignisse, in dem Geräusche der Bußprediger und Weissager, in dem Streben der Katholiken zur heitern Ansicht in Kirchen- und Glaubenssachen, in der Neigung der Protestanten zum katholischen Kultus, in der wachsenden Versöhnlichkeit der Lutheraner und Reformirten, in dem Bürgerlicherwerden der Juden, die Vorboten der Zukunft eines neuen Glaubens- und Kirchenthums sahen, worin sich alle Parteien mit frommer Begeisterung umarmen würden.

Es gibt zwar nur eine Religion, weil es nur einen Gott der sich offenbarte, und eine menschliche Vernunft geben kann, welcher die Offenbarung geschieht; aber es wird ewig auf Erden mehrere in Glaubenslehren, Kultus und Verfassung verschiedene Kirchparteien geben, weil es verschiedene Kulturstufen und Schicksale und Ansichten der menschlichen Gesellschaften geben muß. Das liegt in der Natur der Dinge, im Gesetz der Schöpfung.

Wahrlich diejenigen täuschten sich bitterlich, welche aus der Menge helldenkender katholischer Geistlichen und Laien Deutschlands und Frankreichs, Helvetiens und Italiens auf eine allgemeine Neigung der katholischen Christen zur Reinigung ihrer Glaubenslehren, ihres Kultus und ihrer kirchlichen Verfassung von allerlei Mißbrauch und Verirrung folgerten. Die große Masse der katholischen Christen liegt noch zu tief und schwer unter Aberglauben und Werkseligkeit verloren. Diese Masse will noch ihre gemalten oder geschnitzten Heiligen, nicht wegen der Tugenden, sondern wegen der Wunderkraft derselben; will noch dem Himmel mit

Gebeten, ohne Gedanken abzahlen; meint mit Beobachtung des kirchlichen Kultus, beim ruchlosesten Wandel, genug zu thun; und mit Meßopfern, die gern bezahlt werden, die arme Seele von der Quälerei des Fegefeuers zu ranzioniren. Auch Mörder rufen ihren Heiligen zum Beistand zur schwarzen That an; oder werfen den Schutzpatron aus dem Hause, wenn er ihnen nicht hilft, wie sie verlangt haben. Von der andern Seite fehlt es nicht an geistlichen und weltlichen Obern, die sich an der heidnischen Thorheit des gemeinen Volks recht vornehm belustigen, oder dieselbe wohl gar eifrig befördern, weil sie dabei Rechnung finden. Aber jene Masse ist nicht laut; sie tritt nicht auf Kanzeln, nicht in öffentlichen Schriften auf. Daher wird sie übersehen, und man hört nur die, welche mit Eifer auf Verbesserung dringen. Die Zahl der letztern, so groß sie auch in Deutschland und Frankreich schon wirklich ist, bleibt jedoch im Verhältniß zum gemeinen Volk, zum bigotten Pöbel, der sich in Sackzeug oder Sammet kleidet, äusserst gering.

Diejenigen täuschen sich, welche aus den poetischen, mystischen Empfindeleien, und aus der Apostasie einiger Schriftsteller, oder aus dem Flugschriften- und Zeitungsgeräusch derer, welche einen sinnlichern, prunkhaftern Kultus begehren, auf die Neigung der protestantischen Christen den Schluß ziehen, sich wieder der katholischen Kirche zu nähern. Man höre das Volk in Städten und Dörfern! Nach den mode- und schau- und neuigkeitslustigen Bewohnern einer Hauptstadt, oder nach solchen Personen, die es schmeichelt, Tongeber heissen zu können, beurtheile niemand die Stimmung gesammten Volks. Dieses scheut die Neuerung, weil es aus blinder Gewohnheit das Alte ehrt und will. Es ist allerdings möglich, daß landesherrliche Befehle das Neue gebieten können; man wird es aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Gehorsam empfangen, und dennoch nicht ohne Murren und Sträuben. Man erinnere sich nur an den ehmaligen Lärmen wegen des alten und neuen Gesangbuchs; oder an die Herzlichkeit, mit der man sich des Teufels annahm, den einige Aufklärer von der Taufe hinweg und überhaupt aus der Taufe relegiren wollten. In den Schweizerkantonen, wo doch Reformirte und Katholiken einträchtig beisammen wohnen, wo sie sich oft sogar eines und desselben Tempels bedienen, haben es die Regierungen, auch bei bessern Ueberzeugungen, noch nicht dahin bringen können, oder auch nur versuchen mögen, im Heidelberger Katechismus die Stelle zu unterdrücken, worin das Meßopfer eine verruchte Abgötterei geheißen wird. In einem republikanischen Staate hat die Regierung die Volksstimmung, von der sie selbst abhängig und durch die sie mächtig ist, wie im Guten, so auch im Schlechten, mehr zu fürchten und zu ehren, als in einem monarchischen Staate, wo, was der Fürst gebeut, ein besoldetes Heer gegen allfällige Widerspenstigkeit der Unterthanen ohne Schonung vollstreckt. Eben daher erkennt man aber auch in freien Ländern den Volkssinn bestimmter ausgesprochen.

Es wird eher möglich sein, zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken eine neue und sehr große Glaubens- und Kirchpartei zu stiften, die sich vielleicht schnell genug durch die christlichen Länder verbreiten würde, als es möglich ist, die trägen, schweren Massen der verschiedenen Glaubensbekenner zu vereinigen, welche noch in angestammten Vorurtheilen, Gewohnheiten und gegenseitigen Verdächtigungen fortdauern. Die Erfahrung lehrte, daß die Pläne zu einer allgemeinen Religionsvereinigung Schwindeleien blieben; und der gesunde Menschenverstand lehrt, warum sie es bleiben mußten?

Aber wir wissen auch, daß in England wie in Deutschland, in Frankreich wie in Helvetien eine ungezählte Menge religiöser Personen aus allen Ständen lebt, welchen bei aller Ehrfurcht für das Göttliche, und bei aller Liebe für das Heilige, auf der Stufe ihrer höhern Geistes- und Gemüthsbildung das nicht mehr zusagt, was der Katechismus der Protestanten, oder der Begriff der römischen Kirche zu glauben verlangt. Zu diesen, in allen Kirchen Europens zerstreuten Christusverehrern, welche die edle Einfalt der Religion Jesu, abgeschieden vom Wust später, aus Parteizank oder exegetischen Mißverständnissen entsprungenen Dogmen, wiederhergestellt zu sehen wünschen, gehören nicht nur Geistliche, sondern auch Laien; nicht nur Männer und Jünglinge, auch gebildete Frauen und Jungfrauen.

Man hat sehr unrecht, den Geist der Eintracht, und schönen Uebereinstimmung, welcher sich bei gebildeten Menschen von verschiedenen Kirchen in religiösen Dingen offenbart, ohne Unterschied einer aus Aufklärerei entstandenen Gleichgültigkeit gegen Religion, oder wohl gar einer überhandnehmenden Irreligiosität zuzuschreiben. Dies voreilige Urtheil stammt gewöhnlich von der Unkunde der Dinge, oder des intoleranten, an den alten Fanatismus streifenden, Alles was nicht mit ihr ist, verdammenden Orthodoxie. Es ist mehr religiöser Sinn im Volk, zumahl in den gebildetern Klassen des Volks, als die herben Eiferer vermuthen, die als Naturalisten, Deisten und Atheisten verschreien, welcher ihnen ihre Dogmen lassen, aber sie nicht annehmen will. Viele dieser Eiferer, welche von sich selbst nicht läugnen, daß sie über Gott und Christus und die Pflichten des Herzens erhabnere und würdigere Begriffe führen, als unwissende Kinder, oder rohe Bauern, oder halbwilde Calabresen, sollten billig und bescheiden eingestehen, es könne auch allerdings andere geben, von denen sie in Würdigkeit und Größe religiöser Vorstellungen übertroffen werden.

Man denke sich diese gebildeten Christen aus allen Kirchen Europens, Katholiken, Griechen, Protestanten, vereint zu einer rein-christlichen Kirche, wo sie nicht mehr von Dogmen, Satzungen und Gebräuchen geschieden werden, die sie mißbilligen, obschon sie sich ihnen, um nicht anstößig zu sein, nicht entziehen mögen. Man denke sich diese alle, frei vom Einfluß fremder und menschlicher Autorität, nur in dem verbunden, was Christus gelehrt hat, ohne alle Rücksicht auf spätern Zusatz streithafter, scholastischer oder mystischer Theologen. Man denke sie sich durch Uebereinkunft von Land zu Land, oder durch eine allgemeine Kirchenversammlung über die Form

und Feierlichkeit ihrer öffentlichen Gottesverehrung, so wie über den Gebrauch der heiligen Handlungen bei Taufe, Nachtmahl, Vermälung und Grab einverstanden. Wer wird zweifeln, daß diese Kirche nicht in wenigen Jahren eine unzählige Menge Genossen und Bekenner haben, und eine recht heilige Gemeinschaft von Christusjüngern bilden werde. Schon besteht diese Gemeinschaft; aber unsichtbar und zerstreut; ihr mangelt noch die kirchliche Gestaltung zu einem großen Ganzen.

Es ist keineswegs zu zweifeln, das Erstehen dieser Kirche wird nicht wenig zur Beförderung der Religiosität unter den europäischen Völkern wirken. Denn eben das Unbefriedigende, was die alten Kirchen in ihren Lehrsätzen, Bräuchen und Verfassungen für gebildetere Christen haben, stößt diese jetzt nicht selten von der Theilnahme am üblichen Gottesdienst zurück, und flößt ihnen Gleichgiltigkeit gegen diesen, wahrlich nicht gegen die Christusreligion, ein. Das Erstehen dieser heiligen Gemeinschaft ist der erste Schritt zur Wiederversammlung aller Christen unter einem Haupt, welches ist Christus, nachdem sie unter Papst und Luther, Zwingli und Zinzendorf Jahrhunderte lang zerstreut lebten, und sich einander widerchristlich verachteten und höhnten; es wird der erste Liebes- und Versöhnungskuß der griechischen, katholischen und protestantischen Kirche sein; der Anfang von Einer Heerde unter Einem Hirten, nach dem schönen Ideal Jesu.

Von den Fehlern bei der Feier des Reformationsfestes im Jahr 1317.

Wenn die neue Kirche nicht im neunzehnten Jahrhundert gebildet wird, werden unsere Enkel sie im zwanzigsten erblicken. Inzwischen ist, bei Anlaß des im Jahr 1817 gefeierten Reformationsfestes von Seiten der Lutheraner und Reformirten hin und wieder Rühmliches begonnen worden. Man sah in unserer Zeit wie im Nassauischen und im Großherzogthum Berg, so anderer Orten die Vereinigung beider protestantischen Kirchen zu Stande gebracht, und im Preussischen das Bestreben einer klugen Regierung, wenigstens den Unterschied und die verschiedenen Benennungen zwischen Lutheranern und Reformirten zu verwischen. Unter den ersten Gottesgelahrten Deutschlands hat sich ein reger Wetteifer für Vollendung dieses ächtchristlichen Werkes gezeigt. Der ehrwürdige Dräseke an St. Ansgarii Gemeine zu Bremen verdient neben andern genannt zu werden. Es wäre zu wünschen, seine Predigt über den Konfessions-Unterschied der beiden protestantischen Kirchen*) hallete von einem Ende Deutschlands zum andern wieder. Es wäre zu wünschen, daß jede lutherische, jede reformirte Gemeine einen Mann hätte, voll heiligen Geistes, der nun vollbrächte, was der fromme Georg Calixtus um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schon, doch für sein Zeitalter noch zu früh, begehrte: Einheit unter den Protestanten und Liebe derselben gegen die katholischen Christen.

---

*) Gedruckt: Lüneburg bei Herold und Wahlstab 1817.

Am würdigsten ist auf diese Weise das Reformationsfest wohl überall da gefeiert worden, wo Genossen beiderlei Kirchen an einem Orte beisammen wohnten, und sich zu einer einzigen evangelisch-christlichen Kirche verbanden. Möchte dieser Name bald mit Beseitigung aller Unterscheidungs-Lehren und Gebräuche allgemein sein!

Es ist zu bedauern, wenn ein Reformationsfest gefeiert werden sollte, daß man sowohl im siebenzehnten als im achtzehnten Jahrhundert das Jahr und die Tage wählte, da Martin Luther seine fünfundneunzig Theses anschlug. Denn in der That war dies nicht der Anfang der Reformation im Jahr 1517. — Es ist zu bedauern, daß man diesmal im neunzehnten Jahrhundert dem nachfolgte, und überhaupt nur ein solches Fest feierte; noch mehr aber, und es kann als ein wirklicher Fehler gelten, der seinen großen Nachtheil hat, daß sich die verschiedenen lutherischen Consistorien in den deutschen Ländern nicht wenigstens über die Zeit des zu feiernden Reformationsfestes unter einander und mit den reformirten Kirchen in Deutschland, Holland und der Schweiz verständigten. Die Folge davon ist, daß man eigentlich nur in denjenigen Städten, wo Glieder beider Kirchparteien wohnen, ein recht hochwürdiges Reformations- und Vereinigungsfest beging. Ueberall sonst war es eigentlich nur ein lutherisches Reformationsfest. — Nun werden die Anhänger Zwingli's und Kalvin's in einem folgenden Jahre wieder ein Reformationsfest der evangelisch-reformirten Kirche feiern.

Diese Trennung, welche unserm Zeitalter nicht zur Zierde gereicht, und ganz dem Sinn der Bessern widerstrebt, wird die unvermeidliche Folge haben, in vielen Gegenden Lutheraner nur in ihrem Lutherthum und Reformirte nur in ihrem Kirchenthum einseitig zu steifen, und mehr oder weniger auseinander zu drängen. War denn in unsern Tagen kein achtbares, umsichtiges Oberkonsistorium, oder irgend eine hohe Staatsbehörde, welche zur vereinten Feier des Festes von beiden Kirchen, den Ton angeben, und die übrigen glaubensverwandten Staaten zur gemeinschaftlichen Begehung einladen konnte? — Im Jahr 1518 appellirte der zu Rom verdammte Luther zuerst an ein Konzilium; in eben diesem Jahre sagte sich auch Zwingli zuerst öffentlich und laut von den Mißbräuchen und Ordnungen der päpstlichen Kirche los, nachdem er schon seit dem Jahre 1516 gegen diese Mißbräuche in einzelnen Gelegenheiten aufgetreten war. Es war dies ein entscheidenderes Jahr, als jenes von 1517.

Es ist aber mit Reformationsfesten, wie mit Siegesfesten, welche zwar den National- (wie dort den Kirchen-) Geist stärken und schmeicheln, jedoch zugleich den National- (wie dort den Kirchen-) Haß vergrößern, und alte bittere Erinnerungen neu aufregen zwischen den Nachbaren. Sie taugen nichts zur Vermehrung der Menschen- und Christusliebe; nichts zur Beförderung der gegenseitigen Duldung und Hochachtung fremden Glaubens. Mit welchem Aufwand von Prunk, Feierlichkeit und Rednerei und Gebet auch das Fest begangen worden: es wäre besser gewesen, man hätte es nie gefeiert, weil es nicht ohne Kränkung der Christen in der katholischen Kirche geschehen konnte.

Dies fühlte der wackere Prediger zu Wolmirsleben, Heinrich Müller wohl, wie seine schöne „Bitte an die Lutheraner und lutherischen Prediger" bezeugt: „Bei der diesjährigen Feier des Jubelfestes der Reformation andere Religionsparteien zu achten." Denn so vorsichtig man es auch anstelle: das Jubelfest der Reformation vergegenwärtigt, wie er sagt, die Zeit des alten Streites wieder; der Katholizismus wird durch Erhebung des Lutherthums gedemüthigt; die Entfernung der Kirchparteien von einander wieder erneut. Oder in wie vielen deutschen Tempeln der den Triumph ihrer Partei bejubelnden Lutheraner wird wohl ein Katholik von Bildung oder Nichtbildung mit Erbauung, Rührung und Freude Zeuge sein können?

Hoffentlich werden unsere Nachkommen in hundert Jahren weiser und zartfühlender, keine kirchliche Siegesfeste mehr begehen, es wäre denn das Todesfest des Herrn, da Katholiken wie Lutheraner, Griechen wie Reformirte, unter einerlei Kreuz dem Angedenken des Göttlichen eine Thräne weihen, und entsündigt in seinem Geist, sich als die Jünger eines und desselben Meisters, als die Kinder eines und desselben Gottes, in frommer Versöhnung umfassen. Noch ist diese Zeit nicht! und es soll den Verfasser dieser Abhandlung von geistlichen Angelegenheiten unsers Zeitalters sogar nicht in Verwunderung setzen, wenn sein Sinn verkannt und verdammt, und er als ein lauer Christ von manchen seiner Leser verurtheilt wird.

Aber es ist an der Zeit, daß gewisse Wahrheiten laut und immer lauter ausgesprochen werden, wenn sie gleich dem herrschenden Vorurtheil des Zeitalters noch anekeln. Es ist Zeit, daß man gewisse Verirrungen, mag sie auch das Zeitalter hochpreisen, mit ihrem rechten Namen bezeichnet. Es ist Zeit, daß unter den Griechen und Kalvinisten, unter den Katholiken und Herrnhutern, unter den Lutheranern und Wiedertäufern, unter zwinglischen und mährischen Brüdern endlich auch Christen aufstehen, welche den heiligsten dirigirenden Synod und Kalvin, den Papst und Herrnhut, Luthern und Menno, Zwingli und Huß als Nebensachen, Christum allein als ihren Lehrer und Wegweser verehren, und keinen heilig nennen, als den, welcher allein der Heilige ist, und keiner außer ihm.

Die katholische Kirche und der Papst.

Vor vierhundert Jahren (1417) gelang es dem römischen Hofe auf der Kirchenversammlung zu Konstanz, einem drohenden Gericht zu entgehen, und die gerechten Wünsche der katholischen Kirche zu vereiteln. Billig könnte und sollte Rom ebenfalls sein Jubelfest neben dem lutherischen feiern.

Wie damals, so in unsern Tagen, zeigt sich wieder die nämliche Gährung. Was schon damals die katholische Kirche gegen den Papst forderte, wird heut wieder begehrt: zeitgemäße Verbesserung der kirchlichen Verfassung, Wiederherstellung der ächten uralten Hierarchie und Abschaffung der verderbenschweren Usurpationen, durch welche sich Rom, begünstigt von

der Schwäche mönchisch gelenkt gewesener Fürsten, auf Unkosten der Nationalkirchen an Gerechtsamen und Einkünften vergrößerte.

Nur das ist der Unterschied von damals und heut, daß vor vierhundert Jahren die höhere Geistlichkeit es war, welche muthvolle Stimmen gegen den Kirchendespotismus Roms erhob, und daß in unsern Tagen es die niedere Klerisei ist, welche die zertretenen Rechte der Kirche wieder zu erneuen ruft, und männlich handelt. Woher dies? War damals die größere Masse Lichts und Muthes bei den Kirchenhäuptern und ist sie heut bei den Geistlichen der Gemeinden?

In Frankreich lassen sich Bischöfe und Erzbischöfe, durch den römischen Purpur geblendet, die Vernichtung der gallikanischen Freiheiten gefallen. Aber mit Edelsinn sträubt sich der bessere Theil des niedern Klerus. Mehr denn vierzehn Pfarrgeistliche verweigerten, die königliche Ernennung zu bischöflichen Stühlen anzunehmen. In Flugschriften und öffentlichen Blättern werfen sie dem Papst ohne Schonung die von ihm begangene Verletzung kirchlicher Satzungen vor*). Sie sagen ihm offen: daß er nicht eher gegen die Bedrängung der Kirche ein Wort gesprochen, bis er sein irdisches Besitzthum in Gefahr erblickte; daß er auch jetzt nicht die Vorschriften der Kirche, sondern bei allen Verhandlungen nur den alten Grundsatz des alten Roms befolge: ne quid respublica detrimente capiat.

Das deutsche Land sah Aehnliches. Ein Denkmal in der Kirchengeschichte des katholischen Deutschlandes wird jenes Verfahren bleiben, welches sich die römische Kurie gegen einen der ehrwürdigsten Prälaten Germaniens, gegen den Freiherrn Heinrich von Wessenberg, erlaubte. Dies Verfahren ist nicht sowohl denkwürdig wegen seiner Ungerechtigkeit, oder wegen der sonderbaren Art, wie es sich in Deutschland lautbar machte — denn dies Alles konnte keinen Deutschen mehr überraschen und verwundern: — sondern wegen des gleichgiltigen Schweigens der Großen und Prälaten. Wessenberg war in Deutschland allgemein und ruhmvoll bekannt, als Gelehrter, als Geschäftsmann, als frommer Dichter, als weiser Vorsteher seiner Kirchsprengel. Seine Verordnungen, seine bischöflichen Hirtenbriefe, seine Verbote waren durch den Druck allgemein bekannt und hochgeachtet; die Unbescholtenheit seines häuslichen Lebens hatte seinen Priesterworten erst die rechte Weihe gegeben. — Und dieser Mann ward vom römischen Hofe öffentlich, im Angesicht des ganzen Deutschlands, als einer der Unwürdigsten aller Geistlichen behandelt; — von diesem Manne konnte das päpstliche Schreiben an den Großherzog von Baden sagen: „Es würden von allen Seiten aus Deutschland Klagen gegen ihn erhoben, der durch verderbte Lehren, durch höchst übles Beispiel, durch trotzige Widerspenstigkeit gegen apostolische Anordnungen Gründe genug zu höchlicher Unzufriedenheit gegeben habe, der nach sorgfältiger Erwägung für unverbesserlich erklärt wird, von allen Guten verabscheut und verachtet ist, und dessen Anstellung die Gläubigen betrüben, vielleicht die öffentliche Ruhe stöhren würde." — Unter diesem Vorwande wurden die Rechte der

*) Le concordat expliqué au Roi par l'abbé Vasson. Paris 1816.

deutschen katholischen Kirche am Domkapitel von Konstanz verleht. — Alles schwieg. Da traten die Pfarrgeistlichen im Großherzogthum Baden in ihren Kapiteln zusammen und übersandten dem Hofe zu Karlsruhe die feste Erklärung, daß sie zur Sache ihres ungerecht verfolgten General-Vikars stehen und den Bemühungen der römischen Kurie kein Gehör geben würden*). Der Großherzog that eines deutschen Fürsten würdig; er gab den beiden gegen Wessenberg geschleuderten päpstlichen Breven keine Folge. Er befahl den gesetzmäßig ernannten, und von ihm bestätigten Bisthumsverweser in der Würde auf alle Weise zu schützen. Das Domkapitel von Konstanz vertheidigte seine Rechtsame, und Wessenberg ging selber nach Rom, vom übelunterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden zu appelliren.

Dies Ereigniß hatte das Gute, daß der Geist des deutschen niedern Klerus sich lauter und feierlicher aussprechen konnte**). Es ist dies ein Geist, freilich nicht wie Rom ihn will, aber wie er der ächten Kirchenverfassung, wie er der Religion, wie er dem Vaterlande, wie er der Ehre Deutschlands angemessen ist. Alles hängt davon ab: ob Deutschlands Fürsten durch die Macht dieses Geistes mächtig gegen römische Machtsprüche werden wollen? Oder ob es ihre Umgebungen sie zu werden hindern? Dann ist abermals ein goldener Augenblick auf ein Jahrhundert eingebüßt durch Kunst einiger finstern Klösterlinge, einiger Mystiker, einiger geschäftigen Apostaten. Winke genug wurden den Höfen in den Schriften mehrerer würdigen katholischen Theologen und Rechtsgelehrten gegeben***).

Es ist in der katholischen Kirche kein Streit um die Religion selber, kein Streit um eigentliche christliche Glaubenslehren, sondern blos um kirchliche Verfassung. Die Geistlichkeit in Frankreich, wie in Deutschland nimmt mit den ältesten Kirchenordnungen zugleich die Rechtsame der Fürsten und der Gemeinden in Schutz. Verkennen nun die Fürsten ihr eignes Befugniß und Recht, lassen sie die Wünsche, Hoffnungen und Bitten ihrer einsichtsvollsten und redlichsten Vertheidiger ohne Unterstützung: so werden diese stillseufzend schweigen müssen. Märtyrer zu werden haben sie nicht Lust, und sie haben recht, das Märtyrerthum zu verschmähen, als eine Thorheit, sobald sie durchaus keine Hoffnung haben, damit für eine gerechte Sache Gewinn zu bringen.

Während die römische Kurie fest und gebieterisch auftritt und redet, führen die Höfe meistens eine ehrfurchtsvolle, unterwürfige, schmeichelnde Sprache dagegen. Sie wollen lieber mühsam unterhandeln, und durch Unterhandlung gewinnen, was sie von der Klugheit und dem Stolze

*) Verglichen damit „die Beschwerden gegen den Bisthumsverweser von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg.“

**) Wie der würtembergische Pfarrer Fridolin Huber in seiner Schutzschrift für Wessenberg.

***) Aus der Menge derselben nennen wir als Beispiele nur: „Die deutsche Kirche. Im April 1815.“ — „Kirchenrechtliche Untersuchung über die Grundlage zu den künftigen katholisch-kirchlichen Einrichtungen in Deutschland. Von einem katholischen Rechtsgelehrten.“ — Entwurf einer neuen Verfassung der deutschen katholischen Kirchenverfassung in dem deutschen Staatenbunde.“

Roms nie durch Unterhandlung gewinnen werden, während sie es bei der herrschenden Stimmung der Geistlichkeit ohne Anstoß und Gefahr, laut vorhandenen und anerkannten Rechten, aus sich selber anordnen könnten. Die alte Waffe Roms, vor denen einst Kaiser zitterten, ist verrostet; der Bannstrahl erloschen; er würde, welches Land diesseits der Alpen er auch treffen möchte, kein Glockenseil in einer Kapelle versengen.

Was man auf dem Wege der Unterhandlung von Rom begehrt, wird es nicht thun, weil es nicht kann. Denn es gilt seine Goldquellen, es gilt seinen Einfluß, seine unsichtbare Herrschaft über Völker und Thronen. Die zeitliche Majestät des Papstes, und die Ehelosigkeit des Geistlichen sind die Grundpfeiler, nicht der Religion, nicht des Glaubens, nicht der Kirche, sondern des Vatikans. Dafür gilt der Kampf. Rom wird — wir kennen die Geschichte — lieber Nachsicht mit der Sittenlosigkeit der Geistlichen haben, und sie von Verirrungen des Naturtriebes absolviren, welche das weltliche Gesetz am Laien verdammt, Alles lieber, als ihnen die Ehe gestatten, durch welche sie an die bürgerliche Gesellschaft und an das Vaterland enger, als an das Interesse eines allgemeinen, absoluten Oberhaupts der Kirche geknüpft sein würden. Die rechtgläubige griechische Kirche verwarf von jeher den Cölibat, diese barbarische und hierarchisch-kluge Stiftung des Mittelalters. Sie bewahrte im Morgenlande Traditionen, daß mehrere der Apostel, und der heilige Petrus selbst verheirathet gewesen seien; sie erinnerte, daß der heilige Paulus selbst die Vermälung von Dienern des Altars autorisirt habe; daß erst im dreizehnten Jahrhundert die Ehelosigkeit der Geistlichen bei den Abendländern gesetzlich gemacht wurde*). Daß die Aufhebung dieser naturwidrigen Stimmung aber nicht wider den Geist der christlichen Kirche streite, auch keineswegs von der Kirche trenne, beweisen die unirten Griechen, denen Rom selbst Alles zugab, insofern sie nur Roms Primat und Oberherrschaft anerkennen wollten.

Ueber kirchliche Zucht haben von jeher Provinzialsynoden verfügt. — In Glaubenssachen steht ein Konzilium höher als der Papst. — Jeder Bischof ist das Oberhaupt einer Kirche in kirchlichen Dingen. — Dies sind Thatsachen, anerkannt und als rechtlich erklärt von allen Katholiken. Rom selbst darf sie nicht hinwegläugnen; aber es vernichtet sie untergrabend. Es will kein Konzilium sehen. Es will seine Hand in die Angelegenheit der kirchlichen Zucht geltend wissen. Es will die Geschöpfe von sich aus, als seine Delegirten behandeln, und von keiner Landeskirche, sondern nur von einer durch alle abendländische Staaten verbreiteten einzigen, römischen Kirche wissen, deren Bischof der Papst ist und kein anderer. — Das will der Papst.

Und dieser Streit, diese große Angelegenheit der deutschen Kirche und ihre Stellung zur römischen Kurie, ist die große Angelegenheit der deutschen Nation katholischen Theils, und geht die Rechtsame unserer vaterländischen Fürsten an. Denn was Rom neuerdings zweifelhaft

---

*) Considerations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe. Par Alexandre de Stourdza.

machen will, ist in Deutschland längst gesetzlich und über alle Macht der römischen Kurie hinaus, abgethan, sobald Deutschlands Höfe nicht ihren feierlich anerkannten Rechtsamen freiwillig wieder entsagen. — Auf der **Basler Kirchenversammlung** wurden die römischen Anmaßungen aufgehoben. Die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung wurden von der deutschen Nation förmlich **angenommen**; die darin enthaltenen Grundsätze auch durch päpstliche Bullen anerkannt und bestätigt; vom nachmaligen sogenannten Aschaffenburger Konkordat nicht aufgehoben*), noch weniger durch das Tridentische Konzilium, indem der Erzbischof von Mainz gegen die **unbedingte** Annahme dieses Konzils im Namen des Reichstags eine scharfsondernde Erklärung an den päpstlichen Legaten gab**).

Will **Frankreich**, in seinen gegenwärtigen Verhältnissen, die Rechte der gallikanischen Kirche wieder aufopfern, es sei! Aber deutsche Fürsten, wenn sie die Kirchenfreiheiten der deutschen Katholiken nicht zum Schaden eigener Würde und Rechte verletzen lassen wollen; wenn es in ihren Pflichten liegt, Unterthanen gegen fremde Anmaßungen zu schützen: **können und dürfen sie dem Papst nicht neue, nicht größere Rechte einräumen, als jene Grundsätze des Kirchenrechts gestatten*****). — Und wer wehrt es ihnen, wenn sie sich untereinander nicht zu einer bestimmten, freien, rechtlichen Stellung gegen die römische Kurie vereinen können, daß sie sich mit den Geistlichen ihres Landes verständigen und thun, was **Ludwig** der Vierzehnte, als allerchristlichster König, that? — Dazu werden sie einerseits durch den edleren Theil ihres Volks, durch ihr eigenes Recht, durch die allgemeine Erwartung aufgefordert, andererseits durch die Wiederherstellung der Jesuiten, durch die Verjüngung der Inquisition, durch die neuesten Schritte von Nuntiaturen, durch die Mißhandlung des edeln Wessenberg und des Konstanzer Kapitels.

Aber der Kampf ist erst angehoben; erwarten wir den Ausgang.

---

*) Das Aschaffenburger Konkordat, welches einige Ausnahmen von den Bestimmungen der Basler Kirchenversammlung enthielt, ward mit Auflösung des Reichs natürlich auch aufgelöst; aber nicht der allgemeine Ausspruch einer vom deutschen Reich unabhängigen Kirchenversammlung.

**) Quod Germani scita concilii Tridentini recipiant in iis, quae fidem et sacrorum cultum respiciunt, sine exceptione ulla aut dubitatione, *non autem in iis omnibus, quae ad materias disciplinae pertinent.*

***) Worte des Rechtsgelehrten in der angeführten Schrift: „Kirchenrechtliche Untersuchung u. s. w."

Mannigfaltiges.

Aus Oesterreich.

Die Theurung und ihre Wirkungen. — Gang der Industrie. — Zensur und Literatur. — Alterthumsforschungen. Sonnenfels und Woltmann. — Erkönig Hieronymus.

Wie in den meisten Staaten Europens die Theurung der Lebensmittel im Jahre 1816 u. 1817 mehr oder minder fühlbar wurde, so empfanden auch die Gebirgsgegenden der österreichischen Monarchie, wie z. B. mehrere Striche in den Karpathen, im Riesengebirge, in den tyrolischen, salzburgischen, steyerischen und kärnthnerischen Hochgebirgen, ja selbst in vielen Gegenden Ungarns die Wirkungen davon sehr empfindlich. Denn nicht blos dem Mangel an Arbeit im Riesengebirge, nicht blos den Unbilden der Natur, sondern selbst der Unthätigkeit mehrerer Großen Ungarns und Siebenbürgens will man das Elend zuschreiben, in denen mehrere hundert Menschen verhungert und mehrere tausend ausgewandert sind. Man muß nur die Verfassung Ungarns näher kennen, um überzeugt zu werden, wie wenig diese Halbgötter das Gesetz zu erreichen vermag. Wenn nicht alle Klagen der schwer gedrückten niedern Menschenklassen als Vorurtheile und Pöbelsagen ohne Beachtung übersehen werden dürfen, wenn Einfluß und Verbindungen so manche wohlthätige Verfügung wieder zernichten, so muß man doch anerkennen, wie auf Anregung der Regierung in allen Provinzen Oesterreichs (Ungarn ausgenommen) durch schnell entstandene und schnell wirkende Vereine der Theurung und dem Mangel kräftig entgegengewirkt, und dem Landmann durch Getraidevertheilung zur Ansaat, in der Hoffnung einer künftigen ausgiebigen Ernte wieder ermuthigt, und für sein Tagewerk erhalten wurde.

Wenn Böheim in dieser Hinsicht von allen übrigen Ländern der österreichischen Monarchie herausglänzt, so ist theils die Noth seiner industriösen Riesengebirgsbewohner, die Popularität seiner Magnaten, die Trefflichkeit seiner Kreisbeamten, und endlich die Geistesgenesung davon Ursache, in welchen Böhmens Bewohner (Adel, Beamte, Oekonomen und Gewerbsleute) den übrigen Oesterreichern zuvorgeeilt sind. Mit zartem Gefühle hat der Staatsminister Fürst Metternich seinem Kaiser an dessen Geburtstage den Plan eines wohlthätigen Vereins zum Angebinde überreicht, das dem Herzen des besten Kaisers eben so wohlthätig sein mußte, als es die Größe und Menschlichkeit des seltenen Fürsten auf eine rührende Weise bezeichnet. Binnen sechs Monaten sind über eine halbe Million Gulden durch diesen Verein gesammelt worden, die blos zur Unterstützung der Dürftigen inner den Linien Wiens bestimmt waren. So wie in Wien und Prag versammelten sich auch in Insbruck, Botzen, Klagenfurth, Laibach, Triest, Görtz, Brünn, Lemberg ähnliche Vereine, deren wohlthätige Einrichtungen und Wirkungen zur Ermuthigung und Nacheiferung der Bewohner Oesterreichs in verschiedenen Zeitungsblättern Wiens und der Provinzen umständlich geschildert worden sind.

Die meisten Zeitungen der Westländer der österreichischen Monarchie (wie die aus Insbruck, Grätz, Klagenfurt u. s. w.) verhießen uns die reichlichste Ernte, und der Erfolg zeigte, daß

sie nicht unrecht hatten. Während diesen Nachrichten lasen wir in den (in Prag erscheinenden) ökonomischen Neuigkeiten des Hrn. Andree in Brünn manche Korrespondenzartikel, die über Ungarn, Syrmien, Mähren und das Riesengebirge in Hinsicht der Witterung und der zu hoffenden Ernte nicht am günstigsten lauten. Würden sie sich bestätigen, so wäre das Unglück für viele dieser Gegenden grenzenlos. Indessen sind die Preise des Getraides beträchtlich gefallen. Das Korn*) welches ehmals 30 bis 35 fl. (Wiener Währung, das ist Papier) kostete, gilt jetzt 15 fl.; der Waizen ehmals 40 bis 45 fl., jetzt 18 bis 19; der Hafer 7 bis 10 fl., jetzt 4 bis 5. Dennoch will Brod und Mehl in den Hauptstädten, besonders in Wien, nicht sonderlich im Preise fallen. Wenn sich auch manche Fruchtspeicher nach der Erndte dieses Jahres schließen, um sich, so lange das Getraide niedrig im Preise steht, nicht wieder zu öffnen, so ist doch der Mangel an Lebensmitteln nicht mehr zu fürchten, wie im Jahr 1816; denn es grenzt an das Unglaubliche, wie in diesem Jahre jeder vorher Brach gelegene Platz mit Erdäpfeln bepflanzt wurde. Am meisten kam die Wohlthat der Vertheilung der Erdäpfel im Jahre 1817 den armen Gebirgsbewohnern zu Statten, deren einzige Hilfe die Erdäpfel wahrscheinlich auf Jahre hinaus sein werden, so lang in den Kabinetten der Minister wie in den Theegesellschaften dirigender Damen, das allgemeine Anathem über die Industrie fortdauern wird, ungeachtet Adam Müller, als österreichischer Handelskonsul in Leipzig, die österreichische Industrie so sehr anrühmt.

Durch die Gewerbsfreiheit sind in Oesterreich viele neue Fabriken entstanden, die theils ohne hinlängliche Fonds, theils durch übermäßigen Luxus der Eigenthümer, bald wieder zu Grunde gingen, und dem Staate das nicht leisteten, was sie leisten sollten; nun verschüttet man das Kind mit dem Bade, verschreit die Industrie, die sich auf Kosten der Oekonomie erhoben hätte, und bedenkt nicht, daß der bürgerliche Gewerbsmann dem Staate nach seinem Vermögen so viel nützt, als der adelige Grundherr, der ohnedies viel weniger von Steuern belastet ist. Kaiser Franz hat in seiner Weisheit nicht hundert tausende zur Errichtung eines polytechnischen Instituts in Wien verschwendet, wenn es ihm nicht um die Kultur des Gewerbsstandes zu thun gewesen wäre. Wahr ist es, Oesterreich ist ein ackerbauender Staat, aber was die Industrie troz dem in Oesterreich vermochte, haben die wundergleichen Zeiten Joseph des Zweiten gezeigt. Wenn die Menschlichkeit der Staatsmänner die hungernden Gebirgsbewohner Böhmens, Schlesiens, Mährens und Oesterreichs, die einzig von Spinnen, Weben und Bleichen lebten, mitleidig dahin welken sehen kann, und für das fressende Uebel nicht bald die nöthige Operation in der strengen Anordnung und Erweiterung jener Anwendungen (die in Oesterreich ohnedies schon lange bestehen) Hülfe schaffen wird; so kann man mit Grunde voraussagen, daß die Wunde in Kurzem unheilbar sein werde.

Da wir nun einmal von der Kultur der Industrie reden, so kommen wir durch die natürlichste Ideenverbindung auch auf die geistige Kultur.

*) Der Wiener Metzen.

Oft hat man im Auslande die Meinung gehegt, daß die Strenge der österreichischen Zensur die Geistesfreiheit lähme. Weit gefehlt! In früheren Jahren war es die zeitgemäße Vorsicht, und gegenwärtig, wo Männer von Verstand und Einsicht, aber auch voll Achtung für die Gesetze des Fürsten, dem sie dienen, den Geschäftsgang leiten, ist die Ursache in der Einmischung zu suchen, durch die in Wien jeder zensuriren will, der auch jährlich nur für zwei Thaler Bücher kauft. Wenn daher die unvergeßliche Zensurvorschrift des edeln Ministers Hager nicht so in Ausübung gebracht wird, wie sie gedacht und geschrieben wurde, so hat die Zensurstelle, als Zensurstelle, daran keinen Theil. Die Menge der Rücksichten hemmt die Feder des unbefangenen Mannes, der tief fühlt, was in der Biographie des Freiherrn von Hager in den Zeitgenossen, VII. Heft, S. 121. steht: „Gehäufte Prohibitiv-Gesetze verfehlten nach der Erfahrung aller Zeiten ihren Zweck gewiß immer in dem Grade mehr, je zahlreicher und strenger sie sind. Im Merkantilischen wie im Literarischen ist gewiß eine oberste Leitung eben so unentbehrlich, als gehäufte Einmischung nachtheilig! Mehr als einmal hat man der österreichischen Zensur Schuld gegeben, daß die allgemeine Wiener Literaturzeitung ihrentwegen, obgleich Friedrich Schlegel dieselbe in Oesterreich (mit einer langweiligen Vorrede) eingeführt hatte, eingehen mußte, und daß sich in Oesterreich keine Literaturzeitung halten könnte. Wenn auch hier und da ein Abbate oder Archivar oder Studiendirektor durch seine Coups de main der Redaktion empfindlich schadete, so ist doch nur dies gewiß, daß der Verleger der Literaturzeitung nicht genug Absatz hatte, um die Kosten der Unternehmung zu decken. Nicht die Zensur, sondern jene lästige Geschäftigkeit, die jeden Scribenten (der auch übrigens ein Bret vor dem Kopfe hat, und dessen Ideenfeld so brach liegt, wie die Sandsteppen Rußlands, der aber im Dienste des Kaisers nur irgend einen Rathstitel erhascht hat) zum Zensor emporsteiget, und jene gehäufte Einmischung in Dinge, welche eigentlich blos literarischen Gehalts sind, drohen der Literatur Oesterreichs mit einer düstern wolkenumhüllten Zukunft. Mehrere jüngst vorgefallene Ereignisse, die in Oesterreich große Sensation machten (so geringfügig sie auch an sich sind) dürften das böse Prognostikon lösen: Die Geschichten mit Andre Liebel, die unwürdige Behandlung sämmtlicher Wiener Journalisten von Seiten der Polizei wegen der Streitigkeiten der lockern Theaterkritiker Bäuerle und Hebenstreit.

Unter den gegenwärtig in Oesterreich erschienenen Werken, macht „die allgemeine Geschichte der letztern Zeit von dem Freiherrn von Hormayer“ viel von sich sprechen, die dieser als Fortsetzung von Millots Geschichte für einen Nachdrucker in Wien gearbeitet hatte. Es ist bekannt, wie Hormayer im März 1813 mit Roschmann und Schneider zugleich eingefangen, und auf die Festung gesetzt wurde, wie er noch heute das Hoflager meiden muß, und wie er es mit einigen hohen Staatsbeamten verdarb. Diese Verhältnisse sprechen sich in jener Geschichte lebhaft aus. So viel Dunkelheit und Zweideutigkeit bei so viel hell leuchtenden Perioden, so viele höchst prosaische und bekannte Darstellungen bei manchen sinnreichen Wendungen, die jedoch mehr angedeutet als ausgeführt sind; endlich eine

Dedikation an den Fürsten Metternich, die Alles, was man von Sully, Colbert, Herzberg, Oxenstierna und Kaunitz sagt, weit hinter sich läßt, sind die Hauptmomente, die man bei der Lektüre des Werkes gewahr werden muß.

Einen förmlichen Aufruhr unter Herren und Damen, unter hoch und niedrig veranlaßte indessen eine Schrift, die anderer Natur war. Eines Morgens las man an allen Straßenecken Wiens, gerade wie im Palais royal oder auf dem Quai des Augustins in Paris mit fingerlangen Buchstaben eine Schrift: „über die Schädlichkeit des Kaffe's" angekündigt. Man las, las wieder, räsonnirte, resultirte, disputirte, und endlich begab sich deshalb — eine Deputation Bürger zur Regierung, um den schrecklichen Schlag des Kaffeeverbotes abzuwenden. So sehr ist man in Oesterreich gewohnt, keine Schrift erscheinen zu sehen, womit nicht die Staatsverwaltung vollkommen einverstanden ist. Daher mußte diese Schrift ein Vorläufer des Kaffeeverbotes in den Augen des Publikums sein. Einige Schriften erschienen dagegen, alle Zeitschriften waren davon voll — der Verleger befand sich dabei am beßten. Ein zweiter Polemiker, jedoch von ersterer Art, läßt seine Pfeile von dem Lande der Magyaren aus in die Welt fahren. Ein Pädagog in Ofen gibt uns in einer ungarischen Zeitschrift die für Deutschland ganz neue Behauptung zum Besten, daß Pestalozzi, Salzmann, wie Kant, Fichte und Schelling, nichts als Unglauben, Unmoralität, Bösartigkeit, revolutionäre Gesinnung verbreiteten, daß nicht Mathematik, sondern positive Religion die einzige Wissenschaft sei, und daß sich die heilige Dreieinigkeit durch geometrische Figuren versinnlichen lasse. So arg meint es der Hof- und Burgpfarrer in Wien nicht, obschon er auch glaubt, daß die Menschheit ganz ausgeartet sei, bis auf den Hals im Sündenpfuhl stecke, und deshalb von dem Kaiser die Erlaubniß erbeten hat, die verlorene Menschheit in einem besonders dazu errichteten Institute durch Meditiren und Psalmodiren vom Untergang zu retten. Wenn auch nicht die Sekte der Pöschlianer in Oberösterreich die Verbreitung der Machinationen der Frau von Krudener in Oesterreich beurkundet hätte, so sieht man doch aus diesen paar Beispielen, daß sich der Zunder des Pietismus, Methodismus, Separatismus, und der Institutionen der Herrenhuther in Oesterreich und Ungarn so gut findet, wie in den Rheingegenden, und in manchen Kantonen der Schweiz; ist doch selbst in Wien trotz der Wachsamkeit der Zensur jüngst eine Beschreibung Herrenhuths erschienen.

Uebrigens ist man in dem Studium der ältern Geschichte thätiger, als es alle diese Umstände vermuthen lassen. Die Stifte St. Florian, Klosterneuburg in Oesterreich, Admont in Steiermark, St. Paul in Kärnthen, haben durch ihre Bibliothekäre Geschichten ihrer Stifter herausgeben lassen, die als Beiträge zu einer Gesammtgeschichte Oesterreichs von hohem Werthe sind. Ein kaiserlicher Hofkapellan arbeitet an einer Kirchengeschichte Oesterreichs, und hat zu diesem Behufe eine Aufforderung an alle Pfarrer erlassen, worin er um Beiträge ersucht. Ein Professor in Gräz schreibt an einer Geschichte Oesterreichs, wovon Ungarn und Böhmen bereits erschienen sind. Sie ist zwar nichts weniger, als pragmatisch, vielmehr zu aphoristisch, aber voll heller Ideen, und überraschender Wendungen, aber oft auch bombastischer Deklamationen. Noch sind

die Studien des Hofraths von Hammer an den Talismanen und Baphomets des k. k. Antiken-Kabinets merkwürdig, wodurch er bald in den Stand gesetzt sein wird, gründliche Aufschlüsse über die Templer, deren Verfassung, Tendenz, Verbrechen und Fall, über ihren Zusammenhang mit der Maurerei u. s. w. geben zu können, besonders da er durch die Entdeckungen der Ueberreste der Tempelherren in Oesterreich auf neue Spuren gelangt ist. Ein klassisches Werk sind die Darstellungen der Ueberreste gothischer Alterthümer in Oesterreich, die der Fürst Lichnowski mit beträchtlichem Kostenaufwand herausgibt. Dieser edle Cavalier erwirbt sich durch die Rettung dieser großartigen Denkmale unserer Altvordern zu dieser Zeit um so höheres Verdienst, da gegenwärtig das köstliche Denkmal von Fürstengröße: die alte Burg zu Klosterneuburg, das Stammhaus der Babenberger an einen spekulativen Baumeister verkauft wurde, der sie abbrechen läßt, und die Steine mit großem Gewinn verkauft. Anderer Seits häufen sich die juvavischen Antiken, die bei Salzburg an den Loigenfeldern, und auf dem Bürgelsteine ausgegraben worden, und wovon Thiersch so manchen interessanten Fund nach München gebracht hat, immer mehr. Es steht zu erwarten, daß man sich in Oesterreich noch mehr mit Alterthumskunde beschäftigen werde, da sich hier so viele Fundgruben fänden, und in dem Archiv für Geschichte des Freiherrn v. Hormayr die erwünschteste Gelegenheit ist, die Resultate historischer Untersuchungen niederzulegen. So hat Meinert am äussersten Ende der Kapathen, im Kuhländchen, eine gehaltvolle Lese altdeutscher Lieder und Sagen gemacht, die würdig neben den Nibelungen bestehen wird, und auch von dieser Seite die Kraft des Spruches erwahret: Oesterreich über Alles, wenn es nur will.

Oesterreich hat vor Kurzem zwei Gelehrte verloren, die beide in Deutschland einst berühmt waren, aber ihren Ruhm überlebt hatten — Sonnenfels und Woltmann. Nicht ohne Bezeichnung des Zeitgeistes ist die Anekdote, daß sich für den ersten gegenwärtig in Oesterreich kein Biograph finden wollte, ungeachtet hier vielleicht kein Staatsmann und kein Schriftsteller größere Verdienste und glänzendere Celebrität erworben hat. Woltmann war, seit er in Oesterreich lebte, nach der Gestaltung der neuen Staatenverhältnisse ohnedies schon moralisch todt.

Der Exkönig Hieronymus (von Westphalen) hat sich vier Stunden von Wien das Gut Schönau gekauft, wo er noch immmer den König spielt, und sogar von seiner Schwester der Exkönigin von Neapel so behandelt sein will, die in seiner Nähe auf ihrem Gute Frohsdorf mit dem General Macdonald sehr eingeschränkt lebt.

Die Werkstätten in Benediktbeurn.

Ehmaliger Mangel und gegenwärtige Rückkehr des Gewerbfleisses in Baiern.

Eines der schönsten Blätter in der Geschichte von der Größe Friedrichs des Großen ist das Gemälde seiner Herrscherkunst, wie er in den preussischen Staaten Ackerbau und Gewerbsfleiß eben so schnell, als dauerhaft, zu einer Höhe trieb, derselben man jene Gegenden kaum fähig gehalten hatte. Dadurch eben so sehr und noch mehr, als durch das Glück seiner Waffen, ward Friedrichs Reich, vorher kaum beachtet, stark und blühend, und ehrwürdig.

Nach Brandenburg ist kaum ein anderer deutscher Staat zu nennen, der sich so schnell und kräftig aus der alten Ohnmacht oder Schlaftrunkenheit zu einem ehrenhaften Dasein ermannte, als Baiern. Wir alle wissen, wie vergessen, selbst wie gering geschätzt von den Zeitgenossen noch vor wenigen Jahrzehenden dies Land dalag? — Es war mit seinen vielen Klöstern zum Sprüchwort geworden, unter deren Schatten nichts recht gedeihen mochte. Das Ringen einzelner edler Männer nach dem Bessern ward in Deutschland zwar vernommen, schien aber nur zu dienen, den Stolz des Blicks zu rechtfertigen, mit welchem die Nachbaren auf Baiern herabsahen.

Seitdem gieng unter unsern Augen in diesem Staate eine unglaublich rasche Verwandlung vor. In einer ununterbrochenen Reihe von Kriegen, welche gewöhnlich die Lebenskraft der Länder aufreiben, genas er zur festeren Selbstständigkeit und entwickelte seine kräftigen Anlagen. Unter dem Geräusche der Waffen und den Durchzügen fremder Völker nahmen Wissenschaften, Künste und Volksbildung in den verbesserten Schulen ihren Aufschwung. Während die bairischen Ebenen wiederholt Bühnen des Kriegs wurden, und man hier bei Höchstätt, Hohenlinden, Landshut, Regensburg u. s. w. Treffen um Treffen, Schlachten um Schlachten zählte, empfing die Landwirthschaft ihre Ermunterung und Richtung zur Vollkommenheit. Und neben den zahlreichen und trefflichen Kriegsheeren, welche Baiern stellte, entstand der Gewerbsfleiß in Fabriken und Manufakturen.

Diese Thatsachen sind ein eben so unverwerfliches Zeugniß für die angestammte reiche Kraft und Vaterlandsliebe der Baiern, als für den richtigen Herrscherblick ihres Königs und Vaters. Denn Maximilian Josephs größtes Verdienst ist, daß er viele der alten Bande sprengte, welche jene Kraft vorher fesselten, und daß er, indem er sich mit geistvollen Männern umringte, jeden auf den rechten Platz stellend, durch sie nicht nur das Gute, was sich freiwillig entfalten

wollte, in der Entwickelung begünstigte, sondern auch durch eine Menge musterhafter Anstalten das, was noch schlummerte, zu wecken trachtete.

München gehört in dieser Hinsicht zu den vorzüglichsten der europäischen Hauptstädte. Weder Berlin, noch Wien, noch Dresden übertreffen die Hauptstadt der Baiern an Menge und Vortrefflichkeit großer Stiftungen zur Kultur des Volks, zur Belebung der Wissenschaften und Künste. Dies bezeugen alle Reisende von Kenntniß. Und wer München selbst nicht sah, wird sich davon durch das Lesen des Werkes: „München unter König Maximilian Joseph I." überzeugen, worin Dr. Christian Müller ein anziehendes, lebenvolles und lehrreiches Bild des baierischen Königsitzes und seiner Umgebungen darstellt.

Seit den unmenschlichen Verwüstungen des Landes im dreißigjährigen Krieg hatte es nie wieder die alte Fülle des ehmaligen Wohlstandes gewonnen. Bis auf den heutigen Tag ist es weder so volkreich, noch so gewerbsvoll, als es im Mittelalter war. Alle Städte und Märkte waren durch ihre Gewerbe und Handelsbeschäftigungen in jenen Tagen mehr oder weniger vermögend und blühend, wie sie es seitdem nie wieder geworden sind. Viele damals zahlreiche Handwerker bestehen jetzt nur in schwacher Zahl und kümmerlich; viele sind ganz verschwunden. Der große Bedarf von groben Wollenzeugen für das Landvolk kann heutiges Tages nicht einmal durch inländischen Fleiß bestritten werden, während sonst damit noch aus Italien und Tirol anderthalb Tonnen Goldes hinzu erobert wurden. Und so mangelt es noch an vielen andern der unentbehrlichsten Handwerker, für deren Arbeiten beträchtliches Geld aus dem Lande strömt.

Der Grund zu dieser Verarmung an Volks- und Gewerbsmenge lag aber nicht blos in den Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs. Wie viele andere nicht minder verheerte Gegenden erhoben sich seitdem wieder! Es fehlte auch nicht am guten Willen der Beherrscher von Baiern, den zerstöhrten Wohlstand aufzurichten. Man weiß, wie viele Mühe sich die Kurfürsten Ferdinand Maria, Maximilian Emanuel, und Maximilian Joseph, auch Karl Theodor gaben. Sie legten Gold- und Silberdrath- Wollentuch- Hautelicetapeten- Seiden- Baumwollen- Porzellan- Tabaksfabriken u. s. w. an. Die wenigsten von diesen brachten aber den gewünschten Erfolg; die meisten gingen, nach anhaltendem Kränkeln wieder ein, wie groß auch der Aufwand für sie verschwendeter Summen gewesen sein mochte. Das gleiche Bewandniß hatte es mit der Landwirthschaft. Sie blieb im Allgemeinen zurück. Viele Gegenden, wo vorzeiten Weiler, Höfe und Dörfer blüheten, verwilderten menschenleer. Viele tausend Tagwerke liegen noch heute versumpft, als unübersehbare Moore und Filze, welche allerdings trocken gelegt und urbar gemacht werden könnten.

Das fast immerwährende Mißlingen wohlgemeinter und selbst oft wohlberechneter Unternehmungen schreckte zuletzt von allen ähnlichen ab, und erzeugte sogar das Vorurtheil: Baiern eigne sich durchaus nicht, ein Fabrik- und Manufakturstaat zu sein. Diese niederschlagende Meinung war allerdings insofern ein ganz richtiges Urtheil, daß Baiern unmöglich mit Beibehaltung seiner altbestandenen innern Verhältnisse volks- und gewerbsreich werden könne.

Der Hauptquell alles Uebels lag für Baiern von jeher, ungerechnet die Kriege, welche den Gewerbsfleiß fort und fort stöhrten, ungerechnet die anhaltende Zerrüttung der Finanzen, im Mangel öffentlicher Freiheit, ohne welche nichts Großes und Gutes emporgehen mag. Der ungemessene Einfluß des Mönchthums lähmte lange die Geistesfreiheit. Der Unterricht des Volks war elend. Jede hellere Ansicht der Dinge ward vom gemeinen Mann abgewehrt, der in der Bigoterie, im Vorurtheil und Aberglauben seiner Väter steif beharrte, und an seine Armseligkeit gewöhnt, weder Muth noch Neigung zu einem bessern Loose hatte. Der mönchische Geist, in welchem auch viele der ersten Geschäftsmänner erzogen waren, und die jungen Fürsten ihre einseitige Bildung empfingen, waltete wie in den Hütten der Dörfer, so auch mächtig am Hofe. Das brachte eine lange Reihe von Mißgriffen in die Verwaltung. Unter denselben war einer der verderbenvollsten dieser, daß man das Volk beständig wie unmündig behandelte, und damit in Unmündigkeit und Unbeholfenheit niederhielt, also daß man sich von oben herab sogar in die Wirthschaft ländlicher Haushaltungen mischte, und nicht nur Kleider und Nahrung vorschrieb, sondern selbst das Verhalten bei Viehzucht und Ackerbau; — ferner, daß man, statt den Zunft- und Handelszwang zu mildern, ihn mehrte; daß man zu Gunsten kurfürstlicher Handels- und Fabrikunternehmungen den Gewerbsfleiß der Privatleute beeinträchtigte, und mit Mauthen und Zöllen, Aus- und Einfuhrverboten, Monopolien und andern landesherrlichen Spekulationen den Vortheil des Hofes auf Unkosten des Volksglücks emporzuhelfen trachtete. Zu Verschwendungen in der Residenz fehlte es selten an Kapitalien; immer aber, wenn es darauf ankam, sinkenden Gewerben und verarmenden kleinen Städten aufzuhelfen. Der reiche Adel verzehrte seine Einkünfte, wie er konnte, und pflog seiner oberherrlichen Rechtsame über die Hofmarken, ohne, gleich dem britischen Adel, seine Kapitalien zur Belebung inländischen Kunstfleißes anzuwenden.

Viele von jenen Hindernissen sind aber seit der Herrschaft des gegenwärtigen Königs vernichtet, und die wohlthuenden Wirkungen fangen an, sich zu offenbaren. Es kömmt wahrlich nicht darauf an, Baiern zu einem Fabrik- und Handelsstaat zu machen, — solches zu sein ist für Selbstständigkeit, innere Ruhe und Sittlichkeit eines Volkes schlechter Gewinn; aber zur Vergrößerung äusserer Unabhängigkeit und innerer Kraft ist wichtig, daß ein Volk sich in allen seinen Anlagen entwickeln und alle Eigenthümlichkeiten seines Bodens und Himmelsstriches in eben so viele Vortheile verwandeln könne. Ein Land, dem noch die hinreichende Menge nothwendiger Gewerbe gebricht, um seine Bedürfnisse zu bestreiten, und welchem noch die nothwendige Zahl der Hände fehlt, um seine ungebauten Oeden aufzubrechen, geht erst dem goldenen Zeitalter entgegen.

Es war daher ein sehr eitler Streit, wenn einige behaupteten: in solch' einem Lande müsse man erst Ackerbau und Viehzucht zur Vollendung bringen, ehe man an Begünstigung von zahlreichen Manufakturen und Fabriken denke; oder wenn andere entgegneten: in solch' einem Lande seien Großgewerbe aller Art der größte Nutzen, weil sie die Volksvermehrung am schnellsten

und erst durch die wachsende Menge der Bevölkerung und deren Bedürfnisse den Anbau der Erde befördern. Gefährlich ists, wenn man dergleichen einseitige Sätze der Schulen zu Maximen der Staatsverwaltung erhebt, und dann das von oben herab durch Kunst bewirken will, was allein und immer am besten die Natur selbst leistet, wenn sie nicht durch Altklugheit der Schulfüchserei in ihrem Gange gestöhrt wird. Es steht übel um den Staat, dessen Regierung nicht regiert, aber eben so übel, wo sie zuviel regiert. Dasjenige Volk ist am glücklichsten daran, in welchen die Taugenichtse das Dasein der Regierung jeden Augenblick, die rechtschaffenen Leute kaum einmal im Jahr bemerken. Und da ists auch, wo alles Gute sich am freiwilligsten entfaltet, indem es sich gegenseitig begünstigt; wo der Landbau den Gewerbsfleiß, der Gewerbsfleiß den Landbau herbeiruft.

Die vormaligen Kurfürsten von Baiern erließen theils zur Beförderung ihrer Fabriken, theils zur Verbesserung der Landwirthschaft eine Menge sogenannter Mandaten oder Befehle, ohne damit weder das eine, noch das andere zu erzielen. Die gegenwärtige Regierung ließ hingegen, zur Erleichterung des innern Verkehrs, Kanäle, Brücken und Straßen bauen, und kein nützliches Unternehmen ohne freundliche Ermunterung. Die Länge der baierischen Hochstraßen beträgt 2,162 Wegstunden, und beiweitem die meisten dieser Straßen gehören zu den besten von Deutschland. Hier zählt man 5030 Brücken und Durchpässe, worunter 138 Hauptbrücken gefunden werden, die eine Länge von 200 bis 1000 Schuh haben.*) Wiebekings Verdienste um den Wasser- Brücken- und Straßenbau sind bekannt. Dies war das angemessenste Mittel, die Privatthätigkeit zu nützlichen Unternehmungen zu locken.

Das Haus Benediktbeurn; dessen frühere Geschichte. — Joseph von Utzschneider.

Unter allen neuern Unternehmungen des Gewerbsfleißes in Baiern zeichnen sich die Werkstätten von Benediktbeurn aus. Wenige Länder haben Aehnliches aufzuweisen, und daher verdienen sie näher gekannt zu sein. Ihre Mannigfaltigkeit, wie ihre Vortrefflichkeit, so wie auch, daß sie allesammt die Schöpfungen eines einzigen Mannes sind, muß gleiche Bewunderung erregen.

Benediktbeurn liegt in einer heitern Ebene am Fuße des tyrolischen Gebirgs, ohnweit der Loisach, wo sie aus dem Kochelsee hervortritt, um sich nach wenigen Stunden in die Isar, bei Wolfrathshausen, zu ergießen. Es war eine ehmalige Benediktiner-Abtei, die schon unter den baierischen Agilolfingen im achten Jahrhundert gestiftet worden. Sie hatte schon über zweihundert Jahre in ihrer anmuthigen Einöde geblüht, als die wilden Ungarn Schrecken über Deutschland brachten. Diese brannten die Gott und den Wissenschaften geweihten Zellen nieder und ermordeten oder vertrieben die Bewohner derselben. Auch, als nach diesem die Gebäude wieder aus ihrer Asche hervorgestiegen waren, gingen mit den stürmischen Zeitaltern noch

---

*) G. H. Kaysers Handbuch der Statistik von Baiern 1, 397.

mancherlei Drangsale über sie. Eine geraume Frist waren sie von Augustinermönchen bewohnt, bis Graf Adelbert von Sempta, des Klosters Schirmvogt, im Jahr 1031 die Väter aus dem Orden des heil. Benedikt und die alte Ordnung wieder darin zurückführte. So behauptete sich die alterthümliche Abtei bis zu unserm Jahrhundert. Kaiser Rudolf I. hatte die Aebte sogar mit Fürstenwürde geziert. Doch büßten sie den Werth derselben und ihre Unmittelbarkeit ein, als sie sich in den Schutz der baierischen Herzoge begaben.

Endlich erschien auch für diese Abtei der letzte Tag, als die gesammten Klöster von Baiern aufgehoben wurden. Die ehrwürdige Stiftung der Vorwelt zählte damals ein Alter von tausend und zwei und sechszig Jahren. Die Güter und Gebäude wurden verkauft. Letztere waren in trefflichem Zustand, fast neu und bequem und geräumig. Sie bilden, von der freien Ebene gesehen, mit ihren hellen Mauern einen malerischen Abstich auf dem Hintergrund des finstern Kesselbergs und der waldreichen Benediktenwand. Die prächtige Stiftskirche erhebt sich großartig. Sie ward unter Abt Placidus gebaut und im J. 1686 dem heiligen Benedikt geweiht. Sie hat, sammt der Sakristei, eine Länge von 210 Schuh.

Der erste Käufer dieser Gebäude und Güter war der böhmische Spiegelfabrikant Johann von Schmaus. Er starb bald darauf. Weil nun seine Erben wenig Neigung bezeugten, die Zahlung des Kaufschillings zu leisten, trat im Jahre 1805 der Geheimerath Joseph von Utzschneider in die Verpflichtungen des Kaufvertrags.

Dieser Mann ist als Schriftsteller, als Staatsmann, als Vorsteher mehrerer Großgewerbe auch außer Baiern genug bekannt; von seinem Könige geschätzt; von der großen Mehrheit der Mitbürger hochgeachtet. Die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die Leichtigkeit mit der er das Schwerste behandelt, das Verworrenste sondert, verbunden mit einer unermüdlichen Vielthätigkeit, zwingen denen, die sich gegen das Bewundern sträuben wollen, wenigstens ein Verwundern ab. In seinem Aeussern ist er schlicht und einfach. Diese Einfalt der Sitten bei großen Mitteln, verbunden mit einer sein ganzes Wesen erfüllenden Vaterlandsliebe, wie man sie in Baiern zu finden gewohnt ist, machen ihn ehrwürdig. Wär' ich nicht sein Freund, ich würde mehr von ihm sagen.

Außer dem bekannten mechanischen Institut von Utzschneider, Liebherr und Werner in München, welches alle astronomische, mathematische, physikalische und mechanische Werkzeuge liefert, außer einer ihm gehörigen großen Bierbrauerei in München, hat er schon seit Jahren eine ansehnliche Gerberei und Ledermanufaktur in der Hauptstadt angelegt, die unter seiner unmittelbaren Leitung sehr blühend geworden ist. Sie macht viele Geschäfte im Inlande, so wie auch nach Wien und Italien. Erst im Lauf dieses Jahres (1817) legte er noch zu München eine Tuchmanufaktur an, die nun seit einigen Monaten in vollem Gange ist, und alle Vortheile genießt und gewährt, welche ein verbesserter Mechanismus in dieser Gattung der Weberei leisten kann.

Man wird gestehen, daß die Errichtung, Ausbildung, Leitung und beharrliche Uebersicht

des Ganzen, wie der einzelnen Theile, vier so ausgedehnten großen Gewerbe, die Herbeischaffung der rohen Stoffe, der Absatz der bereiteten Waaren, die strenge und klare Buchhaltung über Alles, die Beaufsichtigung der Individuen, welche hier beschäftigt werden, hinlänglich sind, alle Kräfte und Augenblicke des gernthätigsten Menschen in Anspruch zu nehmen. Und doch ist hier nur erst ein Theil der Utzschneiderschen Unternehmungen angegeben. Was vormals die Landesherrn, oder deren Finanziers, mit Hülfe aller in ihrer Macht liegenden Geldkräfte, Aus- und Einfuhrverbote nicht bewerkstelligen konnten, vollbrachte unter der gegenwärtigen Regierung ein einziger Privatmann, als wär' es ihm nur um den Beweis zu thun gewesen, daß Fabrik- und Industrieanstälten auch in Baiern sehr nützlich, und ohne Zwang, gedeihen können.

Die Landwirthschaft, Schule u. s. w. des Hauses.

Mit der Besitzung von Benediktbeurn erwarb Herr von Utzschneider zugleich die Gerichtsherrlichkeit über die zu Benediktbeurn gehörenden Ortschaften Leimgruben, Häusern, Straßberg und Gschwendt. Er ließ aber die Gerichtsbarkeit durch das königliche Landgericht Tölz verwalten, und gab den Ertrag der Gerichtsgefälle zum dortigen Schulfond. So hatte er von der eigentlichen Gerichtsbarkeit keinen Nutzen; dieser kam der verwalteten Gemeinde wieder zu gut.

Die Schule des Dorfs ward ein Lieblingsgegenstand des Mannes, der wohl wußte, daß alles Volksglück und aller Wohlstand erst aus der Volksbildung hervorgeht. Neben dem gewöhnlichen Schullehrer und Schulgehülfen, besoldete er noch einen Lehrer der Physik und Mathematik, um die jungen Leute in denjenigen Gegenständen unterrichten zu lassen, die auf den Ackerbau, oder auf die in Benediktbeurn angelegten Fabriken Bezug haben, wenn sie dafür Talent und Neigung zeigen. In Wahrnehmung und Ausfindung solcher Talente, in ihrer richtigen Benutzung, und in der Kunst, immer an den rechten Platz den rechten Mann zu stellen, hatte Utzschneider ein seltenes Feingefühl. Dieser Gabe dankt er ohne Zweifel nicht wenig das Gelingen seiner weitläuftigen und zahlreichen Anstalten.

Er fand von der aufgehobenen Abtei noch mehrere der übriggebliebenen Geistlichen. Diesen wies er menschenfreundlich einen Theil des Klostergebäudes zur Freistätte an, damit sie nicht, mit der alten, ihnen theuer gewordenen Heimath, ein Großes von ihrem Lebensglück verlören. Weil sie gebildete Männer waren, benutzte er ihre Einsichten zu ökonomischen Geschäften und vorzüglich bei der Schule. Auch erhielten sie von ihm kleine Zulagen, um in den Tagen ihres Alters etwas gemächlicher leben zu können.

Das Kloster besaß vordem, Schaarwerksrechte und Zehnten von allen Seiten. Diese hatte Herr von Utzschneider nicht. Er mußte demnach auf den vortheilhaftesten Anbau seiner Gründe denken, um die leeren, weitläuftigen Stallungen, welche den Klosterhof umringen, wieder mit Vieh zu füllen, und dasselbe mit selbstgebautem Futter nähren zu können. So

seinen Besitzungen gehören überhaupt 5982 baierische Morgen Landes, oder Tagwerke, jedes zu 40,000 Geviertschuh. Davon bestimmte er 610 Morgen zum Getraid- und Kartoffelbau, 1590 zur Wiesen- und Alpenwirthschaft, und 3782 zu Waldungen. Die Waldungen ließ er forstmännisch abschätzen, so daß er von ihnen die Zuversicht erhielt, jährlich einen nachhaltigen Ertrag von ohngefähr 3000 Klaftern Holzes beziehen zu können.

Vorzüglich richtete er, zur Vermehrung des Viehstandes, seinen Blick auf die weiten, noch ungebauten Möser oder Moore an der Loisach. Er entwarf den Plan zu einer großen Bewässerungsanstalt. Dazu mußten nicht nur zweckmäßige Wasserleitungen angelegt, sondern auch beträchtliche Ausebnungen des ungleichen Bodens gemacht werden. Schon seit einigen Jahren verfolgt er nun unausgesetzt die Vollstreckung eines Entwurfs, welcher ihm in kurzer Zeitfrist mehrere hundert Morgen zweimädiger Wiesen vom schönsten Graswuchs verschaffen muß, und für die er keines andern Düngers bedarf, als des durch viele Kanäle nach allen Richtungen geleiteten Wassers, welches mit Mergeltheilen geschwängert ist. Diese nützlichen Anlagen beschäftigen ihn so lebhaft, als wären sie die wichtigsten, die er unternommen hätte. Wirklich ist ihm dadurch schon gelungen, soviel Vieh zu halten, als ehmals das Kloster hatte; gegen 350 Stück Hornvieh und bei 50 Pferde, die vom Mai bis Weinmond auf den acht Alpen gesömmert werden. Mit der fortschreitenden Kultur jener Moorgründe muß sich, wie leicht zu berechnen ist, auch die Größe der Heerden vermehren.

Man hat es, und mit Recht, zum Verdienst der vormaligen Klöster gezählt, daß sie die Musterschulen des Landbau's waren, und schon dadurch nicht Geringes zum Seegen des Landes beitrugen. Sie waren es zu ihrer Zeit, so wie sie auch die Zufluchtsstätten oder Tempel der Wissenschaft gewesen sind, so lange die Wissenschaften noch nicht vom freiern Geist der Laien ergriffen wurden. Ihr alter Ruhm aber schwand in neuer Zeit, besonders wenn man in der Nähe der heiligen Mauern den meisten Müssiggang und die zahlreichsten Bettler erblickte. Und allerdings muß auffallen, daß ein Privatmann, der außer dem frommen Gebet für sich und andere noch manche andere Arbeit hat, plötzlich zur Verbesserung der Landwirthschaft auf denselben Stellen mehr thun konnte, als eine große Abtei, begabt mit Schaarwerken und Zehnten.

Die Aufsicht über die Oekonomie hat Herr von Utschneider seinem Bruder übertragen, der ihm darüber Rechenschaft giebt. Der Absatz der Produkte ist nicht schwierig. Er ist an Ort und Stelle selbst. Die vielen Fabrikarbeiter verzehren das meiste; und so fließt ein großer Theil ihres Gewinns wieder für die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse in die Kasse des Ortsherrn zurück. Doch werden auch Käse, Butter und Mastvieh nach München verkauft, welches von Benediktbeurn eine Tagreise entfernt liegt. Die Klostergebäude sind bevölkerter, als sie es jemals in den glänzendsten Zeiten der Abtei waren. Hier finden gegen vierhundert Menschen Beschäftigung und Nahrung. Es wird zunehmender Wohlstand sichtbar. Selbst während der letzten drückenden Theurung gab es hier keine Bettler; sie werden im Ortsgericht nicht geduldet. Wer nicht in den Werkstätten Arbeit findet, trifft sie in der Landwirthschaft oder in den Wäldern

an. Die zur Herrschaft gehörige Mühle und Bäckerei waren zur Zeit der Theurung in ununterbrochener Thätigkeit. Die hiesige Bierbrauerei war es nicht minder. Dieselbe pflegt jährlich neun- bis zehntausend Eimer Biers zu liefern, den Eimer zu sechszig baierische Maaß.

Die Glashütten. Das berühmte optische Institut: dessen neueste Fortschritte.

Um die öden Klosterzellen wieder zu bevölkern, legte Herr von Utzschneider im Jahr 1805 zu Benediktbeurn eine Glashütte an. Dadurch setzte er zugleich den Ertrag der Waldungen in größern Nutzen. Schon war ein Flötzkanal vorhanden, das Holz aus dem Gebirg hervorzuschaffen. Er ließ ihn aber weit zweckmäßiger einrichten, so daß nun das Holz mit größerer Bequemlichkeit bis zum neuen Holzhof beim Kloster geschwemmt wurde. Die Glashütte liefert alle Gattungen von Tafelglas, Hohlglas und Brennglas. Die glückliche Anwendung der Vortheile, welche Erfindungen und Fortschritte der Chemie und der Mechanik schaffen können, bewirkte, daß nicht nur schöne Waare, sondern auch immer in etwas billigern Preisen, als auf andern Hütten geliefert werden konnte.

Die erste Folge vom Gelingen dieser Unternehmung wurde, daß Herr von Utzschneider noch im Jahr 1806 eine Kunst-Glashütte anlegte. Der nächste Zweck davon war, das schnell weit umher berühmt gewordene mechanische Institut zu München mit dem erforderlichen Flint- und Crownglas zu versehen. Auch dies Institut hatte er erst im Jahr 1804 mit Herrn Hauptmann Georg Reichenbach und Hrn. Mechanikus Joseph Liebherr gegründet.

Es ist allgemein bekannt, wie wesentlich zur Vollkommenheit achromatischer Fernröhre ein von allen Wellen und Streifen befreites Flintglas beiträgt. Das englische ist von diesen Mängeln gar nicht rein. Es kam nun darauf an, ein bis dahin noch unerreichtes Ziel zu erreichen. So entstand zu Benediktbeurn das optische Institut, für mehrere Zweige der Wissenschaft das wichtigste; in seiner Art unter allen in Europa das vollendetste. Da es mich, während meines Besuchs von Benediktbeurn, am meisten anzog, will ich auch hier umständlicher davon reden. Vorsteher desselben ist Herr Joseph Fraunhofer von Straubing in Baiern, ein sinnreicher, genialischer Optiker, welcher sich in Benediktbeurn selbst ausgebildet hat. Die Zusammensetzung der Glasmassen, die bessere Einrichtung der Schmelzöfen, die Behandlung des Schmelzens selber, dann die Vorrichtungen und Werkzeuge zum Schleifen der Gläser, die Vervollkommnung im Zusammensetzen der optischen Werkzeuge, alles das schritt langsam erst mit den Jahren nach vielen Erfahrungen und kostspieligen Versuchen der Stufe von Vollendung entgegen, welcher man jetzt hier näher, als irgendwo steht.

Als es endlich der Anstalt von Benediktbeurn gelungen war, dem mechanischen Institut Reichenbach, Utzschneider und Liebherr in München Fernröhre und Objective aus selbstbereitetem Flintglase zu liefern, machte man sich an die Ausführung größerer Fernröhre zur Erweiterung der Optik.

Die erste Forderung, welche man an ein gutes achromatisches Fernrohr macht, ist, daß es

neue beträchtliche Vergrößerung, mit deutlichem Sehen und möglich größter Lichtstärke gewähre. Aber man verlangt daneben auch, daß es nicht durch eine unmäßige Schwerfälligkeit und Länge im Gebrauch unbequem und lästig werde.

Gleich nach Entdeckung der ersten Fernröhre suchte man nur starke Vergrößerungen zu erhalten. Dadurch war man gezwungen, jenen eine ungeheuere Ausdehnung von fünfzig, hundert und mehr Schuhen zu geben. Die Spiegeltelescope setzten diesen ungewöhnlichen Längen bald Gränzen. Sie ließen bei mäßiger Ausdehnung sehr starke Vergrößerungen zu. Durch die Ausführung des ersten achromatischen Fernrohrs von John Dolland verloren auch die Spiegeltelescope von ihrem Ansehen. Denn wenn diese schon stärkere Vergrößerung zuließen, standen sie doch in Rücksicht der Lichtstärke und anderer Vortheile den Dollondschen Werkzeugen nach.

Die größten achromatischen Fernröhre der Engländer, so viel wir wissen, haben bei vier Zoll Oeffnung eine Länge von acht bis zehn Fuß und eine etwa dreihundertfache Vergrößerung. Inzwischen muß man nicht immer die Angabe einer starken Vergrößerung, als einen Beweis für die Güte des Fernrohrs ansehen. Oeffnung, Länge und Vergrößerung des Rohrs stehen mit einander in den genauesten Verhältnissen, und haben ihre Gränzen, welche ein geschickter Optiker nie überschreitet. Man kann freilich einem Fernrohr jede beliebige Vergrößerungsfähigkeit geben, aber wie diese fortschreitet, nimmt auch, wenn sie die bestimmten Verhältnisse übersteigt, die Deutlichkeit des betrachteten Gegenstandes ab. Herrschel auf seiner Sternwarte zu Slough und Schröter in Lilienthal besitzen unter allen europäischen Himmelsbeobachtern wohl die besten Sehwerkzeuge. Diese Männer, berühmt durch ihre mannigfaltigen Entdeckungen, bedienten sich aber selten einer stärkern, als zwei bis dreihundertmaligen Vergrößerung, ob sie dieselbe gleich zu dreitausend erhöhen konnten.

Obwohl nun die erwähnten Dimensionen der englischen Fernröhre in den meisten Fällen allen Forderungen genug thaten, blieb doch immer noch ein unerfüllter Wunsch übrig: Bei so starken Vergrößerungen mehr Lichtstärke, was nur durch größere Objektive erreichbar ist. Diese Aufgabe zu lösen, war eine der vorzüglichsten Bestrebungen des optischen Instituts zu Benediktbeurn. Man war hier schon in der Kunstvollkommenheit so weit vorgerückt, daß die Verfertigung von drei bis fünf Fuß langen Röhren mit fünftehalbzölliger Oeffnung keine Schwierigkeit mehr verursachte. Die Objektiven der Repetitionskreise und Passagen-Instrumente, welche das mechanische Institut Reichenbach, Utzschneider und Liebherr in München an die Sternwarten zu Mailand, Ofen, Paris, Neapel und München lieferte, gaben von der reinen Vollendung, die man in dieser Gattung erreicht hatte, den unläugbarsten Beweis. Besonders ward das günstige Urtheil der Astronomen für die gelungene Ausführung des optischen Theils (gewiß eines wesentlichen an solchen Instrumenten) vollgültige Bürgschaft.

Benediktbeurn lieferte, außer den benannten und auch andern, zu einer zweckmäßig ausgerüsteten Sternwarte nöthigen Werkzeugen, auch einen Refraktor an die neapolitanische Sternwarte, von siebentehalb Pariser Zoll Oeffnung und zehntehalb Fuß Länge. Dieß ist das

erste achromatische Fernrohr, welches von so großer Oeffnung und verhältnißmäßig so kurzer Brennweite gebaut wurde*). Während meiner Anwesenheit zu Benediktbeurn sah ich das optische Institut aber mit der Verfertigung eines noch größeren beschäftigt. Die Wirkungen dieses neuen Riesenrefraktors, wie man ihn mit Recht nennen kann, wird kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Die Aufstellung dieses Kolosses ist so bequem als möglich; zur Aufsuchung der Gestirne parallaktisch und außer allen nöthigen feinen Bewegungen mit vielen andern wesentlichen Vorzügen ausgestattet. — Der Gebrauch eines solchen Fernrohrs ist doppelt; einmal zu blos einfachen Beobachtungen der Himmelskörper und ihrer Eigenheiten, z. B. der Sonnen- Monds- und Planetenflecken, der Nebel- und Doppelsterne u. s. w.; dann aber auch zu wirklichen Messungen von Abständen der Sterne, Durchmessern der Planeten u. dgl. Weil man für den ersten Zweck gewöhnlich die stärkeren Vergrößerungen anwendet, dadurch aber das Sehfeld sehr verkleinert, mithin die scheinbare Bewegung des Gestirns geschwinder wird: so geschieht es, daß der Stern, eh man für ihn nur Zeit genug zu einer ruhigen Beobachtung gewinnt, das Gesichtsfeld schon durchlaufen hat. Will der Beobachter seinen Stern vermittelst einer sanften Drehung des Fernrohrs im Auge behalten, wird er dadurch nicht nur in seiner Aufmerksamkeit getheilt, gestöhrt und zerstreut, sondern das Fernrohr selbst wird durch immerwährendes Schrauben in eine zitternde Bewegung gesetzt, die nicht anders, als für die Beobachtung nachtheilig sein muß. Diesem Uebelstand auszuweichen, ist die Achse des Stundenkreises mit einem Uhrwerk verbunden, welches das ganze Fernrohr der täglichen Bewegung der Erde gleichlaufend dreht. Befindet sich nun das Gestirn in der Mitte des Sehfeldes, wird das Uhrwerk angelassen, und der Stern behält seinen Platz, der Beobachter aber alle Muße, seine Arbeit mit Sorgfalt zu verrichten. — Um das Instrument zu Messungen von Abständen u. s. w. zu benutzen, ist am Okular ein repetirender Lampenmikrometer angebracht, wodurch die zu messenden Distanzen nach dem bekannten Multiplikationssystem mit großer Genauigkeit erhalten werden.

Dies Fernrohr vergrößert sechszig bis fünfhundertmal, und gewährt dabei, auf welchen Gegenstand man es auch anwende, die größte Reinheit und Deutlichkeit desselben. Ermuthigt durch das Gelingen dieses Refraktors, unternahm der treffliche Fraunhofer die Verfertigung eines noch größern Objektivs von neun Zoll Oeffnung und vierzehn Fuß Brenn-

*) In einem Schreiben des Hrn. Prof. Fred. Zuccari von Neapel 20. Juni 1817 an die naturforschende Gesellschaft im Aargau sagt derselbe:

„Heureusement je puis vous donner de nouvelles satisfaisantes de mon nouvel observatoire de Miradois tout près de Naples. Les circonstances des temps et du pays l'avoient fait tomber dans un état d'abandon, mais graces à la magnificence de notre auguste Souverain et à la mediation de notre celebre astronome de Palermo, Mr. Piazzi, la bàtise de cet observatoire sera bientôt achevée et l'on y pourra placer tous les grands instruments de Mrs. Reichenbach et Utzschneider que nous possedons depuis trois ans.“

weite. Noch war bei meiner Anwesenheit das Stativ nicht vollendet, um die Wirkungen dieses Instruments in seiner Anwendung auf himmlische Gegenstände ermessen zu können. Aber doch giebt das Betrachten irdischer Dinge mit demselben schon einen vorläufigen Begriff vom Grad der Vollkommenheit, die hier zu erwarten ist. Wenn man bedenkt, daß die großen, schwerfälligen und kostbaren Spiegeltelescope jetzt durch achromatische Fernröhre ersetzt werden können, welche die gleiche Wirkung hervorbringen, dabei leichter zu handhaben und wohlfeiler anzuschaffen sind: so dürfen diese Fortschritte der Optik zu Benediktbeurn als ein wichtiger Gewinn für die Wissenschaften gepriesen werden. Bei Herschels vierzigfüßigem Spiegeltelescop wog der Spiegel mit dem Rohre allein vierzig Zentner und die Kosten des Gestells beliefen sich auf 2300 Pf. Sterling *). Das Anlaufen der Spiegel bei den Teleskopen, wodurch sie Flecken bekommen, macht ein solches Werkzeug öfters ganz unbrauchbar, wenigstens schwer, wieder herzustellen.

---

*) In dem gedruckten Preiß-Courant der von den Herrn Utzschneider und Fraunhofer gelieferten optischen Werkzeuge findet sich der Preiß ihrer großen achromatischen Refraktoren nicht ausgesetzt; er wird erst bei den Bestellungen durch gegenseitige Uebereinkunft bestimmt. Ein Heliometer, von der Art, wie er oben von mir noch beschrieben wird, kostet 1430 Fl. Ein Kometensucher mit hölzernem Rohr, messingenem Stativ, parallaktisch montirt, mit Stunden- und Deklinationskreiß von 3, 6 Zollen im Durchmesser, beide von fünf zu fünf Minuten unmittelbar getheilt; das achromatische Objektiv des Fernrohrs von 24 Zoll Brennweite, 34 Linien Oeffnung, zwei astronomische Okulare von zehn und fünfzehnmaliger Vergrößerung; das Feld 6 Grade haltend, kostet 468 Fl. ohne Stativ 88 Fl. Ein Tubus von 5 Fuß 4 Zoll Länge mit messingener Röhre und Stativ, feiner Vertikal- und Horizontalbewegung; das achromatische Objektiv mit 54 Zoll Brennweite und 43 Linien Oeffnung, zwei irdischen Okularen von sechzig- und neunzig-, und fünf astronomischen von achtundvierzig-, zweiundsiebenzig-, hundert und acht-, hundert zweiundsechzig-, und zweihundert dreiundvierzigmaliger Vergrößerung, mit zwei Sonnengläsern, kostet 692 Fl. Ein Tubus von 4 Fuß 10 Zoll Länge, Röhre und Stativ von Messing, mit feiner Vertikalbewegung; das achromatische Objektiv von 48 Zoll Brennweite und 37 Linien Oeffnung; zwei irdischen Okularen von siebenundfünfzig-, und achtzig-, und vier astronomischen von vierundsechzig-, sechsundneunzig-, einhundert vierundvierzig-, und zweihundert sechszehnmaliger Vergrößerung mit einem Sonnenglas kostet 422 Fl. Ein Tubus von 4 Fuß 4 Zoll Länge, Röhre und Stativ von Messing; das achromatische Objektiv mit 42 Zoll Brennweite und 34 Linien Oeffnung; zwei irdischen Okularen von fünfzig- und siebenzig-, und drei astronomischen von vierundfünfzig-, vierundachtzig- und einhundert sechsundzwanzigmaliger Vergrößerung, nebst einem Sonnenglas, kostet 330 Fl. — So werden hier alle verschiedene Arten von Fernröhren, bis hinab zu den gewöhnlichen, die man auf Reisen gebraucht, verfertigt; desgleichen Loupen, Camerae lucidae, Prismen, Libellen, Plan- und Parallelspiegel u. s. w. Selbst von den schönen achromatischen Objektivgläsern Fraunhofers werden Künstlern einzelne verkauft, mit steigenden Preisen im Verhältniß der Oeffnung. Diese zu 12 Pariser Linien Oeffnung (die Breite des Fassungsrings nicht mitgerechnet) kosten 13 Fl. und die zu 60 Linien Oeffnung 694 Fl. — Eben so verhält es sich mit den Mikroskopen. Ein großes zusammengesetztes Mikroskop mit vollständigem Apparat, um die Durchmesser der Gegenstände in irgend einem bestimmten Maaß auf 0,00001 Zolle genau angeben zu können; mit Apparat zur Beleuchtung; sechs achromatischen Objektiven, einem doppelten und einem einfachen Okular zu verschiedenem Gesichtsfeld und verschiedener Vergrößerung, kostet 520 Fl. Die Flächenvergrößerungen sind bei dem einfachen Okular 256, 441, 1024, 2809, 5476, 10,000, und beim doppelten Okular 576, 992, 2304, 6320, 12321, 22500. Die stärkste Vergrößerung beträgt also

Ich gedenke noch eines kleinen, aber sehr vollkommenen Fernrohrs, welches der in der Schule seines verdienstvollen Vaters gebildete Dr. Schröter in Lilienthal von dem optischen Institut in Benediktbeurn erhielt. Zwar sah' ichs nicht selbst. Aber ich erwähn' es, weil in Deutschland kaum eine andere Sternwarte besser zur Prüfung und Vergleichung eines Fernrohrs geeignet sein kann, als die mit so vortrefflichen Sehwerkzeugen ausgerüstete Lilienthaler Sternwarte. Dies Fernrohr hat zweiundfünfzig Pariser Zoll Oeffnung mit zweiundsiebenzigzölliger Brennweite. Vermittelst desselben hat Dr. Schröter bei hellem Mondschein, etwa drei Stunden vor dem Vollmonde die kleinsten Sterne erkannt. Er zieht es, wie mir gesagt ward, einem dreizehnfüßigen Reflektor, dem Lieblinge seines Vaters vor, womit dieser seine meisten Entdeckungen machte. Im Nebel am Schwerd des Orion fand er die feinsten Sterne, die sein Vater nur mit dem größten Reflektor zuerst entdeckt hat. Die Vorzüge des Fernrohrs zeigen sich besonders aber bei Doppelsternen. Die beiden zarten Begleiter des Polarsterns und Riegel sah Dr. Schröter in heller Dämmerung mit ungewöhnlicher Deutlichkeit, Sterne, welche ein fünffüßiger Dollond kaum bei der finstersten Nacht erblicken ließ. Der verstorbene Graf Hahn, welcher einen großen und köstlichen Vorrath von Sehwerkzeugen besaß, rühmte im Berliner astronomischen Jahrbuch 1797 als besondere Tugend seines fünffüßigen Dollond, daß er den Stern ε Bootis doppelt zeige. Sein dabei angegebenes Verfahren bewies, wie schwer ihm dies gefallen sein mochte. Das benediktbeurische Rohr zauberte diesen Stern schon bei fünfundneunzigmaliger Vergrößerung vors Auge, so daß man gar nicht zweifelhaft werden konnte.

Noch eines andern Werkzeuges muß ich hier gedenken, welches das optische Institut liefert, nämlich des Heliometers. Die gewöhnlichen Heliometer wurden bisher blos zur Messung von Sonnendurchmessern gebraucht. Sie bestanden aus zwei Objektiv-Hälften, von denen die eine beweglich ist; durch Verrückung gaben sie zwei Bilder. Sie wurden an das Objektiv eines guten Fernrohrs gesteckt, und mußten mit der größten Sorgfalt gearbeitet sein, da man durch doppelte Objektive zu sehen hatte. Seitdem Bessel in Königsberg den, vor und seit Lamberts Zeiten nur auf Erkennung der Sonnendurchmesser benutzten Heliometer auch, nach Lamberts Vorschlag, zu Abstandsmessungen der Fixsterne von Planeten und Kometen mit Vortheil gebrauchte, kamen die Heliometer in größere Aufnahme. Das Institut zu Benediktbeurn bildet nun dergleichen Werkzeuge nicht, wie bisher gewöhnlich, zum Anstecken, sondern so, daß das Objektiv des Fernrohrs selbst (mit 34 Linien und 42 Zoll Brennweite) zerschnitten und ganz zum Heliometer wird. Die Aufstellung ist parallaktisch, die Abstände können repetirt werden, und überhaupt sind mannigfache Verbesserungen angebracht, aus deren Nichtdasein

eine anderthalbhundertmalige Längenvermehrung. Denn um diese ists eigentlich doch zu thun, wenn man die Vergrößerungskraft des Mikroskops bezeichnen will, die man aber, um kauflustige Laien anzulocken, gewöhnlich durch die stärkeren Zahlen der Flächenvergrößerung ausdrückt. — So werden in geringern Preisen mindergroße Mikroskope, bis hinab zum einfachen Reisemikroskop zu Benediktbeurn verfertigt.

leicht Nachtheil bei Beobachtungen erwachsen konnte. Einige Sternwarten, worunter die Göttinger und Seeberger obenanstehen, haben schon von diesen Heliometern neuer Art erhalten; für andere zu Ofen, Berlin, Breslau, Kopenhagen sind Bestellungen gethan.

Zu den merkwürdigern hier bereiteten Werkzeugen gehören auch noch die großen Mikroskope, sowohl wegen der bei ihnen angebrachten zweckmäßigen Vorrichtungen und Bequemlichkeiten, als wegen der Wirkungen ihrer achromatischen Gläser. Die stärkste Linear-Vergrößerung ist hundertundfünfzigmalig, und gewährt eine ungemeine Klarheit der betrachteten Gegenstände. Die dabei befindliche Eintheilung der Mikrometerschraube, vermittelst welcher die Gegenstände gemessen werden können, setzt jeden in den Stand, die feinsten Beobachtungen anzustellen. Daß die Fassung aller dieser und anderer optischen Werkzeuge in Holz, Meßing und Stahl zarte Genauigkeit mit Geschmack und Festigkeit im hohen Grade vereinen, darf wohl nach allem, was schon gesagt worden ist, nicht erst angeführt werden. Es ist dafür in Benediktbeurn eine eigne mechanische Werkstatt unter der Leitung des trefflichen Künstlers Rudolf Blochmann angelegt worden.

Diese mechanische Werkstatt zu Benediktbeurn ist aber von jener schon früher erwähnten ganz verschieden, die zu München, unter der Firma Utzschneider, Liebherr und Werner besteht, und Passagen-Instrumente, Meridiankreise, Repetitionskreise, Theodolithe, Aequatorialien, Spiegelsextanten, astronomische Pendeluhren, achromatische Distanzenmesser, Luftpumpen und andere astronomische, mathematische und physikalische Werkzeuge verschiedener Art, auch Spinn- Bohr- Guillochir-Preßmaschienen u. s. w. verfertigt. Bekanntlich war früher der Hr. von Reichenbach mit Hrn. von Utzschneider und Liebherr associrt. Als sich Reichenbach nachher von dem trefflichen Mechaniker Liebherr und Utzschneider trennte, und mit einem Hrn. Ertl verband, begründete Utzschneider, vereint mit Liebherr und Werner, welcher letztere sich durch viele astronomische Kenntnisse auszeichnet, das neue mechanische Institut zu München. Beide Anstalten blühen hier nun neben einander, und beide beziehen ihre optischen Gläser von Benediktbeurn, wo Georg Fraunhofer ihnen in die Hände arbeitet.

Die Zuckersiederei. Die Tabaksfabrik. Blick auf das Gesammte des Hauses.

Während der für den europäischen Gewerbsfleiß in mancher Rücksicht wichtig und vortheilhaft gewordenen Sperrung des festen Landes wurde zu Benediktbeurn auch der Anfang mit einer Zuckersiederei aus Kartoffeln gemacht. Zu dem Behuf ließ Herr von Utzschneider weitläuftige Strecken Landes blos dem Anbau der Erdäpfel gewidmet. Man brachte es bei ihm so weit, daß der Erdäpfelsyrup die vollkommenste und schönste Kristallisation empfing. Schon begann dies Geschäft in guten Gang zu kommen, als Napoleons Kontinentalsystem gesprengt ward.

Um nun die Geräthschaften, die Arbeiter und die Oertlichkeiten nicht unbenutzt zu lassen, legte Hr. von Utzschneider sogleich eine Rauch- und Schnupftabaksfabrik in Benedikt-

beuern an. Ich sah sie in ihrem vollen Betrieb. Sie liefert sehr gute Arten Tabak, vom gemeinsten bis zum feinsten, und beschäftigt in der umliegenden Gegend den Fleis vieler Menschen. Die Tabaksblätter werden von der Utzschneiderschen Tabaksfabrik aus Amerika, Holland, Ungarn, vom Rhein und von Nürnberg bezogen. Auf den Gütern des Gewerbsherrn selbst zu Benediktbeurn, zu Rieden am Staffelsee, und zu Giesing ohnweit München wird ebenfalls, wie es der Fruchtwechsel erlaubt, einiger Tabak gebaut. Die Fabrik mag in Rauchtabaken einen jährlichen Absatz von tausend Zentnern, und von ohngefähr zwölfhundert Zentnern Schnupftabak haben.

Alle diese verschiedenen Werkstätten, hinreichend genug, eine kleine Stadt blühend und berühmt zu machen, leitet ihr vielthätiger Besitzer und Stifter mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit und Ordnung. An ihn nach München kommen alle Zuschriften und Bestellungen von nah und fern für die verschiedenartigsten Anstalten, Fabriken und Manufakturen; er vertheilt die Anweisungen und Arbeiten; mustert von Zeit zu Zeit abwechselnd den Gang seiner Stiftungen; trifft neue Anordnungen; hilft nach, wo es fehlt; prüft seine Leute; giebt ihnen die ihnen angemessensten Plätze; hört ihre Anträge; entscheidet über ihre Vorschläge und wird so die Seele des Ganzen, dessen Zusammensetzung und innere Verbindung außer ihm keiner durchschaut.

Schwerlich hat Deutschland einen ähnlichen Verein so ausgezeichneter Institute, wie Benediktbeurn, aber schwerlich auch einen ähnlichen Mann, wie den aufzuweisen, welcher die Säle und Zellen der ehmaligen Benediktiner-Abtei mit dem Geräusche so mannigfaltiger Werkstätten erfüllte. Diese sind häufig von angesehenen oder berühmten Fremden besucht. Hierher kamen schon die Astronomen Gauß von Göttingen, Baron Lindenau von Seeberg bei Gotha, Tralles von Berlin und andere mehr, welche aus des kunstsinnigen und erfinderischen Fraunhofers Unterhaltungen neue Aufklärungen schöpften; hieher die meisten beim königlichen Hofe zu München angestellten auswärtigen Gesandte; vor zwei Jahren die russische Kaiserin, vor einem Jahre der Herzog von Dalberg u. s. w.

Es herrscht dabei in den weitläufigen Gebäuden ein hoher Grad häuslicher Ordnung und Reinheit und unter den Bewohnern eben so viel Fleiß, als Geselligkeit. Alles arbeitet. Müssiggang scheint hier kaum ein dem Namen nach bekanntes Laster zu sein. Denn nach vollbrachtem Tagesgeschäft strebt alles wieder, sich durch Selbstbelehrung weiter auszubilden. Zur Unterhaltung an Sonn- oder Feiertagen bildete sich eine Musikliebhaber-Gesellschaft. Hr. v. Utzschneider wies derselben einen eignen Tonsaal an. Die Kirchenmusik, welche nach Aufhebung der Abtei gänzlich verschwunden war, hat sich daraus wieder neu hergestellt. — Am rührendsten war mir bei diesem Allen noch die mit Ehrfurcht gemischte Liebe sämmtlicher Bewohner des Hauses Benediktbeurn zu dem Urheber dieser vielen Stiftungen. Seine Anspruchslosigkeit, sein menschenfreundliches Wohlwollen, seine Popularität gewinnen die Herzen, von denen sich jedes

nur zu beklagen scheint, daß er nicht jedem ausschließlicher angehören könne. Seine achtungswürdige Gemalin lebt hier den größten Theil des Jahres. Er selbst erscheint nur von Zeit zu Zeit vorübergehend, immer da, wo seine Gegenwart am dringendsten nöthig ist.

H. Zschokke.

La Fayette's Landleben im Schlosse La Grange.*)

Das Schloß La Grange-Blesseau, der Aufenthalt des Marquis La Fayette, liegt in den fruchtbaren Gefilden von Brie. Es ist von der großen Heerstraße so entfernt, so einsam, so tief in Bäumen begraben, daß die Phantasie sich kaum eine größere Abgeschiedenheit, kaum einen dem Anscheine nach von dem Geräusche der Welt und jeder Scene des Lärmens und der Zwietracht mehr abgesonderten Ort zu denken vermag.

Um den durch seine ächte Vaterlandsliebe nicht weniger als durch seine Kriegsthaten berühmten Besitzer dieses Schlosses persönlich kennen zu lernen, mußten wir — also erzählt Lady Morgan — etwa dreißig Meilen von Paris von der Hauptstraße abfahren, und einen Nebenweg einschlagen, auf welchem nicht ohne große Mühe fortzukommen war. Nur vermittelst wiederholter, von den Hirten, Holzhackern und Feldhütern, die wir hier und da antrafen, eingezogener Erkundigungen, waren wir im Stande, uns aus dem Labyrinthe, in welchem wir uns befanden, herauszuhelfen. Indeß wußte doch jedermann um das Schloß La Grange, und auf steinigen Wegen umhergerüttelt, gelangten wir von Thale zu Thale weiter, indeß das Getöse der Mühlen längs den Bächen unser Ohr betäubte. Bald sahen wir uns von einem dichten Wald von Obstbäumen umfangen, und dann führte der Weg durch den Hof einer Meierei hindurch, was den Besitzer derselben erfreute, dem sich auf dem Platze umhertreibenden Federvieh aber einen gewaltigen Schrecken verursachte. Der Kutscher sowohl als ein uns begleitender französischer Bediente hatte überall etwas zu fragen, und Höflichkeiten bald zu erweisen, und bald zu erwiedern.

Mitten in dieser fruchtbaren und reizenden Landschaft erschienen jetzt, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, und aus bejahrten Wäldern und reichen Obstgärten hervorgehend, die fünf Thürme von La Grange-Blesseau. Durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen hindurch zeigte sich das niedliche Dorf Aubepierre, ehmals vermuthlich zur Gerichtsbarkeit des Schlosses gehörig, an dessen Mauern es sich, gleichsam Schutz suchend, mit seinen Häusern anschmiegte.

Etwas weiter hinaus sahen wir die Dorfschaft Vêres mit ihrem klaren Bache und

*) Im Auszuge aus der kürzlich erschienenen Schrift: *La France, par Lady Morgan, ci-devant Miss Owenson.*

romantischer Thalumgebung, je nachdem sich der holperige Weg nach dieser oder jener Seite hinneigte, zum Vorschein kommen und wieder verschwinden. Noch eine Weile schlängelte sich in einer durch die anstoßenden Baumgruppen bestimmten Richtung, die Straße zwischen herabhängenden, mit reifenden Früchten belasteten Zweigen hindurch, und dann befanden wir uns auf einem schönen, das Schloß bekränzenden Wiesenplatze. Ein tiefer Graben, eine Fallbrücke, Thürme mit Epheu bewachsen, große, in einen Hof hineinführende Bogenthürme, das alles bildete zusammen ein mahlerisches, den Zeiten der Feudal-Herrschaft angehöriges Ganzes, dessen Anblick in Verbindung mit der Stille und der Färbung eines schönen Abends ganz trefflich mit den etwas gespannten Gefühlen zusammenstimmte, welche die Annäherung des Augenblicks in uns erweckt hatte, der uns einen Mann, an welchen wir seit langer Zeit nie anders als mit Bewunderung und Interesse gedacht hatten, von Angesicht zeigen sollte.

Wir fanden den General La Fayette mitten im Schooße seiner patriarchalischen Familie. Sein vortrefflicher Sohn, seine Schwiegertochter, zwei Töchter, die Gefährtinnen seiner Gefängnißtage zu Olmütz, ihre Gatten, eilf Enkel, und ein ehrwürdiger Großoheim, gewesener Großprior des Maltheserordens, mit schneeweißen Locken, der in seinem Ordenskreuze jetzt noch mit eben dem Stolze einher prangte, wie zur Zeit, da er an der Spitze seiner frommen Krieger zum Angriffe gegen den Feind der Christenheit auszog; — dies war die Gesellschaft, die wir im Schlosse antrafen, dies der freundliche Kreis, in welchem wir unser Frühstück und unser Mittagsessen genossen, und in dessen Begleit die reizenden Lustgänge durch die Umgegend und die Wälder von La Grange unternommen wurden. Unter allen Gliedern dieser liebenswürdigen Familie herrschte fortwährend die vollkommenste Harmonie und Eintracht; alle schienen von den gleichen Interessen, Liebhabereien und Neigungen beseelt zu sein.

Wenn man eines Menschen ansichtig wird, dessen Name und Ruf uns schon seit einer langen Reihe von Jahren bekannt ist, und dessen Thaten der Beifall seiner Zeitgenossen, vielleicht schon ehe man selbst in die Welt eingetreten war, gekrönt hatte, so erwartet man ganz natürlich starke Spuren von der Allgewalt der Zeit auf seinem Antlitze wahrzunehmen. Doch an La Fayette's Aeusserm ist nicht die leiseste Spur eines längern oder kürzern Zeitverlaufes zu finden. Nicht eine einzige Runzel durchfurcht seine Stirne. Sein edler Anstand, sein gerader und hoher Wuchs beweisen es sattsam, daß sein Körper sich nicht minder kraftvoll als der ihn beseelende Geist erhalten habe. Noch jetzt (1816) gebricht es dem ausserordentlichen Manne keineswegs an Stärke, Grazie und Würde, und obgleich er während mehr denn vierzig Jahren in den mannigfaltigsten und ungewohntesten Scenen mitgespielt hat, so scheint er doch sein großes Stufenjahr noch nicht erreicht zu haben. In seinem Meierhofe ist er eben so thätig, als elegant in seinem Gesellschaftszimmer, und wenn es auch schwer halten sollte, in einem der geschicktesten Landbauer Frankreichs, und in einem der höflichsten Männer, die dies Land jemals erzeugt hat, den Krieger und Gesetzgeber wieder zu finden, so wird wenigstens nicht leicht jemand den wahren Vaterlandsfreund in ihm verkennen können.

Noch zur Stunde sieht sich La Fayette in dem unverkümmerten Besitze aller Talente und Fertigkeiten seiner Jugendjahre. Sein Gedächtniß ist ihm noch völlig so treu, wie in frühern Zeiten. Jetzt noch beachtet und umfaßt sein Geist je das Erhabenste, was der menschliche Verstand auszudenken vermag. Seine Unterhaltung gewinnt durch die Anekdoten in Betreff der denkwürdigsten Personen und Ereignisse der letztverflossenen fünfzig Jahre, womit er sie zu würzen weiß, ein ganz besonderes Leben. Mit Entzücken gedachte er, mehr wie einmal, eines kurzen Besuches, den er in England seinem Freunde Fox abgestattet, und von dem bezaubernden Wesen der verstorbenen Herzogin von Devonshire sprach er beinahe mit dem Feuer und der Lebendigkeit eines Jünglings. Englisch redet und schreibt er so zierlich wie seine Muttersprache; auch besitzt er eine gründliche Kenntniß von Allem, was sich im Gebiete der britischen Literatur und Philosophie Bedeutendes vorfindet. Seine Bibliothek, deren Auswahl allein schon den Geschmack des Besitzers verbürget, und welche eine beträchtliche Anzahl der vorzüglichsten englischen Schriftsteller in allen Fächern enthält, befindet sich in dem obersten Stockwerke einer der Schloßthürme, und das Zimmer, in welchem sie aufgestellt ist, beherrscht, wie Montaignes Kabinet, den Hof der Meierei des philosophischen Landwirthes. „Es begegnet mir öfters, sagte er einmal zu uns, als wir die unter seinen Bibliothekfenstern sich umhertreibenden Herden betrachteten, „daß meine Merino's und meine Heuwagen Ihrem Hume und unserm Voltaire meine Aufmerksamkeit streitig machen.“

Mit großem Vergnügen sprach er auch von dem, ihm vor einigen Jahren von Herrn Fox und dem General Fitz-Patrik zu La Grange abgestatteten Besuche. Gleich den andern Morgen nach meiner Ankunft führte er mich außer das Schloß hinaus, um mir einen mit schönem Epheu bewachsenen Thurm zu zeigen. „Es ist Fox, sagte er, der dieses Epheu gepflanzt hat, und ich habe meine Enkel gelehrt, ein solches Denkmal zu ehren.“ Zur Winterszeit kommen alle Sonntage Abends die Landleute aus der Nachbarschaft nebst der Dienerschaft des Schlosses in dem einfachen, aber geräumigen Speisesaal zusammen, um nach dem Tone der Violine zu tanzen. Die Gesellschaft wird mit Kuchen und Zuckerwasser bewirthet. Der General selbst ist gewöhnlich, und seine Familie allemal bei diesen ländlichen Bällen gegenwärtig. Die jungen Familienglieder nehmen selbst Theil an dem Tanze und machen der Gesellschaft etwa einige neue, von ihren Tanzmeistern kürzlich in der Hauptstadt eingeführte Tanzschritte vor. Während des Sommers werden diese patriarchalischen Zusammenkünfte im Schloßparke auf einem eigens zu diesem Gebrauche bestimmten mit Bäumen eingefaßten Platze abgehalten.

Oft, wenn ich La Fayetten so im Schooße seiner liebenswürdigen Familie betrachtete, erinnerte mich dieser Anblick an die letzten Lebensjahre des Kanzlers von Hopital, den der naive Brantome mit Cato vergleicht, und der, ein eben so entschiedener Freund der Freiheit als abgesagter Feind aller Parteiungen, seine letzten Jahre, umgeben von seiner Gattin, seinen Kindern, neun Enkeln, und einer Schaar treuer, in seinem Dienste grau gewordener Diener auf seinem kleinen Gute zu Vignay, das er mit eigener Hand erbaute, verlebte.

Ich verbringe, so erzählt der Kanzler in einem seiner Briefe, meine Tage wie Laertes, baue mein Feld, und wünsche von allen dem, was ich jetzt wissen muß, nichts zurück. Weit lieber ist mir dieser ländliche Zufluchtsort, der meinem Herzen Befriedigung verschafft, und gleichwohl meiner Eitelkeit schmeichelt. Es gewährt mir Freude, mich in Gedanken der Reihe jener Verbannten Roms und Athens, die durch ihre Tugend ihre Mitbürgern furchtbar geworden sind, beizugesellen. Ich lebe mitten unter einer zahlreichen und geliebten Familie, lese, schreibe, hänge meinen Gedanken nach, und vergnüge mich an den Spielen meiner Enkel, deren Beschäftigungen alle, selbst die einfachsten, mich anziehen. Mit einem Worte: alle meine Augenblicke sind ausgefüllt, u. s. w. Detail und Geist dieses so natürlichen Lebensgemäldes passen ganz auf die Tage und Lebensart des Herrn von La Fayette.

In der Gesellschaft dieses „Letzten der Römer" durchwanderte ich seine weitläuftigen Pachthöfe, und besuchte seine Schäfereien, Stallungen, und Milchkeller, auf die er mit Recht stolz ist, und in Betreff derer er mich mehrmals fragte, ob sie nicht ein wenig in englischem Geschmacke seien. Was mich auf diesen Spaziergängen eigentlich rührte, war der liebreiche Ton, in welchem er mit den Bauern und den mit mancherlei ländlichen Geschäften in seinen Besitzungen beschäftigten Arbeitern redete. Da hieß es immer „mein Freund, mein lieber Freund, lieber Junge," indeß „die gute Mutter oder mein liebes Kind" angewiesen wurde, uns ihre Vorräthe von Rahm und Käse oder die jungen Bruten ihrer Hennen und Truthühner zu zeigen. Eine so leutselige Vertraulichkeit schien von Seite der Untergebenen durch eine unbeschränkte Zuneigung und eine an Verehrung gränzende Hochachtung erwiedert zu werden.

Der vormalige Baumgarten des Schlosses, wo der Gerichtsherr sich des Abends mit seinen Hausoffizianten zu vergnügen und mit seinem Kapellan Schach zu spielen pflegte, macht jetzt einen Theil eines prächtigen, hinter dem Schlosse liegenden Parks aus. In diesem Parke sind zwei Gehölze angelegt, deren Dickungen von majestätischen Eichen und mahlerischen Ulmen solcher Gestalt durch das Ganze vertheilt sind, daß der Glanz des sammtnen Rasenteppichs dadurch noch bedeutend erhöht wird. „Das alles ist auch noch ein wenig in englischem Style, sagte der General zu mir, indeß habe ich die Schönheiten des Parks größtentheils unserm berühmten Landschaftsmaler Robert zu verdanken, der mir geholfen hat, den Plan zu demselben und die Eintheilung des Bodens zu entwerfen." Indem wir so bei schönem Mondscheine durch diese Zaubergegend lustwandelten, hörte ich den berühmten Besitzer von La Grange über alle die Gegenstände sprechen, welche die Aufmerksamkeit eines tugendhaften und aufgeklärten Mannes in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Er sprach abwechselnd französisch und englisch, das eine wie das andere mit Geist, Unbefangenheit und beredter Zunge.

Unser Mittagsspaziergang hatte einen weniger ernsthaften Karakter. Um diese Zeit verließen die jungen Leute ihre Studien, um uns zu begleiten, so daß wir eine Gesellschaft von etwa zwanzig Personen ausmachten. Hier spielte dann der Großprior jedesmal eine ausgezeichnete Rolle, und war sichtbarlich der Führer des Zuges. Ein Theil seiner Leute erhielt Befehl, auf

das Sammeln von Blumen, die zur Verschönerung der Mittagstafel dienen sollten, auszugehen. Zu diesem Ende hin theilte er seine Armee in verschiedene Divisionen, und führte das Kommando über dieselben mit einer solchen Gravität und Lebhaftigkeit, daß man hätte glauben können, er interessire sich für diese, gegen den bunten und duftenden Schmuck der Felder gerichtete Raubzüge eben so sehr, als die jungen, unter seinem Befehl stehenden, wohl disziplinirten Truppen. Wenn etwa, nachdem das Zeichen zum Aufbruche gegeben war, der General selbst in den Schwenkungen einen Fehler bemerkte, so kommandirte er Halt, und setzte seinen eignen, auf lange Erfahrung gegründeten Rath mit den taktischen Kenntnissen des Malteserordens in Verbindung. Es war ein besonderer Anblick, den Repräsentanten der Großmeister des Ordens von St. Johann von Jerusalem, und den General, welcher die Nationalarmee von Frankreich kommandirt hatte, mit diesem kleinen Streifkorps manövriren, und von eben den Ideen, welche vormals auf das Schicksal von Europa Einfluß gehabt haben, zur Leitung eines gegen Blumen und Sträuche gerichteten Angriffs, Gebrauch machen zu sehen.

Der Schmerz, den wir beim Abschiede von La Grange empfanden, stand mit den Erwartungen, unter welchen wir in das Schloß eingetreten waren, und mit den Freuden, die wir innerhalb seiner Mauern genossen hatten, in völligem Verhältniß. Es ist in dem Leben eines Wesens von gewöhnlicher Gattung ein denkwürdiger Umstand, sich in die unmittelbare Nähe eines großen und zugleich rechtschaffenen Mannes eingeführt zu sehen. Durch ein solches Ereigniß erhalten die Gefühle, welche der Umgang mit der Welt vielleicht verdorben hatte, ihre völlige Frischheit wieder; der Geist erholt sich von seiner Ermüdung; und seine Erinnerung an jene kleinen und niedrigen, einen so großen Theil der menschlichen Gesellschaft beherrschenden Leidenschaften, an die Erbfolge einer ränkeschmiedenden Mittelmäßigkeit, an die Triumphe eines knechtischen, den jedesmaligen Zeitumständen sich anschmiegenden Schmeichelsinnes, an die selbstsüchtigen, auf der einen Seite zerstörenden, auf allen Seiten aber herabwürdigenden Absichten der Uebergewalt und des Ehrgeizes wird, bis auf die letzte Spur aus dem Gedächtnisse ausgetilgt.

La Fayetten sehen, ihn sprechen und hören, heißt eines der anziehendsten Blätter des Buches der Menschheit vor sich aufschlagen. Mit Erbauung und Wonne habe ich dies Blatt gelesen, und der Eindruck davon wird sich nicht eher verlieren, als bis die Kraft meines Lebens und meines Gedächtnisses schwinden wird.

H.

Mannigfaltiges.

Aus Asien.

Merkwürdige Erscheinungen beim Ausbruch eines Vulkans auf dem Eiland von Sumbava.

Als der Vesuv am 24. August des Jahres 79 unserer Zeitrechnung zum erstenmal seine zerstöhrende Gewalt äusserte, erschütterte er weit umher den Erdboden, und begrub sechs Städte unter Asche; Herkulanum, Pompeji, Stabiä, Pästum, Thaurania und Thora. Die Asche wehte bis Afrika und verfinsterte zu Rom die Sonne. Die Vögel fielen todt aus der Luft; die Fische des Meeres starben. So erzählen die alten Schriftsteller. Wir können uns kaum von solchen furchtbaren und weit ausgebreiteten Erscheinungen einen Begriff machen. Wir würden beinah geneigt sein, vieles von dem Erzählten in Zweifel zu ziehen, hätte die große Trümmer von Herkulanum, die tief unter Erd und Asche seit siebenzehnhundert Jahren verborgen gelegen war, bis sie Fürst Elboeuf im Jahr 1706 entdeckte, nicht die Wahrheit von den grausenvollen Schilderungen des Alterthums bestätigt. Freilich der Ausbruch vom Jahr 1631, da bei 30,000 Menschen das Leben verloren, vom Jahr 1779 und 1794, sind noch in frischerm Andenken; aber die Verheerungen nicht mit denen des ersten Ausbruchs zu vergleichen.

Lesenswerth und in mancherlei Beziehungen belehrend ist die einfache Erzählung, welche das Juliheft der Bibliotheque univers. dieses Jahres aus dem Briefe eines Reisenden vom Ausbruch des Tombozo, eines Berges auf dem Eiland Sumbava, mittheilt. Es gehört Sumbava (Cumbava) zu der weitläuftigen asiatischen Inselwelt, welche sich zwischen Ost- und Südindien verbreitet. Die Insel selbst, beinahe so groß wie Sardinien, liegt ostwärts von Java, ist unter der Herrschaft von sechs Rajahs vertheilt, welche die Bundesverwandten der holländischen Niederlassungen dieser Gegenden sind. Die feuerauswerfenden Gebirge, die Erdbeben, die Bimsteinfelsen in diesen Meeren sind so zahlreich, daß man beinah glauben sollte, die ganze Inselwelt sei vorzeiten festes Land im Zusammenhang mit Asien gewesen, und erst durch die Macht unterirdischer Flammen zerbröckelt worden. Doch nun zum Brief des Reisenden. Wir theilen aus demselben das Wesentlichste mit.

Man glaubte am 5. April 1815 zu Macassar, der volkreichen, großen Hauptstadt von der Insel dieses Namens, Kanonenschüsse zu hören. Der Schall kam von Mittag her, und dauerte mit flüchtigen Zwischenräumen den ganzen Nachmittag fort. Gegen Sonnenuntergang näherte sich die Kanonade. Man hörte deutlich zwischen dem groben Geschütz das Geknacker des Kleingewehrfeuers. In der Nacht vom 11. wiederholte sich der wunderbare Schlachtendonner, aber viel stärker, viel näher; gegen Morgen geschahen die Schüsse häufiger; oft hörte man den Schall von drei, vier Kanonen zugleich. Der Wiederhall erschütterte die Schiffe und Häuser der Stadt. — Schiffe, welche zu dieser Zeit in den Hafen von Macassar einliefen, berichteten, daß man auch auf der holländischen, von Macassar südwärts gelegenen Insel Salayer die

Kanonade gehört, und auf der Vestung das Geschütz zurecht gemacht habe, um sich im Fall eines Angriffs von den Seeräubern zu vertheidigen; endlich aber, da alles ruhig blieb, vermuthet, das Getöse müsse von einem vulkanischen Ausbruch der Insel Sumbava herrühren. Während man zu Macassar noch darüber her und hinrieth, verdunkelte sich der Himmel gegen Süden und Westen immer mehr. Anfangs war es, als sei ein starkes Gewitter, ein Orkan im Anzuge. Bald aber ward der ganze Himmel voll dunkelglühender Röthe. Um zehn Uhr Morgens wurd' es gänzlich finster, so finster, daß man die Schiffe, die nur fünftausend Fuß vom Ufer entfernt lagen, nicht mehr zu erkennen im Stande war. — Nun blieb kein Zweifel übrig, dies müsse Wirkung eines vulkanischen Ausbruchs sein. Es fiel feine Asche auf die Stadt und auf die Verdecke der Schiffe nieder.

Ohngefähr um eilf Uhr Mittags war der ganze Horizont verfinstert, bis auf einen schmalen, hellen Streifen des Himmels, der wie Sonnenaufgang schien, und gegen welchen man die Gebirge von Celebes sah. Dann fiel ein wahrer Regen von Asche nieder. Diese Erscheinung, anfangs beunruhigend, ward bald schrecklich. Macassar ist von Sumbava doch über fünfzig geographische Meilen entfernt. Mittags verschwand auch noch der allerletzte Lichtstreif des Himmels. Es ward weit umher allgemeine Nacht. Die Asche fiel stärker, und obgleich man auf dem Schiffe des Engländers, der diese Nachrichten mittheilte, die Seegeltücher ausbreitete, um zu verhindern, daß der Staub nicht in das Innere des Schiffes eindränge, war er doch so fein und leicht, daß er alles durchflog und auch das Innere des Schiffgebäu's erfüllte.

Die Finsterniß ward und blieb den ganzen Tag hindurch so ausserordentlich groß, daß selbst die dunkelste Nacht nichts ähnliches dagegen aufwies. Denn man sah seine eigene Hand nicht mehr, so nah man sie auch vor den Augen halten mochte. Die Asche fiel fort und fort. Die Finsterniß dauerte folgenden Morgens, da die Sonne aufgehen sollte, noch anhaltend. Es war sechs Uhr und man sah nichts. Um halb sieben Uhr bemerkte man aber doch eine Minderung; das war keine geringe Freude für die vielen tausend Menschen in dieser Schreckenszeit. Um acht Uhr konnte man schon Gegenstände, die einige Schritte entfernt waren, wie durch Dämmerung von einander unterscheiden. Die Heiterkeit nahm schnell zu. Um neun Uhr erblickte man schon wieder von den Schiffen das Ufer des Landes. Das Schiff unsers Briten hatte ein seltsames Ansehen; eben so Alles, was man rund um gewahr ward. Alles war grau überzogen und gekleidet, selbst Masten und Seile. Auf dem Verdeck lag an einigen Stellen die Asche einen Schuh hoch. So fein sie auch war, wog sie doch schwer. Sie glich gepulvertem Bimstein; hatte brenzlichen, doch nicht schweflichen Geruch; keinen Geschmack und griff die Augen nicht an. Die Masse vom Inhalt eines Nösels oder Schoppen wog zwölf und eine viertel Unze. Der Ascheregen dauerte zwar noch stark fort, aber doch sichtbar. Erst Mittags den 12. April erschien die Sonne wieder; doch warf sie nur einen trüben Schein. Erst folgenden Tages endete das Fallen des Staubes allmählig.

Die Felder in den Umgebungen von Macassar waren grau, ohngefähr fünfviertel Zoll hoch bedeckt mit Asche. Man fürchtete für die Maisernote; denn die jungen Pflanzen waren ganz niedergedrückt und in Asche begraben. Die Fische in den Teichen bei Moressa schwammen todt oben auf. Man fand auf den Feldern auch viele kleine Vögel todt.

Man hatte viele Mühe, das Schiff von der Asche zu reinigen; denn sie ward, wenn sie benetzt wurde, zu einem Schlamm, der nur schwer wegzuschaffen war. Noch bis zum 15. April blieb die Athmosphäre trübe. An diesem Tage verließ das Schiff unsers Reisenden Macassar, des Morgens bei schwachem Winde und seegelte nach Sumbava. Am 10. entdeckte man diese Inselküste. Wie man sich ihr näherte, fuhr man durch weite Strecken, alle von schwimmenden Bimsstein so dicht überdeckt, daß man sie in vollem Ernst für Sandbänke hielt, und eine Schaluppe vorausschickte, sie zu untersuchen. Sie nahmen einen Raum von drei englischen Meilen ein. Bald erschienen große Blöke schwimmenden Bimssteins, vermengt mit halbverbrannten Baumstämmen, daß die Schaluppe Mühe hatte, nur hindurch zu kommen.

Auch der Meersgrund in der Umgebung der Insel Sumbava mußte große Veränderung erlitten haben. Denn das Schiff stieß, als es in die Bai von Bima einfuhr, auf eine Sandbank, wo noch kaum vier Wochen vorher die Fregatte Ternate sechs Faden Ankergrund gefunden hatte.

Das Ufer der Bai bot einen traurigen Anblick. Alles bis zu den Gipfeln der Berge war in Asche gehüllt. Diese lag auf den Feldern bei der Stadt Bima drei und einen viertel Zoll hoch.

Nach einem unsern Reisenden vom britischen Resident zu Bima gegebenen Bericht, rührte die ganze Erscheinung vom Ausbruch des Berges Tombozo her, der ohngefähr vierzig englische Meilen westwärts Bima emporsteigt. Man machte vom Ausbruch des Tombozo eine entsetzliche Beschreibung. Es war wie Weltuntergang; der Donner betäubend, zumal in der Nacht vom 11. April; die Finsterniß zwölf Stunden länger gewesen, als zu Macassar und die Asche so mächtig gefallen, daß das Dach von der Wohnung des Residenten durch die Last an einigen Orten durchbrach und das Haus unbewohnbar wurde. Dies war auch an andern Gebäuden begegnet. Dabei war das Meer in allgemeinem Aufruhr, daß die Fluten bis zur Stadt kamen, und das erste Stockwerk der Häuser einen Schuh hoch überschwemmten. Alle Fahrzeuge und Schaluppen waren gescheitert und zerschlagen.

Man hatte damals vom Innern des Landes, von den Städten Tombozo und Sumbava noch keine Nachricht. Aber von Sanjier erfuhr man, daß die größere Hälfte dieser Stadt zerstöbrt und eine noch ungezählte Menge von Einwohnern umgekommen sei. Sanjier liegt nur vier bis fünf Stunden südöstlich vom Berg Tombozo, der noch immer mit seinen Gipfeln in Dampfwolken vergraben lag.

Ng.

Aus Italien.

Entdeckung eines Ulphilas in der ambrosischen Bibliothek zu Mailand. — Die Bestätigung der, magnetische Kraft gebenden, Eigenschaft des violetten Lichtstrahls.

Der wohlbekannte und verdienstvolle Durchspäher alterthümlicher Handschriften, Angelo Mai, Vorsteher des ambrosischen Bücherschatzes zu Mailand, hat abermals eine neue Entdeckung gemacht, welche für Wissenschaft und Sprachkunde vielleicht bedeutender sein dürfte, als sämmtliche Schriften des M. Corn. Fronto, die er der Vergessenheit oder ewigen Vernichtung entriß*). Er fand nämlich, indem er vor Kurzem einige sehr alte lateinische Handschriften auf Pergament durchmusterte, unter den lateinischen Buchstaben eine verwischte noch ältere Schrift, aber ganz von anderer Gestaltung der Schriftzeichen. Er erkannte sie bald für gothische, und fand die Uebersetzung des Ulphilas von allen dreizehn ächten Briefen des Apostel Paulus.

Dieser Fund ist für die Geschichte der Wissenschaften, für die Erklärung der heiligen Schriften, für die nähere Kenntniß der gothischen Sprache wichtig. Es ist bekannt, daß wir unter dem Namen des gothischen Bischofs Ulphilas, der im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, und die Bibel für sein Volk übersetzte, nur noch die vier Evangelien in dem sogenannten silbernen Kodex haben. Dieser, dessen Buchstaben auf purpurfarbenem Pergament silbern, die größern Anfangsbuchstaben golden sind, kam aus dem Kloster Werden in Westphalen nach Prag, von Prag an die Königin Christina von Schweden nach Stockholm; von da in die Hände des gelehrten Franz Junius, nach Holland; aus diesen, um vierhundert Thaler, welche Graf de la Gardie dafür zahlte, wieder nach Schweden, wo der Graf ihn an den Bücherschatz der upsalischen Hochschule schenkte. Er scheint minder gothische, als fränkische Uebersetzung zu sein, die am Ende des sechsten Jahrhunderts gemacht worden ist. — Es ist ferner bekannt, daß Franz Anton Knittel unter den alten Handschriften des wolfenbüttelschen Büchersaals um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf acht Pergamentseiten die gothische Uebersetzung von ohngefähr fünf Kapiteln des paulischen Briefs an die Römer entdeckte, die er im Jahr 1762 herausgab**).

So schätzbar auch das wolfenbüttelsche Bruchstück sein muß, kann es doch mit dem neuesten Fund des Angelo Mai nicht in Vergleich gestellt werden. Dieser besteht in zwei verschiedenen handschriftlichen Bänden; beide sind bestimmt von zwei ganz verschiedenen Händen, und wahrscheinlich im fünften oder sechsten Jahrhundert geschrieben. Was von den Briefen des Paulus in einer der Handschriften mangelt, kann glücklicherweise aus der andern ergänzt werden. Die Schriftzüge sind groß und zierlich.

Ausser beiden Handschriften mit den paulischen Briefen hat Angelo Mai in der ambrosischen

---

*) Der baierische Ministerialrath, Friedrich Roth, hat unlängst in einer, nun auch gedruckten akademischen Vorlesung „Bemerkungen über die Schriften des M. Cornel. Fronto und über das Zeitalter der Antonine“ den geringen Werth des Fundes für Geschichte und Alterthumskunde treffend und bündig dargestellt.

**) Ulphilae versio gothica nonnullorum capitum epistolae ad Romanos etc. 1762.

Büchersammlung noch zwanzig andere Seiten gothischer Schrift gefunden, die er aus verschiedenen ganz alten, wiederüberschriebenen Handschriften gesammelt hat. Darunter befindet sich ein Bruchstück aus der Uebersetzung des Buchs von Esdras und Nehemias, — also die ersten Spuren der gothischen Uebersetzung vom alten Testament.

Nächstens wird der preiswürdige Entdecker eine vorläufige Anzeige und Beschreibung seiner Auffindungen bekannt machen — dann auch die gothischen Schriften selbst.

Morichini's und anderer Erfahrungen über das Vermögen der violetten Lichtstrahlen, einer Kompaß-Nadel die magnetische Eigenschaft zu ertheilen, haben bei vielen, welche die Versuche nachmachten, ohne den erwünschten Erfolg zu erblicken, Zweifel erregt. Die Herausgeber der Bibl. univer. geben nun die umständliche Beschreibung des Verfahrens an, welches die Hrn. Playfairs, während ihres Aufenthalts zu Rom selbst mit ansahen, und ihnen schriftlich mittheilten. Es ist folgendes:

Nachdem man in ein verdunkeltes Zimmer durch eine kleine Oeffnung im Fensterladen einen Sonnenstrahl auf ein gewöhnliches Prisma hatte fallen lassen, fing man das Farbenbild auf. Man stellte dann in den Strahlenweg ein Buch, der, mit Ausnahme der violeten Strahlen, die übrigen alle unterbrach. In die violetten Strahlen brachte man auf eine Unterlage eine Kompaßnadel, die aber weder Polarität noch Anziehungskraft für Eisenfeilspäne äusserte. Man befestigte sie mit Wachs auf die Unterlage, und zwar horizontal und in einer solchen Richtung, welche den magnetischen Meridian ohngefähr im rechten Winkel durchschnitt.

Durch ein hinlänglich großes Brennglas sammelte man das violette Licht in einen einzigen Brennpunkt, den man langsam über die Länge der Nadel streichend, hingehen ließ, indem man von der Mitte der Nadel gegen eines ihrer Enden hinfuhr, aber immer gegen dasselbe Ende; auch niemals die Nadel rückwärts aufstrich in umgekehrter Richtung, wie man das bei der gewöhnlichen magnetischen Bestreichung ebenfalls beobachtet. Als man die Nadel nach einem solchen halbstündigen Verfahren prüfte, zeigte sie noch keine Polarität und Anziehung des Eisens. Man fuhr also noch fünfundzwanzig Minuten (in allem fünfundfünfzig Minuten) fort, die Nadel mit dem Lichtpunkt auf die beschriebene Art zu bestreichen, und am Ende der bezeichneten Frist war sie stark gemagnetet; das heißt, im Kompaß polarisirte sie kräftig. Die mit Licht gestrichene Hälfte derselben stieß den Nordpol ab. Die ganze Nadel zog Eisenfeilspäne an.

Klarheit und Trockenheit der Luft, es mag kalt oder warm sein, sind wesentliche Erfordernisse zum Gelingen des Versuchs.

Denkschrift über den sächsischen Banner.

Sic vos non vobis.

Widrige Umstände, falsche Anwendungen und Ungerechtigkeiten aller Art, haben den unverdienten Tadel und die Geringschätzung eines Korps veranlaßt, das, ob es gleich nicht mehr existirt, ob sein Dasein gleich nur von kurzer Dauer und ungenützt gewesen, doch den Vorurtheilen der Zeitgenossen nicht Preiß gegeben bleiben darf. Im Auslande, ihres späten Vorrückens wegen, langsamer Unbeholfenheit beschuldigt, wird die Truppe, die es am wenigsten erwarten durfte, die aus der Mitte des bürgerlichen Vereins selbst und in der Hoffnung für diesen thätig zu wirken, zusammentrat, auch von ihren Mitbürgern gering geschätzt, ja sogar von dem Landesfürsten, dem sie mittelbar durch Vertheidigung des Vaterlandes zu dienen vermeinen mußte, durch laut ausgesprochenen Tadel gekränkt.

Das sächsische Banner ist nicht zur Thätigkeit gekommen, und hat sonach seinen Zweck verfehlt; soll aber deshalb das ganze Unternehmen thöricht gescholten werden? Die Sachsen hofften nach der Herstellung des Friedens vereint und ungetheilt der wiederkehrenden Freiheit zu genießen: sollen deshalb ihre Bemühungen verspottet und verachtet werden, weil sie die Freiheit so nicht erlangt haben?

Vielleicht kann eine schlichte Darstellung der Schicksale des Banners dazu dienen, manche Vorurtheile zu berichtigen, auf jeden Fall aber wird sie den Tadel auf die falsche Leitung allein zurückwerfen, und zugleich einen neuen Beleg zu den mannigfachen Ungerechtigkeiten geben, die während der Unglücksperiode an den Sachsen verübt worden sind; und so mag denn diese Darstellung hier folgen.

Einleitung.

Frankreich hatte bereits den Gipfel seiner Macht überschritten, als in den Jahren 1812 und 1813 um das Loos Europens der mörderischeste Kampf ausgekämpft wurde. Einmal schon hatte es seine Kräfte durch die Elemente und durch das russische Schwerdt aufgerieben gesehen, da trat es zum Unglück für Deutschland und zum dreifachen Unglück für Sachsen aus seiner Vernichtung wieder hervor, denn auf Sachsens Gefilden sollte das Schicksal den Ausschlag geben; Sachsen sollte Ungeheueres erleiden, und keine Freude erndten; — so war es bestimmt. Das Land war bereits schon durch den Durchzug der französischen Heere hart mitgenommen worden, als endlich dasselbe länger als ein halbes Jahr hindurch der Kampfplatz für die größten Heere wurde, die fast je einander entgegen standen. Deutschland war schon beinahe gänzlich frei vom fränkischen Joche, als Sachsen durch seine Lage noch in des Bedrückers Händen blieb. Ueberall griff man muthig zu den Waffen, nur hier konnte nichts geschehen, der Arm war gelähmt und der Wille ohnmächtig.

Doch endlich schien auch für diesen unglücklichen Erdstrich der Tag der Freiheit zu dämmern. Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen worden, und freudig ergriff das treue Volk der Sachsen den langersehnten Augenblick; auch verwaiset — wenn man ein Volk so nennen mag, das seinen Fürsten misset — zeigt es sich als selbstständig, und würdig, eine Nation zu sein. Der Aufruf zu den Waffen erscholl und muthig trat die kampffähige Mannschaft unter die Waffen, und nach dem schrecklichsten Drucke, unter dem es geschmachtet hatte und ausgesogen worden war, brachte Sachsen die herrlichsten Opfer aller Art, um die Sache der Freiheit zu führen.

Nicht allein wurden die regulären Truppen in möglichster Eil ergänzt, sondern es erging auch ein allgemeines Aufgebot im Lande, um, nach dem Muster der in andern Ländern eingeführten Landesbewaffnung, auch in Sachsen die waffenfähige Mannschaft aus allen Ständen zum Kampfe für die allgemeine Sache beizuziehen. So sollte denn ein Korps von Freiwilligen, eine Landwehr und ein Landsturm errichtet werden, welcher letzterer jedoch bei den großen und schnellen Fortschritten der Armeen der alliirten Mächte für überflüssig geachtet und nicht organisirt wurde.

Ersteres allein, das Korps der Freiwilligen, oder des sächsischen Banners ist es, dessen Schicksal uns hier beschäftigen soll. Von den preussischen, so wie von den Freiwilligen anderer deutscher Länder unterschied es sich dadurch, daß es nicht wie jene mit den Linientruppen vereinigt, sondern als für sich bestehend angesehen werden sollte.

Um nun darüber, ob die Organisation und Führung desselben nicht allein den allgemeinen Anforderungen, sondern auch namentlich den Bedingungen seiner ersten Bestimmung entsprochen habe, urtheilen zu können, scheint es nöthig, das zur Errichtung des Banners erlassene Gouvernements-Patent voranzuschicken, wie es in der Extrabeilage zu Nro. 214 der Leipziger Zeitung, Montag den 8. November 1813, und dann im Generalgouvernements-Blatt für Sachsen, Nro. 3 am 18. Dezember 1813 publizirt wurde.

Patent, den Banner der freiwilligen Sachsen betreffend.

Die denkwürdigen Tage, welche jüngst in den Ebenen von Leipzig das Schicksal von Europa entschieden haben, geben Euch, Sachsen, die langentbehrte Freiheit zurück. Ihr habt bisher Euere Unthätigkeit in dem großen Kampfe, welcher für die höchsten Güter der Völker geführt wird, damit entschuldiget, daß der Gehorsam gegen Euere Regierung Euch verhindert habe, den freien Bewegungen Euerer Gemüther zu folgen, daß Ihr, umfangen von den Fesseln des Feindes, der Euer Land mit seinen Schaaren bedeckt hielt, die Arme für die Sache des Vaterlandes nicht hättet ausstrecken können. Euere Regierung kann nach den Ereignissen der letzteren Zeit keinen Gehorsam mehr gebieten, welcher dem Willen der verbündeten Mächte, in deren Obhut die Vorsehung Euer Land gegeben hat, entgegen ist. Euere Städte und Euer Land sehen bis auf wenige Ausnahmen keine Feinde mehr.

Auf! erhebt Euch nun für die große Sache des Vaterlandes. Ihr seid Zeugen gewesen, wie Euere deutschen Brüder für diese Sache gekämpft, wie Gott ihre Anstrengungen gesegnet hat. Euer Land ist der Schauplatz neu errungenen deutschen Heldenruhms. An allem diesen habt ihr noch keinen Theil. Was Tapferes von Euerer Armee geschehen, galt für den Unterdrücker und zur Unterdrückung.

Gedenket der ältern Zeit, wo keine Bewegung des deutschen Volks für Vaterland, Freiheit und Religion ohne die thätigste Theilnahme der Sachsen geschehen; sehet auf das Beispiel Euerer mit Ruhm und Sieg gekrönten deutschen Nachbaren; hütet Euch vor dem Verderben, welches durch eine Umkehrung aller Verhältnisse des Rechts, durch eine Aufstellung der Lüge und Falschheit, durch das Schwinden jedes guten Geistes Euer innerstes Leben bedrohte, auf daß mit der großen Zahl unter Euch, die all dies Elend tief gefühlt, und im rein gehaltenen Gemüthe den Glauben und das Verlangen einer bessern Zeit bewahret hat, eine allgemeine Sehnsucht erwache, abzuwenden das Verderben, welches überall einzubrechen drohte, die Kräfte zu regen im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit, und würdig einzutreten in die Gemeinschaft der deutschen Tapfern, die den Kampf bis dahin so siegreich geführt haben, und des ganzen deutschen Volks, das im alten Ruhme und in der vorigen Freiheit und Unabhängigkeit zum Heile von ganz Europa leben und blühen soll.

Das unterzeichnete Generalgouvernement, welchem von den hohen verbündeten Mächten die oberste Verwaltung dieses Landes unter dem Central-Departement für alle okkupirten Länder anvertraut worden ist, hat zum wichtigsten Gegenstand seiner Sorge, die inneren Streitkräfte des Landes schleunigst zu entwickeln und zu bilden. Es soll Landwehr und Landsturm in den Formen, welche sich in den benachbarten Staaten als zweckmäßig bewährt haben, mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des Landes und der Bewohner errichtet werden.

Das Generalgouvernement, im Vertrauen, daß dieser Aufruf die Gemüther der Einwohner vorbereitet und geneigt zum Kampfe für Vaterland finden wird, fordert zuerst diejenigen auf, welche als Freiwillige sich melden wollen, und setzt in dieser Rücksicht folgendes fest:

1) Es soll aus den wehrhaften Männern der sächsischen Nation, welche sich aus eigenem freien Umtriebe zum Dienst des Vaterlandes stellen, eine eigene Schaar gebildet werden. Sie wird aus allen Haupttruppengattungen zusammengesetzt sein, und den Namen führen:

Banner der freiwilligen Sachsen.

2) Es liegt der Errichtung dieser Schaar eine doppelte Absicht zum Grunde.

Einmal wollen die hohen verbündeten Mächte diejenige Klasse von Staatsbewohnern, welche nach den bisherigen sächsischen Militärgesetzen von dem Kriegsdienste befreit war, und wohlhabend genug ist, um sich selbst bekleiden und ausrüsten zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Dienste auffordern zu können, und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung geben, die durch ihre

Bildung, Kenntnisse und Verstand sogleich ohne lange Uebung gute Dienste leisten, und demnächst geschickte Offiziere und Unteroffiziere abgeben können.

Zum andern aber soll die Schaar, in welcher sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Blüthe der Nation zusammen finden wird, die Bestimmung haben, der Landwehr, und selbst den Truppen der stehenden Armee als ein lebendiges Muster der Tapferkeit und Kriegszucht, des rastlosesten Eifers und der tüchtigsten Gesinnungen vor Augen stehen.

3) Nach Maaßgabe dieser Voraussetzungen soll nicht nur allen in das Banner der Freiwilligen aufgenommenen Individuen der Rang eines Gefreiten, die Befreiung von körperlichen Strafen, und das Prädikat Sie zukommen, sondern es soll auch dieses Banner als die alleinige künftige Pflanzschule der Offiziere und Unteroffiziere für die Landwehr betrachtet werden, dergestalt, daß Niemand zu einer dieser Stellen befördert werden kann, ohne vorher Mitglied des Banners gewesen zu sein. Jetzt bei der Stiftung werden alle Offizierstellen von dem unterzeichneten Militärgouvernement besetzt. Späterhin werden sie von den Freiwilligen gewählt.

4) Die Besoldungen für die dem Dienste des Banners sich widmenden Ziviloffizianten bleiben unverkürzt, und zwar sollen im Allgemeinen die Verheiratheten ein Drittel, die zurückbleibenden Familien gleichfalls ein Drittel davon erhalten, und ein Drittel ihres Einkommens soll ihnen bis zum Wiedereintritt in den Zivildienst als Beitrag zu ihrer dereinstigen Einrichtung aufbewahrt werden. Die Unverheiratheten erhalten ein Drittel und zwei Drittel werden ihnen zur freien Disposition bei ihrer Rückkehr zu dem nämlichen Zwecke vom Staate in Verwahrung genommen. Die Chefs der Behörden werden für die gewissenhafte Aufbewahrung dieser Gehaltsdeposition verantwortlich gemacht. Zur Equipirung und häuslichen Einrichtung wird jedem in das Banner eintretenden Zivilbeamten nach den Umständen ein monatlicher Gehaltsvorschuß bewilligt.

5) Da es sich von selbst versteht, daß nach Beendigung des Krieges aus dem Banner frei austreten, und zu selbst gewählter Beschäftigung zurückkehren darf, sollen den darin eingetretenen Offizianten ihre Stellen bis zu ihrer Rückkehr reservirt bleiben. Es müssen die Behörden auch dafür sorgen, daß die Geschäfte von den zurückbleibenden Staatsdienern, ohne Ausnahme und ohne Entschädigung für die übernommenen Arbeiten, verwaltet werden.

6) Zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der im Felde bleibenden Staatsdiener muß aus Zuschüssen vom Staate und aus verhältnißmäßigen Beiträgen des Zivilstandes ein besonderer Fond gebildet werden.

7) Jeder Offiziant, welcher den Feldzug mitgemacht hat, wird bei seinem Avancement im Zivildienste besonders berücksichtigt, und ihm bei gleicher Dienstfähigkeit vor solchen Dienern, deren Verhältniß es gestattet hätten, auch dem Banner zu folgen, der Vorzug eingeräumt.

Es können während der Dauer des Kriegs alle vakant werdenden Stellen nur interimistisch besetzt werden.

Die im Felde erworbenen Ehrenzeichen berechtigen einen solchen Vaterlandsvertheidiger nicht

allein zu einer vorzüglichen Beförderung, sondern geben ihm auch, wenn er bei sonst untadelhafter Führung den Dienst zu verlassen genöthigt wird, das Recht auf eine um die Hälfte zu erhöhende Pension seines Ranges.

8) Die Freiwilligen des Banners müssen sich selbst kleiden, beritten machen und wo möglich auch bewaffnen. Die Farbe der Kleidung ist dunkelgrün. Ueber die näheren Bestimmungen gibt das Organisationsbureau Auskunft.

9) Damit jedoch nicht arme junge Männer, die sonst alle Tüchtigkeit zu einem Mitgliede des Banners haben, wegen ihrer Unfähigkeit, sich selbst auszurüsten, abgehalten werden mögen, haben die Kreise und Kommunen, in deren Umfang dergleichen junge Männer sind, durch Einsammlung freiwilliger Beiträge für deren Ausrüstung Sorge zu tragen.

In Beziehung auf diese Einsammlung selbst haben die Magistrate und Kreisämter zu veranstalten, daß Gesellschaften rechtschaffener und geachteter Männer sich vereinigen, welche unter ihrer Oberaufsicht für die vorschriftmäßige Verwendung sorgen. Späterhin, sobald es die Umstände gestatten, soll darauf gedacht werden, für diesen Zweck einen eigenen, größeren Fund zu begründen.

10) Es kann niemand in das Banner aufgenommen werden, den körperliche Gebrechlichkeiten für den Kriegsdienst untauglich machen.

11) Jedem, auf dem der Vorwurf eines Verbrechens oder entschiedener böser Ruf haftet, ist der Eintritt in das Banner verwehrt. Was den Eintritt untersagt, nöthigt auch zum Ausscheiden.

12) Das Banner der freiwilligen Sachsen soll vorläufig zusammengesetzt werden:

a. Aus einem Regiment Kavallerie von fünf Schwadronen, worunter zwei Eskadrons reitende Jäger und zwei Eskadrons Husaren.

b. Aus zwei Regimentern Jäger, jedes zu vier Kompagnien gewöhnlicher Schützen, und einer Kompagnie Scharfschützen, welche mit Büchsen bewaffnet sind.

c. Einer Kompagnie Schanzgräber (Sapeurs) welchen die Ingenieurs attaschirt werden.

d. Aus einem verhältnißmäßigen Artilleriekorps, bei welchem eine Handwerkerkompagnie befindlich ist.

e. Aus einem für das Banner und die gesammte Landwehr erforderlichen chirurgischen und Verpflegungspersonale.

Ueber die nähere Bestimmung der Qualifikation für diese verschiedenen Truppengattungen, insonderheit für die drei letzten Nummern wird das Organisationsbureau unterrichtet werden.

13) Die Art des Dienstes jeder Truppenabtheilung ergiebt sich aus der Natur ihrer Bestimmung. Uebrigens sollen die Freiwilligen zum innern Dienst der Garnisonen, der Polizeischildwachen, — außer zur Sicherheit des eigenen Regiments, Bataillons u. s. w. — zu Arbeits- Transport- und Bagagen-Kommando's nicht verwendet werden.

14) Die Freiwilligen des Banners werden in eben dem Maaße besoldet, wie die Truppen der stehenden Armee.

15) Sie stehen während der Dienstzeit unter den allgemeinen Militärgesetzen, welche schon bestehen, oder noch angeordnet werden sollen.

16) Alle Männer im Königreich Sachsen, dem Altenburgischen und den fürstlich reussischen Ländern, welche dieser Aufruf begreift, haben sich, sofern sie auf dem linken Elbufer wohnen, binnen acht Tagen von dem Augenblick an gerechnet, wo diese Verordnung durch Anschlag oder Ausruf an dem Orte ihres Aufenthalts bekannt gemacht worden, in dem Organisationsbureau des Banners zu Leipzig, im Falle aber zu großer Entfernung oder einer Verhinderung durch Geschäfte oder anderer dringender Ursachen, in dem Bureau des Landwehrausschusses des Kreises, dessen Aufenthalt noch öffentlich bekannt gemacht werden wird, persönlich zu melden; für die Einwohner der Lausitz und Sachsens auf dem rechten Elbufer wird diese Frist auf vierzehn Tage gesetzt. Wer innerhalb dieser Frist sich nicht meldet, und durch glaubhafte Zeugnisse nicht darthut, daß er durch Krankheit oder Abwesenheit verhindert worden ist, zeitig sich einzufinden, wird des Eintritts in das Banner der Freiwilligen und deren Vorrechte verlustig erklärt. Er fällt sodann unter die Verordnung, welche wegen Einziehung zum Kriegsdienste in die Landwehr bekannt gemacht worden ist.

17) Alle Zivil- und Militär-Autoritäten werden angewiesen, allen jungen Männern den Eintritt in das Banner der Freiwilligen zu erleichtern. Die Zivilbehörden haben dem unterzeichneten General-Gouvernement anzuzeigen, ob und welche von ihren Untergebenen zu diesem Dienste sich gemeldet haben.

18) Das Organisationsbureau des Banners der freiwilligen Sachsen in Leipzig befindet sich am Markt Nro. 387.

19) Diese Verordnung ist unverzüglich von allen Kreisämtern, Magistraten und übrigen Behörden, die irgend einem Orte oder Gemeinwesen vorstehen, durch Anschlag oder Ausruf bekannt zu machen. Die Anzeige, daß und wenn dies geschehen, muß binnen acht Tagen nach Empfang dieser Verordnung dem Generalgouvernement bei persönlicher Verantwortung eingereicht werden.

Leipzig, den 31. Oktober 1813.

Generalgouverneur Fürst Repnin.

Wenn in Preußen die Anordnung, daß die aktive Theilnahme an der Landesvertheidigung zur ausdrücklichen Bedingung jeder Beförderung oder des Genusses bürgerlicher Vorrechte gemacht wurde, gleichsam zu dem freiwilligen Eintritte in die Kriegsdienste nöthigte, so war hingegen in Sachsen die Wahl frei gestellt, und aktive Theilnahme nicht mit dieser Strenge geboten. Die Errichtung des Banners schien daher, um so mehr da die Auszeichnung der freiwillig sich zur Landwehr meldenden Landwehrpflichtigen voraus bestimmt worden war, ganz

wie es selbst das Patent aussprach, ein Korps werden zu sollen, in welches diejenigen aufgenommen würden, die entweder gänzlich von der Landwehrverpflichtung frei wären, oder doch durch Erziehung Ansprüche auf eine ausgezeichnetere Art des Dienstes hätten, ein Korps mithin, vor dessen Eifer und Beharrlichkeit man um so viel mehr zu erwarten hatte, als es aus Mitgliedern bestehen würde, die allein von der Einsicht und der Ehre getrieben, dem Vaterlande das schwerste Opfer zu bringen bereit waren. Dieses mit so viel psychologischer Einsicht begonnene Unternehmen mußte nun aber auch mit derselben Einsicht geleitet und ausgeführt werden.

Ob dies nun geschehen sei, ob die mit Recht gegründete Erwartung befriedigt worden, oder was widrigenfalls die Ursache der Nichtbefriedigung gewesen sei, dies wollen wir hier kürzlich untersuchen.

Der Friede von Paris, eine für die Welt nach langen Leiden erfreuliche Begebenheit, hemmte das Korps der freiwilligen Sachsen in dem Marsche zu ihrer Bestimmung, und raubte ihnen die Gelegenheit zu Erreichung ihres Zweckes, thätiger Mitwirkung zur Befreiung Teutschlands, und so kehrten sie denn zurück nach einem kurzen unbefriedigten Zuge.

Um den Banner aber in seiner ganzen Existenz zu verfolgen, theilen wir unserer Erzählung nothwendig in die drei Hauptpunkte: 1) seiner Bildung, 2) seiner Führung, 3) seiner Auflösung.

1) Bildung des Banners.

Das allgemeine Unglück, die Drangsale des Staats müssen natürlich alle Stände enger vereinigen, indem sie die grellen Unterschiede, wodurch die bürgerliche Verfassung die verschiedenen Klassen sondert, wo nicht aufheben, doch theilweise ebnen. Nichts schien nun zweckmäßiger um die gebildeteren Stände bei der gemeinschaftlichen Theilnahme an der Vaterlandsvertheidigung zu verbinden, als die Errichtung eines Korps, dessen Mitglieder ohne Rücksicht auf Geburt und andere bürgerliche Vorzüge, nur mit Hinsicht auf möglichst gleichmäßige Bildung, zu einem gemeinschaftlichen großen und würdigen Zwecke verbunden werden sollten. Da trat aber der designirte Kommandant der Kavallerie des Banners Obrist von Maltitz auf, und sprach in einem Aufrufe an die unter seinem Kommando zu sammelnden Jünglinge folgende Worte aus:

„Vorzüglich Ihnen, muthige Jünglinge, welche getrieben durch das rühmliche Verlangen, angeerbte Auszeichnung durch selbst erworbene Verdienste zu adeln, nach der Väter Sitte das Schwerdt ergriffen, und Ihnen, nicht minder edeln Söhne des Vaterlandes, die bestimmt die Wohlfahrt des Staates im Reiche der Wissenschaft, der Kunst und den Geschäften des Friedens zu befördern, kühn die Ersten in die Reihen der Landesvertheidiger traten; dem Stolz und der Hoffnung Sachsens, seien meine besten Dienste, meine besondere Fürsorge gewidmet*)“.

*) S. Leipziger Zeitung Jahrg. 1813. Nro. 226.

Jetzt, wo das ernste Unternehmen die durch bürgerliche Verhältnisse Geschiedenen vereinigen, wo nur freier Wille dem Vaterlande das größte Opfer zu bringen, berücksichtiget werden sollte, da mochten die Worte wohl unklug und unvorsichtig gescholten werden, die der alten Spannung erwähnend, sie zum Nachtheile der guten Sache aufzuregen drohten, die zur unglücklichen Stunde an die ungerechte angeerbte Auszeichnung mahnten. O! längst schon war die Väter-Sitte des Adels, das Schwerdt zur Vertheidigung des Vaterlandes zu ergreifen, verschwunden, längst schon führten es die Enkel nur noch, entweder um den Mangel des mit der Auszeichnung nicht zugleich angestammten Erbtheils zu ersetzen, oder um der erblichen Auszeichnung zu Ehren das Erbtheil zu verprassen. Daran hätte man billig diejenigen nicht erinnern sollen, die trotz ihrer Bemühungen die Wohlfahrt des Staates im Reiche der Wissenschaft, der Kunst und in den Geschäften des Friedens zu befördern, ohne Auszeichnung stets nachstehen mußten.

Und leider! verfuhr man bei Bildung des Banners nur zu sehr in dem durch jene Worte angekündigten Geiste. Ehrgeiz, falsche Hoffnung zu einer schnelleren Karriere, Sucht nach militärischem Glanze hatte manchen zum Beitritt bewogen, der sonst der angeerbten Auszeichnung in aller Ruhe genossen haben würde, ohne eben der Väter-Sitte, des Schwerdt-Ergreifens zu gedenken. Die Aussicht auf Begünstigung bei Besetzung öffentlicher Aemter, für welche die Geburt allein nicht mehr hinreichender Titel schien, hatte andererseits manchen angelockt, dessen Trieb, für die gute Sache zu wirken, sonst geschwiegen haben würde. Daher sahe man denn nicht allein häufig die Sprößlinge adlicher Stämme, sondern auch zuweilen Inhaber niederer oder bedeutenderer Aemter, so wie auch solcher mit Auszeichnung verbundener Sinecuren, deren Erhaltung jetzt zu schwanken anfing, sich zu dem Banner der Freiwilligen gesellen. Was aber den Geist ihres Beitritts bald verrieth, war das Zudrängen zu den Offiziersstellen dieser Schaar, bei welcher die gewöhnlichen Distinktionen keine Ansprüche auf größere Achtung oder mehreres Verdienst geben konnten, bei welcher Gleichheit des Verhältnisses die erste Bedingung des Zusammentritts gewesen, bei welcher endlich gute Aufführung durch geübte und geprüfte Vorgesetzte das unumgänglichste Erforderniß war.

So wurde denn noch vor dem Ausmarsche zu den Sammelplätzen des Banners, eine Anzahl mit den Exercizien und dem Militärdienste unbekannter Offiziers aller Grade ernannt, die desto stolzer auf ihre Distinktion waren, je unvermögender sie sich fühlen mußten, auch nur die unbedeutendste damit verbundene Pflicht zu erfüllen; so wurden Offiziersstellen aus dem Grunde ertheilt, weil ein hochadelicher Nahme es seinem Besitzer nicht erlaube, anspruchslos in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten; so wurde endlich auch der, den vorausgesandten Prinzipien widersprechende Plan gemacht, aus der geringeren Anzahl der adlichen Freiwilligen bei der Kavallerie eine eigene, distinguirte Eskadron zu bilden. Ja, man ernannte sogar solche zu Offiziers, die zwar durchaus die Absicht nicht hatten, die Strapatzen und Gefahren eines Feldzugs, oder wenigstens den mindesten Antheil an der Organisation des Korps zu übernehmen, aber wohl die damals sehr geehrte Uniform der Freiwilligen recht ruhig daheim zu

tragen, und sich damit das Ansehen des Patriotismus zu geben gesonnen waren. So wich man schon im ersten Umfange von den zur Bildung der Schaar festgesetzten Grundsätzen ab.

Freiwillige Stellung unter gleichen Bedingungen gab gleiche Ansprüche, nur Fähigkeit durfte entscheiden; mithin mußten alle Stellen mit gedienten Offiziers besetzt werden, jedes Abweichen hiervon begründete Unrecht. Vorzüglich aber war es die größte Thorheit, zu erwarten, daß bei vorkommender Gelegenheit denen die nöthige Folge geleistet würde, welchen die übrigen weder Einsicht noch großere Erfahrung zutrauen konnten, und mithin das bei dem Militär so nöthige Vertrauen der Untergebenen gänzlich abgieng.

Als das Mißvergnügen der größern Zahl derer, denen man schon so frühzeitig das Wort brach, die man auf eines wohlkonstitutionirten Staats unwürdige Weise zurücksetzen wollte, die man, hätten sie ganz geschwiegen, als schwach wohl gar verlacht haben würde, sich laut äusserte, so glaubte man viel Condescendenz zu haben, indem man auch einigen aus ihrer Mitte Offiziersstellen ertheilte, und ihnen das schöne Projekt der adlichen Schaar aufopferte. Diejenigen, deren einziger Zweck Theilnahme am großen Kampfe und baldigste Thätigkeit war, schwiegen und stellten jede andere Rücksicht hintan.

Auffallend aber ist es, daß man auf zwei entgegengesetzten Abwegen der Herabwürdigung des Banners, jenes durch den Ruf der Ehre gesammelten Korps, und zwar wie natürlich, auf beiden Seiten mit Hintansetzung der vorausbestimmten Prinzipien entgegen arbeitete. Denn, indem man auf der einen Seite dem Adel besondere Begünstigungen und Vorrechte zu verschaffen bemüht war, nahm man auf der andern Seite solche Mitglieder auf, die man nicht nur in einer solchen Schaar nicht anzutreffen glauben durfte, sondern die auch durch die besondern Bestimmungen der Organisation davon ausgeschlossen waren.

Laut §. 2. des Patents, den Banner der freiwilligen Sachsen betreffend, war der Wille der hohen verbündeten Mächte, „diejenige Klasse von Staatsbewohnern, welche nach den bisherigen sächsischen Militärgesetzen von dem Kriegsdienste befreiet wäre, und wohlhabend genug sei, um sich selbst bekleiden und ausrüsten zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zu diesem Dienste aufzufordern:“ laut §. 8. mußten die Freiwilligen des Banners sich selbst kleiden, beritten machen, und wo möglich auch bewaffnen:“ und endlich laut §. 9. „sollten, damit nicht arme junge Männer, die sonst alle Tüchtigkeit zu einem Mitgliede des Banners hätten, wegen ihrer Unfähigkeit sich selbst auszurüsten, abgehalten werden möchten, die Kreise und Kommunen, in deren Umfang dergleichen junge Männer sich aufhielten, durch Einsammlung freiwilliger Beiträge für deren Ausrüstung Sorge tragen.“

Dennoch aber hatte man, mehr für die Zahl, als für den innern Werth und Gehalt der Schaar besorgt, anfänglich bei der Kavallerie auch unberittene und zuletzt sogar solche Leute allgemein angenommen, die zu Anschaffung der Equipage durchaus unvermögend, auch nach den gewöhnlichen Militärgesetzen vom Kriegsdienste keineswegs frei waren; man hob endlich,

zur schnellern Aufbringung der vorausbestimmten Zahl aus den zur Landwehr sich meldenden Subjekten mehrere aus, die man dem Banner einverleibte. So kam es denn, daß man unter der Schaar, die anfänglich zur Vereinigung der gebildeteren, sich dem Vaterlande weihenden jungen Bürger bestimmt war, zum großen Schrecken und Mißvergnügen dieser, eine bedeutende Anzahl der rohesten und ungebildetsten Menschen fand. Dieser Unfug wurde im Stillen getrieben, und gelangte erst dann zur allgemeinen Kunde, als keine Vorstellungen dawider mehr fruchten konnten. Daß aber dies wahrlich nicht der unbedeutendste Wortbruch war, den man sich von Seiten der dirigirenden Behörde zu Schulden kommen ließ, fühlt wohl jeder Gebildete, der sich die mannigfachen Unannehmlichkeiten lebhaft vorzustellen vermag, die aus den häufigen Berührungspunkten mit rohen Menschen, denen man sonst aus dem Wege zu gehen bemüht ist, hervorgehen mußten. Wenn etwas den Geist und den guten Willen der durch Ehrgefühl allein zusammengehaltenen Schaar schwächen oder gar ertödten konnte, so war es sicherlich diese Maaßregel vor allen, die noch obenein die wenige Menschenkenntniß ihrer Urheber bezeugte.

Laut hatte man die Bestimmung des Banners mit den Worten verkündigt: „Es soll die Schaar, in welcher sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Blüthe der Nation zusammen finden wird, die Bestimmung haben, der Landwehr und selbst den Truppen der stehenden Armee als ein lebendiges Muster der Tapferkeit und Kriegszucht, des rastlosesten Eifers, und der tüchtigsten Gesinnungen vor Augen stehen.“ — Diesemnach durfte man hoffen, daß das Korps Anführer bekommen würde, die durch mehrjährige Dienste und oftbewährte Tapferkeit eine durchaus zweckmäßige Führung versprächen. Hingegen traf man die Wahlen so, daß ein Theil dieser Chefs aus Offiziers von zweideutigem militärischen Rufe bestand, deren Kommando weder für ausgezeichnete Truppen ehrend, noch auch für die vorkommenden Gelegenheiten eine muthigen Anführung versprechend war.

Sogleich nach der Einnahme Leipzigs durch die Alliirten wurde daselbst das Organisations-Bureau des Banners eingesetzt, und nach der Räumung Dresdens von den Franzosen, auch in letzterer Stadt ein mit jenem in Verbindung stehendes errichtet. Allein gleich anfänglich ließ sich schon der Mangel eines thätigen, gewandten und entschlossenen Bureauchefs spüren, der die Organisations-Geschäfte mit der so nöthigen Präzision und Schnelligkeit geführt hätte. Auch hierin nämlich war eine durchaus falsche Wahl getroffen worden.

Anstatt endlich eine einfache und um so zweckmäßigere Uniform festzusetzen, wurde eine weit reichere und kostspieligere beliebt, aber nicht mit hinlänglicher Genauigkeit bestimmt und bekannt gemacht, so daß alsdann in den Equipirungen der Einzelnen natürlich die größte Verschiedenheit anzutreffen war.

Als Sammelplätze der so zusammengebrachten Schaar dienten die Städte Dresden, Neustadt an der Orla, Chemnitz und Querfurth, wo die verschiedenen Abtheilungen binnen fünf bis sechs

Wochen durch anhaltende Uebungen dienstfähig gebildet wurden, und nun eiligst vorgeführt zu werden erwarteten.

2) Führung des Banners.

Zu Anfang des Monats März kam der Befehl zum Ausmarsche durch Thüringen. Als aber alle Abtheilungen des Korps in der Gegend von Sangerhausen zusammengestoßen waren, so wurden, statt des gehofften weitern Marsches, unter dem Vorwande einer anderweit nöthigen vollkommenen Organisation des Ganzen, abermalige Kantonnirungsquartiere bezogen. Die Kompletirung der Armatur und Equipirung derjenigen, die auf öffentliche Kosten ausgerüstet wurden, betrieb man mit höchster Langsamkeit. Der durch unverzeihliche Verzögerung des Marsches veranlaßte Unmuth, wurde nun durch falsche Behandlung der Truppe selbst gesteigert.

Bald aber offenbarte sich die wahre Ursache des für das Korps so beklagenswerthen Verzuges und der systematisch betriebenen Langsamkeit beim Ausmarsche. Der Kommandant, General von Karlowitz, mit dem Chef der sächsischen Landwehr im eifersüchtigsten Rangstreite begriffen, hatte alle Mühe angewendet, dem eigentlichen Zwecke des Banners zuwider, diesen zur kaiserlich russischen Garde erheben zu lassen, um so einen Rang zu okkupiren, den ihm das Kommando sächsischer Freiwilligen nicht geben konnte. Alle Minen zur Erlangung dieses Zweckes hatten springen müssen; er war erreicht worden, aber nicht ohne großen Zeitverlust. Nicht zu gedenken, wie unwürdig es war, eine Truppe, die ihrer Natur nach mit keiner regulären irgend einer Art hinsichtlich des Ranges in Vergleichung gebracht werden könnte, zu kaiserlicher Leibwacht umschaffen zu wollen, eine Truppe, die sich zum Theil durch schwere Opfer dem Kampfe für ihr Vaterland wider den gemeinsamen Feind geweiht hatte, zu Satelliten eines fremden Monarchen herabzuwürdigen, diese Truppe endlich, statt sie eilends der eifrigst gehofften Bestimmung entgegen zu führen, in die letzten Linien zu stellen, als solche, die zur Parade irgend eines glanzbegierigen Herrschers bestimmt wären: dessen allen nicht zu gedenken, so war schon die ganze Anordnung eine rechtswidrige, eigenmächtige Bestimmung, zu welcher weder die zur Administration Sachsens, noch der Kaiser selbst, sowohl den gemeinen Prinzipien, als auch den von den alliirten Mächten proklamirten Grundsätzen zu Folge, keineswegs sich für berechtigt halten durfte. Und doch war dies eine Maaßregel derjenigen, die über lange, unverzeihliche Mißbräuche in Sachsen klagend, eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen bemüht waren. Auffallend bleibt es wohl, daß alle durch diese Neuerer veranlaßten vorgeblichen Verbesserungen durch ihre Abnormität selbst wieder den Untergang gefunden haben, da hingegen alle wirklich vortheilhafte Aenderungen sich erst aus der Zeit herschreiben, wo man ruhiger prüfend verfuhr.

Die übele Stimmung der unter den Fahnen des Banners versammelten Jugend mußte natürlich jetzt auf das Höchste steigen. Das Korps, welches nun aus einem Bataillon Fußjäger nebst einer Schützenkompagnie, aus zwei Schwadronen reitender Jäger, zwei Schwadronen Husaren, und aus den ihm beigegebenen zwei Schwadronen Dragonern, der Landwehrkavallerie, nebst einer fahrenden Batterie der Linienartillerie und einer freiwilligen Sappeurkompagnie

bestehend, ohngefähr dreitausend Mann zählte, wurde auf der Ebene bei Sangerhausen versammelt, und ihm, nach gehaltener Anrede, der Eid der Treue, nicht für das Vaterland, — den sie im Herzen geschworen — nein, für den fremden Herrscher, auf sächsische Fahnen zu leisten auferlegt.

Nun gieng auch, einer kaiserlichen Garde würdig, der militärische Pedantismus erst recht an, so daß bis in die kleinsten Details herunter, vollkommene Gleichheit in der Uniformirung hergestellt werden sollte. Dafür aber wurde auch kaiserlicher Lohn ausgetheilt. Der Kaiser nämlich, hieß es, wolle seiner Garde, die auf dem Fuße der Linientruppen besoldet wurde, aus sächsischen Kassen zweimonatlichen Sold als Beweis seiner höchsten Zufriedenheit und Gnade zufließen lassen. Glücklicherweise erlaubte es aber der Bestand der Kassen nicht — die wohl noch andere Bedürfnisse zu befriedigen haben mochten — niemals diesem Versprechen nachzukommen, das dem Ehrgefühl der Begnadigten so wenig schmeichelte.

Mittlerweile aber war an den General von Karlowitz die wiederholte Bitte um baldigste Marschordre mittelst Staffette gelangt, so daß nun auch, da man den Ausmarsch nicht füglich länger aufhalten konnte, am 22. März vom Fürst Repnin bei Sangerhausen Revue gehalten, und am 23. wirklich marschirt wurde. Um aber ja nicht etwa zu rasch vorzurücken, so mußten, bald die Höhe der Gewässer in Thüringen, bald Paraden in den kleinen Residenzstädten Ursachen zu Umwegen und Aufenthalt leihen. Den General hielten die Geschäfte der Militärsektion des Gouvernements, der er vorstand, in Dresden zurück. Doch auch für den Glanz seines Korps schien er nicht unbesorgt zu sein: denn bald nach dem Ausmarsche wurde im Tagesbefehle verkündigt, daß S. M. der Kaiser, höchst zufrieden über das schnelle Zusammentreten der Freiwilligen, ihnen zur Belohnung dafür einen neu zu stiftenden sächsischen Orden, wovon die Zeichnung in Dresden bereits entworfen worden war — vertheilen lassen wolle. In der Verlegenheit, in welche man natürlich über gerechte Vertheilung dieses Ordens pour les mérites à venir, gerathen mußte, machte man die Einrichtung so, daß die Offiziers, welche doch größtentheils durch ihre Geburt schon Anwartschaft auf Auszeichnungen aller Art hatten, ihn ziemlich alle bekamen, hingegen die Unteroffiziers losen sollten, was auch effektiv geschahe. Da auf die Zahl der gemeinen Freiwilligen jeder Schwadron oder Kompagnie nur ein Ordenszeichen bestimmt war, so glaubte man Einzelne dazu vorschlagen zu können, oder gedachte es vielleicht auch noch dem Loose zu überlassen. Allein auch dieser Verlegenheit wurde man ganz überhoben, denn glücklicherweise unterblieb die Austheilung dieser Dekoration so gut, als die des zweimonatlichen Soldes.

Die Nachrichten von den glänzenden Siegen der alliirten Armeen, so wie die Friedensgerüchte ließen nun bald nichts mehr, als einen unnützen Zug erwarten, bis endlich, als das Korps noch am Maine hin, diesseits von Frankfurt marschirte, die unbezweifelte Friedensnachricht die Freiwilligen von der Fruchtlosigkeit ihrer Unternehmung überzeugte, und sie trotz der frohen Kunde in Bestürzung setzte und betrübte. So waren denn alle Aufopferungen und

alle erduldeten Unannehmlichkeiten vergebens und keinem sollte die Zufriedenheit zu Theil werden, thätig gewirkt zu haben.

Nun erschien der General, um muthig an die Spitze seiner mißmuthigen, und mit ihm billig unzufriedenen Truppen zu treten.

Die Bestimmung des Banners wäre gewesen, sogleich nach seiner ersten Bildung in das Hauptquartier der alliirten Monarchen zu eilen, und wäre dies ohne Aufenthalt geschehen, als die verschiedenen Abtheilungen nach ihrer Organisation auf Sangerhausen marschirten, so wären sie zu rechter Zeit in Frankreich angekommen, um noch an den letzten Affairen Antheil zu nehmen. Aber damals war ja das große Werk der Umgestaltung zur kaiserlichen Garde erst im Werden, und die Geschäfte des Generals erlaubten ihm nicht, das friedliche Dresden zu verlassen.

Nunmehr wurde der Befehl, nach Paris zu marschiren, zurückgenommen und in die Ordre verwandelt, zu dem siebenten Armeekorps zu stoßen, das unter dem Kommando des Herzogs von Koburg Mainz belagerte. Nur einige Tage noch bedurfte es des Vorpostendienstes, Mainz wurde eröffnet, und der Banner trotz des dreizehnten Artikels des Organisationspatentes zu dem Garnisondienste in der Festung theilweise kommandirt.

Sechs ganze Wochen blieb nun das Bannerkorps ohne Zweck in Kantonirung um die Festung herum, in einer Gegend, wo die Fourage zuletzt sieben Stunden weit herbeigeschafft werden mußte, und statt aller Verpflegung, Rationen an Brod, Fleisch, Erbsen und Branntwein, ungenießbare Ueberbleibsel aus den Mainzer französischen Magazinen, verabreicht wurden. Hier vertrieb man die Zeit sich gleichsam für zukünftigen Dienst noch vorbereitend, mit Exerzitien und Manöuvres aller Art. Die Landwehr and Freiwilligen anderer Länder waren heimgekehrt, nur die Sachsen hielt man noch fern von ihrem Vaterlande. Und als sie es nun endlich betraten, so mußten sie noch vierzehn Tage lang herumziehen, um wenigstens vor dem Monarchen, dessen Garde sie anzugehören die Ehre hatten, noch eine Revue zu passiren, die denn auch schlüßlich bei Wurzen statt fand. Der Kaiser eilte zu Fuße an der Fronte vorüber, setzte dann seine Reise schnell weiter fort und ließ durch das Organ des Fürsten Repnin einige Worte des Dankes vermelden.

Der dritte Artikel des Organisationspatentes hatte zwar festgesetzt: „daß nur bei der Stiftung des Banners die Offizierstellen durch Ernenerung vom Gouvernement, später aber durch Wahl der Freiwilligen besetzt werden sollten.“ — Nichts desto weniger aber geschahen noch bis vor der gänzlichen Auflösung des Korps Offiziers-Ernennungen als besondere Begünstigungen, so daß zuletzt jede Abtheilung fast das Doppelte der erforderlichen Offizierszahl aufzuweisen hatte.

Während des so geendeten Feldzugs war auch das zweite Fußjäger-Bataillon organisirt worden und stand nun völlig ausexerzirt und auf das trefflichste geübt in Oschatz.

3) Auflösung des Banners.

So hatte denn der Zug des Banners geendet, der nun bei der Hauptstadt angelangt war,

wo ihn seine Auflösung erwartete. Ohne den gewöhnlichen Empfang, der rückkehrenden Truppen bereitet wird, zog er in Parade durch die Stadt, um alsdann bis zur völligen Beendigung der Entlassungsgeschäfte in der umliegenden Gegend zu kantoniren. Eine allgemeine Musterung beschloß das Ganze.

Schon seit dem ersten Momente des Rückmarsches waren die Gerüchte von längeren Verpflichtungen in der Eigenschaft russischer Garde vorbereitet, aber immer mit höchstem Unwillen abgewiesen worden. An der sächsischen Gränze wurde endlich die nachmalige Erklärung derer aufgezeichnet, die entweder den Abschied verlangten, oder fortdienen zu wollen sich erklärten, von welchen letztern es jedoch nur äußerst wenige gab.

Die auf Kosten des Staats Equipirten mußten alle Stücke wieder zurückliefern, allein der Vorschlag des damaligen Chefs der Wirthschaftsadministration der sächsischen Armee, auch diejenigen, die sich selbst ausgerüstet hatten, zur Ablieferung aller eigenen Equipage und Pferde zu nöthigen, gieng nicht durch. Die von dritten Personen den unbemittelten jungen Leuten geschenkten Dienstpferde sollten ebenfalls als dem Allgemeinen dargebracht zurückbleiben.

Abschiede wurden jetzt gar nicht, sondern nur Urlaubsscheine auf unbestimmte Zeit ausgetheilt, dabei richtete der General von Karlowitz als Abschiedsworte folgenden Zuruf an die unter seinem Kommando gestandenen Mannschaften:

An sämmtliche Mitglieder des Banners der freiwilligen Sachsen.

Ein Aufruf im Namen der hohen verbündeten Monarchen ergangen, vereinte den Banner der freiwilligen Sachsen. Das Gefühl für Nationalehre besiegte jede andere Rücksicht, und Männer aus allen Abstufungen der Gesellschaft, aus allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, traten in bedeutender Anzahl, und oft unter den wichtigsten Aufopferungen zusammen. Mit seltenem Eifer widmeten sie sich den ungewohnten Kriegsübungen, und so entstand eine Bewaffnung, welche auch einer größern, weniger bedrängten Nation als der unsrigen zum Ruhm gereicht hätte.

Das Vaterland wird den Werth dieses Vereins gewiß nicht verkennen. Das unpartheiische Ausland hat ihn überall durch Achtung ausgezeichnet, überall öffentlich geehrt.

Mir wurde der Vorzug gewährt, an der Spitze dieser Verbindung zu stehen. Wenn die uneigennützige, nicht durch persönliche Rücksichten motivirte Vaterlandsliebe eine ehrwürdige Erscheinung ist, wenn in Folge derselben die unverdrossene Ausdauer bei körperlichen, mit der frühern Lebensweise in durchaus keinem Verhältnisse stehenden Anstrengungen, die innigste Theilnahme erregen muß; wenn die freudig durchgeführte Entsagung aller Standes- und Rangverhältnisse zu Gunsten einer freiwillig übernommenen militärischen so strengen Unterwürfigkeit, als eine der schwierigsten Aufopferungen der ausgezeichnetsten Achtung werth ist; so sind mir alle diese herzerhebenden Gefühle hier zu Theil worden, und ich bezeuge sie dem gesammten Korps der Freiwilligen auf das feierlichste.

Das Vaterland bedarf unsers Armes nicht ferner, und entläßt bei weitem den größten Theil

von uns. Belohnungen kann ich jetzt in seinem Namen nicht zusagen. Vielleicht wird es einst diese Ehrenschuld abtragen. Aber meine vollständigste Achtung, meine innigste Ergebenheit und meine treue Freundschaft begleiten einen Jeden aus unserm Verein auf seinen fernern Wegen. Und mir selbst wird der feste Glaube an ihre Theilnahme und an ihr Wohlwollen gegen mich, in jeder Zukunft Belohnung und Zufriedenheit gewähren.*)

Karl Adolph von Karlowitz.

Allein der Dank des Vaterlandes verwandelte sich in Tadel und auch das Urtheil des Auslandes war nicht überall so günstig, als es der General vorzustellen bemüht war.

Diejenigen Mitglieder des Banners, die schon früher eine öffentliche Anstellung gehabt hatten, waren mittlerweile zum Theil in ihrer Ancienneтät übersprungen worden, und hatten überhaupt noch von Glück zu sagen, wenn sie in ihre Plätze wieder einrücken konnten. Anwesende waren häufig angestellt worden, allein zur versprochenen Beförderung der zu Felde Gezogenen wollte man, bis auf wenige besonderer Gunst zu dankende Ausnahmen, durchaus keine Gelegenheit finden, so daß diejenigen, die durch ähnliche Vorspiegelungen sich zum Eintritt in den Kriegsdienst hatten verleiten lassen, sich wohl betrogen fühlen mochten.

Die Abschiede wurden endlich nach und nach mit ziemlicher Langsamkeit ausgefertigt und die Reste der Infanterie, meistens aus den Ueberbleibseln des zweiten Bataillons, so wie die der Kavallerie, aus den in Diensten gebliebenen Landwehrdragonern bestehend, zusammengezogen und in Linien-Kompagnien und Schwadronen formirt, die man zuletzt als Jäger oder Schützen respektirt, den Landwehrbataillonen und der Linienkavallerie einverleibte.

Auch die Wirthschaftsadministration des Banners schien nicht in den besten Händen gewesen zu sein, da nach Abschluß der Rechnungen sich ein Defekt von 40,000 Thaler ergab, worüber durchaus keine Auskunft zu erlangen war. Aus Patriotismus hatte ingleichen der Obriste von Maltitz bei Bewaffnung der Banner-Infanterie das todte Kapital der Rüstkammer mit zum Beileid gezogen und nicht nur sich selbst, sondern auch viele andere mit Waffen daraus versehen. Zwar forderte das preußische, provisorische Gouvernement, bei unverhofft herannahender Rückgabe der an Sachsen verbleibenden Landestheile, wahrscheinlich weil es etwas Unschickliches in jener Beiziehung der Rüstkammer gefunden hatte, die vertheilten Waffen wieder ein, allein es ist zu bezweifeln, ob sie mit eben der Schnelligkeit und Genauigkeit eingebracht worden sind, mit welcher sie ihrem langgewohnten Sitze entrissen wurden.

So war denn das sächsische Bannerkorps aufgelöset und es würde, bei dem durch die Umstände gehinderten Erfolg seines Zuges, kaum der Mühe werth sein, noch länger von seiner Existenz zu sprechen, wenn nicht mehrere ihm gemachte Vorwürfe einer kurzen Rechtfertigung bedürften, die in wenigen Worten hier folgen mag.

Alle Vorwürfe, die man nämlich jemandem wegen eines unerreichten Zweckes, oder um solcher Umstände willen macht, die nicht in seiner Gewalt standen, sind unsinnig und ungerecht,

*) S. Generalgouvernements-Blatt für Sachsen Nr. 70, am 11. August 1815.

denn so lange das Schicksal unerbittlich waltend der Menschen Loos regiert, wird man ihn auch nur nach seinen Zwecken und den angewandten Mitteln, nicht aber nach dem Erfolge beurtheilen können. Letzteres aber ist hier geschehen. Man wirft dem Banner vor:

1) Daß er einen vergeblichen Zug gethan hat, ohne zur Thätigkeit zu gelangen. Allein nach der vorausgeschickten historischen Darstellung findet es sich bestätigt, was man aus der Kenntniß der militärischen Verfassung überhaupt schließen mußte, daß schlechte Anführung und keinesweges träger Wille oder Ungeschicklichkeit die Schuld davon trägt. Und hat man es wohl jemals einem Korps von Linientruppen angerechnet, nicht in das Feuer gekommen zu sein, wenn es dem Feinde nicht nahe geführt wurde? Hat man je gesagt, die Sachsen wären feig, weil sie in einjährigem Kriege weniger Pulver verschossen, als in friedlichem Manöuvre? — Nur Freiwilligen will man diesen Vorwurf machen, als wenn sie von dem Moment der Stellungen sich nicht eben so gut den Fügungen unterwerfen müßten, als andere Truppen.

2) Selbst aus Vermuthungen will man gegen den Banner schließen, indem man behauptet, daß er sogar, wenn es zum Angriff gekommen wäre, nicht mit Ruhm würde haben bestehen können, weil die nöthige Disziplin seine Reihen nicht zusammen gehalten haben würde, vorzüglich da allen denjenigen darunter, die der Eigennutz zum Beitritt bewogen hätte, das Pflichtgefühl ermangelte. — Außerdem aber, daß kein hinreichender Grund zu der Vermuthung des Mangels an Disziplin vorhanden ist: soll man nicht erwarten, daß das Ehrgefühl und Pflichtgefühl der größern Anzahl eben das bewirken könne, was bei gewöhnlichen Truppen durch bloße Disziplin hervorgebracht wird? Soll man nicht mit Gewißheit hoffen können, daß die, welche nicht durch bürgerliche Verhältnisse gezwungen, sondern aus freier Wahl in den Kampf gehen, sich nicht der Schande werden Preis geben wollen? Daran kann nur der zweifeln, der feig genug, sich ohne Kräfte fühlt, im ähnlichen Falle der übernommenen Pflicht Genüge zu leisten. — Und hatte es in den Bannerkompagnien und Schwadronen auch minder Willige, wie man sie unter jeder Truppe findet, warum sollten sie nicht so gut als bei der Linie durch die Muthigeren haben zusammengehalten werden können?

Ueberhaupt aber verdient ein auf bloße Voraussetzungen gegründeter Vorwurf keine ernstliche Widerlegung, da auf diese Art auch das Untadelhafteste angetastet werden kann.

3) Sodann aber fragen jene Ankläger wieder, indem sie auf das Unglück zeigen, das Sachsen in dieser Periode betroffen hat, was wohl die Bereitwilligkeit derer genützt habe, die für die Sache der Freiheit zu fechten beschlossen und ob es wohl recht gewesen sei, sich unter den Befehl derer zu stellen, die damit umgiengen, das Vaterland zu bedrücken und zu theilen. — Aber, habt ihr Ankläger selbst, fragt man sie zurück, damals, als der Ruf der Freiheit ertönte, diese spätere Katastrophe erwartet, habt ihr es glauben können, daß man Völker im heiligen Namen der Freiheit aufrufte, um sie zu hintergehen, daß man mit List den Sinn der treuen Sachsen zu beschleichen suchte, um sie zu zwingen, sich ihren neuen Unterdrückern in die Arme zu werfen? — Es ist das Zeichen eines edeln Volkes, das bei andern kein Falsch ahndet, das

keinem Mißtrauen Raum giebt, in jenen Momenten des heiligsten Eifers; die Schande treffe also den, der die Treuherzigen hintergieng, und man klage diese nicht der Kurzsichtigkeit an.

Was würde aber das Schicksal Sachsens gewesen sein, wenn seine Landeskinder nur gezwungen in die Kriegsschaaren eingetreten wären, wenn sie taub gegen alle Aufforderungen der Alliirten, für die gute Sache zu fechten, kein Bannerkorps, keine freiwillige Schaar zusammengebracht hätten? — Würden die Mächte, in deren Händen Sachsen war, nicht noch schonungsloser mit dem unglücklichen Lande verfahren sein? Würden sie dessen Einwohner nicht als halsstarrige Anhänger des bösen französischen Dämons angesehen, und sie nach den Prinzipien der neuen Völker-Erziehung gezüchtigt haben? Würden sie nicht alsdann vielleicht ohne mit dem König Friedrich August zu unterhandeln, ganz Sachsen unbedingt als eroberte Provinz behandelt und an sich gerissen haben? — Oder will man den Freiwilligen, die so gern ihrem Vaterlande thätigere Dienste geleistet hätten, auch dies geringe passive Verdienst abläugnen?

4) Endlich — und dies ist wohl der härteste Ausspruch, da er von einem sonst so gerechten und billigen Manne kömmt — hat auch der König von Sachsen, nach seiner Rückkunft das Andenken des Bannerkorps mit Tadel, ja mit Verachtung belegt, indem er Personen, die in der Uniform des Banners am Hofe erschienen waren, hat förmlich abweisen lassen und sodann das Tragen dieser Uniform gänzlich verboten hat. Konnte man dies von dem Fürsten erwarten, der zu derselben Zeit, wo die sächsischen Freiwilligen zusammentraten, seine eigenen Neffen zum Dienste als Volontairs bei den Armeen der Alliirten angeboten hatte?

Wer für das Vaterland streitet, thut es zugleich für den Fürsten, der dieses konstitutionsmäßig regiert; es kann hier kein getheiltes Interesse geben. Wo liegt denn also der Grund der Mißbilligung des Königs? — Ist es die Eigenschaft des Banners als kaiserlich russische Garde? Es hieng ja aber nicht von dem Willen des Korps ab, diese Bestimmung zu ändern, durch welche übrigens seine Treue so wenig bestochen wurde, daß jedes Mitglied eilte, sich der dadurch erhaltenen Verpflichtungen zu entledigen. Sollte die Untreue der Anführer des Banners den König wider das Ganze eingenommen haben? — Seine sonst so billige Denkungsart läßt es kaum erwarten, daß er die Schuld einiger wenigen vielen Unschuldigen entgelten lassen wolle. Als die Gesinnungen der alliirten Mächte nun gegen Sachsen kund waren, und nun der zweite Aufruf zu freiwilligem Kriegsdienste unter dem 11. Mai 1815 ergieng*), da fruchteten keine Versprechungen von Vortheilen und Vorzügen, die man den Freiwilligen der vorigen Kompagnie zusagte, keiner ließ sich bestechen, keiner wollte unter dem Kommando derer fechten, die Sachsen von seiner rechtmäßigen, durch frei ausgesprochenes Verlangen bestätigten Regierung trennten. Je treuer aber sonach der vernünftige Theil des Banners seinen Verpflichtungen gegen das Vaterland blieb, um so kränkender muß ihm die unverdiente, auch durch den Landesfürsten hart ausgesprochene Verachtung sein.

---

*) S. Generalgouvernements-Blatt Nro. 114.

Welchen Erfolg es auch haben mag, so muß doch jedes öffentliche Institut, jedes Unternehmen des Staates mit Würde bis an das Ende durchgeführt werden. An dieser Würde hat es die Regierung in Sachsen bei der Leitung der allgemeinen Bewaffnung und bei Entlassung der Freiwilligen fehlen lassen, und dies ist die letzte Ursache, die über das Ganze ein falsches Licht verbreitet und unsinnige Urtheile hervorgebracht hat. — Glücklich, wenn die hier vorangegangene treue geschichtliche Darstellung die Ansichten der Vorurtheilsfreien berichtigt.

Die sächsischen Kriegsgefangenen in den preußischen Staaten.

(Aus eigener Erfahrung von einem sächsischen Offizier niedergeschrieben.)

Folgender Aufsatz ist von einem sächsischen Offizier eingeschickt worden, der die angeführten Thatsachen mit seinem Namen verbürgt. So hart auch die darin ausgesprochenen Beschuldigungen sein mögen, glauben wir doch den Abdruck des Aufsatzes nicht aussetzen zu sollen, — wäre es auch nur, um vielleicht eine Berichtigung wenigstens der Vorwürfe zu veranlassen, die nicht blos den (sich überall gleichen) Pöbel treffen. Daß wir auch einer solchen Berichtigung gern einen Platz in diesen Blättern einräumen werden, bedarf wohl keiner Erinnerung.

D. H.

Als nach dem unglücklichen Herbst 1806 mehrere tausend gefangener Preußen auf ihrem Transport nach Frankreich die sächsischen Staaten durchzogen, da gab es in allen diesen Gegenden nur ein gemeinschaftliches Gefühl des innigsten Mitleidens und einer zum Helfen dringenden Theilnahme an dem Unglück deutscher Landsleute. Ausser allen übrigen Städten Sachsens, die von jenen Transporten berühret wurden, wetteiferten namentlich in der Residenz alle Stände bis auf den armen Dienstboten in dem schönen Bestreben mit einander, das bittere Loos jener Unglücklichen auf das menschenfreundlichste zu mildern, und ohnerachtet der unmenschlichen Abhaltungen der sie bewachenden Franzosen, dem leidenden deutschen Bruder Unterstützungen zu reichen, die ihm in seiner unseligen Zukunft manche Entbehrung weniger schmerzlich machen sollten. Dieser theilnehmende Sinn ward von vielen jener unglücklichen Preußen mit tiefer Rührung und späterhin angeblich selbst von ihrem Monarch dankbar anerkannt.

Welche unfreundliche Erwiederungen fanden in den preußischen Staaten die Sachsen, denen sieben Jahre später in den Schlachten von **Großbeeren** und **Dennewitz** das grausame Loos verhängt war, als Gefangene in die Hände ihrer deutschen Nachbaren zu fallen! Ueber die zum größten Theil schmachvolle Behandlung der sächsischen Soldaten in dieser unglücklichen Kriegsgefangenschaft herrscht bei allen, die daraus zurückkehrten, nur eine Stimme. Es wurden nach dem Verlauf jener Tage die gefangenen Offiziers — um nicht von dem noch härtern Schicksal der Gemeinen zu sprechen — nachdem sie in Berlin eingebracht worden, und die meisten

derselben bis dahin und vorzüglich dort auf öffentlichen Straßen die Ausbrüche der rohesten Volkswuth erdulden müssen, gewöhnlich in die sogenannte Artilleriekaserne am Kupfergraben gebracht und hier in das Strafgefängniß derselben eingesperrt. Nur das Unterbleiben körperlicher Züchtigungen ließ noch einigen Unterschied bestehen zwischen der Aufnahme kriegsgefangener Offiziere und der Aufnahme entehrter Verbrecher. Gezwungen durch die losgelassene Wuth aller Klassen des Pöbels, zu deren Gegenstand unausbleiblich ein jeder öffentlich erscheinender Gefangener ward, dessen Regierung es nicht so früh, als der preußischen vergönnt gewesen war, das Joch einer tyrannischen Verbindung abzuwerfen, durfte keiner jener Offiziers selbst in dem Fall erhaltener Erlaubniß es wagen, den widrigen Aufenthalt seines Kerkers zu verlassen. Zu einer solchen Schmach, von der sich auch das festeste Gemüth zur Verzweiflung gebracht oder zu Boden gedrückt fühlte, gesellte sich endlich eine ungenießbare ekele Kost, die in kärglichen Portionen dem gefangenen Offizier nur einmal des Tages gereicht wurde, und das physische Leiden eines peinigenden Hungers, wem es auf dem Schlachtfelde nicht gelungen war, seine Baarschaft der Plünderung zu verbergen. Selbst dem noch unglücklicheren Blessirten ward trotz der so tausendfältig ausgeschrieenen hochherzigen Sorgsamkeit der Frauen-Vereine nur wenig, und eine unfreundliche bittere Hilfe. Der weitere Transport der Gefangenen endete endlich nach bald mehr bald weniger Tagen und unter wiederhohlten Mißhandlungen des Volkes, mit denen die begleitenden Bürgergarden sie noch bei ihrem Abmarsch ungestraft beschimpfen ließen, für diese Unglücklichen den Aufenthalt in einer Stadt, die von ihnen nach solchen Erfahrungen unmöglich mit segnendem Danke verlassen worden sein kann. Nicht milder war ihr ferneres Schicksal. Auf den Märschen unbeschränkt dem brutalsten Uebermuth des eskortirenden Landsturms preisgegeben, der zuvörderst an dem wehrlosen Gefangenen seine ritterlichen Tugenden versuchte, sahen sich höhere und subalterne Offiziers bei ihrem Eintreffen in den Provinzialstädten fast stets nur mit den Aeußerungen eines unwürdigen plumpen Hohnes, äußerst selten mit dem Ausdruck humaner Theilnahme aufgenommen. Fast überall sperrte man sie in der rauhesten Jahreszeit in die von allen und den kleinsten Bedürfnissen geleerten Wacht- oder sogenannten Ordonnanz-Häuser. Es gab ein Detaschement sächsischer und anderer alliirten Offiziere, denen man, nachdem sie in dem beweinenswerthesten Zustand mißhandelter Gefangener, entkräftet durch Hunger und Kummer, durchnäßt und zum Theil krank in einer kleinen pommerschen Stadt angekommen und ebenso in einem schmutzigen Ordonnanzhaus verwahret worden waren, mit unmenschlicher Härte selbst das versagte, was dem auf der Straße aufgegriffenen Räuber in seinen Kerker nachgeworfen wird, das zum Lager erforderliche Stroh.

In Königsberg, wohin man alle Offiziers dirigirt hatte, wurden sie, wenn sie sich nicht entschließen wollten, Dienste zu nehmen, an das russische Gouvernement abgegeben, um durch dieses in das Innere von Rußland geschafft zu werden. Sie verwechselten so, nach ihrem Aufenthalt in der Grenzstadt Memel, die übrigens von den meisten Sachsen als eine lobenswerthe Ausnahme genannt wird, das preußische mit dem russischen Gebiet, wo sie ihre

bleibende Bestimmung in den nächsten deutschen Provinzen erhielten, und sich zwar immer noch als Kriegsgefangene behandelt, jedoch nicht mehr einer öffentlichen zivilisirten Nationen unwürdigen Verfolgung preisgegeben sahen.

Ein solches Schicksal, dessen Bild, um keine Persönlichkeiten einzumischen, hier nur auf allgemeine Umrisse beschränkt worden ist, erfuhr der sächsische Krieger in einem Lande, von dessen Bewohnern, indem sie sich den Namen geborner Soldaten beilegen, er auch das bitterste Unglück seines Standes mit einem edleren Sinn geehret zu sehen, billigerweise erwartet hatte. Kann ihn der unbefangene Richter verdammen, wenn nach dieser und noch unglücklicheren Täuschungen, unter allen Ständen seiner hartgekränkten Nation Erbitterung und Unmuth die tiefsten Wurzeln geschlagen und die zeitigsten Früchte getragen haben?

Ob übrigens gleich in den Gemüthern aller Sachsen, die ihr unseliges Geschick jenen Weg des Elendes gehen ließ, die bittersten Erinnerungen in unvertilgbaren Spuren fortleben werden, so lehnen sie sich doch keineswegs gegen die sich ihnen selbst aufdringende Ueberzeugung auf, daß bei den damals bestehenden Verhältnissen ihres Vaterlandes in dem Laufe des wüthenden Kampfes ihr Schicksal kein anderes sein konnte. Sie finden es sogar in dieser Erwägung nicht anders, als höchst natürlich; allein nur so weit wollen sie nie in ihrer deutschen Philosophie kommen, daß sie sich, wie man schon hier und da die mehr als thörichte Erwartung geäussert, der schonenden hochherzigen Behandlung, die man ihnen als Gefangene in jenen Perioden habe zu Theil werden lassen, mit segnendem Danke freuen sollten.

Gegen eine solche, das Unglück so frecherweise verhöhnende, Zumuthung öffentlich zu protestiren, und mit Freimüthigkeit auch in diesem unbedeutenderen Theil der neueren Geschichte der wieder emporgekommenen Herrschaft der Wahrheit zu huldigen, ist der einzige Zweck dieser gelegenheitlichen Bemerkungen.

B.

M a n n i g f a l t i g e s.

A u s d e r S c h w e i z.

Einfluß wissenschaftlicher Verbindungen. — Die schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Decandolle's Vermuthung über die Anzahl der Pflanzenarten auf dem Erdball.

Als im Jahr 1803 Napoleon Bonaparte, erster Konsul von Frankreich, durch Ertheilung seiner klugberechneten Vermittelungsurkunde, die den Schweizern verhaßte Einheit des helvetischen Freistaates wieder in ein eidsgenössisches Bundesthum auflösete, grauete den hellsinnigeren Männern dieses Landes vor der Wiederkehr der alten Gebrechen vormaliger Eidsgenossenschaft, wodurch sie untergegangen war. Sie kannten den herrschenden Ton ihrer Mitbürger, und den bösen Geist der Bundesschaften, soviel ihrer je gewesen, da die Bundesglieder immer, Ehre und Wohlfahrt des Ganzen vergessend, sich vereinzeln, und in ihren kleinen Gebieten recht selb-

herrlich mächteln wollten. Daher, auf daß für alles Gemeinnützige oder Rühmliche immer ein einziger, wahrhaft eidsgenössischer Geist lebendig bliebe, vereinigten sie sich untereinander zu allgemeinen Gesellschaften, die sich jährlich einmal aus allen Kantonen für irgend einen löblichen Zweck versammelten. So entstanden zahlreich die allgemeinen schweizerischen Gesellschaften für Erziehung, Malerkunst, Musik, Geschichte, gemeinnützige Anstalten u. s. w.

In den bürgerlichen Unruhen des Jahres 1814 und 1815, da mit Vernichtung der napoleonischen Vermittelungsurkunde fast aller Verband unter den Kantonen aufgelößt ward, schien auch das Leben jener Gesellschaften erloschen. Wie aber endlich eine neue Bundesverfassung aufgestellt, und der Hader der Kantone durch den Einspruch fremder Mächte abermals zum Glück, nicht zum Ruhm, der Schweiz, geschlichtet war, traten auch jene wohlthätigen und wissenschaftlichen oder künstlerischen Gesammtvereine wieder in Thätigkeit. Ja, sie vermehrten sich noch durch manche neu entstandene, fast in demselben Verhältniß, wie die Stärke des bösen Geistes, welcher die Bundesschaft durch Vereinzelungen der Theile zu verderben strebt, gewachsen zu sein schien.

Wiewohl jene wissenschaftlichen oder künstlerischen Vereine der Schweizer durchaus nichts mit öffentlichen Angelegenheiten oder kleinlichen Staatsklugheiten der Kantone zu schaffen haben mögen, trägt doch ihr harmloses Dasein mittelbar nicht wenig zur Aussöhnung des Parteiwesens und zur Erhaltung des Gedankens, daß die Schweiz Vaterland aller Schweizer sei, bei. Denn dieser Gedanke ist durch den Bundesvertrag nur noch dem Schein nach am Leben gelassen; nur bei allgemeiner Gefahr der Eidsgenossen noch angerufen; der That nach aber getödtet. Denn in Verfassungen sowohl, als einzelnen Gesetzen der Kantone werden Bürger aus andern Kantonen als Fremde betrachtet, und selbst als Fremde benannt; folglich auch als Fremde behandelt, wie, in den Zeiten der Theurung, die Sperrung der Lebensmittel von einem Ländchen gegen das andere davon ein trauriges Beispiel für Zeitgenossen und Nachwelt aufgestellt hat.

Wer die Geschichte der Bundesstaaten im Alterthum kennt, weiß, daß jenes selbstsüchtige und verderbenvolle Ringen der Theile nach Vereinzelung, die Erbsünde aller Bundesschaft ist, und gewöhnlich ihr Untergang wird. Denn der Tod ist der Sünde Sold. Diese Erbsünde wird aus der Natur des Bundeswesens selbst erzeugt, weil Glieder, gleich an Rechten, unwillkürlich nach selbstständigem Leben und, soviel als möglich, nach unabhängigem Sein gehen; sich immer zuerst mit ihren Bedürfnissen fühlen, dann erst die andern und deren Bedürfnisse; und in allzuenger Berührung mit den übrigen, weil es die Selbstliebe jedes einzelnen Lebens so mit sich bringt, eher in feindseliger Spannung mit ihnen, als in aufopfernder Freundseligkeit stehen. — Das Uebel aber wird nothwendig dadurch vergrößert, daß die Anzahl hochherziger, gemeinsinniger, reineidsgenössischer Männer in den Kantonalregierungen immer die kleinere ist. Denn es gehört keine gemeine Kraft des Gemüthes und Geistes dazu, sich selbst oder sein Haus über Ruhm und Wohlfahrt der Gemeinde oder des Staates zu vergessen, und immer erst zu fragen, ist das, was begonnen werden soll, einer ganzen Bundesgenossenschaft Stärke und Glück befordernd? Leichter ists, sich in den engen Kreis der heimathlichen Verhältnisse, unbekümmert um andere,

einzuspinnen. Und so geschiehts auch. Wie wenig der große Sinn vom Wesen einer Eidsgenossenschaft die Mehrheit der Kantonalstaatsmänner belebte, davon ist selbst der Bundesvertrag von 1814 für alle Zeiten ein unverwerfliches Denkmal.

Um so wohlthuender werden jene obenerwähnten gesellschaftlichen Vereine von wissenschaftlich gebildeten Personen aus allen Kantonen der Eidsgenossenschaft. Was kleinliche Klugheit und beschränkte Einsicht in staatsverhältlicher Hinsicht zerschnitt und zerstückelte, verknüpft der Umgang und das Zusammentreten einsichtsvoller Bürger aller Gegenden des Landes nach und nach wieder zu einer gemütlichen und geistigen Einheit. Diese ist Noth, für Tage der Gefahr wie des Glücks. Durch sie wird Hoffnung, daß auch die letzten Ueberbleibsel vom alten Sauerteige bürgerlicher Parteiungen hinweggeräumt werden, die hin und wieder noch zu manchen leidenschaftlichen Fehlgriffen Anlaß geben mögen.

Wirklich kehrt, nach den überstandenen Unruhen, gemach wieder ein frohes Gefühl des Daseins in das Land der Eidsgenossen zurück. Die verschiedenen Regierungen beginnen wieder untereinander jenen rühmlichen Wetteifer in weisen und nützlichen Einrichtungen, welcher an ihnen zur Zeit der Vermittelungsurkunde gepriesen worden ist. — Und wenn es an den berührten Fehlgriffen nicht mangelt, zu welchen oft nur der unwürdige Einfluß einzelner Leidenschaftlichen verleitet hat oder verleiten kann, ist doch das Gute und Heilbringende offenbar überwiegend aller Orten *), wie jeder erkennt und bekennt, welcher, selber unbefangen von Leidenschaft, sieht und urtheilt.

Unter den seit den letzten bürgerlichen Unruhen der Schweiz wieder belebten oder neuentsprungenen wissenschaftlichen Vereinen, nimmt die **allgemeine schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften** einen rühmlichen Platz ein. Sie empfing im Jahre 1815 durch die Thätigkeit achtungswürdiger **Genfer** Naturforscher in deren Stadt den Ursprung. Ihre zweite Versammlung hielt sie in **Bern**, unter des Pfarrer Wyt-

*) Es machen sich seit geraumer Zeit einige deutsche Schriftsteller ein Fest daraus, die heutige Schweiz in öffentliche Verachtung zu bringen. Vielen gebricht es dabei offenbar an richtiger Kenntniß der Sachen, und sie urtheilen mit flacher Absprecherei; andern gebricht es, bei richtiger Sachkenntniß, an würdiger, ruhiger, leidenschaftsloser Haltung. Beispiele dazu liefert **Ludens Nemesis** in den neuern Heften. Darum werden die Urtheile beider Arten ohne Einfluß und Wirkung bleiben.

Der Verfasser gegenwärtigen kleinen Artikels ist keineswegs geneigt, hier Gelegenheit zu nehmen, über die in der Nemesis entschleierten Sachen ein Wort der Vertheidigung zu sagen. Von der Wahrheit mehrerer dort gerügten Thatsachen ist er selber überzeugt, wie jeder Schweizer. Noch minder ist er gesonnen, es mit denen zu halten, welche über dergleichen Dinge ein menschenfreundliches Stillschweigen beobachten, und lieber von vaterländischen Dingen gar nichts gesagt wissen wollen. Nein, was der Geschichte angehört, soll der Geschichte gegeben werden; und Publizität ist das beste Surrogat der Religion für die, welche im Dunkeln walten. Aber warnen möchte er jeden Leser solcher Urtheile, sich nicht aus denselben ein Bild vom gegenwärtigen Zustand der Schweiz zusammenzustellen; es würde ein lästerliches Zerrbild werden. Welche der europäischen Regierungen ist in unsern Tagen von Mißgriffen und Härten frei geblieben? Und dennoch können viele der Regierungen im Ganzen preiswürdig heißen. Wenn man alle Verirrungen, Fehlschritte, und Schwachheiten eines weisen und tugendhaften Mannes zusammenreiht, wird er am Ende auch wie ein Bösewicht oder Dummkopf aussehen.

tenbach Vorsitz im Jahre 1816; ihre dritte im Jahre 1817 zu Zürich, wo der Staatsrath Usteri ihr Vorsteher gewesen.

Obwohl diese Gesellschaft eigentlich mehr nur eine kurze Zusammenkunft von Freunden der Naturkunde, als eine wirkliche, eng und das ganze Jahr hindurch zu einerlei Zweck verbundene, Gesellschaft ist, wird sie doch unstreitig zur Beförderung der Wissenschaft wichtig einwirken. Edelsinnig und aus freiem Antriebe gaben die Regierungen von Bern und Zürich dieser Gesellschaft, bei Anwesenheit derselben in deren Hauptstädten, Geschenke von 400 Franken, um daraus Preisaufgaben zu bestreiten. Die erste derselben ist die geworden: Ob die Meinung vom Zunehmen der großen Alpenvergletscherung, und daß die schweizerischen Hochgebirge seit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden sind, sich durch unzweifelhafte Thatsachen im Allgemeinen bestätigt finde? An Sammlung und Herausgabe eigenthümlicher Denkschriften ist zwar in der Gesellschaft schon gedacht, aber noch nichts abgeschlossen worden. Der „naturwissenschaftliche Anzeiger", welchen Professor Meisner zu Bern (monatlich nur einen Bogen stark herausgiebt) dient einsweilen nur zur Befriedigung eines ersten Bedürfnisses für die weit zerstreuten Mitglieder, als ein leichtes Bindemittel.

Die Gesellschaft zählt gegenwärtig in der gesammten Schweiz zweihundert und fünfzig Mitglieder. Darunter zählen die Kantone Glarus, Solothurn, Tessin, Uri und Zug jeder nur ein Mitglied. Dagegen erscheinen Zürich mit 46, Bern mit 45, Waadt mit 29, Genf mit 28, Aargau mit 26, St. Gallen mit 23, Basel mit 14, Appenzell mit 7, und so weiter hinabstufend.

Von den im Kreise der Gesellschaft zu Zürich gehaltenen Vorlesungen war die des Professor Decandolle von Genf von höherm und für die Wissenschaft von allgemeinerm, wenigstens geschichtlicherm Interesse. Er entwickelte in derselben seine Vermuthungen über die Gesammtzahl der Pflanzenarten auf dem Erdball.

Das vollständigste Pflanzenverzeichniß, so wir jetzt haben, ist das von Persoon; es enthält die Namen von einundzwanzig tausend Arten. Darin aber sind noch nicht die Cryptogamen begriffen, deren man ebenfalls bei sechs tausend kennt; noch weniger alle diejenigen, welche seit dem Jahre 1806, da Persoons Verzeichniß erschien, neu entdeckt und beschrieben wurden, wie man in den Schriften von Humbold, Pursh und andern Reisenden, deren so viele findet. Nur aus Neuholland gab Brown über zwei tausend neue Arten an.

Es wird auch immer schwierig bleiben, die Anzahl der Pflanzenarten auf Erden überhaupt auszumitteln, oder auch nur der bekannten. Robert Brown schätzte die Zahl der letztern auf siebenunddreißig tausend; hingegen Humbold sie auf vierundvierzig tausend.

Decandolle, welcher seit zwei Jahren sich die Mühe gab, genaue Untersuchungen in Schriften oder in Pflanzensammlungen großer Städte anzustellen, und daraus die Monographien zu ziehen, fand da zwischen dem, was Persoon nannte, und dem was wir jetzt kennen, ein ungeheueres Mißverhältniß. So gaben z.B. die von Schriftstellern bearbeiteten Pflanzenfamilien folgendes Verhältniß

Ranuncalaceen	sind	in Persoon	268,	in	den	Monographien	509	Arten.
Dilleneaceen	—	—	21	—	—	—	90	—
Magnoliaceen	—	—	21	—	—	—	37	—
Anonaceen	—	—	44	—	—	—	103	—
Menispermeen	—	—	37	—	—	—	80	—
Chlenaceen	—	—	0	—	—	—	0	—
			391				827	

Wären alle Familien des Pflanzenreichs gleich genau von Naturforschern bearbeitet, wie jene: so würden in diesem Verhältniß Persoons 27,000 Pflanzen zu 57,000 Arten erwachsen. Decandolle muthmaaßt aber, daß auch dies noch kaum die Hälfte der auf dem Erdball befindlichen Pflanzenarten sei. Er schließt dies daraus, daß im Grunde die Pflanzenkunde erst noch im Werden sei. Man denke nur an die reissenden Fortschritte, welche die Wissenschaft erst seit einem halben Jahrhundert gemacht hat. So gab

Linné im Jahr 1763 an 7500 Arten
Murray im J. 1784 — 9000 —
Persoon im J. 1806 — 27000 —
Die Monographien im J. 1816 wahrscheinlich 27000 —

Das Pflanzenreich Europens ist unstreitig bis jetzt am besten untersucht, und doch fand sich: Unter den 391 des Persoon waren 144 europäische und 247 exotische; hingegen unter den 827 der Monographien waren 187 europäische und 640 exotische. Das Verhältniß der Entdeckungen war also wie 10 zu 13 für die europäischen, und wie 10 zu 51 für die exotischen Gewächse. Sicherlich aber kennen wir noch nicht alle europäischen Pflanzen. Noch sind die Vegetabilien Dalmatiens, Rußlands, Spaniens, der europäischen Türkei u. s. w. beiweiten am wenigsten erforscht.

Man theilt den Erdball in siebenzehn Regionen, deren jede von der andern, rücksichtlich der Pflanzenmenge, die sie bevölkert, verschieden ist. Von diesen siebenzehn Regionen macht Europa nur eine und eine halbe aus. Wären nun alle von einer gleichen Menge bevölkert, so müßte, nimmt man nur an, daß die Zahl der von Europa bekannten Pflanzen 10,000 beträgt, der ganze Erdball 113,000 verschiedene Arten tragen.

Dies scheint aber wahrlich nicht zu viel gesagt zu sein, theils weil wir noch täglich in unserm Welttheil immer neue Entdeckungen machen, und beim Bekanntwerden mit weniger bekannten Ländern Europens nothwendig machen müssen; theils weil die europäische Region eben eine der kleinsten des Erdballs ist. Und was wissen wir bis jetzt doch von der Flora des größten Theils von Asien und Amerika, was von dem ganzen ungeheuern Raum des Innern von Afrika oder Südindien?

Allerdings kann die Zersplitterungssucht und Micrologie vieler Pflanzenkundigen, die sich gern erlaubt, bloße Abarten und Spielarten in die Reihe besonderer Arten aufzuführen, die Menge derselben ungebührlich aufschwellen; es kann oft eine und dieselbe Art, von verschiedenen Naturforschern nach ungleichen Mustern verschieden beschrieben und genannt, irrigerweise zur Annahme mehrerer Arten Anlaß geben, — ein Umstand, welchen Decandolle bei seinen Berechnungen außer Acht gelassen hat: — demungeachtet hindert dies nicht, die höchste Wahrscheinlichkeit darin zu sehen, daß wir heutiges Tages noch nicht die Hälfte der auf Erden wachsenden Pflanzenarten wissen.

H. Zschokke.

Die Lustreise eines Schweizers nach München im Jahr 1816.

Das Unterwegs, auf der Landstraße — in Ulm — in Augsburg — München — Bemerkungen über die Bildergallerie — über einzelne Stücke derselben — nebenbei über Künstler, Kenner und Liebhaber. — Gang zur Reitschule und Akademie. — Polizeiliche Inquisition. — Jakobi. — Der Besuch von Schleisheim. — Betrachtungen im königlichen Schatz, und im Elfenbeinschatz. — Heimkehr über Landsberg. Gedanken beim Zuchthause — beim Weggelde — und kaltem Wetter. — Lindau — Wiederkunft in die Schweiz.

Daß nachfolgendes Tagebuch nicht ursprünglich für die Bekanntmachung geschrieben worden sei, bezeugt zum Theil dessen Form, wie sie nach Hinweglassung desjenigen geblieben ist, was nur dem Reisenden und Keinem sonst, einigen Werth hat. — Daß es der Bekanntmachung würdiger, als manche der dicksten Reisebeschreibungen unserer Tage sei, wird der Leser hoffentlich am Ende dieser Blätter mit dem Herausgeber derselben, gestehen.

D. H.

Was mir geblieben
Von dem Beachten,
Von dem Betrachten,
Hab ich geschrieben,
Manches vergessen,
Manches versäumet,
Vieles geträumet,
Wenig ermessen;
Flüchtige Reise,
Ruhiges Leben,
Heitere Weise —
Dies war mein Treiben,
Wird es auch bleiben.

Da ich schon seit geraumer Zeit vorhatte, die Gallerie in München zu besuchen, vorzüglich auch wegen der dort befindlichen Holbeinischen und altdeutschen Gemählde, deren Betrachtung mir bei der angefangenen Lebensgeschichte Holbeins dienen sollte, so ergriff ich den Anlaß, mich mit dem L**schen Hochzeitpaar, das eine Lustreise beginnen wollte, dorthin auf den Weg zu machen. Wir wählten die Richtung über Schafhausen, Ulm und Augsburg.

Erst aber mußten wir Pässe haben, und zwar jede Person einen besondern, so will es die Verordnung; obgleich begreiflich war, daß einer allein, unter meinem Namen, mit dem Beifügen: nebst Familie, hinreichend wäre. Allein was einmal angenommen worden, und wobei die Büreau's sich wohl befinden, wird nicht leicht wieder abgeschafft, und sollte es auch unmittelbar aus dem Napoleonischen Zwangreiche hergenommen sein. Wir fanden auch wirklich nachher, daß ein einziger Paß vollkommen hingereicht hätte; durchgehends zeigte ich nur einen vor, und sagte, ich reise mit meiner Familie, selbst in der Hauptstadt München war man damit zufrieden.

Mehrere Empfehlungsschreiben wurden mir angeboten, da ich aber aus Erfahrung weiß, daß solche oft nur stöhren, indem man, um ihnen Ehre zu machen, sich oft zeitraubenden Besuchen und zwecklosen Zerstreuungen hingeben muß, so nahm ich nur diejenigen an, die mir der Baron v S*** mitgab.

Zum Lesen nahm ich mit die Memoires sur la revolution d'Espagne von Mr. de Pradt.

Mittwochs den 12. Juni verließen wir Schafhausen Morgens fünf Uhr noch unter trübem regnichtem Himmel, der bei mir meist auch eine trübe Stimmung hervorbringt; besonders jetzt, wo das schlechte Wetter schon so lange angehalten hat, wie dieses ganze Frühjahr, und zu besorgen steht, es werde dadurch zu den drei oder vier Fehljahren, die wir schon gehabt, auch noch ein viertes oder fünftes veranlaßt werden, und die Armuth auf den höchsten Grad steigen. Diese kleinmüthige Stimmung wurde noch in Singen, wo wir das Frühstück einnahmen, vermehrt durch zwei Juden, die Theurung voraussagten, und Getraidesperre gegen die Schweiz. — Einem armen an der Gicht leidenden Weibsbild, das auf einem offenen Karren von Mengen nach Baden in die Schweiz geführt wurde, gaben diese Hebräer ein Almosen.

Von Stockach aus hellte sich der Himmel auf, und so auch mein düsterer Sinn. Ich kann mich dieses Einflusses der Witterung nicht erwehren; sie affiziert meine Einbildungskraft. Das bevorstehende Seufzen, Aengstigen, Murren, Lästern der Leute stellt sich meiner Phantasie vor, und stört meinen Frieden; es kränkt mich, nichts erwiedern zu können, wenn die Vorsehung bezweifelt wird! — Mit dem Sonnenschein kamen jetzt auch wieder meine fröhlichen Gedanken. — Was kann ich auch, sagte ich, mit allen meinen Sorgen gegen die Natur? Kann ich Eine Traube reif, und einen einzigen Kornhalm fruchtbar machen?

Bei Hohentwiel vorbei; ein schöner Fels, wo nicht zu einer Festung, doch zu einem fürstlichen, das Land überschauenden Schlosse geeignet.

Nachher fing eine langweilige Gegend an, aus immer gleichförmigen Hügeln, Wald und Feld bestehend; und eine Stunde vor Möskirch war die Straße so abscheulich, daß wir wohl eine Stunde zu Fuß gehen mußten, und ich mich sehr erhitzte. Gleichwohl ging ich noch in die St. Martinskirche, wo uns ein Geistlicher drei Gemählde von Holbein wies. Eines hängt als Altarstück in der Kirche, die heil. drei Könige vorstellend, etwas über halbe Lebensgröße, mit goldenen Heiligenscheinen und Gewändern; zwei stehen auf einem staubigen Gang, jedes auf

beiden Seiten gemahlt, Bilder von einzelnen Heiligen, kräftig, ja kühn gezeichnet, und wie diese altdeutsche Gemählde gewöhnlich sind, sehr frisch von Farben. Der Zeichnung nach könnten es wohl Arbeiten Hans Holbeins sein, denn diese entspricht den Kunstwerken, die in Basel aufbewahrt werden; aber den goldenen Grund mit eingedrückten Verzierungen habe ich noch nie bei Holbein gesehen, der scheint mir älter zu sein. Diese Gemählde sollen weder Monogramme noch Jahrzahl haben; werden aber in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet sein, da sie mit Staub bedeckt in einem Winkel stehen, und niemand Sorge dafür trägt.

Das ganze Städtchen Möskirch war diesen Abend mit Leben und Freude, mit froher Erwartung erfüllt, die der größte Genuß ist: Vorbereitungen auf das morgende Frohleichnamsfest; selbst die heimkehrenden Kühe, Ziegen und Schweine schienen durch ungewöhnliche Sprünge den alten Hirten und sein Mütterchen necken zu wollen.

Oben im Schloßgarten exerzierte die Bürgermiliz im Feuer, einige hatten nur Stöcke statt Flinten, und waren noch ganz im Neglige der Werkstätte. An einem andern Ende des Parks übte sich eine Gesellschaft in türkischer Musik; diese zogen nachher, als es dunkel ward, den Zapfenstreich begleitend, in und vor dem Städtchen herum, und wie bei uns, die ganze liebe Jugend hinter her.

Wenn das morgende Fest keine verdienstlichere Wirkung hätte, als daß es den Einwohnern diesen fröhlichen, herzerhebenden Abend gewährte, so wäre meines Erachtens schon seine Feier gerechtfertiget.

Donnerstag, den 13. Juni, Morgens um fünf Uhr, machten wir uns durch kalte Nebel und hügeliches Land auf den Weg. Fast durch das ganze Würtemberger Land, wie ich auch ein andermal schon zu bemerken Gelegenheit hatte, sind die Landstraßen besser, gehen aber weniger eben fort, als bei uns. Man sollte das nicht glauben, wenn man an die bergige Schweiz denkt. In der Schweiz aber ist die Beschaffenheit des Landes so, daß fast durchaus, die Grenzkantone abgerechnet, zwischen zwei Bergen oder Hügeln eine ebene Fläche liegt; und in diesen Flächen gehen die Straßen. Jenseit des Rheins hört diese Eigenheit auf, und die Straße führt meist langweilige Hügel auf und ab.

In Mengen tranken wir Kaffee, denn auf der ganzen Reise beobachteten wir die Gewohnheit, nüchtern des Morgens die Nachtherberge zu verlassen, und halbwegs vor dem Mittagessen, wo die Pferde ein Zwischenfutter bekamen, das Frühstück einzunehmen. Durch das Städtchen fuhren wir, als wenn es uns gälte, über und zwischen grünen Baumzweigen und Blumen, womit die Straßen belegt und behängt waren, durch welche heute die Frohleichnamprozession ziehen sollte. Auch in Dörfern war uns schon die nemliche Ehre zu Theil worden. Noch nicht lange waren wir in Mengen, so kam die ansehnliche Prozession, den Oberamtmann und den Arzt an der Spitze, und dann allerhand Bürgersleute, Alte, Junge, Kinder, Mädchen, Frauen; den Schluß machten die alten, gebückten und geschmückten Großmütter des Orts. Alle abwechselnd laut Gebete hersagend, sanft und still die einen, gleichgültig umhergaffend die andern,

manche das Verdienst in grellem, schneidendem Ton suchend. Der Zug war nicht so hübsch, lebhaft und reinlich, wie der, den wir voriges Jahr in Baden sahen; auch mangelte mir das Korps der Kapuziner, das mir damals so malerisch und antik auffiel. Unter den Männern sah ich wenig gewandte, leichte Gestalten. Die goldenen Hauben der Frauen glänzten prächtig in der Sonne, und aus manchem jugendlichen Auge blickte schon die freudige Erwartung eines fröhlichen Tages. Denn wenn dieser Glaube Gotte gegeben hat, was Gottes ist, so will er auch was für sich haben.

Wir fuhren nach Riedlingen zum Mittagessen; ein artiges Städtchen an der Donau, die wir hier zum erstenmale auf unserer Reise sahen. Von außen schien mir der Ort etwas altdeutsches zu haben; auf einander gehäufte Häuser mit spitzen Giebeldächern, wie in Albert Dürer'schen Holzschnitten. Im Wirthshause zu den drei Kronen waren wir auf der ganzen Reise am reinlichsten und appetitlichsten bedient. Vor demselben ist ein geräumiger Platz, der noch ganz mit Gebüsch für die gehaltene Prozession überlegt war; über diesen Platz wurde, ehe man wieder in die Vesper ging, das Vieh von der Weide oder auf die Weide getrieben, und ergötzte uns mit seinen Sprüngen, die es auf den ihm hier ungewohnten grünen Zweigen machte. Alle diese kleinern Schwabenstädte leben von der Viehzucht, und alle scheinen, nach alten Gebäuden und Stadtmauern zu schließen, ehmals mehr gewesen zu sein, als sie jetzt sind. Der dreißigjährige Krieg hat Deutschland so durchaus von seiner schönen Zeit herunter gebracht in Noth und Trübsal, daß es sich seitdem nie wieder recht erholt hat; die neuern Kriege waren nichts dagegen, auch darum nicht, weil sie nicht verheeren konnten, was nicht mehr war. Und was thaten die Fürsten, um dem Lande wieder zu helfen? Die Gallomanie, der sie sich ergaben, war nicht zur Hilfe geeignet; und sie wurden endlich selbst ein Opfer derselben. Jetzt haben sich die Völker Deutschlands selbst geholfen, wenigstens von Einem drückenden Joche, und diese große, ungeheuere Anstrengung, wird und muß auch zu fernern vaterländischen Vortheilen helfen.

Von Gassenjungen wurde uns während dem Essen ein Kutschenfenster eingeschlagen. Ich erfuhr es aber erst, als wir zum Ort hinaus waren; es that mir leid, daß an dem vornehmsten katholischen Festtage hier keine bessere Zucht herrschet. Bei schönem Abend fuhren wir noch fünf bis sechs Stunden weit nach Eschingen zum übernachten, wo man uns das Wirthshaus zum Kreuz empfohlen hatte. Das war aber sehr schlecht und schmutzig; keine Betttücher zur Decke und ein ganz unerträglicher Gestank in den schlechten Zimmern. Sonst sind in dem Orte einige schöne Häuser, und ein großer Platz vor dem ehmals landständischen, jetzt unbenutzt stehenden Hause. — Ich ging so spät als möglich in das uneinladende Bett, und blieb darin, bis der Tag anbrach. — Wie die verschiedenen Herbergen, so die Stationen des Lebens; warst du noch in keiner stinkenden Lage, lieber Leser?

Freitags, den 14. Juni, fuhren wir des Morgens in vier Stunden bis Ulm, wo wir das Münster schon von weitem unter den Bürgerhäusern hervorragen sahen

wie einen Elephanten, der unter einer Heerde Schaafe stehet. Es ist ein sonderbarer, imponirender Andlick, wenn ein Gegenstand so allein groß ist, ohne stufenweise Annäherung der Umgebungen; immer wird das Auge nach ihm hingezogen. Zwar mag es mit diesem Münster von Anfang an dieselbe Beschaffenheit gehabt haben, und die Häuser der Stadt werden wohl nie viel höher gewesen sein; aber jetzt sind die Häuser neu und die Kirche ist alt; und da kann man sich der Täuschung kaum erwehren, daß das Alterthum größer gewesen, als die gegenwärtige Zeit.

Wir stiegen im schwarzen Ochsen ab, und begehrten und bekamen Zimmer nach der Donau hinaus, die eine vortreffliche Aussicht auf den schönen Strom und in eine weitreichende Landschaft haben; etwas von den drei Königen in Basel. Wir fanden auch Hrn. St***, der uns durch sein Vorwort von Bezahlung des doppelten Weggeldes befreite. Wir hätten uns, hieß es, an einer gewissen Stelle (die uns aber gänzlich unbekannt war) melden sollen. Die Stelle hätte uns anhalten sollen, meinte ich, denn die Bureau sind um der Reisenden, und nicht die Reisenden um der Bureau willen; was man uns forderte, sagte ich, das zahlten wir ja, und brauchten keine Abwege; man müsse keinen Unschuldigen strafen. — Aber was hilft dies Alles gegen eine allerhöchste und allergnädigste königliche Verordnung, und welcher Reisende hat die Zeit, mit Zollbedienten ins Recht zu treten? — Nur durch die Bekanntschaft des Wirths mit dem ersten Zollbeamten kamen wir ungeschoren weg, und durch einen Rest von altreichsstädtischer Rechtlichkeit, der noch in diesem Mann herrschte.

Wir Schweizer sind ungeschickt im Unterscheiden vornehmer und gemeiner Leute; wenigstens bin ichs, und betriege mich immer mit Auswärtigen. So auch heute. An der Mittagstafel aßen zwei Frauenzimmer mit uns, eben nicht kostbar und ziemlich schmutzig gekleidet. Die Eine jung, rund und wild, als wenn sie mit einem Offizier zu Felde gewesen wäre; die andere sanftmüthiger, vernünftiger und gesprächiger; diese erzählte von einer Wallfahrt, die sie zu Fuß nach Maria Einsiedeln gemacht, über den Ezel hin und über das Hörnli wieder her. Wir hielten sie für zwei Kaufmannsfrauen, die sich hier auf der Messe aufhalten, und erfuhren nachher vom Wirthe, daß es zwei Baronessen aus der Nachbarschaft seien, die zum Einkaufen noch eben auf den Markt gekommen. Der Casus von einer Baronesse, die zu Fuß aus Schwaben nach Einsiedeln wallfahrtet, war mir eben noch nicht vorgekommen. Was für eine Sünde mag sie wohl zu büßen gehabt haben?

Wer im Umgange vernünftig durchkommen will, muß sich alles Urtheils enthalten; das sage ich mir so oft, und kann es doch nie lassen, romanhafte Muthmaßungen über Unbekannte anzustellen; ich weiß es wohl, eine Kleinstädterei, doch nicht ohne geistigen Genuß, selbst in der Täuschung.

Ein großer Sturm erhob sich nach Tische, der von Mittag herkam, schwarz und tobend. Wir lachten, als jemand ängstlich bemerkte, dies Gewitter werde wohl in der Schweiz, wo es herzukommen schien, fürchterlich gewesen sein; und behauptete, zwischen hier und der Schweiz

können ein halbes Dutzend Donnerwetter sein, ohne daß eines mit dem andern in Verbindung stehe; und doch lasen wir nachher in den Zeitungen, daß gerade an diesem Vormittage über das Frickthal ein so heftiges Ungewitter ausgebrochen sei, daß es allenthalben ausserordentlichen Schaden gethan; und in Schafhausen an zwei Orten eingeschlagen habe. — So geschwind wie ein Wetter, ist ein Sprüchwort, das wie alle Sprichwörter aus der Erfahrung abgezogen ist.

Kaum war der Regen vorbei, so führte uns Herr H***, ein Kaufmann, an den L*** Empfehlung hatte, in die Münsterkirche. Ich war erstaunt, über die prächtige gothische Struktur, ihre Kühnheit, ihre Höhe und Weite. Nie hat das Inwendige des Straßburger Doms diesen Eindruck auf mich gemacht, ich sage das Inwendige; denn der Thurm daselbst und das Portal sind schöner, ausgeführter, leichter, geschmackvoller. Aber dies hohe Gewölbe, diese herrliche Weite des Innern, dieses zur Feierlichkeit stimmende Halblicht, ein Tempel des Herrn! da hätte ich eine Vesper hören mögen, wie ich sie oftmals in Strasburg anhörte! — Wir konnten uns aber nicht lange aufhalten, da wir noch aufs Land gehen wollten. Den Thurm bestiegen wir nicht. — Es war gerade Markt, und alles voll Buden um und dicht an der Kirche; widerliche Krämerei. Krabbeln der Ameisen am Fuße der heiligen Eichen! — Da man so oft im Falle ist, sich in seiner Erwartung von gepriesenen Dingen, Menschen und Anderm, getäuscht zu finden, so ist die Freude desto größer, wenn so ein Gegenstand wirklich die schöne Erwartung noch übertrifft; welches mir, Gott sei Dank, noch ein paar Male auf dieser Reise begegnete. — Der ganze Chor hat gemahlte Fensterscheiben, auch in manchen Fenstern der Abseiten sind noch solche, die nach Zeichnung und Kostum zu schließen, sehr alt sein müssen. Ich konnte mich aber nicht dabei aufhalten.

Wir fuhren nach dem Steinheile, einem Vereinigungsort der Ulmer, wohin Madame H*** mit ihrem Knaben auch noch kam. Bei schönem Wetter mag es da ganz artig sein. Der Ort wird aber nicht mehr so stark besucht, wie vormals, weil er jetzt im Baierschen liegt, und der würtembergische Brückenzoll die armen Ulmer plaget, wenn sie nur auf ihre eigene Güter wollen. Dagegen ist eine Friedrichsau auf dem linken Ufer der Donau angelegt, wohin jetzt alles strömt; und wo es auch wirklich allerliebst sein soll, wie mir meine jungen Leute sagten; denn ich selbst mochte nicht mehr hinfahren.

Samstags den 15. Juni. Nun kamen wir aus dem Würtembergischen. Gleich über der Brücke ist die baierische Mauth, wo wir auch wieder den Paß visiren lassen und 2 fl. 30 kr. Weggeld bis München zahlen mußten; das befreite uns aber nicht vom Brücken- und Pflastergeld, welches in allen kleinen Städten bezahlt wird, das Pflaster mag so elend sein, als es will. Von Visitation war auf der ganzen Reise nie die Rede, auch nicht von einem Ablehnungstrinkgelde.

In Günzburg nahmen wir das Frühstück. Ich erinnerte mich daselbst meiner Arrestation im Jahr 1782, als ich damals keinen Paß vorwies, da ich Abends zu Fuß ankam, und auf die Wachtstube geführt wurde, wo man mich zum Rekruten machen und nach Wien hinunter

führen wollte; wie ich endlich vom Offizier erhielt, mein Quartier auf der Post nehmen zu dürfen, jedoch mit einer Schildwache vor meinem Zimmer. Wie ich endlich durch die Bemühung des Postmeisters befreit wurde, der für mich, da ich mich unpäßlich stellen mußte, mit dem Stadtdirektor sprach; und wie ich dann des Morgens froh mit Postpferden abreißte. — Ich betrachtete da noch mit sonderbarer Empfindung das Fenster im untern Zimmer des Posthauses, an welchem ich als Arrestant, unter Bedauern der Wirthin gesessen hatte.

Durch einen langweiligen Sandweg kamen wir endlich Nachmittag nach Zusmarshausen. Schon unterwegs waren uns ganze Wagen voll Franzosen begegnet, die aus der Kriegsgefangenschaft von Ungarn herkamen. Hier standen auch mehrere vor dem Wirthshause, die meisten übel konditionirt, was das äussere Aussehen betrifft; aber die ächtfranzösische bonne humeur auch in diesem elenden Zustande nicht verläugnend. Ich theilte mit ihnen meinen Tabaksbeutel, und war freundlich, so wie auch L***, wodurch wir ihnen so lieb wurden, daß sie nach Tische noch an die Kutsche kamen, um uns glückliche Reise zu wünschen. Von ehmaliger Pretension, womit sie in Deutschland auftraten, war jetzt natürlich keine Spur mehr; ob ich gleich nicht behaupten will, daß diese ephemeren Menschen mutatis mutandis nicht morgen wieder eben so erscheinen würden, wie ehmals. Dieses Volk hat nicht Grundsätze fürs Leben, sondern nur für den Tag; und es ist noch die Frage, ob sie sich nicht besser dabei befinden, als wir mit unsern bleiernen Moralitätspostulaten?

Sodann fuhren wir noch bis Augsburg, und machten also heute eine starke Tagereise von siebenzehn Stunden; welches hier zu Land aber eher angeht, als in der Schweiz. Nicht daß die Wege ebener, flächer, weniger bügelig seien, als bei uns; im Gegentheil, es geht bei uns ebener fort, aber die Straßen sind besser, haben weniger Stein und Löcher, so daß man nicht so geschüttelt wird, und die Pferde nicht so viel zu ziehen haben. Abends, nur noch eine halbe Stunde von Augsburg fuhren wir durch ein Dorf, das ziemlich städtisch aussah, vermuthlich daß die Augsburger Landgüter da haben. Hier schien es sehr lebhaft zu sein, denn unter den Häusern saßen oder standen die Bewohner derselben herum, und genossen der Abendkühle. Eine Gewohnheit, die im Kanton Aargau, besonders aber in den kleinen Städten Frankreichs herrscht, und mir jederzeit sehr wohl gefiel, die aber in unserm düstern Zürcherbiet nie hat gedeihen wollen, weil man da zu ungesellig ist.

Die Umgebungen und Thürme Augsburgs kamen mir aus Rugendas-Belagerungsblättern ziemlich bekannt vor.

Wir stiegen im grünen Hofe ab, einem Gasthofe, der keine angenehme Lage hat; bei den drei Mohren wären wir wenigstens in einer schönen Straße gewesen. Jener ist das Logis der Kaufleute, die nichts nach der Lage fragen.

Sonntag den 16. Juni. Regenwetter, willst du uns stören, rief ich beim Aufstehen aus! und wirklich regnete es. Wir nahmen einen Lohnbedienten. Er führte uns erst auf den

Wasserthurm, eines der Werke, von welchem die ganze Stadt künstlich mit Wasser versehen wird. Hier sind auch allerhand Modelle von Gebäuden, Wasserwerken, Brücken, Treppen, Pumpen u. s. w. aufgestellt, weil vordem jeder Werkmeister, der Anstellung wünschte, sich durch so ein Meisterstück auszuzeichnen suchte, und jeder, der was rechtes konnte, in dem kunstliebenden und reichen Augsburg unterstützt wurde. Eine schöne Sammlung für Liebhaber mechanischer und mathematischer Künste. Oben auf dem Thurm ist eine schöne Aussicht, die uns aber der trübe Himmel verdeckte.

Auch den alten Bauerntanz ging ich zu sehen — allein er ist übermahlt. Die Zahl der ehmals so prächtigen gemahlten Häuser nimmt sehr ab, welches mir leid that, wahrzunehmen; denn es gibt unter diesen mit Alfresco-Malereien überzogene alte Gebäude, die es an Geschmack und Zierlichkeit mit den Modernsten aufnehmen.

Das Rathhaus in Augsburg ist der zweite Gegenstand auf unserer Reise, der mein nihil admirari überwand. Das Aeussere hat nichts Auffallendes, als eine große Einfachheit und schöne Proportion, und daß mir die wachhabenden Soldaten vor demselben so klein vorkamen; denn wo die Menschen klein erscheinen, da ist ein großer Gegenstand in der Nähe, groß durch Formen oder durch geistigen Gehalt; auf das Volumen kommt es nicht an. Vor den Tuillerien, vor der Ursuskirche in Solothurn wollten mir die Menschen nie klein erscheinen; klein hingegen erblickt ich sie immer im Hofe des Louvre, und noch kleiner vor dessen Colonade; klein unter den Antiken des Museums, klein nicht nur vor dem Münsterthurm in Strasburg, sondern auch vor einem nur ein Stockwerk hohen Häuschen in München, bei dessen ersten Anblick ich sagen mußte: dies Häuschen hat einer gebaut, der seine Sache versteht; und zur Antwort bekam, es gehöre dem Stadtzimmermeister. Dieser Grundsatz gilt in allen Werken des Geistes, der Poesie wie der Kunst. Was mir meine generische Größe fühlbar, und das Individuelle und Konventionelle klein und gering erscheinen macht, das darf ich zu dem Vortrefflichen zählen.

Gleich beim Eintritte und durch das ganze Haus, in Treppen, Lauben und Zimmern, wird man durch die schönen Verhältnisse, und die edle, große Anständigkeit in angenehme Verwunderung gesetzt; alles ist so geräumig und doch nicht leer, verziert und nicht überladen, von gefälligem Geschmacke ohne langweilige Nachäffung des Antiken. Ein öffentliches Gebäude, wie es die Griechen gebaut hätten, wenn sie in heutigen Zeiten lebten. Ein schönes Monument eines großdenkenden republikanischen Magistrats. Wenn der große Gustav Adolph sagte, die Augsburger hätten besser gethan, diese Kosten an eine Festung zu wenden, so ist das ein Beweis, daß große Männer zuweilen auch alberne Dinge sagen. — Trefflicher Elias Holl, wärst du ein Italiäner gewesen, wie laut erschallte jetzt dein Ruhm!

Wir besahen die Gemälde, die da aufgestellt sind. (Man hätte sie nur anderswo aufstellen sollen, als in dem schönen Saale!) Der König von Baiern hat einen solchen Ueberfluß von Gemählden aus Düsseldorf, Mannheim, München und den aufgehobenen Klöstern, daß er gar wohl der schönen Stadt Augsburg auch etwas davon abgeben könnte. Ich fragte vorzüglich

den Holbeinischen Stücken nach, und es wurden mir derselben mehrere gewiesen. Ich habe aber hier schon, und nachher in Schleisheim noch besser zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß viel Willkührliches in den Benennungen der Meister aus der alten deutschen Schule liegt; und daß es ein langes Studium erfordern würde, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit den ächten Verfasser anzugeben. Sie haben so viel Schulähnlichkeit, daß man nur zu leicht einen mit dem andern verwechselt, und oft herrscht in den Stücken, die für Arbeit eines Meisters ausgegeben werden, solche Verschiedenheit, daß man der Angabe kaum Glauben zustellen darf.

Die meisten Holbeinischen Stücke, die hier vorgewiesen werden, sind von dem Vater. So zum Beispiel die Vorstellungen aus dem Leben des Apostels Paulus, in halb lebensgroßen Figuren, mit schönen Köpfen voll Wahrheit und Natur, und sehr fleißig ausgemalt. Sanders spricht auch davon, und sagt, daß dieses Gemälde bezeichnet sei: Praesens opus complevit Johannes Holbein, civis Augustanus.

Auch in einem Gemälde aus dem Leben Mariä lieset man an einer Glocke, die in einem Thurm hängt: Hanns Holbein, 1499. Das muß also auch von dem ältern Holbein sein. Alle seine Figuren und Köpfe sind voll individueller Wahrheit, wie Porträte.

Zwei Herzoge von Baiern mit den Jahrzahlen 1545 und 1550, so wie ein Herzog Moritz von Oldenburg, werden auch für Joh. Holbein ausgegeben. Mußten also in England gemalt worden sein, wo er 1554 starb.

Für einen jungen Holbein wird auch gehalten ein Sebastian, der von Armbrustschlägen getödtet wird; hat aber mit den baselerischen Holbeins wenig Aehnlichkeit. Jedoch ein Gemälde von vielem Verdienst, das sich durch Wärme der Färbung und Freiheit der Zeichnung vor einem daneben hangenden Georg Pens von gleicher Größe vortheilhaft auszeichnete.

Desgleichen soll eine heil. Katharine, knieend vor einem Rade, von J. H. sein. Wer kann das wissen, außer durch jahrelanges Studium? — O wohnte ich bei diesen Sammlungen, und hätte sonst nichts mehr zu thun, wie ergötzlich sollte mir dieses Studium der alten deutschen Schule sein; und wie ließe sich eine interessante, in den ganzen deutschen Geist eingreifende, historisch-artistische Darstellung machen! So sah ich jetzt alles nur im Fluge, und konnte nichts gründliches herausbringen, und doch freut mich auch dieses Sehen.

Von Burgmeir sind auch viele Stücke da, ähnlichen Inhalts und Geschmacks wie die Holbeinischen. Wenigstens aber einige davon sind steifer, dunkler, lebloser.

Von dem alten Kunstberather meiner Jugend, dem ehrenfesten Joachim von Sandrart auf Stockau, hätte ich gerne Arbeit gesehen, um zu erforschen, was von der breiten Weisheit dieses kunst- und tugendliebenden Cavaliers in die Werke seines Pinsels übergegangen sei, so wie es in den Werken seiner Feder zu finden ist. Ich bekam aber nichts zu sehen, als den Fischfang Petri, der mir wirklich etwas schwerfälliges zu haben schien; und ein weibliches Porträt von schöner Carnation.

In dieses Rathhaus könnte man das unsrige verbergen, und vielleicht hätte dann das von Zürich auch noch Platz darin; ist doch der einzige große Saal zweiundfünfzig Schuhe hoch, fünfundachtzig breit, und hundert und zehn Schuh lang. Fragt man aber, wo ist mehr Großes (man kann auch fragen: Kleines) geschehen, so würde sich die Wagschaale wohl auf die Seite Zürichs neigen. Wie kam aber die Stadt zu diesem blühenden Zustande, da sie noch nichts als das Dorf Oberhausen unter sich hatte? — Durch glücklichen Handel wurden ihre Bürger reich, und sie verwandten ihren Ueberfluß an gemeinnützige Pracht. Unter das Vorzügliche der edlen Stadt Augsburg gehören auch die prächtigen Brunnen; worunter der Herkulesbrunnen an Schönheit die andern übertrifft. Oben steht Herkules im Kampfe mit dem Cerberus oder der lernäischen Schlange. (Die Nachrichten der Reisebeschreibungen sind darüber ungleich; ich glaube, es wird wohl die lernäische Schlange sein, da Cerberus nur drei Köpfe hatte, hingegen wenigstens sechs an diesem Ungeheuer zu sehen sind). Herkules ist eine schöne, kräftige Figur, und seine Bewegung scheint sehr natürlich und von richtiger Zeichnung zu sein. Das ist alles, was ich in der Entfernung und bei schlechter Beleuchtung zu sehen im Stande war. Hingegen konnte ich mich nicht satt schauen an den drei Nymphen, oder Najaden, oder Grazien dieses Brunnens. Aber auch in dieser Benennung weichen die Reisebeschreiber von einander ab, so wie im Kunsturtheil darüber; Nikolai findet, „sie seien nicht erhaben, wie die Antiken, sondern zusammengedrückt, und liegen ungruppirt da, elles sentent l'academie," sagt er, — Lavater hingegen schreibt in seiner Reise nach Kopenhagen: „er kenne nichts Schöneres, Vollkommeneres, Größeres unter allen ihm bekannten menschlichen Kunstwerken; diese Figuren übertreffen alle antiken Ideale. — G. von Heß, in den Durchflügen, weiß gar nicht, was er sagt: „Die drei umhersitzenden Najaden bilden eine schöne Gruppe (in dieser Entfernung!) und sehen dem Kampfe des Herkules zu", welches auch nicht wahr ist, da sie alle niederwärts auf ihre Beschäftigung schauen. So verschieden und unsicher lauten schon die drei Reiseberichte, die ich gerade bei der Hand habe; andere werden wohl noch anders sagen, welcher hat aber Recht? Ich halte nicht viel auf das Rechthaben, daher soll es auch nur eine Meinung und nicht ein Ausspruch sein, wenn ich sage, daß ich zwar schönere Antiken gesehen, das heißt solche, die das, was sie bezeichnen sollten, noch in edlern reinern Gestalten darstellten, und daß diese Nymphen einen etwas wenig modernen Schnitt haben. Aber muß denn Alles antik sein, Alles nach griechischer Art und Kunst dargestellt werden; kann nicht der Geist neuerer Zeiten sich auch auf eine originelle und treffliche Weise äussern? Und gerade dies scheint mir ein Vorzug dieser Bilder zu sein; gerade diese kleine Abweichung ins Moderne scheint mir sie pikant zu machen. Die eine trocknet ihre langen Haare, die andere windet ein Tuch aus, die dritte läßt Wasser aus einem Gefäße über ihren zierlichen Fuß laufen; und alle drei thun es mit einer Ungezwungenheit und einer weichen, weiblichen Anmuth, und haben so zierliche Formen, daß ich darüber jedes antike Desiderium vergesse, und durchaus überzeugt bin, daß wenn auch die schönste dem Bade entsteigende Venus aus dem Alterthum auf diesen herrlichen Brunnen gestellt würde,

sie sich dieser Grazien nicht zu schämen hätte. — Die Welser, die Fugger, die Rehlinger haben ihre Namen durch Inschriften, als die Stifter dieses Brunnens, darauf gegraben, hätten sie nicht auch dem künstlichen Meister, Adrian de Vries, der ihn verfertigte, ein Plätzchen gönnen sollen? oder steht sein Name doch irgendwo?

Wir sahen auch noch den Augustusbrunnen von Hubert Gerard — aber die Figuren an diesem, so schön sie gearbeitet sind, haben nicht die edle Einfachheit jener andern; sie sind weit mehr manierirt, in malerischen Dehnungen hingestreckt, nach Sprangerscher Weise.

Alle diese Namen, Elias Holl, Adrian de Vries, Hubert Gerard, Johann Reichel, (der den vortrefflichen Engel Michael an dem Zeughause gemalt hat) waren bisher fast unbekannt, wenigstens waren sie nicht im Munde des Volks, und jeder Bewunderer dieser Kunstwerke hatte Mühe, die Verfasser in Erfahrung zu bringen. Das war die Folge deutscher Dienstbarkeit, nach welcher vor dem Ansehen des hohen Patrons der Schützling verschwand, und jenem der Ruhm, diesem nur das Geld zukam. Nicht so in Italien, wo von jeher der Künstler vor dem Gönner genannt wurde, und wo selbst das Volk auf den Straßen über die Namen Bescheid weiß.

Nachmittag führte man uns nach Oberhausen, wo in einem großen Gebäude von den Augsburgern getrunken und getanzt wird. Da mir weder mit dem einen noch dem andern gedient war, so kehrte ich bald zurück, und las in den Memoires sur l'Espagne, die ich als Lekture mitgenommen. Des imbecilles conduits et dupés par des fripons. Das ist der Inhalt dieser ganzen Geschichte, deren Verfasser mir beinahe zu letztern zu gehören scheint.

Dann durchwanderte ich Abends noch einmal allein die schönen Straßen, sahe mit neuem Vergnügen die alten wohlproportionirten gemalten Häuser, das republikanische Rathhaus, das nun auch seine Bestimmung überlebt hat, indem leider nichts republikanisches mehr darin berathen wird; ich umging noch einmal betrachtend den Brunnen par excellence, und — ich weiß nicht, ob ich mich täuschte — meinte in den Gassen, durch die ich kam, und den Leuten, die ich antraf, noch etwas von der alten sonntäglichen Ehrbarkeit evangelischer Reichsstädte zu sehen.

Jedermann sagt, die Stadt sei schlecht bevölkert, und doch zählt man 34 bis 35,000 Einwohner, und 2800 Häuser, welches über zwölf Menschen auf ein Haus bringt.

Montag den 17. Juni. Je weiter man in Baiern hineinkömmt, desto seltener stößt man auf die kleinen Straßen- und Feldkapellen, die man im Würtembergischen so häufig antrifft; hingegen trafen wir jetzt auf unzählbare Schweineherden (denn auch die schwäbischen Gänse finden sich hier nicht mehr.) Dies gab mir zu einer zwiefachen Bemerkung Anlaß: Zu einer länderkundigen und zu einer naturkundigen. Erstere besteht darin, daß der Aberglaube in Baiern nicht mehr so groß sein müsse, wie er noch vor dreißig Jahren beschrieben worden, indem die öffentlichen Wahrzeichen desselben jetzt so selten sind. Und wenn dem so ist, so ist es

ein Beweis, daß eine weise monarchische Regierung doch in einigen Stücken Vorzug vor der republikanischen habe, denn wahrlich in Republiken wäre eine so auffallende Aenderung eine Unmöglichkeit, da ist das Unkraut der hyperkatholischen Päpstelei gar nicht auszurotten.

Die zweite Bemerkung mußte ich als Mitglied einer naturforschenden Gesellschaft machen. Es kam mir nemlich sehr seltsam vor, daß alle Schweine, die wir sahen, hinten braun und vorne weiß, und nicht hinten weiß und vorne braun waren; und daß die Natur, die sonst so gerne mit Farben spielt, hierin so einförmig zu Werke geht. Da ich das gar nicht erforschen und ergründen konnte, so nahm ich mir vor, es besagter Gesellschaft zu einer Preisfrage vorzuschlagen.

Wir fuhren jetzt durch die langweiligsten Gegenden in einem fort bis nach Schwabhausen, wo wir zu Mittag aßen. Die Reinlichkeit schweizerischer Wirthshäuser vermißten wir allenthalben. Man sagt, daß die schweizerischen Wirthe eben nicht die höflichsten seien, aber wahrhaftig die deutschen Postmeister und Postmeisterinnen sind es auch nicht immer; nicht daß uns etwas Grobes widerfahren, aber die antheilnehmende, mechanische Behandlung der Gäste, das wortlose Abfuttern derselben, als wären sie blos zahlende Bestien, ist noch widriger als Grobheit, und lästiger, als die ausforschende Neugier schweizerischer Gastwirthe.

Je näher wir München kamen, desto flächer wurde das Land. Wälder und Felder, und stundenlange Allmenten, die gar nicht angebaut werden. Hätte man den unbenutzten Boden bei uns, was wärs dann? Er würde angebaut, dann würden Häuser darauf gesetzt, und in den Häusern Kinder, die auch wieder Land haben wollten, und auch Kinder zeugten, und so wäre es bald wie vorher; viel Leute und wenig Land.

Ein ausserordentlich heftiges Donnerwetter empfing uns, als wir München näherten. Unter dem Karlsthore mußten wir dessen ungeachtet Paß und Mauthschein vorweisen. Aber noch niemals in meinem Leben habe ich eine größere und sonderbarere Gewitter- und Blitzesangst gesehen, als bei dem Polizeibeamten, der uns den Paß abnahm. Zitternd und athemlos kam er an den Wagen, riß mir den Paß aus den Händen, und flog damit in seine Geschäftsstube. Noch ängstlicher kam er wieder heraus, blickte erst gebückt und mit verstörtem Blick in die Höhe, ob nicht ein zerschmetternder Blitz für ihn auf dem Wege sei, und als eben ein starker Donner fiel, warf er sprachlos den Contreschein, den wir für den Paß erhielten, in den Wagen, und stürzte stolpernd, unter dem Gelächter der herumstehenden Soldaten, wieder in seine Höhle. Die weniger erschrockenen Soldaten gaben uns einen Jungen mit, der uns den Gasthof zum goldenen Hirsch zeigen mußte.

Ich ging mit Fieber zu Bette, und glaubte krank zu werden; welches vermuthlich von der starken Tagereise, und von der Hitze des vor dem Gewitter verschlossenen Wagens herrühren mochte.

Dienstag den 18. Juni. Gesund stand ich wieder auf. Die Erwartung, die Gallerie zu sehen, hatte alle bösen Geister vertrieben. — Hr. St*** führte uns dahin; zu bezahlen

hatte man nichts, wenn man nicht will; wenn man aber den Wärtern sechs Batzen für die Person gibt, nehmen sie es mit Dank an; auch weniger, wenn mehrere Personen sind. Eine Erkenntlichkeit, wenn auch keine Schuldigkeit, ist doch billig. Und wenn man auch gar nichts geben dürfte, so sollte man dem ersten besten Bettler beim Herausgehen einen Sechsbätzner zuwerfen, für den Genuß, den einem hier der gütige Himmel und der großmüthige König verschafft.

Wenn man Frauenzimmer bei sich hat, die keinen Anspruch auf Künstlergefühl machen, so hält es schwer, eine Gemälde-Gallerie mit erforderlicher Muße zu betrachten; sie finden sich zu bald in der Stimmung, die weder Belustigung noch Rührung gewährt, und die man im gemeinen Leben Langeweile nennt; sie wollen weiter, und der andächtige Beschauer geht mit. Also nur mit Kunstliebhaberinnen und Kennerinnen soll man durch Gallerien gehen? Das möcht' ich eben auch nicht sagen; ich hab es in meinem Leben einmal versucht, und wünschte nicht wieder in den Fall zu kommen. — Die unsrigen hielten doch über eine Stunde aus, und das ist hinreichend für jeden, der eine große Bildersammlung zum erstenmahl sieht. Denn eigentlich sieht man doch das erstemal soviel wie nichts, wenigstens nichts Einzelnes und Comparatives; man richtet sich nur ein, macht sich bekannt, und wählt für das nächstemal einen Standpunkt.

Beschreiben mag ich nicht; wenn ich auch noch so oft hinkam, wo wollte ich anfangen, und wo enden? und wie könnt' ichs? Beschreiben, absprechen, vergleichen, ist überhaupt nicht meine Sache; ich habe keinen vielumfassenden Geist; ich hänge zu sehr am Einzelnen, und freue mich zu oft an Nebensachen; ich zweifle gern, und oft dann am meisten, wenn andere entscheiden. — Also auch hier nur einzelne, abgebrochene Bemerkungen, zuweilen über das Kleine an dem Großen, manchmal auch über das Große an dem Kleinen, so wie ich sie im Leben zu machen gewohnt bin. Ich kann mich über Alles freuen, was gut in eigener Art ist, so über die Frau in dem sonnenbestrahlten Zimmer von Peter von Hoogse fast noch mehr als über den heiligen Hieronymus von Raphael, ob ich gleich den Raphael, sobald verglichen werden muß, gern über Alle setzen helfe. Ein eigensinniger Geschmack ist ein schlechter Geschmack, nicht nur in der Kunst, sondern überall; und den hab ich nicht und mag ihn nicht haben.

Mit dem ehmaligen französischen Museum ist diese Bildergallerie nicht zu vergleichen, so wenig als das Königreich Baiern mit Napoleons ehmaliger Macht. Das hindert aber an ihrer eigenen Fülle von Bedeutsamkeit nichts; und da sie nicht zusammengeraubt ist, wie jenes, wird sie wohl auch länger halten.

Die Schwierigkeit der Aufstellung und Einrichtung, die schon so manchem, der nur ein kleines Gemäldekabinet hat, zu schaffen gemacht, und die bei großen Bildersälen noch nie zu allgemeiner Approbation gelößt worden, weil man immer zu viel darüber räsonnirte und künstelte, — diese Schwierigkeit ist zwar hier auch nicht ganz unwidersprechlich gehoben, jedoch ist der Plan der Einrichtung, mit Hinsicht auf die Hindernisse des Platzes, verständig und klar. —

In einem Zimmer sind die Anfänge der wieder erwachten Kunst gegenüber der Ausartung derselben in den Manieristen aufgestellt; dann geht es durch die andern Zimmer stufenweis ohne Rücksicht auf Schulen und Meister nach dem verhältnißmäßigen innern Werth der Stücke fort, bis endlich im letzten Saal die Auswahl des Schönsten das Ganze beschließt. Mit dieser Auswahl mag es nun zwar eine Bewandniß haben, wie mit den Ehrenplätzen der Heiligen im Himmel, wo sich mancher verwundern wird, den oder diesen und nicht vielmehr einen andern anzutreffen; allein da der Direktor dort selbst nicht im Stande ist, jeder Befremdung ein Genüge zu thun, wie viel weniger wird es der Direktor hier können!

Den Stufenschritt der Kunst bezeichnet diese Einrichtung durch Stücke von Masaccio, (zwei schöne alte Köpfe, die auch im Steindruck zu haben), Mantegna, P. Perugino, (Madonna auch in Steindruck) Ghielandajo, Raphael (unvergleichliches kleines Stück), Michel Angelo, (Pietà, wenn je ein Original von ihm vorhanden ist, so ist es dieses, es ist ganz mit der fleißigen, genauen Sorgfalt behandelt, wie mehrere seiner Handrisse), Mantegna, Fr. Francia, Raphael (Copie der Madonna della Seggiola). Wenn auch in dieser Rangordnung manches Willkührliche liegt, so ist doch der Gedanke gut, nach welchem dieses Zimmer behängt ist, und da muß man nicht zu sehr an der Ausführung desselben und dem Detail klügeln.

Unter den Manieristen kommen zum Vorschein P. Liberi, Rothmayer, G. Segers, Piazetta, A. Bellucci, Spranger, Tiepolo, Watteau, P. Brandel, Boucher, La Prince, J. Stella, A. Coypel (Herkules und Omphale, unter der Gestalt Ludwigs XV. und der Pompadour, das non plus ultra abgeschmackter französischer Galanterie in Geist und Vers). Man hätte noch manchen andern, selbst aus der Rubens'schen Schule, mit ebenso viel Recht darunter setzen können. Ein größerer Schabernack konnte aber diesen Manieristen nicht angethan werden, als daß man sie dieser alten primitiven Wahrheitstreue gegenüber stellte, gewiß für manchen Schüler eine eingreifende Warnung! und für manchen Franzmann ein bitteres Herzeleid, wenn er die Armseligkeit seiner einst so hoch gepriesenen, und selbst von Friedrich dem Großen ausgezeichneten Watteaus, die Boucherschen Weibsstücke und Coypels Verirrungen neben jenen Werken voll Natur und edler Einfalt erblickte.

Ueber die alte deutsche Schule hatte ich hier und in Schleißheim allerlei Betrachtungen anzustellen den Anlaß, die ich aber auf meine Biographie Holbeins versparen will, wenn ich sie indeß nicht wieder vergesse. Von diesem meinem Holbein, nämlich dem Sohne, oder dem Basler, (wie ich ihn zum Unterschied von dem andern, der sein Vater soll gewesen sein, und viel in Augsburg und Baiern gemalt hat, am liebsten nennen möchte), sind keine historischen Stücke, sondern nur fünf Porträte hier, wovon eines die Gnade hatte, in dem Saale der Meisterstücke neben den herrlichen Porträten Raphaels und Dürers aufgehangen zu werden; es stellt einen Mann im Pelz vor mit einer schwarzen Mütze, und ist auf Leinwand gemalt. Es freute mich darauf zu sehen, daß dieser Holbein hier auch was gilt. — In der Nähe dieser

dem wahrhaftigen Kunstgeist entsprossenen Köpfe befinden sich auch die zwei berühmten Denne-rischen Bilder eines alten Mannes und Weibes; sie sind aber hier nicht an ihrem Platze, da ihr Vorzug nur in der unbegreiflichen Ausarbeitung besteht, die so zu sagen über die Grenzen der Kunst hinausgeht; denn die Wahrheit der Kunst muß nie blos der Spiegel der Natur sein, sondern etwas Idealisches muß dazwischen liegen. — Hingegen hängt an eben dieser Wand ein wunderbar interessanter Mädchenkopf von L. da Vinci, der ganz hierher gehört. Er ist auch in Steindruck nachgebildet worden, aber mit schlechtem Gelingen, zu alt, zu breit, zu schwerleibig, und das Feenhafte des Gesichts fast gänzlich verschwunden. Es soll eine Herzogin Isabella von Florenz sein.

Die großen Vorzüge Raphaels konnte ich aus den wenigen Stücken, welche die Gallerie von ihm besitzt, nicht recht fassen; am meisten noch aus dem kleinen Bilde des todten Christus umgeben von seinen Freunden. So sah ich auch manche Landschaft, die ich den zwei großen Claude Lorrains vorgezogen hätte. Das kommt von der durchaus nur flüchtigen Ansicht, die ich allen diesen Gegenständen widmen konnte. Bei einem solchen Durchfluge springt das so genannte Geistreiche, das Effektmachende mehr in die Augen, als das stille Große und Erhabene, so wie es uns auch im Leben mit den Menschen geht. Etwas Einförmiges, das mir in diesen Claude auffiel, mag wohl seinen Grund in dem Verwaschen der Ausputzer, oder auch in meinem schwachen Gesichte haben. Die kleinen Claude, die ich einst in Paris sah, mit Figuren von Callot staffirt, machte einen ganz andern Eindruck auf mich.

Dem Albrecht Dürer begegnete ich hier und in Schleißheim oft, und mit sehr ungleichen Empfindungen. Wenn ich gerade von einem Gemälde kam, dessen Vorzug in Anmuth, weichen Formen, und feurigem Colorit bestand, und stieß dann auf einen Dürer, so wollte mir dessen steife Trockenheit und flache Färbung nicht gefallen. Nach einer lebhaften beseelten Handlung kam mir seine Lukretia lächerlich vor, der kein Mensch den Vorsatz sich zu erstechen ansähe, so phlegmatisch steht sie da, wenn sie nicht einen Degen in der linken Hand hätte, und damit nach dem bloßen Leibe zielte. Es ist mit Albrecht Dürer, wie mit allen großen Männern, sie sind im Zusammenhange, im Ensemble, groß; im Detail ist die Größe oft schwer herauszufinden, ja das Einzelne scheint und ist oft klein. So wie die Lieder eines Dichters, auch des größten, nicht alle gleich gut sind, und viele ohne seinen Namen ganz gemein erscheinen würden, die dann doch, wenn man sie in seinem Geiste liest, Züge origineller Individualität verrathen, so ist es auch mit den Gemälden. Zudem ist der Uebergang im Beschauen von einem Entgegengesetzten zum andern ein ungereimtes Geschäft, denn es ist nicht möglich, einen Eindruck so geschickt zu verwischen, daß er einem ganz verschiedenen Platz mache. Was ist aber zu machen, wenn man nicht anders kann? — Unbezweifelt groß aber, auch nach jedem andern Eindrucke, sind Dürers vier Apostel in Lebensgröße in zwei Gemälden, die zu bewundern ich, Gott sei Dank, Augen, zu beschreiben aber keine Worte habe, noch haben mag.

Wäre ich Meister meiner Zeit gewesen, und hätte meine Tage abtheilen können, heute dieser Schule, und morgen einer andern, so würde ich mir auch ein paar Tage für Rubens ausgewählt haben, von dem hier ein großer Reichthum von Gemälden, größtentheils aus der vormaligen Düsseldorfer Gallerie ist, die Heinse ehedem übertrieben gelobt, und dadurch meine Gleichgiltigkeit bewirkt hat, was bei jeder Uebertreibung das Ende ist. Da ich überdies die schönen Rubens in Paris gesehen, und der berühmte David mich überführt hatte, wie weit dessen Kolorit dem von Paul Verones nachstehe, so ging ich sie jetzt ungesehen vorbei, und hielt mich nur bei einigen Porträts auf, worin ers mit dem größten Meister aufnahm. Das Bildniß des Franziskanermönchs mit dem Buche und dem Todtenkopf, wurde in Düsseldorf für einen Kardinal Ximenes gehalten; warum jetzt nicht mehr? — Im Vorbeigehen fiel mir jedesmal in einem großen Bachusfeste der Kopf eines betrunkenen Weibsbildes auf, das auf dem Boden liegt, und an dessen Zizzen zwei junge Faunen hängen; wahrer kann man die plumpste Weibheit, die sinnlichste Völlerei, die menschliche Thierheit nicht ausdrücken; so eine Frau, kann man sich die Hölle ärger denken! — Den pathognomischen Ausdruck der Rubensschen Köpfe wäre denn doch Paul Verones nie zu erreichen im Stande gewesen, wenn er auch gewollt hätte.

Da der Van der Werfs hier so viele sind — es sind ihrer über dreißig — so ist es auch dem flüchtigsten Beschauer fast unmöglich, nicht auf einige derselben zu stoßen, und hat er sie einmal erblickt, nicht von ihrer Vollendung, Harmonie, magischen Behandlung und den edeln Figuren angezogen zu werden. Ein glücklicher Mann, (insofern er noch vernimmt, was hier vorgeht, welches vielleicht doch sein könnte)! Auch die Kenner gehen nicht ohne Achtung bei seinen Werken vorüber, und das gebildete Publikum, das eben nicht Anspruch an Kennerschaft macht, drängt sich mit Wohlgefallen zu denselben. Es sind Gemälde für große Herren, fürstliche Zimmer zu zieren, schön ausgeführt, anständigen Inhalts, vornehm. Sie haben nicht so viel Genialität, um den großen Herrn in seinem Ideengang zu stören, keine übertriebene Mystik, um aufgeklärten Höflingen zum Witze zu verhelfen. Es sind auch keine Viehstücke, die sich nicht in einen Pallast schicken; noch holländische Pöbelgesellschaften, die den vornehmen Mann zum bloßen Liebhaber erniedrigen.

Uebrigens lernte ich schon an mehr als einem Orte dieser Art einsehen, daß neben dem vorzüglichen Geschmack der Kunstverständigen und Kunstbesprechenden, das vereinigte Urtheil der Mehrzahl unter den bloßen Kunstneugierigen auch seinen Werth habe, und daß ein Kunstwerk, auf welchem das Auge der Menge mit Wohlgefallen ruht, so wenig verächtlich sein könne, als ein Volkslied, das durch Städte und Länder ertönt. Das, sollte man denken, wäre eine anerkannte Wahrheit; und doch habe ich manchen gesehen, der in der Anmaßung, mehr zu wissen, als andere, und verführt von dem vornehmen Kunstgeschwätz unserer Tage, und der ausschließlichen Entzückung über große Namen, kalt da vorübergehen zu müssen glaubte, wo sich

die barmherzigen Samariter des Volks interessirten. Manchmal mag das auch wohl nur erkünsteltes Wesen sein, wie ach! so vieles in der Welt ist; denn ich bemerkte zuweilen, einige dieser Kunstgelehrten, die nachher doch zu jenem Volksgegenstande zurückkehrten, wann die Menge sich entfernt hatte, um ihm Aufmerksamkeit zu widmen.

Wer aber, groß oder klein, eingebildet oder demüthig, Kenner oder Liebhaber, ist durch diese Säle gegangen, und nicht unwillführlich still gestanden vor der Maria des Guido Reni, die gen Himmel fährt, getragen von zwei Söhnen der Unschuld des Lichts! und wer wünschte nicht mitzuschweben in jene himmlischen Höhen, um Theil zu haben an der alles Leid verschlingenden reinen Freude, und dem unaussprechlichen Frieden der Seligkeit, die jetzt schon auf dem Gesichte der Schwebenden leuchten!

Ich weiß wohl, daß ich nicht von der Kunst spreche, wie ich sollte, mit kaltem Ernst und prosaischer Würde; ich weiß, daß ich, um zu gefallen, Urtheil, Meinungen und Winke fügen sollte nach den strengen, nüchtern Aussprüchen weiser Kunstlehrer, die sich durch langes und reifes Studium das Recht erworben haben, zu bestimmen, was das Höchste in der Kunst sei, und wonach alle ausschließlich streben müssen, die ein richtiges Urtheil fällen, oder selbstthätig der Göttin huldigen wollen. Allein da ich kein Urtheil begründen, sondern nur die Eindrücke treu aufbewahren will, welche die Sachen auf mich gemacht haben, so muß ich auch denselben gemäß mich in Worten fassen, und wenn ich manchmal anders zu sehen glaube, als Chrysipp und Crantor: quid pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non, so ist es nicht Mißkennung ihrer Vorzüge, denn wahrhaftig, ich wollte, daß ich wüßte was sie, und es sagen könnte wie sie — sondern weil ich mit Horaz der Meinung bin, daß Homer es noch besser zeige; das heißt, daß die Werke noch deutlicher sprechen, als die Worte; und daß der Geist, der mich unmittelbar aus dem Werk anspricht, mächtiger und lebendiger sei, als selbst das Wort vom Dreifuß, zumal wenn dieses Wort von dem Haufen der Nachsprecher mißbraucht, und gewaltsam zum Lehrgebäude sublimirt wird. Ich verehre die Orakel, aber ich liebe ihre Priester nicht, die alles zu Glaubenssätzen machen. Besser ist irren, als blos nachsprechend entscheiden.

Um mich zu erholen, und der Bilder loszuwerden, die von der Gallerie her in meinem Kopf herumgaukelten, wanderte ich in der Stadt herum, und fand viele hübsche, große Gebäude, und viel Leben in den Gassen. Keine Schweizerstadt, nicht einmal Genf, hat so viel Leute, und so ein Treiben auf den Straßen; wir haben aber auch keine Residenz, unsere Herren sind unsere Mitbürger, und dürfen als solche sich nicht durch einen großen Train auszeichnen, wenn sie auch Mittel dazu hätten, welches aber nicht immer der Fall ist. Die Bessern wollen es aber auch nicht, und stehen darum nicht minder in Ehr' und Ansehen; und einige reiche Thoren, die sich republikanischer Sitte zuwider, Achtung durch Prunk erzwingen wollen, werden hinterm Rücken ausgelacht, oft selbst von denen, die sich tiefer vor ihnen bücken.

Aus einem großen pallastähnlichen Gebäude, dergleichen es hier viele giebt, obgleich die Straßen doch nicht das edle Ansehen von Augsburg haben — sah ich einen wohlgekleideten, wohl-

gewachsenen Herrn mit breitgebordetem Hute hervortreten, der ein kleines Kind auf den Armen trug, die Schildwache zeigte das Gewehr, und jedermann nahm den Hut ab. Das ist ein General, dachte ich, der seine äussere Würde über der Liebe zu seinem Kinde vergißt, ein zweiter Agesilaus, ein Henry IV.; ich freute mich seiner Sitteneinfalt, und zog auch ehrerbietig den Hut ab. Aber der Lohnbediente erklärte mir, daß dies eines der Kinder des Vizekönigs, Prinz Eugens, sei, und der vermeinte Agesilaus ein Bedienter. Ich schämte mich. — Worüber?

Ungeachtet der größern Menge, die sich in den Straßen hin und her bewegte, glaubte ich doch in den Leuten weniger Lebhaftigkeit, Munterkeit, Beweglichkeit zu sehen, als in unsern Städten; es geht alles trocken und wie freudenlos einher; kein lautes Reden, kein Zurufen, keine Töne der Fröhlichkeit, keine lachenden Gruppen. Woher dies? Etwa von dem vielen Biere, das hier zu Lande getrunken wird? Gewiß trägt dies wenigstens dazu bei; denn es kam mir unglaublich vor, zu hören, wie viel von diesem Getränke hier konsumirt wird, und was Einzelne im Stande sind, zu trinken. Man entgegne nicht, es gebe auch viele Weintrinker! Diese sind unter den Reichen. Der Geist des gemeinen Volkes aber ist es, der die Straßen lebendig macht; die Stimmung öffentlicher Munterkeit muß von unten herauf kommen.

Abends eilten meine jungen Leute in die italiänische Oper, wo eben eine neue, oder durchreisende Sängerin, auftreten sollte. Ich hatte Briefe zu schreiben, oder um der Wahrheit noch näher zu kommen, ich fürchtete das Gedränge; und um das Geständniß zu vollenden, meine alten Ohren finden kein großes Behagen an dieser künstlichen Singart, und mit Rezitativen konnte man mich von jeher verjagen. Ich blieb also zu Hause, um so viel mehr, da ich heute schon die Militärmusik der Wache gehört hatte, die sich unter freiem Himmel, vorgetragen von trefflich eingeübten Spielleuten, vorzüglich gut ausnahm, und so zusammenstimmte, als entsprängen alle diese Töne einem einzigen Organe. Ich konnte mir nicht denken, daß selbst das gepriesene Orchester der Oper sich in dem vollgestopften, dumpfigen Schauspielhause so lauter und kräftig in wirkliche Empfindung eindringe, als jene erheiternden Klänge in frischer Luft, und im Sonnenschein. Ich sage: wirkliche Empfindung, denn nirgends gibt es so viel vermeinte Empfindung und Selbsttäuschung als beim Anhören der Musik. Ich rede nicht von solchen, die mit dem Ohre der Kunst hören, und allenthalben in jeder Ortsbeschaffenheit das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden wissen; aber ich kenne Manche, die sich und andere zu überreden suchen, daß sie eine empfindsame Liebe zur Tonkunst hegen, und die doch kein Spiel von einiger Dauer aushalten, sei es, was es immer wolle, ohne die Unruhe der Langeweile merklich an sich wahrnehmen zu lassen. Ja ich habe schon Oratorien beigewohnt, deren schwere Musik von schwachen Liebhabern ausgeführt, eher einem Katzengeschrei als süßem Gesange glich, und gleichwohl sprechen fromme Bewunderer gähnend ihr Entzücken aus; und wenn man einen Tadel wagte, so priesen sie sich selig in der Einfachheit ihres Geschmacks. Es gibt sogar Leute, die, weil sie einmal gehört, daß in dem Geläute der Glocken etwas feierliches sei, welches allerdings aus der Ferne

wahr ist, sich so nahe als möglich zu dem betäubenden Klingklang begeben, um dieser Feierlichkeit des Gefühls recht theilhaft zu werden. — Doch was stoße ich mich immer an die Ziererei, die in der Welt ist; was will ich mich über die Gefühlspralerei aufhalten; das ist eine Krankheit, die von innen heraus durch sich selbst muß geheilt werden; Wort und Rath thun es nicht!

Nachdem ich Briefe geschrieben hatte, war es noch frühe und ein schöner Abend; ich ging daher unsern Lohnbedienten an, daß er mich herumführe, und mir seine stadt- und landkundigen Bemerkungen mittheile, denn man kann von jedem was lernen, und um wichtige Forschungen über Baiern anzustellen, war ich ohnehin nicht gekommen. Wir kamen bald zur Reitschule. Hier, sagte er, treffen wirs von ungefähr, daß gerade die Reit- und Seilkünste des Herrn **Tournier** angehen, man sagt, daß er den berühmten Furioso noch übertreffe. — Da ich seine große Anmuthung zu diesem Spektakel wahrnahm, und gern Gefälligkeiten erzeige, so gingen wir hinein, und sahen den Springern zu, die ihre Sache nicht übel machten. — Mitten in den Vorstellungen nahmen mit einemmal alle Zuschauer die Hüte ab, bis auf zwei oder drei, worunter auch ich war. Mein Nachbar bedeutete mir, daß in der Loge über uns die Kinder des Prinzen **Eugen** angekommen seien, und gab mir zu verstehen, daß ich wohl auch thun könnte, wie die übrigen. Ich hatte es aber heute morgen schon gethan, und fand es jetzt unschicklich, daß ein grauer Kopf sich vor Kindern entblößt halten, und der Verkältung aussetzen sollte; ich hatte mich draussen erhitzt, und hier war es kühl und feucht. Ich ließ also im Namen der guten Sitte und trotz der Unterwürfigkeit den Hut sitzen, und niemand beunruhigte mich, noch die andern bedeckten Häupter.

Mittwoch 19. **Juni**. Etwas ungern ließ ich mich heute von Hrn. **St**** bereden, die Akademie zu besuchen; und thats nur ihm zu gefallen, weil er meinte, mir durch die Einführung Ehre und Freude zu beweisen, und so eine Absicht ohne Undank nicht wohl abzulehnen ist. Ungern ging ich, weil ich voraussah, daß uns Führer, wohl gar Professoren begleiten wurden, denen zu Gefallen ich Aufmerksamkeit für manches werde heucheln müssen, das im Grunde keinen Reiz für mich hat, und wovon ich nichts verstehe. Ignoti nulla cupido, heißt es bei mir, sowohl in Hinsicht auf Menschen, als auf alles andere, denn in einen alten Kopf geht keine neue Aufmerksamkeit mehr; dahingegen meine Neugier, von dem Bekannten immer mehr zu wissen, unersättlich ist. Mit diesen Voremypfindungen kam ich, eben nicht am besten vorbereitet, in den Musensitz, wo mich Herr von S*** sehr gefällig empfing. Das scheint ein gelehrter Herr zu sein. Er wieß uns den reichen physikalischen Apparat, und machte mich besonders aufmerksam auf eine von einem hiesigen Künstler vereinfachte Voltaische Zündmaschine, vermittelst welcher man jeden Augenblick unfehlbar, ohne Gefahr und phosphorische Unreinlichkeit, ein Licht machen kann. Das Ganze hat dabei eine gefällige Form, und könnte auch als Möbel ein Zimmer zieren; um fünf Louisd'or werden solche Maschienen hier verfertigt. Auch eine Art von galva-

nischem Perpetuum mobile, zambonische Säule genannt, (einen Perpendikel zwischen zwei galvanischen Säulen) sahen wir, dem nichts fehlt, als die beständige Bewegung.

Herr von S*** übergab uns dann einem andern Herrn von — der uns in die Säle der thierischen Naturgeschichte führte. Diese Sammlung könnte meines Erachtens besser im Stande sein; denn Thiere und Vögel sind schlecht ausgestopft. — Ein zahmes Schwein ist da, von einer Größe, dergleichen es nur in Baiern geben kann; wie ein Ochs; größer als ein danebenstehendes Rhinoceros; der kalydonische Eber kann nicht riesenmäßiger gewesen sein.

Diese Akademie war ehmals das Jesuiterkollegium, und bietet vortrefflichen Platz, Sammlungen aller Art aufzustellen.

Der Herr von der Zoologie übergab uns dem Herrn von der Mineralogie, der aber wahrscheinlich Langeweile mit mir hatte; denn da ich in diesem Fache gar nicht zu Hause bin, so wußte ich nichts zu sagen und nichts zu fragen; und die Angst, zu ennuyren, die bei mir noch größer ist, als ennuyirt zu werden, machte mich vollends stumm und eilfertig. — Der Professor bewies mir noch aus einem Gestein, daß die Erde ein viel höheres Alter habe, als die heilige Schrift angebe, welches ich aber nicht gern hörte, und um eines Steins willen auch noch nicht glaubte. Obgleich sich der gelehrte Mann beklagte, daß durch den neuesten Ländertausch viel von dem als einheimisch bezeichneten Naturgut habe auf die Seite gelegt werden müssen, so fiel doch der Reichthum dieser Abtheilung und die geschickte Anordnung sehr vortheilhaft in die Augen.

(Der Beschluß folgt.)

Bericht über die Ereignisse vom 11. bis zum 14. April des Jahres 1809 im Tyrol.

Der Aufstand Tyrols im Frühjahr 1809 ist schon von einigen erzählt worden, und doch, wie wir von Tyrolern selber wissen, weder überall richtig noch unbefangen. Wichtige Aufschlüsse über die Begebenheiten jener Tage sind den Ueberlieferungen zugesichert.

Nachfolgender kurzer Bericht hat in so fern Werth, als er von einem Augenzeugen verfaßt ist, dem Herrn J. Ant. Stadler, landschaftlichen Erkiesenen des Herren- und Ritterstandes zu Insbruck. Er sandte diesen Bericht bald nach den statzgehabten Vorfällen, unterm 17. April 1809, nebst einem Begleitschreiben an S. M. den Kaiser von Oesterreich.

D. H.

Gottes ausserordentliche Gnade hat die alte, unzerstöhrliche Treue der Tiroler, und die unzertrennliche Anhänglichkeit an das allerdurchlauchtigste Haus Oesterreichs ganz besonders, und so auch die Unternehmungen des von Seiner kaiserlichen Hoheit unserm theuersten Erzherzog

Johann, und von dem Herrn Feldmarschall-Lieutenant Marquis Chasteller mit geprüftem Vertrauen gewählten wackern Martin Teimer, als dem Werkzeug seiner Vorsicht ganz besonders gesegnet. Dieser gute Teimer kam also auch an mich gewiesen den 20. März 1809 um acht Uhr Morgens zu mir, und eröffnete mir den aus landesväterlicher Huld entworfenen Plan, die so lange gedrückten getreuen Tiroler von der babilonischen Regierung und harten Gefangenschaft zu erlösen, nachdem er durch Pusterthal, und von dort über Berg und Thal in Vinschgau an seinen Geburtsort Schlanders, sohin weiters durch Oberinthal sehr glücklich durchgekommen und allenthalben an Vertraute den Auftrag eröffnet, und ohne vielem Zuspruche mit Freude die Zusage zur Mitwirkung und Ausführung des Plans erhalten. Er hat mir in Folge des höchsten Auftrages umständlich den ganzen Vorgang zu meiner innigsten Freude und nöthigen Benehmen beigebracht.

Er nahm ein Frühstück, besuchte den Hrn. Baron von Reinhart, und noch wenige sichere Vertraute, bezeugte der Polizei die Ursache seiner Ankunft in Rücksicht seiner wenigen Erbschaft und bewirkte seine baldige Abfertigung in Betracht seines nur auf kurze Zeit in Klagenfurt ertheilten Passes, mit dem Zeugniß der deßhalb an den Advokaten abgegebenen Gewalt; nahm bei mir das Mittagsmahl, und ging um drei Uhr von hier nach Klagenfurt zurück.

Indessen wurden zufolge seines Unterrichts in größter Geheime im Vinschgau, im Oberinnthal, und in hiesiger Gegend die Anstalten getroffen, zwischen dem 10. und 11. April den Aufstand zu bewirken, um so mehr, weil man nach Teimers Zusicherung Rechnung machte, daß auf diesen Tag auch die k. k. Truppen hier eintreffen werden.

Es rückten also den 10. April Abends die wegen der Rekrutenstellung ohnehin schon früher gereizten, und mit einem von dem königlich baierischem Militär bewunderten Benehmen ausgezeichneten Gemeinden von Götzmos und Axams, an welche sich die Schützen und Landstürmer der weiter hinauf gelegenen Gerichten angeschlossen, bis auf die Gallwiese vor.

Das königliche Militär bemerkte solches, machte Gegenanstalten, rückte in aller Frühe aus, und fand den Landsturm sogar am Fuße der Gallwieser Anhöhe. Da ging denn das Plänkeln an. Das Bauernvolk zog sich hinter das Gebüsch der besetzten Anhöhe zurück, wo ihm dann die aufgeführten Kanonen nicht mehr schaden konnten, bei welchen mehrere Artilleristen durch die Stutzerschüsse das Leben eingebüßet. Das Militär wollte den Landstürmern über die Anhöhe bei Wilten, und den ehemals gräflich Kerntheimischen Hof in Rücken kommen.

Es gelang ihm aber gar nicht gut, und die hierzu abgeordneten Kompagnien wurden von den aus dem Gebüsche vorgetretenen dreißig Schützen so übel bedient, daß sie von der mit etwas Schnee bedeckten Anhöhe herabeilten, und so auf ihren Beinkleidern eine Schlittenfahrt machen mußten.

Indessen rückten auch die jenseits auf der Sill von Omras, Rim, Tulfes, Ellenbogen zusammen gekommenen Landsleute bis an die Sillbrücke bei Wilten an. Das Militär

ging also auch diesen entgegen, und die Landleute zogen sich abermal zurück in das Gebirg, auf den sogenannten Bergisel und Baisberg, um sicher zu schießen, und lockten die Feinde hinauf.

Es wurden nahe bei der Sillbrücke, und auch unter der Pfarrkirche von Wilten, Kanonen aufgestellt, welche aber wenig schaden konnten. Endlich jagten die Bauern die auch auf die Anhöhen gekommenen Soldaten gegen fünf Uhr Abends vom Berge herab. Kleine Plänkeleien dauerten fort, bis es Nacht geworden, sodann aber ist es ruhig geblieben. Den 10. April früh Morgens fing der sehr ernstlich gewordene Krieg widerum an.

Die jenseits des Inns vom Oberlande herabgekommenen Landsleute vereinigten sich mit den Bewohnern vom Dorfe Hötting, trieben anfänglich das baierische Militär von der Aue bis an die Innbrücke. Allda wurden von dem Militär zwei Kanonen gegen die von Hötting herabdringenden Landesleute aufgepflanzet, um die Höttinger Gasse zu bestreichen. Da einige Kartätschenschüsse geschahen, retirirten sich die Höttinger vom besagten Wege zurück, und eilten durch die rückwärts befindlichen Gärten in die jenseits der Brücke nächst gelegenen Häuser, und schossen meisterlich auf die Artilleristen. Endlich sprangen sie rasch über die Brücke her selbst auf die Kanonen los, und eroberten solche. Dies geschah um acht Uhr, und sogleich zogen sich die Streitenden in die Stadt, wo dann die Landesleute unter beiden Gewölben links und rechts das Militär verfolgten. Dieses stellte sich bei der Hauptwache in der Vorstadt auf, dahin auch die von der Brücke gegen den Innrain, und die von der Gallwiese und Wiltener Feldern versprengten, von Oberst Dietfurth gesammelt, und heftig aufgefordert, sich gezogen haben. Aber eben auf den Innraingraben am Ende des Ursuliner-Klosters hinter dem Freithofthor standen fünf wackere Schützen.

Sogleich fiel Dietfurth mit vier am Kopf und Fuße erhaltenen Wunden nieder, und wurde in das nächstgelegene Stadtspital gebracht. Dieses sahen seine Truppen und ergriffen also, anstatt sich bei der Hauptwache aufzustellen, über den sogenannten Baugraben gegen den Rennplatz die Flucht.

Indessen sprengten auch die Dragoner, die in Wilten noch da und dort zerstreut waren, durch die Vorstadt herab, und wollten auf die dahin gekommenen wenigen Schützen da und dort zubauen. Sie konnten aber wenig schaden, da die Schützen auszuweichen, sodann die Fliehenden mit ihren Stutzern zu bedienen wußten. Ja es geschah, daß ein Schütz sich sogar in den Kanal unter der St. Anna Säule verbarg, und da der Dragoner vorbeiritt, demselben in seiner verbeugten Stellung nachgeschossen. Die baierischen Truppen zu Pferd und zu Fuß ergriffen also, schon gleich nach neun Uhr Vormittag, durch die Stadt über den Baugraben, und alle Gassen über den Rennplatz, sohin über die Müllinger Innbrücke die Flucht nach Hall, und wurden bald links, bald rechts mit tüchtigen Ehrenbezeugungen begleitet.

Zu Hall zog die Infanterie in die Stadt. Die Bauern besetzten die Thore, und nach heftigem Gefecht wurden sie Meister, und machten die Feinde zu Kriegsgefangene. Die Kavallerie

stellte sich ausser der Stadt in Ordnung, aber von den Bauern umrungen, und mit ihren Stutzern bedroht, ergab sich auch diese.

Das Nämliche geschah auch im Oberinnthale am 11. und 12. April mit den hinauf verlegten baierschen Truppen, so wie es der wackere Teimer dort selbst veranstaltet hatte, von wo er über Zierl eben den 12. April Vormittag um neun Uhr mit der Post hier eingetroffen. In einem vertrauten Hause schickte er zu dem Grafen Spauer, gewesenen Oberstlieutenant bei dem Tiroler Schützen-Regiment, und ließ ihn um die Uniform ersuchen. Mit dieser angezogen kam er also wiederum zu mir in das gewählte Hauptquartier.

Da man Nachricht hatte, daß über zweitausend Mann französische Truppen und auch baierische von Brixen gekommen, und den 13. früh zu Steinach aufbrechen würden, beorderte Teimer den Landsturm, selbe aufzusuchen. Es war gut, daß die Landleute auch in der Nacht noch entgegen gegangen; denn die mit dem französischen Korps vereinigten zwei Bataillons baierische Truppen brachen ganz unvermuthet schon in der Nacht zu Steinach auf, nachdem sie so auf ihrem Marsche hin und her die grausamsten Exzesse ausgeübt. Sie rückten ganz unvermuthet in größter Eile schon sechs Uhr Morgens bei Wilten an. Die Landleute konnten ein so starkes vereinigtes feindliches Korps unmöglich aufhalten, wohl aber bedienten sie, wie der Feind hernach bekannte, heraus und heraus denselben an der Flanke sehr wohl.

Da nun das feindliche Korps bei der an der Landstraße stehenden Pfarrkirche zu Wilten angelangt, vertheilte sich selbes von der Kirche an, theils auf dem Feldwege gegen die Gallwiese und den Inn, theils gegen die Sill, so daß selbes zu äusserst bis zum Ziegelstall gegen den Inn, und so auch gegen die Sill von der Kavallerie bedeckt war.

Der wackere Teimer eilte sogleich bei vernommener Gefahr dem Feinde in Begleitung eines von mir ihm beigegebenen vertrauten Joseph Huter aus Hötting entgegen. Sehr gut war es, daß er mit dem durch sein bisheriges Benehmen sehr wohl verdienten Uniform eines Staabsoffiziers bekleidet, das nöthige Ansehen hatte. Denn da der von der bisherigen Begleitung schüchtern gewordene Feind den Antrag hatte, ganz friedlich durch Innsbruck, und so weiters fort den Weg nach Baiern anzutreten, ließ der bei den ehmals gräflich Welsbergischen Hause zu Wilten gestandene französische General, sobald er den vermeinten Major Teimer erblickte, auf einer Fahne das weiße Friedenstuch aufheften, besprach sich mit Teimer, und eröffnete ihm seinen Antrag. Teimer verwarf diesen Antrag sogleich, und führte den baierischen Oberstlieutenant Wreden, und einen französischen Stabsoffizier zu dem baierischen General Kinkel, um denselben durch diesen überzeugen zu lassen, was bisher geschehen. Da Teimer mit diesen Offizieren zum französischen General zurückgekommen, gedieh es also zur Kapitulation. Der französische General wollte sich aufs höchste dahin einlassen, daß die Mannschaft ohne Gewehr ihren Marsch fortsetzen, und daß Gewehre sollen nachgeführt werden. Teimer aber standhaft auf gänzliche Gefangennehmung, schlug diese und alle weitern Vorschläge gänzlich ab, mit dem, daß er die Bedingnisse vorzuschreiben habe.

Die großsprechenden Herren Franzosen und Baiern sträubten sich gräulich, daß sie sich gegen ein Landvolk ergeben sollten. Teimer setzte Spitz und Knopf zusammen, und sagte: „sobald der erste Schuß vom Feinde geschehen werde, wolle er sein Leben für den allerhöchsten Landesfürsten und das Vaterland zum Preise geben, seinen Tod aber werden seine Landsleute rächen, und sie sollen versichert sein, daß gewiß kein Franzose oder Baier mit Leben davon, und ausser Landes kommen werde", und so ergab sich endlich ein allerdings über 4000 Mann starkes französisches Korps, den so sehr verachteten und geplagten tirolischen Berg- und Thalbewohnern durch das so standhafte Benehmen des wackern Landmanns Martin Teimer.

Die Gefangenen wurden mit Bier und Brod hier erfrischet, sofort alsogleich nach Hall, alldort abermal erfrischet, und weiters bis Schwatz zur Beförderung durch Zillerthal, Vinzgau an die k. k. Truppen nach Salzburg geliefert.

Von hier schickte man, bei ergrimmtem Volk, zur Sicherheit des französischen Generals und Offiziers einen französisch sprechenden Kapuziner bis Hall mit, welcher mit harter Mühe das andringende Volk besänftigt, und nachdem derselbe zurückgieng, hatten dem Vernehmen nach die dortigen Geistlichen eben so, ja noch größere Mühe, diese Helden und Religionsstürmer zu retten.

So hat sich also das liebe Vaterland wenigstens von Botzen an den nördlichen Theil mit Ausnahme Kufstein, welches indessen aufgefordert wird, mit der augenscheinlichen, ganz besondern Gnade und Hilfe Gottes in drei Tagen, nämlich den 11. 12. und 13. April von allen französischen und baierischen Truppen befreit, und den 14. darauf allhier zu Innsbruck die k. k. Truppen mit innigster Freude und Jubel aufgenommen.

Innsbruck den 17. April 1809.

Die Lustreise eines Schweizers nach München im Jahr 1816.

(Beschluß.)

In der Bibliothek fühlte ich mich schon mehr zu Hause; die Bücher starrten mich nicht so fremde an, wie die Mineralien. Hingegen eilten hier die Frauenzimmer desto mehr, denen das Herumgehen zwischen form- und farblosen Büchern eben kein Lustwandel war.

Man muß ein bestimmtes Verlangen aussprechen, wenn man in einen solchen Bücherschatz tritt, sonst irrt man verloren und verlassen umher; ich äusserte demnach den Wunsch, Miniaturen zu sehen, und es wurden mir hübsche Sachen gewiesen: ein geschriebener französischer Boccaz mit äusserst fleißigen Gemälden; Gebetbücher mit köstlichen Figuren, und die Ränder mit Kräutern und Insekten bemalt, zierlich in silbernen oder goldenen Deckel gebunden mit Perlen und Edelsteinen. Besonders gefielen mir auch zwei Foliobände, enthaltend die sieben Bußpsalmen Davids, durchaus in Musik gesetzt von Orlando Lasso, die ein Herzog von Baiern zu seinem fürstlichen Bußgebrauche hatte machen lassen; die breiten Ränder sind allenthalben mit Verzierungen und geschichtlichen Anspielungen, in glühenden Farben und Gold, durch Johann Mielich übermalt; ein prächtiges Werk; auch versicherte mich der Aufseher, daß Musikverständige noch jetzt den Tonsatz rühmen. — Bei diesem Anlaß sah ich auch noch die Originale zu den christlichen Handzeichnungen von Albrecht Dürer, die in Steindruck von Strixner herausgekommen, und fand, daß dieselben wirklich sehr gut nachgeahmt seien, selbst bis auf die Farbe und derselben Kraft oder Schwäche. Vielleicht das Beste, was der Steindruck noch geliefert. Hinten an diesem Gebetbuche sind auch noch ähnliche Zeichnungen von Lukas Kranach zu finden, die aber nicht gestochen sind. Warum nicht?

Solche niedliche, zierliche und prächtige Gebet- Haus- und Leibbücher, hatten die alten Fürsten, und fanden ihre Freude daran, so wie die Neuern an Voltaire und Diderot in Prachteditionen. In jenen Zeiten mußte alles künstlich gearbeitet sein, das heißt, mit unnachahmlichem Fleiß und einer Sorgfalt in der Ausführung, die nichts zu wünschen übrig ließ; und mit der fürstlichen Pracht wurde innerer wirklicher Werth verbunden. Die Worte Geschmack, à l'antique, großer Styl, u. dgl. womit man jetzt so mancher Leerheit einen Namen giebt, waren damals noch nicht bekannt. Was man hatte, war alles fein ins Detail gearbeitet, ohne

Großheit in der Manier; aber man hatte zierliche Sachen. Wer findet nicht jetzt noch Wohlgefallen an jenen lieblichen Miniaturen? Wer kann seine Bewunderung versagen den künstlichen Kasten von Elfenbein, den mit Gold und Edelsteinen ausgelegten Gehäusen aller Art und Form, den reich geschnitzten und mit geheimnißvollen Schlössern verwahrten Schränken? Wer wünschte nicht im Besitz eines jener Hochzeitkästchen zu sein, die zu bemalen die berühmtesten Künstler nicht unter ihrer Würde hielten? Welch eine Mannigfaltigkeit herrschte nicht in den Trinkgeschirren? Wie reich waren die Leuchter und die eingelegten Tische? Wenn ich mir so ein hochfürstliches Gemach denke, mit den hohen Wandteppichen, worauf heilige Geschichten oder landesherrliche Aufzüge gestickt sind, ausgerüstet mit diesem köstlichen Geräthe, und darin die vornehmen Personen in ihrem Schmuck, in ihrem prangenden Anzug mit Perlen und Edelgestein, und goldenen Ketten, so kann ich mir auch eine gewisse Ehrerbietung vorstellen, die so ein Ganzes erwecken mußte, und die durch seinen modernen Modegeschmack erzweckt wird. — Ich habe auch schon neue königliche, ja kaiserliche Zimmer gesehen, aber wenige darunter, die an sich schon Achtung geboten; entweder waren sie aus lauter Bestreben nach erhabener Simplizität langweilig und leer, oder übelverstandene Eleganz überlud sie mit Flitterwerk. — Selbst die großen Prachtgefäße, die nur Könige einander zu schenken vermögen, was sind sie, als eine zwecklose Zierrath, geschmackvoll allerdings von außen, aber hohl und leer von innen, und auf einen Stoß zerbrechlich; da hingegen jene mit Gold und Schmelzwerk belegten Kasten auf Dauer gewiß, und auf reichen Inhalt wenigstens muthmaßlich schließen ließen. Alles aber steht so einer Fürstenwohnung noch besser an, als wenn, wie es auch geschehen, hier und da in den Ecken der Zimmer schlecht geschickte alte Bildsäulen aufgestellt sind, die wenn sie auch gut wären, nicht in das Innere der Gemächer gehören. — Leerheit erregt Langeweile, Unzweckmäßigkeit Abneigung, und immer wechselnder Glanz Geringschätzung. Alles dieses aber ist dem Eindruck der Ehrfurcht zuwider, den alles was fürstlich ist, erwecken sollte, und den oft selbst die Gegenwart des Herrschers in schlichter Uniform und mit einfachem Band im Knopfloch nicht hervorzubringen vermag. Friederich der Große trug doch wenigstens seinen Stern, und was ihm am Aeussern abging, ersetzte sein großer Name; der gab ihm das Privilegium, einen schlechten Geschmack zu haben. Das war aber unter seinen Nachahmern nicht immer der Fall.

Auf einer Bibliothek gewesen sein, und nichts von alten Handschriften sprechen, ist, oder sieht wenigstens aus, wie Unwissenheit. Diesem Vorwurf zu entgehen, zeige ich hiermit meinen Leser, (denn viele werden es nicht sein) an, daß ich einen uralten Kodex, auf purpurfarbenem Pergament geschrieben, gesehen habe; er soll die Evangelien enthalten, von denen die drei ersten mit goldenen Unzialbuchstaben, Johannes aber mit silbernen, sehr leserlichen Kurrentbuchstaben geschrieben sind. Das ist alles, was ich davon weiß.

Wir durchliefen noch den Antikensaal. Meist Gipsbilder, die ich größtentheils schon im Urbilde von Marmor gesehen, welches ein großer Unterschied ist. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ich Zutritt zu dem vom Kronprinzen unlängst erkauften Schatz von Antiken bekommen

hätte; aber diese sollen nicht ausgepackt werden, bis das neue für sie bestimmte Museum, das einige schon zum voraus die Glyptothek nennen, fertig ist, welches noch lange dauern kann. Bei diesem Besuche konnte ich wieder wahrnehmen, was mir auch schon anderorten aufgefallen, daß die deutschen und schweizerischen Frauenzimmer mit einer gewissen ängstlichen Scheu unter und vor diesen griechischen Kunstgemächern herumwandeln; weit mehr, als es die Französinnen, und wahrscheinlich auch die Italiänerinnen thun. Ich spreche von unsern gewöhnlichen bürgerlichen Damen, welche nicht die Aesthetik haben.

„Modell- Zeichnung- und Mahlzimmer, heißt es in der Beschreibung dieser Lehranstalt, sind nach den Klassen der Schüler angeordnet. Dort wird von Anfängern nach bloßen Umrissen gezeichnet; hier schraffirt man und lernt das Licht durch Schatten erhöhen; anderswo wird die Anatomie gelehrt, und in Ausübung gebracht; weiter hervor nach den schönen Formen der Antiken studiert; endlich erscheint das Leben selbst, wo nach der Natur gezeichnet, modellirt und gemalt wird.“ — Und dann, möchte ich hinzufügen, kommt höchstens ein methodischer Zeichner heraus, aber kein Maler, dessen Komposition Geist und Leben, und dessen Kolorit Dauer und Wahrheit hat. Denn die Methode taugt nichts, indem die meisten Schüler auf diesem Wege schon in den ersten Monaten Langeweile bekommen, und sie bis an ihren seligen Austritt behalten. Wer ist mit dergleichen Lehrsälen bekannt, und hat das nicht oft zu bemerken Gelegenheit gehabt? Wo ist denn das Leben und die Natur, wonach gezeichnet werden soll, etwa in den nackten Soldaten, die steif bis zur Ohnmacht dastehen müssen? Und warum wird erst „gemalt“, wenn der Kurs bald zu Ende und der Lehrling des vielen Lernens müde ist? Warum nicht gleich zu Anfang, wie es die alten Deutschen und Italiäner machten, um sich zu gewöhnen, die Natur sogleich zu sehen, wie sie ist, im Kleide der Farben; eine andere gibts ja nicht. Und dann immer und ewig die Antiken, und ihre schönen Formen! Ja wohl sind sie schön diese Formen; auch ich kenne in Formen nichts schöneres. Aber eben ihre Vortrefflichkeit, oder vielmehr der unermüdliche Singsang davon, hat der Kunst Nachtheil gebracht; und großen Theils mag die Ursache, warum gerade in unsern Tagen und gerade in Deutschland, wo man am meisten von Kunst und Antiken spricht, so wenig ausgezeichnete große Maler auftreten, darin liegen, daß man die Antiken zum Canon erheben, zur Landstraße, auf der jeder wandeln soll, wenn auch die Fußpfade, die nebenhin führen, noch so anmuthig und durch Abwechselung gemüthlich wären. Jetzt will man, daß jedes Gemälde und jede historische Zeichnung, um Beifall zu finden, so aussehen solle, als hätte sie ein alter Grieche gemacht. Und doch ist unter den berühmtesten Malern voriger Zeiten keiner im antiken Style; nicht einmal Raphael, auch seine schönsten Köpfe haben die antike Form nicht; nicht einmal Michel Angelo, der sich seinen Weg (terribil via) über die Antiken hinaus bahnte, und ihn zu behaupten wußte. Ein mehreres davon an einem andern Orte.

Müde an Augen und Füßen kam ich in den Gasthof zurück, wo ein neues Geschäft meiner wartete. Nach dem Vorbilde des unruhigen Frankreichs wurden auch in Baiern Polizeimaaßnahmen gegen die Fremden getroffen, die beinahe einer Inquisition gleichen, und vor den französischen noch den Vorzug haben, daß sie mit deutscher Pünktlichkeit ausgeführt werden. Ein ganzer Bogen voll gedruckter Fragen wurde mir jetzt vorgelegt, die ich alle schriftlich beantworten sollte; nicht nur Namen und Stand mußten bemerkt werden, sondern auch noch, woher man gebürtig, und wo man ansässig sei; nicht nur wie lang man sich hier aufhalten wolle, und wo man wohne, sondern auch, auf wen man sich zu seiner Beglaubigung berufen könne; und noch viel anderes mehr. Welches alles noch mit beigedruckten Erinnerungen und Warnungen begleitet ist, die wie aufgepflanzte Kanonen ihre scharfgeladenen Mündungen gegen den erschrockenen Wanderer richten. Dafür erhielt man dann eine Aufenthaltskarte, die mit ähnlichen Umständlichkeiten angefüllt ist, und vermuthen läßt, daß man alle Reisende für verdächtig halten zu müssen glaube. Die rechtliche Vermuthung, die ehmals in Kraft war: daß Jeder ehrlich sei, von dem man nicht das Gegentheil wisse, gilt jetzt nicht mehr, sondern jeder der ins Land kömmt, wird als möglicher Ruhestörer präsumirt. Der Paß, den einer mitbringt, macht indeß doch das Fundament von allem aus, und wenn ein Spitzbube sich im benachbarten Gebiet einen ordentlichen Paß zu verschaffen gewußt hat, so muß es ihm eben nicht schwer fallen, diese polizeilichen Fragen befriedigend zu beantworten. — Oft dauern aber dergleichen Anstalten, wenn sie einmal eingeführt sind, noch fort, obschon ihre Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden ist, denn die Angestellten treten nicht gern ab, und haben ihre Gönner.

Jemand der mit uns zu Mittag aß, gab mir Anlaß, bei mir selbst eine Beobachtung zu wiederholen, die ich schon mehrmal gemacht habe, daß nämlich Schweizer, die eine Zeitlang auswärts in Abhängigkeit und Sorgen gelebt haben, mehr von ihrem Nationalkarakter verlieren, als wenn sie unter gleichen Umständen im Vaterlande geblieben wären; und daß also dieser Karakter nicht angeboren ist, wie sich so viele einbilden, sondern nur angewöhnt. Wer aber so geschmeidig, sich fremden Verhältnissen zu fügen, geworden ist, daß diese Unterwürfigkeit bei ihm nicht mehr bloße Nothwendigkeit, sondern wirklich in Art und Natur übergegangen ist, der sollte sich alle Mühe geben, ein reines deutsch zu sprechen; denn wenn mit der Schweizersprache nicht ein gewisser republikanischer Ton verbunden ist, so nimmt sie sich unter Deutschen gar übel aus. Sie steht so wenig großen Herren an, als armen Sündern. Und ich glaube, wenn wir einen König bekämen, wir müßten alle damit anfangen, hochdeutsch zu sprechen; denn wie kann man sich eine schweizerische Hofsprache denken? Französisch aber gilt jetzt nicht mehr, was ehmals.

Nachmittags nahm ich meine Schüchternheit gefangen unter die Herrschaft eines edlern Triebes, und ging einen Mann zu sehen, dessen frühere Schriften mir schon in meinen Jünglingsjahren an Geist und Herz wohlgethan hatten; ich besuchte den Präsidenten von Jakobi, und fand mich bei ihm und unter den Seinen bald wie zu Hause. Da ist die Wohnung natür-

licher Höflichkeit und feiner Gutmüthigkeit; nichts von der gespannten, immer das eigene Ich berücksichtigenden Anmaßung so mancher Gelehrten, die ich schon gesehen, die sich gleich beim Empfang breit zurecht setzen, um dann den Empfangenen zurecht zu weisen. Hier ist Unbefangenheit, Leichtigkeit, theilnehmendes Hören, Geist und gefällige Antwort. So wars auch, wie ich nachher wieder hinkam.

Ich mag nicht Unterredungen beschreiben, ihr Ton und Geist ist schwer zu treffen; und ohne diesen kommen meist nur Aussprüche und Anekdoten oder gar fingirte Gespräche zum Vorschein. — Ob ich gleich viel Anziehendes und Unterhaltendes hörte, so behielt ich doch die Worte weniger, als den Sinn, das Was weniger als das Wie.

Meinen Wunsch, daß Jakobi das Leben und den Karakter J. G. Hamanns beschreiben möchte, da er wohl der einzige übrig gebliebene seiner Freunde sein werde, der es mit hinlänglicher Kenntniß thun könnte, beantwortete er mit einiger Hoffnung, fand es aber schwer, solch einen wunderbar gemischten Karakter ganz zu malen. Er wieß mir ein kleines Profilporträt von ihm, las mir Stellen aus dessen Briefen vor, und schenkte mir desselben unlängst herausgekommene: Betrachtungen über die heilige Schrift.

Sein Urtheil von Kant, das ich bei einem spätern Besuche hörte, will ich hier, blos für mich, aufbewahren, um es nicht zu vergessen. Es kam zusammengezogen, auf das hinaus, Kant möge wohl der scharfsinnigste, aber nicht der tiefsinnigste Kopf sein, er sei von und mit der Mathematik ausgegangen, und immer nur bei dem Quantitativen geblieben.

Ich ließ mich durch diese Besuche von einer Fahrt nach Nymphenburg, und von dem Beschauen der reichen Kapelle, zwei der größten Merkwürdigkeiten von München abhalten, und — bereute es nicht.

Ohne wenigstens auch ein paar male das Schauspiel zu besuchen, durfte ich nicht in meine schauspiellose, und doch so schauspiellustige Heimath zurückkehren. Ich muß Stoff zu theatralischem Gespräche mitbringen für die, welche auch schon hier gewesen, um ihr gehabtes Entzücken zu erneuern, und ihre Sehnsucht in etwas zu stillen. Ich muß die Ehre meines Geschmacks retten, die Schaden gelitten hätte, wenn es herausgekommen wäre, daß ich nicht einmal das Theater, diese Schule edler Gefühle, besucht hätte. Ich verließ deshalb das Haus Jakobi's, und seine eben auch nicht unedle Unterhaltung, um in diese Schule zu gehen, wo heute der Lorbeerkranz von Ziegler aufgeführt wurde. Aber was soll ich davon zu Hause sagen, da ich Tags darauf beinahe alles wieder vergessen hatte? So viel weiß ich noch, daß die höchste Großmuth und edelste Pflichttreue darin theatralisch glänzten, und auch hier gewohnter maßen beharrliche Liebe ihren süßen Lohn fand. Ich bemerkte auch viele Theilnahme unter den Zuhörern, daß mithin zu erwarten stand, die meisten von ihnen werden mit einem großen Zuwachs von Großmuth, Pflichttreu und zärtlicher Liebe nach Hause gekehrt sein. Und, o des Glückes, das wir entbehren müssen, sie können das, was den Tag über von jenen Tugenden verloren geht, des Abends im Schauspiel wieder holen!

Was das Technische betrifft, so kam mir alles artig vor; eine artige Bühne, ein artiges Haus, (auch eine artige Schauspielerin.)

Ich habe schon in mehreren Städten, wo ein beständiges Theater ist, die Beobachtung gemacht, daß solche Personen, die gern von gutem Ton sein wollen, besonders vom andern Geschlechte sich oft in Redensarten der Bühne ausdrücken, und sich Interiectionen (Empfindungslaute) und Wortstellungen bedienen, die man anderswo nicht hort; so daß es manchmal nicht schwer ist, in dieser Hinsicht den Ort ihres längern Aufenthalts schon aus ihrem Gespräche zu bestimmen. Sie haben sichs unvermerkt so angewöhnt, so wie der Stylus curiae bei uns oft von Ober- und Unterbeamten auch im gemeinsten Leben angewandt wird.

Donnerstag den 20. Juni. Wir fuhren mit Hrn. St** nach Schleißheim, und durchirrten drei Stunden lang, von neun bis zwölf Uhr, die zweiundvierzig Zimmer und Säle, die mit Gemälden angefüllt sind. Baiern mag jetzt wohl die zahlreichste Sammlung dieser Art in ganz Europa haben. Schleißheim ist vorzüglich merkwürdig durch den Schatz von alten Malereien aus den Zeiten der Wiederauflebung der Kunst. Die Italiënischen sind zwar meistens nur Kabinetsstücke von kleinem Umfange; von den ältern Deutschen hingegen sind größere Gemälde aus den aufgehobenen Klöstern hierher gekommen.

Ich sah viel, aber es blieb mir nichts im Gedächtniß, weil ich zuviel sah. Da ich nach Holbein suchte, fiel mir besonders ein Stück von Barthel Beham auf, ungefähr drei Schuh hoch und vier Schuh breit, das ein Wunder mit dem heiligen Kreuz vorstellt. Ich hatte gewünscht, es länger betrachten zu können, denn es schien mir die meisten Deutschen um sich her zu übertreffen. Wodurch? — dadurch, was ein Gemälde vorzüglich macht. Das ist die ganze Antwort, die ich in diesem blos der Erinnerung flüchtiger Tage gewidmeten Tagebuch jetzt geben kann. Was hülfe es mir und dem Leser (vel duo vel nemo!) wenn ich das Gemälde mit der Flamme neudeutscher Gefühlslust beleuchten, oder das kalte Wasser wohlhergebrachter Kennerschaft darüber ausgießen wollte? So was muß gesehen sein, wenn man es verstehen oder genießen will. Glücklich wem es zu Theil wird!

Von Holbein, Vater und Sohn, sind vierunddreißig Stücke hier. Die historischen sind alle dem Vater zugeschrieben: wenigstens sind sie nicht vom Sohne. Ob sie aber auch alle vom Vater ausgegangen, möchte wohl noch einem Zweifel unterworfen sein, denn sie sind so verschieden in Zeichnung und Farbe und Karakter, daß der Meister in verschiedenen Zeitpunkten seine Manier sehr muß geändert haben, oder die Angabe ist nicht richtig. So ist zum Beispiel die Folge von siebenzehn Gemälden aus dem Leben Jesu, die als Originalwerke des ältern Holbeins bekundet sind, weit trockener und steifer gemalt, und die Figuren sind viel hagerer und dünnbeiniger, als in andern Stücken, die auch, wie zum Beispiel die heil. Barbara, (ein vortreffliches Werk) seinen Namen tragen. Wer will da, und überhaupt bei diesen alten deutschen Goldgemälden etwas gewisses bestimmen? Art und Kunst geht von dem einen zum andern über,

in solcher Verwandschaft und Aehnlichkeit, daß öfters nichts anders über die Namen entscheiden kann, als die Frechheit der unheiligen Täufer, dergleichen es in dem Sprengel der Malerei so viele gibt. Und wie ungleich malen die größten Künstler oft selbst! Wie viele widersprechende Sachen sieht man nicht, die unzweifelhaft dem Annibal Caracci zugeschrieben werden! Zu Paris sah ich einen Christus am Kreuze, von Simon Vouet, der eines Guido würdig wäre.

Erwähnte Gemälde aus dem Leben Jesu befanden sich ehedem in der Klosterkirche zu Kaisersheim, und sollen (nach Mannlich Art. Holbein) im Jahr 1500 gemalt worden sein, wie die Kronik sagt, „von Hans Holpain dem besten Maler zu Augspurg.“ Er mußte also wieder von Basel weggezogen sein, wo er sich einige Jahre zuvor niedergelassen. Und warum findet sich nichts von ihm in Basel, da doch von seinem Sohne so manches daselbst ist? Es herrscht noch viel Ungewißheit über diese Holbeinische Familie, die ich bisher nicht ganz habe entwickeln können.

Das Auffassen der karakteristischen Wahrheit eines Gesichtes im Ganzen, und der bedeutenden Ecken in Mund und Auge, die sorgfältige und doch freie Behandlung, die den jungen Holbein auszeichnen, finden sich auch hier in einigen Bildnissen; mehrere andere hätte man füglich unter die unbekannte Legion aufnehmen können; und es wäre vermuthlich auch geschehen, wenn nicht jeder Ordner seine Untergebenen kennen zu müssen sich verpflichtet glaubte.

Das Schloß Schleißheim ist sehr weitläuftig und gut angelegt, aber vernachlässiget, seit langer Zeit nicht mehr bewohnt, und dient nur noch zum Aufbehalten der Gemälde. Es hat einige große Prunksäle, alte Betten und schlechte Moblen. Es ist nicht einmal ganz ausgebaut, indem die großen Treppen nur noch von Tannenholz sind. Da auch die Gegend rings herum wenig Reiz bietet, und da es jetzt einmal die auch nicht unrühmliche Bestimmung hat, zur Niederlage berühmter Kunstwerke zu dienen, so ist nicht vorauszusehen, daß es sobald wieder zu einem fürstlichen Sanssouci oder Monrepos oder Monbijou, oder wie die französisch deutschen Lustschlösser alle per antiphrasin hiessen, werde umgestaltet werden; es wäre denn, daß, was sich auch wohl schon zugetragen, etwa einmal ein Fürst käme, dem Alles, woran seine Vorfahren Freude gehabt, nicht gut genug wäre, und der sein pracht- und baulustiges Auge auf dieses verlassene Schloß richtete, um neue Freuden an einem neuen Orte zu genießen.

Auch die Straße, die nach Schleißheim führt, ist schmal und schlecht, und beweißt, daß der Hof nicht hinkomme. Es ist eine stille Zuflucht der Kunst, und wird für diesen Zweck genügsam unterhalten. Und so ist es gerade Recht; auch ein König soll nichts unnütz vergeuden; auch von seinem Ueberfluß ist er seinen Unterthanen Unterstützung und Gott Rechenschaft schuldig.

Bei unserer Rückkunft, als meine Gefährten ins liebe Schauspiel geeilt waren, machte ich noch einen Gang um die Stadt, nämlich vom Schwabinger Thor bis zum Einlaß. Die Gegend selbst hat wenig Angenehmes, aber allenthalben, besonders vom Schwabinger bis zum Karlsthor, wird stark gebaut, so wie ich es noch nirgends gesehen habe; es ist als wenn die neuen Häuser zu Dutzenden aus dem Boden schlupften. Schade daß nicht allerorten nach einem bestimmten

Plan gebaut wird. München muß in wenig Jahren sehr an Umfang gewinnen; es scheint aber auch nothwendig, denn die Bevölkerung hat so zugenommen, daß beinahe keine Miethwohnungen zu bekommen sein sollen. Das hat sich, seit Nikolai seine Gott und Menschen verhaßten Reisen schrieb, sehr geändert. Aus dem Kurfürsten ist seitdem ein König geworden; so eine Veränderung thut allemal den Residenzen gut, und wie man an den Höfen behauptet, auch dem Lande.

Auch auf diesem Gange um und durch die Stadt fand ich die Leute wieder so in sich gekehrt und von schwerer Bewegung. In einer einzigen Straße glaubte ich an den Bewohnern, die auf der Gasse und vor den Häusern oder an den Fenstern standen, etwas mehr Lebhaftigkeit, Gewandtheit und einen feurigern Blick zu sehen, und hörte nachher, daß diese Straße meistens von Juden bewohnt sei. Jenes stumpfe Phlegma liegt also wohl in der unerklärbaren Volksthümlichkeit mehr, als im Klima oder gar im Glauben, wie Reisebeschreiber es wollen; denn daß es auch lebhafte Christen gebe, bewieß mir, sobald ich wieder in den Gasthof zurückkam, der Erzbischof Pradt in und mit seinem Buche über die Revolution in Spanien; mit dem ich mein heutiges Tagewerk beschloß.

Die zwei Tage, Freitag und Sonnabend, 21. und 22. Juni, benutzte ich so gut ich konnte, durch Besuche auf der Gallerie und bei dem vortrefflichen Greise Jakobi; welches mir die meiste Zeit wegnahm. Nebenbei sah und hörte ich denn doch noch das und dieses, dessen Erinnerung ich nicht mag verloren gehen lassen.

So führte mich Hr. L***, an den ich empfohlen war, zu dem Hofmaler St**, wo ich ein lebensgroßes Bild vom Könige in einem prächtigen Lehnstuhle sitzend, und den Prinzen Karl in Kürassieruniform zu Pferde sah, beide gut gezeichnet, in edler Stellung, kräftig und brillant gemalt. Wenn Hr. St** noch tiefer in das Geheimniß der Mitteltinten eindringt, das Fleisch noch etwas zarter behandelt, und nicht nur den Gewändern einen schönen Wurf zu geben, sondern auch ihren Stoff, was bei Porträten unerläßlich ist, mit gefälliger Wahrheit darzustellen weiß, so wird er einer der vorzüglichsten Bildnißmaler sein. Ist er etwa auch akademisch erzogen worden, und hat erst den Pinsel zur Hand genommen, nachdem er im Zeichnen schon ein Meister war? — Mit allem dem aber ist er doch ein in seiner Kunst ausgezeichneter Mann, der mehr Lob als Tadel verdient.

Den königlichen Schatz durften wir auch nicht unbesichtiget lassen, denn so was sieht man zu Hause nicht. Was soll ich aber davon sagen? — Ich wollte ich hätte ihn? — das eben nicht. Wo der Schatz ist, da ist auch das Herz; dieser Ausspruch könnte sich an mir erwahren; ich mag aber mein Herz nicht in Glasschränken haben! — Verkaufen? — da käme das Herz in den Geldbeutel, das taugt auch nichts. Lassen wir ihn lieber, wo er ist; denn da diese Kostbarkeiten als baierischer Hausschatz nie veräussert werden, und durch die königliche Güte der Schaulust offen stehen, so hat man, den Gedanken des Eigenthums abgerechnet, eben den Genuß davon, als der König selbst; und darf sein nicht hüten, welches auch kein Kleines ist. — Was für ein

Stück ich auswählen würde? — Kron und Zepter nicht, die ließ ich liegen, so zierlich sie auch gearbeitet sind; mein Biberhut ist mir bequemer und drückt weniger. Auch die großen Edelsteine mag ich nicht; das sind Dinge, wonach die Diebe in der Nacht graben, und sie stehlen, oder wie ein Heide sagt: callidus effracta gemmas fur aufferet arca. Das würde mir den Schlaf rauben. — Etwas müssen Sie doch wählen! — Nun, so nehme ich so einen goldenen Pokal, der mit Cameen besetzt, und durch erhobene Arbeit geziert ist; da lassen sich festliche Gesundheiten trinken, und es ergötzt das Auge.

So genügsamer Art waren unsere Schatzgespräche.

Aber was würden Sie mit diesem Schatze anfangen, wenn Sie König wären? wurde gefragt. — Die Fürsten haben, nebst andern Vortheilen, auch das Vorrecht, daß sie, ihre Finanzen mögen stehen, wie sie wollen, nie mit ihrem Schatze bezahlen, sondern ganz andere Hilfsmittel ihnen zu Gebote stehen; wo hingegen die Unterthanen . . . .

Hier wurden wir durch eine reiche Judenfamilie unterbrochen, die in das Schatzgewölbe hereintrat. Sie hatten sich kaum einen Augenblick umgesehen, so blieben sie vor dem Schranke, wo die großen Juwelen sind, stehen, Weib und Mann, jung und alt, und waren nicht mehr davon wegzubringen, bis die Kammer geschlossen wurde. Sie verstandens aber auch, und wußten, was sie schauten. — Jude oder Christ, ich höre von jeher den Kenner gern über sein Fach sprechen, besonders wenn seine Kenntniß von der Erfahrung ausgeht, und nicht blos vernunftet; daher horchte ich diesen Hebräern mit Lust zu, wie sie über die Orientalität der Edelsteine und großen Perlen entschieden, und gleichsam ein jüngstes Gericht über sie hielten, indem sie dem Kleinen oft den Vorzug über das Große gaben, worin der Schatzmeister selbst ihnen beistimmen mußte. Den großen blauen Hausbrillant hielten sie für das Kostbarste der Sammlung, nicht um seiner Größe, sondern um seiner Farbe willen, die höchstselten, oder nirgends sonst, an Diamanten sich finden soll. — Sie zeigten sich übrigens, ungeachtet ihres feinen Anzugs und guter Manieren, darin als Juden, daß sie mit der diesem Volke gewöhnlichen Dreistigkeit sich hinstellten, keinem Zuschauer Platz machten, und das Gewölbe nicht verlassen wollten, bis man ihnen sagte, daß es Zeit wäre. — Ich sollte vom Schatze sprechen, und rede von Juden! — Ist denn nicht ein Jude mehr als ein Edelstein?

Ich ließ mich auch noch einmal überreden, in das Schauspiel zu gehen. Das Stück hieß **Helmburg und Marie**, und der Verfasser desselben **Bretzner**. Oft ist ein theatralischer Werk besser, als die Schauspieler; hier war es aber umgekehrt, das Spiel war weit besser, als das Stück, und überzeugte mich, daß tüchtige Künstler auch das Gehaltlose schaubar machen können, so wie manches Lied sein Leben oft nur seiner Weise zu danken hat.

Der junge K. von W., der hierher geschickt worden, um Musik theoretisch und praktisch zu lernen, klagte, daß er nicht genugsam unterstützt werde. Da ich gute Zeugnisse von ihm vernahm, und sahe, wie theuer es hier zu leben ist, so versprach ich ihm, seinetwegen mit seinen Gönnern zu Hause zu sprechen. Es sind ihrer viele, sie werden so einen armen jungen Menschen

wohl zu erhalten wissen, und ausführen, was sie angefangen haben, und weil sie es angefangen haben; indem das Zurücktreten von einem wohlthätigen Unternehmen ärger ist, als das Nichteintreten in dasselbe. Klugheit muß der That vor- nicht hintennach gehen, wenn sie gleich ursprünglich eine natürliche Tochter mißlungener That ist.

Bei einer Abreise drängt sich Alles; die Bekannten und Freunde, die einen noch gern aufhalten möchten, fragen, ob man auch das und dieses gesehen. Man eilt, sieht und schaut; oft aus Gefälligkeit Sachen, die einen wenig interessiren; Alles im Eilmarsch; vergißt daher bald das Gesehene wieder, oder versäumt das Bessere. Ein Wohlmeinender wollte mir die Steindruckerei zeigen; ich dachte an Strixner und Comp., und war begierig, ihre schönen Werke im Entstehen zu sehen, und mit ihnen über die Art, wie sie die Gemälde der Gallerie in Zeichnungen darstellen, zu sprechen. Da führte er mich in die Sidlerische Anstalt, wo nichts als Noten und Ankündigungen gedruckt werden, in der Meinung, die mechanische Einrichtung sei, was ich sehen wollte. Ehrenhalber mußte ich nun doch diese Einrichtung, die sechs Pressen beschäftiget, beaugenscheinigen und thun, als ob sie mir wichtig wäre; (was muß man nicht alles ehrenhalber in der Welt thun!) indessen ich diese Notenfabrik verwünschte, die mir die Zeit raubte, die der Kunst gewidmeten Steindruckerei zu sehen. — So ging es mir noch mit anderm mehr; und da mir überdem dies schnelle Begucken zu nichts half, so wollte ich gar nichts mehr sehen.

Eines gefiel mir indessen noch sehr wohl, und hielt mich ziemlich lange auf; nämlich die Sammlung der Kunststücke aus Elfenbein, und geschnitzter Arbeit aus Holz. Eine sehr reiche Kunstkammer von den berühmtesten Meistern, die mir zwar anfänglich nicht vorzüglich aufsiel. Ich merkte aber bald, daß man diese plastischen Werke in das rechte Licht stellen müsse, um ihre Schönheit einzusehen; so durcheinander in Kasten aufgehäuft, nehmen sie sich nicht vortheilhaft aus. Das falsche Licht und der Glanz des Elfenbeins macht vieles fade scheinen, was in günstiger Beleuchtung kräftig und groß ist. Zwei Kruzifixe von Elfenbein, eines von Michael Angelo, das andere von Albrecht Dürer, die ich nebeneinander sehen konnte, waren mir besonders merkwürdig, weil sie mir den Unterschied der beiden großen Meister zeigten, der aber nicht zu Dürers Gunsten aussiel. Nicht daß dessen Gekreuzigter eine unedle Gestalt sei; sie ist im Ganzen das treue und wahre Bild eines geraden wohlproportionirten Mannes, der unter Schmerzen gestorben; aber die kunstgeübte Hand beschäftigte sich mehr mit den todten Schrümpfen der Haut, die sehr natürlich dargestellt sind, als mit der schönen Muskularform, wodurch sich der Christus des M. Angelo auszeichnet, an dem ich auch die anatomische Uebertreibung nicht fand, die man sonst diesem übermenschlichen Gestalter vorwirft. — Es ist doch wahrhaftig ein unschätzbares Besitzthum, diese beiden Kreuzbilder: Which Iews might kiss and infidels adore. Wäre ich König, ich hängte sie in mein liebstes Gemach, sollte es auch dem Philosophen eine Aergerniß und den Hofleuten eine Thorheit sein, und sollte sich auch der gute Geschmack darüber aufhalten,

wie man ein Marterbild zum Gegenstand des Wohlgefallens machen könne. Die große wahre Kunst ist unabhängig vom philosophischen, vom vornehmen, vom weichen, und von jedem andern Geschmacke, außer dem, der von ihr selbst ausgeht, und der jedem, der Augen zum Sehen hat, das Wohlgefallen nicht abschmeichelt, oder einpredigt, sondern gebietet. Uebrigens liegt in der Vorstellung selbst: der Menschensohn am Kreuze — auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, — so etwas Ueberwiegendes von geheimer Gewalt, das über den bloßen Geschmack hinaus ist, (auch wenn man den Leidenden nur als den edelsten der Menschen betrachten will) daß bisher weder die selbstdenkende Vernunft von ihrer Höhe herab, noch die zärtelnde Empfindung aus ihrer Tiefe herauf, der vorherrschenden Neigung dafür eine andere Richtung zu geben vermögend waren.

Als eines der vorzüglichsten Stücke dieses Elfenbeinschatzes fiel mir auch ein heiliger Sebastian von Fiamingo auf. Eine von den reinen, von dem schönen Ebenmaaß umschriebenen, nur auf sich selbst ruhenden Gestalten, die uns auch im Leben so sehr anziehen, wenn wir das seltne Glück haben, sie zu finden, scheint ohne Mühe geschaffen, und in augenblicklicher Vollendung wie auf einen einzigen Wink hervorgegangen zu sein.

So waren auch von wenig bekannten deutschen Namen mehrere vortreffliche Gebilde da, die gewiß verdienten, aus dem Schatten, worin sie deutsche Bescheidenheit stellte, hervorgerufen, und laut gepriesen zu werden. Warum wird nicht auch ein Verzeichniß dieser ganzen Sammlung bekannt gemacht? oder hat man schon eines?

Miniaturen, Schnitzwerke aus Holz (von A. D. eine schöne Gruppe), eingelegte Arbeit, wovon besonders ein Stück, eine Säulenlaube mit Figuren vorstellend, nach dem Urtheil eines anwesenden Italiäners, die schönste Mosaik sein soll, die er gesehen. Mir kam sie nicht besonders schön vor, ich habe aber auch noch wenig dergleichen Arbeit gesehen. Dieser Italiäner, den ich für einen Kunsthändler hielt, denn er sagte mir, daß er unlängst in Paris achtundzwanzig Handzeichnungen von Leonardo da Vinci gekauft habe, kannte Alles und bewunderte nichts, als diese Mosaik. Als man uns ein etwa schuhhohes Kreuz von Holz zeigte, das durch und durch wie von künstlichen Würmern, bis ins kleinste Detail umgearbeitet, und durchbrochen war, zog er ein ganz ähnliches aus der Tasche hervor, auch so gearbeitet, und mit griechischer Inschrift wie jenes; nur war das seine etwas brauner. — Bei den elfenbeinernen Bildern verwunderte er sich höchlich, wie man sie so weiß erhalten könne, da doch das Elfenbein so bald gelb werde. Ich wußte es auch nicht, und der Vorzeiger nicht, und den andern war es gleichgiltig.

Der Liebhaber schätzt die Werke der Kunst nach seiner Einbildung, der Kenner nach ihrem innern Gehalt, der Händler nach dem Kaufwerthe. Oft hat ein und ebenderselbe Mensch alle drei Stufen durchgegangen, und weil er sein vermeintes oder wirkliches Hochgefühl über die Schranken der Vernunft hinaustrieb, bedauerlich damit geendet, daß er zuletzt das für bloße Waare ansehen mußte, was ihm vorher ein Gegenstand der Verehrung war.

Es versteht sich, daß ich auch die öffentlichen Spaziergänge besuchte, worunter der englische

Garten sich am meisten auszeichnet. Er hat eine artige Anlage, die verschiedenen Abtheilungen desselben sind angenehm ineinander verschlungen. Spielereien mit Brücken, Wasserfällen, Ruinen und Denkmälern mangeln auch nicht für Liebhaber der romantischen Natur. Und für die Liebhaber der natürlichen Natur mögen wohl die wasserreichen Bäche und Kanäle, die zwischen grünem Gebüsche hinfließen, das lieblichste sein.

Da ich den letzten Abend allein war, so wollte ich auch noch die Umgebungen der Stadt von der Südseite, wo ich letzthin nicht hingekommen, sehen. Da aber gerade eine Menge Flößholz die Isar herunterkam, und aus dem Fluß gewaltig durch die engern Kanäle strömte, so hielt mich dieses nicht unangenehme Schauspiel lange auf. Und dann hörte ich, daß in der Nähe der Prater sei, und der famöse Name, der so viel Tröstlichkeiten des Lebens in sich begreift, zog mich an. Allein der Wiener Prater muß ganz anders sein, als dieser, wenn er seinem Ruhme entsprechen will. Was für ein Fehlgriff, kleinern Dingen große Namen beizulegen! Wenn sie auch an sich nicht verächtlich sind, so muß die Vergleichung schon Stoff zur Geringschätzung geben, so wie vormals kleine Reichs- und andere Städte sich Senatus populusque nannten, und sich dadurch der Alles beherrschenden Roma ähnlich glaubten, woran ausser ihnen keinem Menschen kein Sinn kam. Der Platz ist sonst ganz artig und hat eine gefällige Aussicht auf die Isar; er war aber heute ganz leer, weil hier diese Erholungsplätze am Samstage, als am Vorabende des Sonntags, nicht besucht werden; hingegen am Sonntag selbst strömt Alles hin, welches ich nicht recht begreifen konnte. Es kann aber gleichwohl recht sein, ohne daß ich es begreife. So viel ist wenigstens gut, daß doch auch einmal in der Woche die Leute zu Hause bleiben!

Und nun ist es Zeit, von München Abschied zu nehmen, denn morgen müssen wir verreisen. Ich gehe gern, denn ich habe gesehen, was ich sehen wollte, und in so kurzer Zeit sehen konnte; weniger Menschen als menschliche Erzeugnisse, die aber auch wieder zur Betrachtung über die Menschen führten. Hätte ich mich mehr um persönliche Bekanntschaften umgesehen, und Gebrauch von Empfehlungen machen wollen, so hätte ich mein Tagebuch anfüllen können mit dem, was ich gehört, da ich jetzt nur von dem, was ich gesehen, spreche. Beschreibung vornehmer Bekanntschaften, Schilderung bedeutender Personen, Anekdoten vom Hofe, Winke geheimer Staatsverhältnisse, und wie alle die Bestandtheile einer zierlichen Reisebeschreibung heissen mögen, damit hätte ich glänzen, und mich in einem beneidenswerthen Lichte erblicken lassen können, wenn ich auch insgeheim Verdruß und Langeweile gehabt hätte, welche so wenig beim Umgang mit der großen Welt ausbleiben, als mit der kleinen. — Ich habe Menschen genug gesehen, um das Große nicht vorzüglich bei dem Großen zu suchen, so wenig als das Dekorum einzig bei den Dekorirten; und ein unseligeres Leben gibt es nicht, als im Streben nach dem Scheine. So war ich mein eigener Herr, und konnte die kurze Zeit nützen, wie ich wollte, und meiner Bequemlichkeit pflegen, wie es mir gefiel, welches auch kein kleiner Lebensgenuß ist. — Unter den zwei Hauptsinnen des Menschen ist das Auge für das einsame Gemüth,

das Ohr für das Gesellschaftliche; ich verachte die Gesellschaft nicht, aber ich liebe die Einsamkeit und Stille, und habe mich von Jugend an vorzüglich an das gewöhnt, was durch das Auge den Geist berührt, so sehr, daß mir das Sehen oft nicht Zeit zum Hören läßt; ja ich glaube manchmal mit den Ohren zu schauen. Glücklich, wer die Eindrücke von beiden Sinnen, von Aug' und Ohr, in gleichem Maaße geistig aufzufassen, und sich dieselben zum eigenthümlichen Wiedergeben anzugleichen weiß! Das ist aber nur wenigen verliehen; die Einen sehen, die Andern hören; aus den Sehern werden gewöhnlich Dichter und Künstler, aus den Hörern werden Sprecher und Redner.

Nicht um meine Art und Weise zu rechtfertigen — das Rechtfertigen seiner selbst hilft nicht viel — sondern um mich selbst zu trösten, bin ich auf diese Betrachtungen gerathen. Wer hat nicht zuweilen ein Wort des Trostes für sich selbst nöthig, wenn er die Zuversicht Anderer mit seiner eigenen Schwachheit vergleicht? Es gibt dann auch wieder Momente des Selbstgefühls.

Wir verließen Sonntags den 23. Juni München und seine Schaubarkeiten. Fuhren erst ein paar Stunden durch ebenes, und dann durch bergigtes Land, beides langweilig. Unterwegs gab es nicht viel zu bemerken. So ganz elende Hütten, wie man nicht selten in unsern Dörfern antrifft, sah ich wenige; hingegen dann auch fanden wir in keinem Dorfe so feste und wohlgebaute und reinlich unterhaltene Bauernhäuser, wie fast jedes Dorf in der Schweiz eines oder mehrere aufzuweisen hat. Es fiel uns auf, daß gar häufig die Fenster im Erdgeschoß der Dorfhäuser mit eisernen Stäben verwahrt sind, welches auf Unsicherheit wenigstens in dem Zeitpunkte, wo sie gebaut wurden, schließen läßt. Das sieht man bei uns nicht. Indessen reißt man jetzt sehr sicher in Baiern. Die Kirchthürme in den Dörfern haben hier zu Land fast alle die gleiche Form; sie sind hoch und schlank, und mit einer runden Kuppel gedeckt, welches sich recht gut ausnimmt.

In Inning aßen wir zu Mittag, und kamen Abends nach Landsberg, ein Städtchen am Lech, wo wir das erstemal auf der ganzen Reise den Radschuh einlegen mußten, in der jähen Gasse des Städtchens. Hier war, obgleich am Sonntage, ein ungemein volkreicher Jahrmarkt, und die Wirthshäuser so angefüllt, und in dulci jubilo, daß wir es nicht für rathsam achteten, hier zu bleiben, sondern noch bis Buchlor, zwei Meilen weiter fuhren; bis hierher sogar erstreckte sich die fröhliche Wirkung des Jahrmarktfestes in Landsberg, denn das Wirthshaus war mit Rückkehrenden angefüllt, die alle noch den Kopf voll Saus und Braus hatten. Sie verschwanden aber mit dem Abend, und hinterließen uns die Ueberbleibsel ihres Gelages.

Da wir, um dem Lärm im Posthause zu entgehen, in dem Orte herumirrten, so lang es Tag war, so wollte man uns ein großes Zuchthaus zeigen, das hier veranstaltet ist. So ein Zuchtzwang ist aber ebenso wenig ein Gegenstand behaglicher Anschauung als die Zuchtlosigkeit der Saufgelage. Ich mag die Menschen nicht sehen, denen das Rechtthun muß eingeprügelt werden. Lernen von ihnen kann ich auch nichts; denn für die Physionomik habe ich ein zu

schwaches Gesicht, und für die betastende Schädellehre ein zu ekles Gefühl. Zudem fanden sich, wenigstens ehedem, in deutschen Zuchthäusern arme Ausreisser, die blos deswegen, weil sie dem Blutvergießen, wozu sie keine Lust hatten, entlaufen waren, als Schelmen und Spitzbuben behandelt wurden; oder hungerige Wildschützen, die dem Landesvater einen Braten weggeschossen hatten, und ihren dürftigen Haushaltungen entrissen, jahrelang auf Buß und Arbeit gesetzt wurden. Diesen möchte man helfen und kann nicht. Auch mag das Anstarren und Ausforschen den Züchtlingen nicht anders als beschwerlich sein, warum sollte ich aber einem Leidenden seinen Kummer vermehren? Aus ähnlichen Gründen wollte ich auch das Irrenhaus in München nicht sehen, wohin der Lohnbediente schon manche Reisende zu ihrer Satisfaction geführt zu haben versicherte. Narren leiden am Verstande, und Bösewichter am guten Willen, beide sind krank, sind ein Gegenstand der Untersuchung für reisende Aerzte; — nicht auch für Dichter und Künstler? Nein; diese müssen die Narren und Bösewichter im freien Leben suchen, wo sich noch eigener Wille und Vernunft mit der Thorheit mischet; hier ist die Verkehrtheit allzuwirklich und gräßlich, diese können und sollen sie nicht brauchen. — Philosophen? — noch weniger, denn die Tiefen des Wahnsinnes ergründet kein Verstand, ohne selbst darüber zu Grunde zu gehen. — Und doch schauen so viele Reisende diese Anstalten? — Ja, weil viele Reisende nichts vorübergehen zu müssen glauben, und weil ihnen das Ungeheuere und Unbegreifliche wundersam vorkommt. Es gibt auch theatralische Gemüther, die die menschliche Versunkenheit wie ein Schauspiel, oft gar wie eine Posse ansehen können. — Da wir nun da nichts lernen und helfen konnten, und blos „das Gefühl weiden", welches eine Sucht unsers Zeitalters ist, nicht mochten, so blieben wir heraus. Lieber das Gegentheil von Zucht- und Tollhäusern aufgesucht, sagten wir, wenn wir an dem, was wir gesehen, noch nicht genug haben. — Aber wo ist dies Gegentheil zu finden? Da wo ungezwungen Zucht, Ordnung und Weisheit herrschet; etwa in Klöstern? etwa auf hohe Schulen? wie?

So dachten wir jetzt; ehedem nicht so. Verschieden aber in verschiedenem Zeitpunkte denken, ist, wo nicht philosophische, doch menschliche Manier.

Montag den 24. Juni. Auch im Baierischen sind, wie im Würtembergischen, die Aecker, welche an die Wälder und Forsten stoßen, sehr stark und sorgfältig umzäunt, um das Gewild abzuhalten. Ich möchte kein solches Stück Gut haben, denn der Fraß meines Eigenthums würde mich zum Feinde des Fressers machen, und dieser Haß ging von dem Fresser, dem ich nichts thun darf, auf seinen Besitzer über, gegen den ich nicht einmal ein Wort des Unwillens fallen lassen dürfte. — Ich vergaß mich zu erkundigen, wer diese Zäune unterhalten müsse, ob der Eigenthümer des Ackers, oder der Herr des Forstes. Wahrscheinlich wird es letzterer thun; es ist ja billig, daß der, von dem der Schaden kömmt, denselben verhüthe.

In Mindelheim wurden die Pferde gefüttert, und ein Glas Wein getrunken. Eine artige Stadt mit einem holperigen Pflaster. Sonst sind die Straßen, in diesen Landstädten

ausgenommen, durchgehends gut unterhalten, und was für den Reisenden bequem ist, vor jedem Dorfe stehen am Ein- und Ausgange Pfähle mit dem Namen desselben Orts, und seiner Entfernung von der Hauptstadt. Das beweiset, daß der Regent auf gute Ordnung halte. Sollte er nicht auch ein Reich lieb haben, das so viele große und kleine Städte, und so fruchtbares Land hat! Ein Frieden von mehreren Jahrzehenden, welch ein Glück könnte er diesem genügsamen Volke bringen! Und er wird kommen dieser Friede! Die Fürsten haben öffentlich geschworen, daß sie nach den Vorschriften des Evangeliums regieren, und nach seiner Lehre über die Menschen, ihre Brüder, herrschen wollen. Ist aber das Evangelium nicht die Lehre des Friedens? Halten sie den nicht, so haben sie falsch geschworen; und dann komme du, Tag des Gerichts, und mache alle dem Unwesen ein Ende!

Wir fuhren nach Memmingen zum Mittagessen; eine starke Morgenfahrt von zehn Stunden. Wir waren daher froh, als wir endlich die Stadt aus den Hopfenstangen hervorragen sahen, die sie wie ein Heer von Kosaken umgeben. In allen diesen Städten und Städtchen muß man den Paß abgeben und unterschreiben lassen, wenn man sich schon nicht da aufhalten will; eine lästige Förmlichkeit, die hoffentlich bei dem bevorstehenden ewigen Frieden aufhören wird.

In Ferthofen an der Iler traten wir wieder für einige Stunden auf würtembergischen Boden, und mußten dafür 4 fl., sage vier Gulden, Wegegeld bezahlen, ob wir gleich mit den Pässen bewiesen, daß wir nur eine kleine Strecke durch dies Land und gerade auf Lindau zufuhren. Es sei gleichviel, ob wir nur ein paar Stunden, oder durch das ganze große Reich führen, hieß es. Es ist doch sonderbar, was einer erfährt, wenn er auf Reisen geht; wer hätte wohl zu Hause hinterm Ofen sich von einer solchen landesherrlichen Maaßregel träumen lassen? Wir haben seit geraumer Zeit auch Schlagbäume, wo vorher keine waren; zwar habe ich nie viel Vergnügen daran gefunden, aber jetzt fände ich es, wenn so ein Zoll-Zwingherr, der in das Schweizerland kömmt, bei jedem eine Viertelstunde aufgehalten würde, den Paß vorweisen, und für sich und all sein Zugvieh tüchtig bezahlen müßte. Aber je größer der Herr, desto weniger bedienen wir Schweizer uns unserer Rechte; der Fürstendienst hat uns verdorben.

Abends kamen wir bei guter Zeit nach Leutkirch, wo wir auf der Post übernachteten. Auch eine der vielen ehemaligen Reichsstädte des schwäbischen Kreises, für die es mir leid thut, daß sie nicht mehr sind, was sie waren, freie Städte. Denn innerhalb der Mauern einer Stadt, wo der Bürger sich seinen Magistrat selbst wählt, und selbst dazu gewählt werden kann, herrscht mehr Selbstgefühl und menschliche Würde, als da, wo der Einwohner sich um nichts Gemeinsames mehr zu bekümmern, und nur für seinen Kram zu sorgen hat, wodurch er so leicht zum Selbstling wird. Kein begünstigter Handel, kein erleichtertes Gewerbe kann den Verlust politischer Freiheit ersetzen, und wenn auch zuweilen ihre Ausübung in Kleinstädterei ausartet, so ist diese Ausartung bald wieder durch einen guten Kopf zu beschwichtigen. — Jede Stadt sollte zuerst Bürger haben, und dann erst verschiedene Gewerbe; die Bürger müssen durch politische Rechte, und die Gewerbe durch Bürgersinn verbunden und erhalten werden; wo das

nicht ist, werden die Städte ein Opfer der Hauptstadt, und verlieren sich nach und nach in Viehzucht treibende Dörfer. Bürgersinn geht über Weltsinn; jener vereinigt, dieser trennt.

Ich ging noch um das Städtchen herum, das sich ziemlich gut erhalten hat. Aber ein rauher, kalter Wind, wie er geht, wenn der Winter kommen will, wehete mir wieder Sorgen in den Leib. Mein Gott, wenn es bei uns so ist, so schneit es, was wird dann aus dem Wein und den Sommerfrüchten werden? Gerade jetzt, wo es um der Trauben willen am wärmsten sein sollte, so ein Winterwind! Wenn Regen und Sonnenschein von Gott kömmt, warum schickt er nicht lieber Sonnenschein, da man dessen so allgemein bedurfte? — Es mag sich zutragen, was da will, so findet die Vorsehung ihre Vertheidiger. — Gott will uns in der Geduld üben, sagen die Einen; aber warum hört man denn so viele Worte der Ungeduld? — Vielleicht verhüteten diese naßkalten Winde pestartige Krankheiten, wenigstens hört man nirgends von Ansteckungen, sagen Andere; aber, entgegnen wiederum Andere, kann denn ein Unglück nicht abgewandt werden, als durch ein anderes Unglück, Krankheit durch Mißwachs? — Es ist dies Jahr, läßt man die Bergknappen sagen, eine ungewöhnliche Hitze unter dem Erdboden, wäre noch die Sonnenhitze von oben hinzugekommen, so hätte die sengende Dürre alles verzehrt, oder ungeheuere Donnerwetter alles zerschmettert. Bei allem dem kann man noch immer fragen, wußte der Allmächtige keinen andern Rath? — Ungeschickte Vertheidigungen ziehen leichtsinnige Reden nach sich. Hier ist nichts anders zu thun, als den Finger auf den Mund zu legen, und wo man nicht danken kann, darum nicht gleich zu lästern. Gibt es eine herrschende Allgewalt, so hat sie gewiß auch ihre Zwecke; nur sollen wir uns nicht vermessen, diese sogleich begreifen oder erklären zu wollen, und bei einem großen Unglück lieber von dem Allgütigen und Alliebenden schweigen, und dagegen den furchtbaren Herrn der Natur anbeten, den eben seine Unbegreiflichkeit zum Gott macht. Seine Güte wird sich auch wieder zeigen; nur muß man nicht zur Unzeit ihr Lob heucheln! — Der biblische Jehovah ist allein der wahre Gott, denn Ihn finden wir im Leben und in der Natur, zürnend und schonend, liebend und strafend, unerwartet helfend und unerbittlich fern. Und es ist kein gröberer Anthropomorphismus, als das Bild, welches uns die Philosophie von Gott macht; denn was ist dieser Gott anders, als der Inbegriff blos menschlicher Vorstellungen von der Vollkommenheit, die nirgends mit dem, was im wirklichen Leben und in der wirklichen Natur geschieht, paßt.

So suchte ich allerhand hervor, um des lästigen Eindrucks, den der kalte Wind und der eisgraue Wolkenhimmel auf mich machte, los zu werden; es wollte aber nicht viel helfen; ein einziger warmer Sonnenstrahl hätte mir besser gethan, als alle Vernunftgründe. Bin wohl ich allein so schwach? Nicht das Uebel, sondern die Erwartung desselben plagt mich; ist es wirklich da, so kann ich mich ruhig darein schicken. Wäre im Frühjahr Alles mit einemmale verfroren, so hätte ich wenigstens nicht an getäuschter Hoffnung gelitten. — Kommt mir zu Hilfe, ihr Sprüche biblischer und heidnischer Weisheit gegen die Nichtigkeit der Sorgen!

Το σημερον μελει μοι
Το δ'αὔριον τις οἶδεν.

Darin stimmt himmlische und irdische Vernunft zusammen; und worüber diese Eins sind, das muß doch wahr sein!

Dienstag den 25. Juni. Frühstückten wir in Wangen. Ein freundlicher, gutmüthiger, bürgerlich gesprächiger Postmeister gab mir vollends meine heitere Stimmung wieder. Sein Kaffee und Butterbrod war gut; in seinen Worten war Wohlwollen, welches der beste Bestandtheil jedes Gespräches ist; seine Forderung sehr gering, welches uns nicht um der unbedeutenden Ersparniß willen, sondern aus dem humanen Grund freute, auch wieder einmal einen christlichen Wirth gefunden zu haben.

Bei Postmeistern muß man sich nicht erkundigen, wie das Land regiert werde. Sie haben nur eine Ansicht, die von ihrem Stall ausgeht, und heute so, morgen anders ist, je nach der Beschaffenheit der öfters ändernden Postverordnungen. Aber wenn ich bei alten ehrlichen Bürgern, die noch unter reichsstädtischer Verwaltung gelebt hatten, nachforschte, wie sie sich unter die neue Verfassung finden, so konnte ich durchgängig merken, daß das Alte darum mehr Werth für sie hatte, weil sie sich dabei als einen aktiven Theil des, wenn auch kleinen, Ganzen fühlten, da sie hingegen jetzt in dem großen Ganzen sich passiv verlieren; denn jeder Mensch will gern, und sollte auch was zu sagen haben. Und wer auch nur einen geringen Theil dieses Rechts einmal besessen, und sich seiner nicht freiwillig begeben hat, der sieht den Verlust desselben als eine Erniedrigung an. Mit dieser Nachliebe für die gute alte Gewohnheit verwischte sich denn doch, wenn ich tiefer eintrat, hier und da, ja fast allenthalben, manche Erinnerung der Unzufriedenheit über patrizische Mißbräuche, die mich aber nicht befremdeten.

Je näher der Schweiz, desto behaglicher fanden wir uns; und als wir von der Höhe herab den Bodensee und die Berge sahen, „da jauchzten wir mit großem Schall." Wir zogen die vaterländischen Brillen hervor, durch welche man Alles in verklärtem Lichte sieht.

Bei Lindau freuten wir uns der hübschen, reinlich unterhaltenen Landgüter in der Nähe der Stadt; und als wir unversehens auf die Brücke kamen, erschraken wir beinahe über den ungestümen See, den der Wind in heftige Bewegung gesetzt hatte, so daß die Wellen hoch hinanschlugen. Wir kamen auf den Mittag an, (und blieben da übernacht) in der Krone, wo ein angenehmes Zimmer gegen den See und den neuen Hafen hinaus ist. Wir sahen gerade ein Schiff mit Wind und Wellen kämpfend auf dem Wasser hüpfen, und endlich in den Hafen einlaufen. Die Reisenden, junge Leute von beiderlei Geschlecht, waren beim Aussteigen in gleicher Stimmung; die einen frohlockten über die überstandene Gefahr; andere aber konnten die Angst, ja einige den Verdruß und mißmuthige Thränen nicht gleich los werden. Ich hätte es mit den erstern gehalten. — Eine artige stille Stadt. Wir verweilten uns lange am Hafen, die schäumenden Wellen des empörten Sees hoch an das Ufer anspritzen zu sehen. Ein trüber

Abendhimmel hinderte uns zu schauen und zu bewundern: wie folget: „Die herrliche Lage dieser Insel, die ausserordentlich schönen, wunderbar stolzen und erhabenen, unbeschreiblichen Aussichten, das prachtvollste Schauspiel, die herrliche Fernsicht, die genußvollen Spazierfahrten und herrlichen Standpunkte, den Wasserspiegel, das Spielen der Wellen in den Horizont, die Größe und Pracht, Erhabenheit und Schönheit mit allen ländlichen Reizen der Anmuth, ja sogar die runden Thurmknöpfe von St. Gallen“, und alle die Vorzüge der Natur, die in Reisebeschreibungen einladend dargestellt sind, daß man nicht begreifen kann, wie bei allem dem die Bewohner dieser Stadt ein so kaltes und unpoetisches Volk sein können, da sie doch diese begeisternden Gegenstände beständig vor Augen haben, bei deren bloßen Beschreibung man schon vor Entzücken aus der Haut fahren möchte. Daß ich zwei alten Universitätsbekannten, denen es hier wohl geht, zu spät nachfragte, um sie noch besuchen zu können, gehört unter meine Nachläßigkeiten, und that mir nachher leid.

Mittwoch den 26. Juni. Ueber Bregenz, wo man das ganze schwäbische Meer hinunter sieht, kamen wir auf St. Johann Höchst, wo wir frühstückten, und wo ich einen alten Freudegenossen anzutreffen, und mit Freundlichkeit zu trösten hoffte, der in verunglücktem Jagen nach Reichthum um das Seine gekommen. Welch ein trauriges Leben, Jahr aus Jahr ein sich nur mit dem Gelderwerbe beschäftigen, und am Ende doch zu nichts kommen! Lieber wollte ich mit einem paar Büchern in einem Pfründehaus leben. — Er war nicht da.

Einem Fremden, der auf dieser Straße die Schweiz betritt, muß es einen vortheilhaften, ja wundersamen Begriff von diesem Lande geben, wenn er unter den Wald von Fruchtbäumen bei St. Margarethen kömmt, wenn die Sonne durch die grünen Aeste tausend kleine Lichter auf den Boden streut, und unter den Gewölben der Bäume bald nahe bald fern eine Bauernhütte erscheint und wieder verschwindet, und wandelnde Menschen wie in einem bezauberten Irrgewände kommen und gehen — und wenn er sich dann überzeugt, daß dies Alles kein englischer Garten, sondern wirkliche Natur, und der Eintritt in das glückliche Land ist, welch einen Unterschied muß er finden zwischen den gehaltlosen Gegenden, wo er durchgekommen, und dem, was er jetzt sieht, — So ging es wenigstens uns. Hingegen empfanden wir auch den Unterschied des Landes, oder vielmehr der Landesherren, in den holperigen Straßen, die uns aus jedem romantischen Gefühle herausschüttelten, und uns in Roschach auf die Gesundheit der Könige trinken machten, die für gute Straßen besorgt sind.

Winterthur. Ulrich Hegner.

Inhaltsverzeichniß

vom ersten Jahrgang

der Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

I. Zur Geschichte Europa's

1. Im Allgemeinen.

Seite.

1. Anblick der europäischen Welt im Anfang des Jahres 1817. 3

2. Der Zustand des europäischen Handels. 33
Abnahme der Bevölkerung. — Bedeutsamkeit der Auswanderungen nach Amerika. — Verlust des portugiesischen und spanischen Goldes und Silbers. — Uebermenge der Gewerbs- und Handelsleute — Bevorstehende Gefahr allgemeiner Verarmung. — Ueber die Mittel dagegen.

3. Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes der Freimaurerei in Europa. . . . 121
Eingang. — Herkommen der Freimaurerei von den Baugesellschaften der Römer und des Mittelalters. — Trennung von der Werkmaurerei in England. — Verbreitung von England und Schottland in das übrige Europa. — Gegenwärtiger Stand der Logen in Großbritanien, — in Frankreich, — Deutschland, — Eidsgenossenschaft. — Entartung der Freimaurerei. Ursachen. — Inneres Wesen des Maurerthums und dessen Geschichte.

4. Rede eines Südamerikaners vor dem Areopage des heiligen Bundes. . . 277

5. Wanderungen durch Frankreich, Spanien und Schottland in den J. 1807 bis 1814. 333
Auxonne. Dijon. Orleans. Tours. Der Invalide von Laval. Rennes. Festlichkeiten. Die Bretagner. Schlachtfeld von quatre chemins. Saintes. Bordeaux. Die Landes und ihre Bewohner. Acqs. Der Korkwald. Der Weg durch die Pyrenäen. Felsenpaß Pancobro. Burgos. Valladolid. Spanisches Leben. Die Mühlen zu los Molinos. Toledo. Sierra Morena. Einnahme von Cordoba. Gefangennehmung von Duponts Heer. Betragen der Spanier gegen Kriegsgefangene. — Die Gefangenschiffe. Fahrt nach Majorka. Cabrera. Beschreibung der Insel und ihrer Merkwürdigkeiten. Lebensart der Kriegsgefangenen in der Rhede von Mahon.

6. Wanderungen durch Frankreich u. s. w. (Beschluß.) 367
Fahrt nach England. Seebelustigungen. Die Physaliden. Die Gefangenschiffe zu Portsmouth. Rohheit der Engländer gegen Kriegsgefangene. — Das Städtchen Prebles in Schottland. Der schottische Landmann. — Dunfries. — Mißlungene Entweichung. Walleyfield. Falkland. Die Bergschotten. Das Eisspiel. Perth. Der Kriegsgefangenen Elend. Versetzung ins Schloß Edinburg. Chatam. Endliche Befreiung.

7. Ueber Staatspapiere und den Handel mit denselben. 388

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

8. Kleine Bildnisse aus der Geschichte des Zeitalters. 480

9. Von geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters. 531
Allgemeiner Ueberblick. — Verschiedenheit der Religion von den Dogmen und Kirchenverfassungen. Gemeine Vorurtheile den Protestantismus angehend. — Gemeine Vorurtheile den Katholizismus angehend. — Verirrungen der Protestanten nach der Reformation. — Erwartungen, Weissagungen und Schwärmereien in neuesten Zeiten. — Religiöser Zustand der Volksmehrheit. — Von der rein christlichen Kirche. — Von den Fehlern bei der Feier des Reformationsfestes im Jahr 1817. Die katholische Kirche und der Papst.

10. Vergleichungen zwischen einigen welthistorischen Begebenheiten. 391

11. Ueber Universitäten. 402

12. Blicke auf das alte und neue Deutschland. 436

2. Im Besondern.

Frankreich.

Die Eide der Geistlichkeit in Frankreich. . . . . [illegible]

Römische Alterthümer im Elsaß, bei Heiligenberg entdeckt. Biot und Benzenberg. 62

Paris und das französische Reich. 65
Die Parteien. — Stelle aus der Predigt des Bischofs Camus von Bellay. — Benjamin Constant und Chateaubriant. — Die Männer von Ebre. — Donatian de Sesmaisons. Alexander Crevels Vorschlag, Frankreich zu retten. — Die Geistlichkeit im Elsaß. — Viomenil. — Der Herzog von Coigny. — Beurnonville. — Der Herzog von Feltre.

Ludwig Philipp, gewesener Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orleans, während seines Aufenthalts in Graubünden, in den Jahren 1793 und 1794. 195

Der alte Zitronenbaum le grand Bourbon. — Neue Erklärung von der Ursache des tiefern Standes des Mittelmeers zum rothen Meer. — Engelmanns Lithographie in Paris. 415

La Fayette's Landleben im Schlosse La Grange. 573

Großbritanien.

Kunde von Ithaka. Einnahme der Londner und Pariser Bühnen. Einimpfung der Pest. 31

Stiftungen zur Beförderung der Kunst. 64

London und die britischen Reiche. Das Parlament. Oeffentliches und gemeines Wesen. — Die Gesellschaft für verlassene Fremdlinge in London. 77

Deutsche Buchhandlung in London. 96

Hoffnungen zum Besuch des Nordpols. 172

Davy's Entdeckung über Mittheilung des Wärmestoffs. 202

London und die britischen Reiche. Zweiter Brief. 213
Vortheile der Engländer für ihren Wohlstand aus den bisherigen europäischen Kriegen. Unermeßlicher Nachtheil des Friedens für England. — Schnelle Abnahme des Handels und Verkehrs, neben Uebervölkerung. — Verhältniß der Staatsschuld und der Schuldentilgungsmittel. — Zweckwidrige Unterstützung der Brodlosen. — Wahrscheinliche Wiedereinführung der Eigenthumssteuer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Kämpfers Handschrift. 255

Ueber die Munizipal-Korporationen in England im Allgemeinen, und über die Korporationen der Stadt London im Besondern. 315

Lord Byron, der neueste englische Dichter. 407

Ist der Ausbruch einer großen Staatsveränderung in England wahrscheinlich, und welche Folgen würde dieselbe für Europa haben? 427

Ursachen und Folgen des Mißlingens der Gesandtschaft nach China, unter L. Armherst. 465

London und die britischen Reiche. 465

Gegenwärtiges Verhältniß der Ministerial- und Oppositionspartei. — Die catholic question. — Prozeß der Staatsverbrecher.

Baugeschichte und Beschreibung des Leuchtthurms auf dem Felsen Bellrock in Schottland. 503

Einleitung. Beschreibung des Bellrock. — Aeltere Geschichte des Felsen. — Baugeschichte des Leuchtthurms. — Seine Beschreibung. — Bemerkungen über das Ganze.

Deutschland.

Großherzogthum Weimar. 140

Verfassung. — Landtag. — Postwesen. — Die Gesellschaft der Freunde in der Noth. Wissenschaft. Kunst. Adel und Bürgerliche. Geselligkeit.

— — (Beschluß). 159

Oesterreich. Literatur und geistiges Leben in Oesterreichs Ländern. 145

— Salzburgs Klagen vor dem kaiserlichen Thron im Jahr 1816. . . . 323

— Die Theurung und ihre Wirkungen. — Gang der Industrie. — Censur und Literatur. — Alterthumsforschungen. — Sonnenfels und Woltmann. 554

— Bericht über die Ereignisse vom 11. bis 14. April des Jahres 1809 im Tyrol. 626

Preussen. Berlin und der preussische Staat. 4

Staatsbürgerliche Geistesregsamkeit. — Der König. Der Fürst von Hardenberg. — Die Ministerien. Neues Aufblühen der Hauptstadt; ihre Verschönerung; Museum; Gemäldesammlungen. Fabriken. Neue Wendung des Handelswesens. — Deutschthümerei. Turnanstalt. Getändel in kirchlichen Dingen. Weises Benehmen der Regierung.

— Berlin und der preußische Staat. Zweiter Brief. 81

Hang zur Frömmelei. — Albion der Modegötze. — Neanders Erfindungen. Droschken. — Konscriptionswesen. — Verhältniß des Adels und Bürgers beim preußischen Heer. — Der preußische Offizier.

— Berlin und der preußische Staat. Dritter Brief. 186

Betrachtungen über Heeresstärke und Staatsschuldenwesen in Europa überhaupt. — Blick auf das preußische Finanzwesen. — Polizei. Bürgergarde.

— Berlin und der preußische Staat. Vierter Brief. 269

Das Schauspiel. Verartung des Geschmacks durch die Universaldramatiker. Nachtheilige Wirkung davon auf die Kunst des Schauspielers. — Devrient. Die Oper und das Ballet.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Preussen. Berlin und der preussische Staat. Fünfter Brief. 287
Genußseligkeit der Berliner. Eigenthümlichkeit des Luxus unserer und voriger Zeiten. — Annäherung der Stände im Leben und Genuß desselben. Der königliche Hof. — Verhältniß der Stände im Volk zu einander. — Der Handelsstand. — Die Juden.

Baiern. Die Werkstätten in Benediktbeuern. 559
Ehmaliger Mangel und gegenwärtige Rückkehr des Gewerbfleisses in Baiern. Das Haus Benediktbeurn; dessen frühere Geschichte. — Joseph von Utzschneider. — Die Landwirthschaft, Schule u. s. w. des Hauses. — Die Glashütten. Das berühmte optische Institut; dessen neueste Fortschritte. Die Zuckersiederei. Die Tabaksfabrik. Blick auf das Gesammte des Hauses.

— Die Lustreise eines Schweizers nach München im J. hr 1816. 607
Das Unterwegs, auf der Landstraße — in Ulm — in Augsburg — München Bemerkungen über die Bildergallerie — über einzelne Stücke derselben — nebenbei über Künstler, Kenner u. Liebhaber — Gang zur Reitschule u. Akad.

— Die Lustreise eines Schweizers nach München im J. 1816. (Beschluß) 631
Polizeiliche Inquisition. — Jakobi. — Der Besuch von Schleisheim. — Betrachtungen im königlichen Schatz, und im Elfenbeinschatz. — Heimkehr über Landsberg. Gedanken beim Zuchthause — beim Weggelde — und kaltem Wetter — Lindau. — Wiederkunft in die Schweiz.

Würtemberg. Verfassungs-Angelegenheiten. 95

Sachsen. Denkschrift über den sächsischen Banner. 583

— Die sachsischen Kriegsgefangenen in den preussischen Staaten. . . . 500

Vermischtes. Die Kometen. Gang und Zweck des deutschen Bundestages. Kette des Adelvereins. Geschichtliche Berichtigungen. 58

— Deutscher Staatenbund und helvetischer Bundesstaat. 231

— Ein Nachtrag zu den Bemerkungen über den deutschen Bundestag. . 257

— Zween Beiträge zur Geschichte unserer Zeit. 1) Beiträge zur Zeitgeschichte. 296
2) Versuch einer innern Geschichte der neuesten Ereignisse. . . 303

— Erinnerung an Engelbert Kämpfer und dessen noch ungedruckte Schriften. 325

— Blicke auf das alte und neue Deutschland. 436

— Fraunhofers neue Entdeckungen über die verschiedene Natur des irdischen und elektrischen, Sonnen- und Fixsternenlichtes. 442

Schweiz.

Der Sommer von 1770 und 1816. 31

Gränzen des Holzwuchses auf den höchsten Alpen. Abnahme der Vegetationskraft in den Alpen. — Entstehung der Lawinen. — Ungeheure Ziegenzucht. — Armuth und Uebervölkerung des Oberlandes vom Kanton Bern. 168

Allgemeine Theurung. Theilweise Hungersnoth. Wirkungen derselben. Uebervölkerung. Noth von Glarus. Frankreichs Verhältniß. Ultramontanisches Christenthum. Wyß Reise ins Berner Oberland. 282

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Ueber Pestalozzi und die Ausgabe seiner Werke. 359
Denkschrift über das politische Verhältniß der Schweiz zu Deutschland, Frankreich u. sich selber. 379
Darstellungen aus der Schweiz. 415
Die Reisenden. — Ehrenrettung der Stadt Aarau. — Gang und Spannung der öffentlichen Grundsätze. — Die Jesuiten. — Der Abt von St. Gallen. — Die Geschichtschreiber Robert Glutz und Joseph Andre. — Stellen aus dem Buche des Letztern.
Einfluß wissenschaftlicher Verbindungen. — Die schweiz. Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften — Decandolle's Vermuthung uber die Anzahl der Pflanzenarten. 602

Italiänische Staaten.

Neue Charte von Italien. — Politische Stimmung des Volks. — Die Sängerin Catalani: Ansehen deutscher Musik in Italien. — Bellati's Frescogemälde in Mailand. — Die Improvisatoren Taddei und Sgricci. — Die deutschen Künstler in Rom. — Der Papst; Karakterzüge von ihm. — Stollbergs Geschichte in Rom zensirt. — Römische Finsterniß. Die römische Curie in Bezug auf Deutschland und eine germanikanische Kirche. — Alterthumsliebe. — Canova als Marchese d'Istria. — Deutsche Literatur in Italien. 97
Entdeckung altrömischer und griechischer Schriftsteller durch Angelo Majo. Ridolfi's Bestätigung von der magnetischen Kraft der violetten Strahlen. — Ueber die pontinischen Sümpfe. 116
Einige Bemerkungen über die Wiederherstellung des Kirchenstaats ohne die geistliche Gewalt des heiligen Stuhls in andern Ländern. (Aus Briefen.) . . . 219
Vom römischen Karneval. — Kardinal Mauri. — Des Fürst Primas Andenken in Rom. Fea, der Alterthumsforscher. — Von einigen Deutschen in Rom. — Oeffentlicher Unterricht in Neapel. 239
Neapolit. Literatur. — Entrollte Schriften aus Herkulanum. — Neue Werke gelehrter Neapolit. 314
Entstehen des ansteckenden Petechialfiebers in Ital. Entdeckung alter Grabmäler am See Albano. 332
Das Fest des heil. Filippo Neri. — Das Frohleichnamsfest in Rom. — Graf Camillo Borgia's Reisen im Reich Tunis. — Leben und Tod des Filippo Ne. — Die gelehrten Jünglinge Karl Witte von Lochau und Joseph Boccanera von Fabriano. . . . 473
Das Urtheil der Italiäner über deutsche Literatur. 530
Entdeckung eines Ulphilas in der ambrosischen Bibliothek zu Mailand. — Die Bestätigung der, magnetische Kraft gebenden, Eigenschaft des violetten Lichtstrahls. 581

Rußland.

Die Umgebungen von Kasan. — Das Klima. — Das Kloster Silantow und Jschizah. Die Schluchten des Steppenlandes. — Die Hochschule. — Die Zahl der Studierenden. 255
Auszüge aus E. Kämpfers russischer Reisebeschreibung. 417

II. Zur Geschichte Asiens.

Calcutta und die ostindisch-britische Macht. 173
Englands Staatskunst in Ostindien oder Geschichte und Ursachen des Krieges in Nepaul. 267
Beschreibung des Landes Nepaul. — Beschreibung von Terrane. — Des Kriegs Veranlassung und glücklicher Ausgang für die Briten. — Bedenkliche Lage der Briten in Ostindien, zu Anfang des Krieges. — Englands Vortheil aus dem Siege über Nepaul. — Bedrohungen von den wilden Horden der Pindarens. — Schilderung dieses Volks.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Ursachen und Folgen des Mißlingens der Gesandtschaft nach China, unter L. Amherst. 461

Merkwürdige Erscheinung beim Ausbruche eines Vulkans auf dem Eiland von Sumbava. 578

III. Zur Geschichte Afrika's.

Alterthümer auf der nordafrikanischen Küste — Natur dieses weiten Landstrichs. Die Berrebern und Mauren, ihre Lebens- und Denkart. — Schilderung der Arabern, ihre Gemüthsart und Beschäftigung. Das Loos der Juden auf den nordafrikanischen Küsten. 89

Die Tartaren und Malayen, Stammsgenossen der amerikanischen Völkerschaften. Fortschritte der Südsee-Eiländer in Kenntnissen und Einrichtungen. — Owyhee. . 174

Nachricht von dem unglücklichen Schicksal der neuesten Entdeckungsreise ins Innere von Afrika, unter Leitung des Kapitän Tuckey. 252

Blick auf Aegypten. — Leghs Gang durch die Grabhöhlen der Krokodilen-Mumien. Die Steinschrift von Rosette. Allmählige Versandung Nordafrikas. . . . 490

IV. Zur Geschichte Amerika's.

Nordamerika.

Der nordamerikanische Freistaat Ohio. 97

Die fortwährenden Auswanderungen und ihre Ursache. — Beschreibung des Ohiolandes und dessen wachsender Bevölkerung. — Neuschweizerland. — Größe und Einrichtungen. — Unterschied der europäischen u. nordamerikanischen Staatsverfassungen, und Ursache davon. 109

Abriß der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften in den vereinten Staaten von Nordamerika. Von Hrn. de Witt-Clinton. 149

Südamerika.

Mave's Nachrichten vom gegenwärtigen Zustand Brasiliens. 50

Die Staatsumwälzung von Buenos-Ayres in Südamerika. 177

Allgemeiner Hinblick auf die bürgerlichen Gährungen und Kriege Amerikas. — Der Zustand von Buenos-Ayres im Jahr 1805. — Die Engländer gegen Buenos-Ayres. Liniers. Im J. 1807 u. 1808. — Anfang der bürgerlichen Unruhen. — Goyneche. Im J. 1808. 1809. — Die Staatsumwälzung erfolgt. Ausbruch des Bürgerkriegs. Im J. 1809. 177

Die Staatsumwälzung von Buenos-Ayres in Südamerika. (Beschluß). . 203

Fortsetzung des Kampfes zwischen Buenos-Ayres und Monte-Video. — Chili und Peru stehen auf. Betragen des Hofes von Rio-Janeiro. Fortdauer des Kriegs. Entzweiung der Freistaaten. J. 1812. 1813. Monte-Video wird erobert. Fortschritte der Cordilleren. Die Staaten Südamerika's erklären im Kongreß zu Cordoba ihre Unabhängigkeit. — Absicht der Portugiesen gegen Monte-Video. Jahr 1816.

Beschreibung und Karte des Meta-Stromes von D. J. C. Madariaga. . . 219

V. Zur Geschichte Südindiens.

Tamaahmaah, Beherrscher der Sandwich-Inseln. 499

Geschichte der britischen Niederlassungen in Neu-Südwales. — Anbau der Städte und Ortschaften. — Unkosten Englands und Vortheile von jenen Gegenden. Weise Anstalten daselbst, Verbrecher u. deren Nachkommen allmälig wieder zu nützlichen Bürgern zu machen. 515

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google